

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde

Herausgegeben vom Verein für Volkskunde in Wien

Unter ständiger Mitarbeit von

Hanns Koren, Franz Lipp, Oskar Moser und Josef Ringle

geleitet von

Leopold Schmidt

Neue Serie

Band XI

Gesamtserie

Band 60

WIEN 1957

IM SELBSTVERLAG DES VEREINES FÜR VOLKSKUNDE

Dieser Jahrgang
erscheint mit Unterstützung
der
Tiroler Landesregierung
und der
Niederösterreichischen Landesregierung
sowie der
Stadt Wien
aus Mitteln des Kulturgroschens 1957
auf Antrag des Notringes der wissenschaftlichen
Verbände Österreichs

INHALT

Abhandlungen und Mitteilungen

Franz Kollreider, Katalog zum Museum bäuerlicher Arbeitsgeräte in Schloß Bruck, Lienz. Mit 32 Bildtafeln	1
Anton Fritz, Montavoner Sensenhändler	65
Franz Hutter, Zu den Sagen von Hundemenschen	68
Richtigstellung zu ÖZV Bd. 10, S. 97 ff.	68
Rudolf Kriss, Beitrag zur Wallfahrtskunde von Sardinien, Ein Reisebericht, Mit 39 Aufnahmen von Hubert Kriss-Heinrich	97
Edgar Krausen, Marienberg — eine erloschene Wallfahrt der Zisterzienser von Raitenhaslach	129
Karl Spieß, Das Nachleben des „Etanamythos“	179
Werner Lynge, Dialekt, Unifrauen und Vilen, Motivgeschichtliches zu den weiblichen Sagenfiguren mit Tierfüßen im Alpen- und Karstbereich	194
Anton Avanzini, Im Zeichen Gregors des Großen	219
Leopold Schmidt, Auf der Suche nach der verlorenen Volkskunde. 1. Bericht über eine Winterreise 1957 zu den Sammlungs- und Forschungsstätten der Volkskunde in Süd- und Westdeutschland	226
Leopold Kretzenbacher, Eine Krippenlegende aus Admont. Zur Frage der Sinnbezüge von Einzelmotiven in der abendländischen Krippenkunst	271
E. K. Blümmel und Gustav Gugitz, Die Lichtputzschere und ihre Volkstümlichkeit	280
Ellen Ettlinger, Bayerische und österreichische Amulette der Sammlung Hildburgh im Welcome Historical Medical Museum (Mit 9 Abb.)	295
Barbara Pischel, Polarität volkstümlicher Denk- und Glaubensvorstellungen (anhand von Karten des Atlas der deutschen Volkskunde)	306
Iván Balassa, Quellen, Methoden und Ergebnisse der ungarischen Arbeitsgerätforschung	312
Richard Pittioni, Zur Verbreitung des Rauchstubenhauses in Nordtirol	322
Erwin Mehl, Die angebliche Ranggelurkunde von 1518	324

Nachrichten aus dem Archiv der österreichischen Volkskunde

2. Leopold Schmidt, Die beiden Spaten-Umfragen von 1952 und 1956	75
3. Leopold Schmidt, Die Wallfahrtsumfrage des Jahres 1954.	139
4. Leopold Schmidt, Die Befragung nach den Aussaatgeräten (Mit 1 Karte und 1 Abb.)	246
5. Leopold Schmidt, Erfahrungen und Beobachtungen bei den Geräteumfragen des Archivs	326

Aus der Arbeit des Volkskundeatlasses

Adolf Heibok, Editionsplan des österreichischen Volkskundeatlasses	69
--	----

Chronik der Volkskunde

Zum 60. Jahrgang der Zeitschrift (Schmidt)	79
Vierte Tagung „Volkskunde und Rundfunk“ (Kretzenbacher)	80
Die Volkskunde auf dem 4. Österreichischen Historikertag (Schmidt)	81
Wandertagung der Folkloristen Jugoslawiens in Montenegro, September 1956 (Kretzenbacher)	83
Verein und Museum für Volkskunde in den Jahren 1956/57	249
Die 8. Österreichische Volkskundetagung in Bregenz (Hornung)	332

Ausstellungen

Ausstellungen (Wien)	84
Internationale Masken-Ausstellung in Antwerpen (Kasser)	84
Österreichische Krippenausstellung in Paris	141
Internationale Krippenausstellung in Mailand	141
Ausstellungen (Linz, Trautenfels)	251
Ischler Heimatverein	344
Vorarlberger Landesmuseum	344
Kunsthistorisches Museum, Wien	344
Museum für deutsche Volkskunst, Berlin	344
Landwirtschaftsmuseum Wels	145
Franz Lipp, Die Heimatsammlung Mairhofer, Zell am Moos	342
Hohe Auszeichnungen (Josef Tomschik — Michael Hauss)	141
Volkskunde an den österreichischen Hochschulen	141, 344
Ernennung Otto Höfler	341
Eine Bleichsteiner-Straße in Wien	342
Edmund Wießner † (Schmidt)	86
Walter Hensel † (Schmidt)	87
Alfred Webingner † (Maria Kundegraber)	142
Josef Weingartner † (Schmidt)	251
Karl Spieß † (Schmidt)	335
Georg Graber † (Schmidt)	338
Raimund Zoder, 75 Jahre (Schmidt)	340

Literatur der Volkskunde

Leopold Schmidt, Masken in Mitteleuropa (Richard Weiß)	88
Schmidt und Riedl, Die Johann-R.-Bünker-Sammlung zur Sachvolkskunde des mittleren Burgenlandes (Helene Grün)	90
Atlas von Niederösterreich, 5. Doppellieferung (Schmidt)	91
Karl Bosek-Kienast, Heimatkünder (Schmidt)	91
Walter Fresacher, Kärnten, 1. Kärnten südlich der Drau (Schmidt)	92
Brunecker Buch (= Schlern-Schriften Bd. 152) (Schmidt)	95
Martha Khil, Biographisches Lexikon von Oberösterreich, Bd. 2 (Schmidt)	94

Albrecht Timm, Studien zur Siedlungs- und Agrargeschichte Mitteldeutschlands (Schmidt)	94
Rudolf Kriss, Die Volkskunde der Altbayrischen Gnadenstätten (Schmidt)	146
Rudolf Kriss und Lenz Rettenbeck, Eisenopfer (Schmidt)	147
Hans Aurenhammer, Die Mariengnadenbilder Wiens und Niederösterreichs (Torsten Gebhard)	150
Hubert du Mauoir, Maria, Etudes pour la Sainte Vierge (Aurenhammer)	152
Erich Hupfauft, Sagen, Brauchtum und Mundart im Zillertal (Schmidt)	155
Karl Hg., Die Walser in Vorarlberg, Bd. II (Kretzenbacher)	156
Die Wiener Schule der Völkerkunde, Festschrift (Schmidt)	157
Robert Wildhaber, Der „Feiertagschristus“ als ikonographischer Ausdruck der Sonntagsheiligung (Schmidt)	159
Istvan Györfy, Die Volkstracht der Matyo (Bela Gunda)	160
Index ethnographicus Budapest (Schmidt)	162
Wolfgang Stämmler, Deutsche Philologie im Aufriß (Schmidt)	162
Paolo Toschi, Le origini del teatro italiano (Kretzenbacher)	168
Sigurd Erixon, Landbrug og bebyggelse (Schmidt)	170
Paul Schlosser, Bachersagen (Lutz Röhrich)	252
Franz Lipp, Volkskunst und Handwerk der Gegenwart in Österreich (Schmidt)	253
Karl M. Klier, Das Totenwachtsingen im Burgenland (Walter Salmen)	256
Robert Mayer, Die Bergkirchen in den Ostalpen (Schmidt)	257
Karl F. Wolff, Dolomiten-Sagen (Schmidt)	257
Salurner Büchl (Schmidt)	258
Elli Zenker-Starzacher, Es war einmal . . . (Schmidt)	258
Das Gesicht der Völker (Schmidt)	259
Wilhelm Koppers, Der Urmensch und sein Weltbild (Schmidt)	260
Erwin Mehl, Troiaspiel und Trojaburg (Schmidt)	261
Lutz Röhrich, Märchen und Wirklichkeit (Schmidt)	262
Josef Haltrich, Deutsche Volksmärchen aus dem Sachsenland in Siebenbürgen (Schmidt)	262
Paul Nedo, Sorbische Volksmärchen (Schmidt)	263
Harry Trommer, Wo das Erz in Fülle blinkt (Schmidt)	263
Rudolf Berliner, Bemerkungen zu einigen Darstellungen des Erlösers als Schmerzensmann (Schmidt)	263
Barbara Helbling-Gloor, Natur und Aberglaube im „Poliraticus“ des Johannes von Salisbury	264
Schweizer und Berner Heimatbücher: (Schmidt)	264
Paul Zinsli, Der Berner Totentanz des Nikolaus Manuel	264
Verena Trudel, Schweizerische Leinenstickereien des Mittelalters und der Renaissance	264
W. U. Guyan, Schaffhauser Kunst und Kultur im Museum zu Allerheiligen	264
Josef Fanger, Die Alpwirtschaft Obwaldens	264
Paul Scheuermeyer, Bauernwerk in Italien, der italienischen und rätoromanischen Schweiz, Bd. II (Schmidt)	265

René Meurant, Studien zu den westeuropäischen RiesenprozeSSIONen (Schmidt)	266
Volkskundliche Bibliographie für die Jahre 1937—1938 (Schmidt)	345
Leopold Schmidt, Volksschauspiel der Bergleute (Bausinger)	346
Josef Huber, Das Brauchtum der Totenbretter (Kundegrabler)	347
Leopold Schmidt, St. Radegundis in Groß-Höflein (Kretzenbacher)	349
Schriftenreihe des Institutes für Landeskunde von O.-Ö.:	350
5/6: Ernst Newklo wsky, Die Schifffahrt und Flößerei im Raume der oberen Donau	350
7: Gustav Gugitz, Die Wallfahrten Oberösterreichs	352
Othmar Wonisch, Die Theaterkultur des Stiftes St. Lambrecht	353
Max Meil, Alpenländisches Märchenbuch	353
Kufsteiner Buch, hg. Franz Biasi	353
Karl H. Wag gerl, Das ist die stillste Zeit im Jahr	354
Aus Kärntens Volksüberlieferung (Graber-Festschrift)	354
Herwig Hornung, Verzeichnis der Schriften von Eberhard Kranzmayer	354
Franz Huter, Südtirol	355
Franz G. Metzler, Sitte und Brauch im Bauernleben	355
Erich Meyer-Heisig, Weberei, Nadelwerk, Zeugdruck	355
Lexikon der Marienkunde, 1. Lieferung	356
Karl Hillenbrand, Bemalte Bauernmöbel aus württembergisch Franken	356
Großauheim 806—1956, Hg. Mathilde Hain	356
Hans B. Meyer, Das Danziger Volksleben	357
Walter Salmen, Das Erbe des ostdeutschen Volksgesanges	357
Walter Blachetta, Das Sinnzeichenbuch	358
Gerhard Zw erenz, Magie, Sternenglaube, Spiritismus	358
Albert Lutz, Jünglings- und Gesellenverbände im alten Zürich und im alten Winterthur	358
Hans Georg Wackernagel, Altes Volkstum der Schweiz	359
Eduard Kolb, Alemannisch-nordgermanisches Wortgut	360
Walter Starkie, Auf Zigeunerspu ren	360
Gregor — Klausmeier — Kraus, Europäische Lieder in den Ursprachen (Klier)	360
Jahrbuch für Volkskunde der Heimatvertriebenen, Bd. II	361
Karel Šmirous und Blazena Šotkova, Volkstrachten in der Tschechoslowakei	362
Čsete Balázs, Kinderspiele aus Jászker (Bela Gunda)	363
Alexander Tietz, Sagen und Märchen aus den Banäter Bergen	363
Veera Vallinheimo, Das Spinnen in Finnland	364

*

Anzeigen

Einlauf / Bergmannsvolkskunde	95
Einlauf 1956 / Glaube, Brauch, Wallfahrt	172
Einlauf 1956 / Volkserzählung	267
Einlauf 1956—1957 / Volksschauspiel und Maskenwesen	365

Wien 1957

Selbstverlag des Vereines für Volkskunde

Alle Rechte vorbehalten

Druck: Holzwarth & Berger, Wien I.

KATALOG

zum

Museum bäuerlicher Arbeitsgeräte in Schloß Bruck, Lienz

Von Franz Kollreider

Mit 32 Bildtafeln

Meiner guten Mutter
Frau Anna Kollreider-Fronthaler
Huber-Bäuerin in Asch/Amras
(1868—1947)
der heroischen Vertreterin nachstehenden
Gerätes und seiner Handhabung.
Von ihr bekam der Verfasser diese Arbeiten
gelehrt.

Abkürzungen:

- TGM. — Tiroler Gerätemuseum.
OHM. — Osttiroler Heimatmuseum.
TVM. — Tiroler Volkskunstmuseum.
OHBl. — Osttiroler Heimatblätter.
THBl. — Tiroler Heimatblätter.
SBW. — Leopold Schmidt, Bauernwerk der Alten Welt (Archiv f.
Völkerkunde, Bd. X, 1955).
BW. — Leopold Schmidt, Bauernwerk der Alten Welt (Ausstel-
lungskatalog, Museum für Völkerkunde, Wien 1954).
Riedl-Schmidt = Leopold Schmidt und Norbert Riedl, Die Johann R.
Bünker-Sammlung zur Sachvolkskunde des mitleren Burgenlandes
(= Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, Heft 6). Eisen-
stadt 1955.
R. — Raum.

Einführung

Infolge des durch den Ausgang des zweiten Weltkrieges gestärkten Heimatgefühles aller Österreicher und der dadurch intensivierten Forschung auf dem Gebiete der Volkskunde einerseits und der gewaltsamen jähen Umstellung der Bauernarbeit auf Maschinen- und Motorenkraft andererseits, reifte im alten Bauernlande Tirol der Gedanke zur planmäßigen Sammlung und Aufstellung des altherwürdigen Bauerngerätes in einem Museum. Die damals sehr rührige Tiroler Landsmannschaft im Verein mit dem Tiroler Bauernbunde machte sich zum ersten öffentlichen Anwalt der Idee eines „Tiroler Museums bäuerlicher Arbeitsgeräte“. Durch die jahrzehntelangen wirtschaftsgeschichtlichen Forschungen und volkskundlichen Bergwanderungen Hermann Wopfners und von diesem angeregt auch seiner Schüler und vieler Heimatforscher Tirols, war eine geistige Voraussetzung bereits gegeben, die Bergbauernarbeit in verschiedenen Heimatzeitschriften weitgehend beschrieben und einzelne Geräte auf dem Dachboden des Tiroler Volkskundemuseums bereits sicher gestellt. Ein Komitee aus namhaften Vertretern des tirolischen Kulturlebens unter Vorsitz des Landeskulturreferenten Prof. Dr. Hans Gamper und des Univ.-Prof. Dr. Hermann Wopfner beschloß daher nach längeren Besprechungen während des Winters 1950/51 dieses Museum in drei Etappen, angeschlossen an die jeweiligen landwirtschaftlichen Lehranstalten des Landes, und betreut von Lehrern dieser Bauernschulen in Lienz, Imst und Rotholz zu errichten, wobei mit Osttirol begonnen werden sollte.

Raum- und Arbeitermangel hatten aber schon bis zum Herbst 1952 der Einsicht Raum gegeben, die Osttiroler Sammlung in den noch leeren Zwingeranlagen von Schloß Bruck bei Lienz aufzustellen und sie an das dortige Heimatmuseum anzugliedern. In einer dreimaligen Arbeitskampagne der Lienzer Baufirma Frey unter Bauaufsicht des Landes- bzw. Bezirksbauamtes wurden dann in den Jahren 1952/54 die schon erwähnten Zwingeranlagen, Ställe und Keuchen von Schloß Bruck aus dem 16. Jahrhundert entsprechend adaptiert und diese Räume unter Beratung des Landesdenkmalamtes zu einem ca. 500 m² Fläche begrenzenden, vom Osttiroler Heimatmuseum völlig abgeschlossenen, eigenen

Museumstrakt ausgebaut. Gleichzeitig damit ging die Sammlung aller vormaschinellen Arbeitsgeräte eines Osttiroler Bauernhofes und die sofortige Aufstellung derselben durch den Schreiber dieses Kataloges Hand in Hand, so daß im Juni 1955 das komplett neue Museum bäuerlicher Arbeitsgeräte mit ca. 250 Inventarnummern in feierlicher Weise der Öffentlichkeit übergeben werden konnte.

Diese Sammlung bildet den realen Niederschlag eines bäuerlichen Arbeitsjahres bzw. des Arbeitsgerätes im Hofe, auf dem Felde, der Wiese und im Walde und beinhaltet eine Illustrierung der Funktionen dieser Geräte und Handhabung von seiten des Bauern, durch Photos und Kunstbilder von heimatbewußten Osttiroler Männern der letzten 50 Jahre, die mit verständigem Blick für den Wandel der Zeiten, alter Arbeitsmethoden und -formen dieselben der Nachwelt überlieferten wie die Maler Franz v. Defregger, A. Egger-Lienz, Karl Untergasser, Josef Oberkofler, Oswald Kollreider, Jörg Reitter, der Photograph Schneeberger und die Sammler Karl Maister und Josef Oberforcher. Einen besonders wertvollen Beitrag leistete auch der Würzburger Maler Karl Ehmig in seinen volksnahen, naturgetreuen Monats-Arbeitsbildern aus dem Kalser Bauernleben während seines dortigen Aufenthaltes im zweiten Weltkriege.

All diese volkskundlichen Einzelschöpfungen und heimatkundlichen Bestrebungen haben nun im Gerätemuseum ihre dauernde Heimstätte gefunden und können, auf diese Weise unsterblich gemacht, für Generationen hinaus bäuerlichen wie städtischen Kreisen von den Menschen im Kampf um die Heimatscholle, sowie von der ganzen Lebensführung und befreienden Lebensmeisterung unserer Vorfahren berichten. Dies aber nicht nur als stumme, historische Zeugen, sondern auch als immerwährendes Beispiel lebendiger Entwicklung und befruchtender Neuschöpfung.

*

Die Verfassung und Drucklegung des vorliegenden Kataloges wurden von der Redaktion der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde angeregt. Die rasche Durchführung der Herausgabe wurde durch das freundliche Entgegenkommen der Tiroler Landesregierung begünstigt, die einen namhaften Druckkostenbeitrag hiefür zur Verfügung stellte. Dafür sind Verfasser und Herausgeber zu wärmstem Dank verpflichtet.

*

Inventar:

I. Ackergeräte:

1. Sichel und Haue (Kramperl). TGM. 41: kelt.-röm. Zufallsfund (1941) aus Welzelach bei Virgen von Dipl.-Ing. Walter Mayr. Lienz. Sichel und Kramperl aus Eisen und für Holzstiele berechnet.
Dorn der Sichel 14 cm.
Bogenlänge 29 cm.
Höhe des Kramperls 25 cm.
Tafel III/1.
Lit.: L. Schmidt, BW. S. 27/1—6.
2. Dreizackige Bauhaue für schwere Schollen (auch ohne Pflug). TGM. 28: erworben in Anras vom Schmied Thomas Aichner. Geschmiedetes Eisen mit Tülle und Holzstiel.
Höhe 21 cm. Breite 21 cm. Stiellänge 117 cm.
Tafel XI/1.
Lit.: L. Schmidt, BW. S. 28/1—8.
3. Zweizackige Bauhaue zum Nachhauen des gepflügten Ackers. TGM. 21: erworben in Leisach vom „Kerschbaumer“. Geschmiedetes Eisen mit Holzstiel.
Höhe 21 cm. Breite 12 cm. Stiellänge 128 cm.
Tafel XI/2.
Lit.: ebd.
4. Herzhaue zum Ziehen der Kartoffelfurche oder zum Ausheben des Setzloches für Kraut. TGM. 27: erworben in Lienz vom „Schloßmair“. Eisen mit Holzstiel.
Höhe 20 cm. Breite 10 cm. Stiellänge 121 cm.
Tafel XI/3.
Lit.: ebd.
5. Wallhaue zum Auszeichnen der ersten Ackerfurche. TGM. 1: erworben in Lienz. Schloßwirtschaft. Zweiteiliges Eisengerät mit Mitteltülle: auf der einen Seite halbmondförmige Schneide, auf der andern ein zwei Finger breiter Krampen (schmale Haue).
Schneide 11:16 cm. Krampen 5:15 cm. Stiellänge 120 cm.
6. Vorstechschaukel zum Ausheben der ersten Furche. TGM. 2: erworben in Lienz-Schloßwirtschaft. Dreieckförmiges Eisenblatt mit oben übergebogenen Tritträndern und verstärktem Rückgrat.
Obere Breite 26½ cm. Höhe 25 cm. Stiellänge 118 cm.
Tafel III/1.
Lit.: L. Schmidt, BW. S. 33/4.

7. Nachschöpfschaufel zum Ausräumen der ersten Furche, TGM. 29; erworben in Lienz-Schloßwirtschaft. Eisenblatt mit am Stielansatz stark aufgebogenen Rändern, unten gerader Abschluß, oben oval.

Größe 26:26 cm. Stiellänge 116 cm.

Lit.: Leop. Schmidt, Schaufelnotiz (Archiv f. Völkerkunde, Bd. IX, Wien 1954, und BW. 13—14/3.

8. Arl¹⁾ für vorstellbares Grätt²⁾, TGM. 6; erworben in Innervillgraten „Grube“ von Joh. Schett. Holz, Eisensech³⁾ und Schar⁴⁾, hinter dem Arling auswechselbares Streichbrett (Kehrpflug). Handhabung mittels gebogenen Sterzenbaum und einer Sterze⁵⁾ in derselben Ebene, Grindl⁶⁾ am Sterzenbaum verstellbar.

Grindllänge 180 cm. Grindlhöhe 45 cm. Streichbrett 60:19 cm. Tafel XI/4.

Lit.: Hanns Koren, Pflug und Arl S. 14 ff.

9. Radarl, Schwingpflug mit Sech und verstellbarem Streichbrett, durch Strebe am Hinterbaum befestigt; an der Gries säule⁷⁾ einhakbar, TGM. 51; erworben in Innervillgraten „Grube“ von Joh. Schett. Holzarl mit Scheibenrad und einer Quersterze als Griff: Richtungshöhe des Grindl am Sterzenbaum regulierbar.

Grindllänge 190 cm. Höhe 54 cm. Streichbrett 70:18 cm.

Tafel XI/5.

Lit.: Hanns Koren, Pflug und Arl S. 39; L. Schmidt, BW. S. 52 ff.

10. Pflugarl, TGM. 4; erworben in Leisach vom „Kerschbaumer“. Hölzerner Rad-Vorstellpflug mit zwei an Sohle und Griessäule fixierten eisenbeschlagenen Streichbrettern (Sech, Schar und Griff am Sterzenbaum fehlen). Richtungshöhe des Grindlings am Sterzenbaum verstellbar.

Grindllänge 180 cm. Höhe 46 cm. Streichbrett 80:20 cm.

Tafel XII/1.

Lit.: H. Koren, Pflug und Arl. S. 43/Abb. 11, S. 63/Abb. 19.

Dazu Gegenstück TGM. 50; erworben in Oberlienz von Bacher. An diesem reinen Holzpflug ist das Streichbrett nicht eisenbeschlagen (zweites Streichbrett fehlt) und ist kein Sech vorgesehen.

Grindllänge 205 cm. Höhe 50 cm. Streichbrett 67:16 cm.

1) Pflugart.

2) Fahrgestell.

3) Schneidmesser am Pflug.

4) Pflugeisen.

5) Handhabe.

6) Pflugbaum.

7) Verbindung von Pflugbaum mit Pflugsohle.

11. Holzgrätt, TGM. 7; erworben in Oberlienz von Bacher. Räder ohne Eisenreifen, nur teilweise mit Eisensatschen gebunden. Auf der Radachse ein Holzbogen zur Aufnahme des Pfluggrindels.
Radachse 104 cm. Längsachse 79 cm.
Tafel XII/1 a.
Lit.: H. Koren, w. o. S. 16.
12. Doppelpflug (Kapauner), TGM. 5; erworben in Anras-Goll vom Söllmair. Tiroler Bergpflug aus Eisen, Schar und Streichbrett aus einem Stück (Eisenschaufel). Dreiteilige Gabel als Sterzenbaum.
Grindellänge 180 cm, Höhe 55 cm, Schaufel 98:26/55 cm, Sech 26:7,5 cm.
Tafel XII/2.
Lit.: L. Schmidt, BW. S. 48/13 und H. Koren, w. o. S. 71, S. 35/Abb. 6.
15. Doppeljoch, TGM. 56; erworben in Innervillgraten „Grube“ von Joh. Schett. Holz mit leicht eingebogenem Aufsatzwulst und Löchern für das Riemenzeug.
Länge 170 cm.
Lit.: L. Schmidt, BW. S. 24/1, 2: S. 25/1—3.
Dazu Gegenstück TGM. 226; erworben in St. Oswald vom „Meßner“. Holz mit leicht gebogenen Aufsatzwülsten, Strich- und Punkteverzierung an der Oberseite, datiert 1797.
Länge 154 cm.
Tafel III/2.
Ein weiteres Gegenstück: TGM. 227; erworben wie oben. Holz mit leicht gebogenen Aufsatzwülsten und Löchern für Zugstangen, Strich- und Punkteverzierung. datiert 1815.
Länge 106 cm.
Tafel III/2.
14. Einzeljoch, TGM. 228; erworben wie oben. Strich- und Punkteverzierung wie oben, datiert 1758.
Länge 71 cm.
Tafel III/2.
15. Säekorb, TGM. 57; übernommen vom Osttiroler Heimatmuseum V/555. Wurzelgeflecht mit zwei Weidengriffen.
Durchmesser 48 cm, Tiefe 14—16 cm.
Tafel III/2.
Lit.: L. Schmidt, BW. Säegeräte und BW. S. 42/1. 2.

16. **Setzholz**, TGM. 16; erworben in Lienz vom „Schloßmair“. Holz-kamm mit drei Holzzähnen nach unten und zwei Handstücken nach oben.
Kammlänge 81 cm, Zahnlänge 19 cm, Stockhöhe 72 cm.
Tafel III/2.
Lit.: L. Schmidt, BW. S. 32 f.
17. **Ackerregge**, TGM. 8; erworben in Lienz vom „Schloßmair“. Fünfreihe Holzregge mit „Eisenzinden“ (Zähne) und Zugkette. Groß und schwer, nur für Gebrauch in der Ebene. Länge 220 cm, Breite 150 cm.
Tafel III/2.
Lit.: L. Schmidt, BW. S. 44/4, 7.
18. **Getreidesichel**, TGM. 34; erworben in Anras-Goll vom „Weberl“. Eisenblatt mit Dornfortsatz, darüber Holzgriff mit Edelweiß in Kerbschnitt.
Sichelradius 20 cm, Sehne 53 cm.
Tafel III/2.
Lit.: L. Schmidt, BW. S. 57 ff. und S. 61/9, 10.
Dazu Gegenstück: TGM. 9; erworben in Lienz vom „Schloßmair“. Leicht gebogenes Eisenblatt wie oben.
Sichelradius 25 cm, Sehne 52 cm.
Tafel III/2.
Weiteres Gegenstück TGM. 35; erworben in Innervillgraten „Grube“ von Joh. Schett. Stark gekrümmtes Eisenblatt.
Sichelradius 15 cm, Sehne 29 cm.
Tafel III/2.
Lit.: Leop. Schmidt, Die Kurzstielseise (Archiv f. Völkerkunde, Bd. V, Wien 1950) und BW. S. 61/9, 10.
19. **Reichgabel** zum Reichen der Garben beim Auflegen in die Harpfe (verschiedene Längen), TGM. 23; erworben in Lienz-Schloßwirtschaft. Zweizinkige Eisengabel mit Tülle und Stiel.
Zinkenlänge 12 cm. Stiellänge 205 cm.
Tafel III/2.
Dazu Gegenstück TGM. 40; wie oben, nur kürzerer Stiel — 125 cm.
Lit.: L. Schmidt, BW. S. 19/10.

Illustrierung:

Georg Ehmig: „Mistführen in Kals“ (Aquarell).
„Pflügen“, „Säen“, „Eggen“, „Schneiden“, „Binden“, „Aufharpfen“ (Photos).

II. Druschgeräte:

20. **Patsche**, TGM. 42; erworben in Kals. Holztisch mit Leiterspritteln, manchmal auch mit Steinen belegt, worauf die Garben geplescht werden und die Getreidekörner durch die Spritteln auf die Tenne fallen.
Länge 90 cm, Breite 65 cm, Höhe 60 cm.
Tafel IV/1.
Lit.: L. Schmidt, SBW. S. 270.
21. **Bengelstock mit Bengelhölzern** zum Ausklopfen der Garben, TGM. 46; erworben in Anras-Asch beim „Huber“. Zwei verschieden starke und lange Hand-Dreschhölzer, mit denen zwei Personen im Dreschtakt die auf dem Stock liegende Garbe abklopfen.
Länge des Vorschlägers 54 cm (Einhänder mit Schleifband).
Länge des Nachschlägers 90 cm (Bihänder).
Tafel XIII/1 und 4 und Tafel IV/1 links.
Lit.: J. Fill, THBl. 1926, S. 205.
22. **Dreschstöcke** zum Ausschlagen des Getreides, der auf der Tenne ausgebreiteten Garben, TGM. 45; erworben in Kals. Zwei lange, gebogen bis geknickte Dreschhölzer mit verstärktem Vorderteil.
Länge 145 cm.
Tafel XIII/2, 3 und Tafel IV/1 rechts.
Lit.: L. Schmidt, BW. S. 70/8, 10.
23. **Drischeln**, mit denen die auf der Tenne ausgebreiteten Ähren noch einmal ausgedroschen werden. TGM. 44; erworben in Anras-Goll vom „Weberl“. Holzstange mit einem am Kopf mit Riemenzeug beweglich angebrachten Holzschwenkel (Dreschflegel).
Länge des Stieles 145—170 cm. Länge des Schwenkels 47—54 cm.
Tafel IV/1 und Tafel XIII/6, 7.
Lit.: L. Schmidt, BW. S. 70/3, 4.
24. **Drillichgabel** zum Strohschütteln, TGM. 18; erworben in Maria Luggau von Tiefenbacher. Dreiteilige, durch Sterzen (Querhölzer) verstrebt Holzgabel mit eisenbeschlagenen Spitzen und geschwungenem Stiel.
Länge des Stieles 150 cm. Länge der Gabelzinken 65 cm.
Tafel XIII/5.
Lit.: Ivan Bálassa (Ethnographia Bd. 60, S. 99 ff. Budapest 1949).

25. Reutern zum Scheiden von Stroh und Spreu, TGM. 47; erworben in Maria Luggau von Tiefenbacher. Dünner Holzkranz mit siebartigem Boden aus Holzspänen (jünger aus Drahtgeflecht). Im Kranz zwei Ausnehmungen für Handhabung zum Schwenken und Schütteln der Reuter.
Durchmesser 74 cm, Tiefe 16 cm.
Tafel IV/1.
Lit.: L. Schmidt, BW. S. 68/6.
26. Windmühle zum Reinigen des Kornes von der Spreu, TGM. 48; erworben in Anras vom „Groweiler“. Holzzarge mit Gosse, Windflatterrad, Holzgetriebe, zwei siebartigen Gittern und dementsprechend zwei Ausgüssen bzw. „Huische“ (breite Rinnen) für das Korn.
Höhe 145 cm, Länge 147 cm, Breite 37 cm.
Tafel XIV/1.
Dazu Gegenstück: TGM. 49; erworben in Anras-Goll beim „Weberl“. Alles übrige wie oben.
Lit.: L. Schmidt, BW. S. 105/3.
27. Vierling zum Messen des Getreides, TGM. 50; erworben in Niederdorf von Wassermann. Zylindrisches Holzschaff aus Schindeldauben mit Eisenreifen und Eisenverstrebungen; Hausmarke und Jahreszahl 1777 eingebrannt.
Durchmesser 55 cm, Tiefe 26 cm, Fassungsvermögen 18 Liter.
Tafel XIV/4.
Lit.: L. Schmidt, BW. S. 65/2, 3.
28. Kornschaufel, TGM. 51; erworben in Anras-Goll vom „Weberl“. Kurze tief gehöhlte, hölzerne Handschaukel mit eingesetztem Sterzengriff; Hausmarke eingebrannt.
Länge 26 cm, Breite 17 cm.
Tafel XIV/3.
Lit.: L. Schmidt, SBW. Abb. S. 264 und BW. S. 34/10, S. 69/6.
29. „Galfen“ zum Messen des Getreides, TGM. 52; erworben in Innervillgraten „Grube“ von Joh. Schett. Zylindrisches Schaff aus Holzdauben mit Holzreifen. Hausmarke eingebrannt.
Durchmesser 50 cm, Tiefe 20 cm, Fassungsvermögen 11 Liter.
30. Maßl zum Messen des Getreides, TGM. 115; erworben in Innervillgraten „Grube“ von Joh. Schett. Leicht konisches Holzstözzerl mit Mittelboden aus Holzdauben mit Holzreifen. Hausmarke „HNS“ zweimal eingebrannt.
Durchmesser 20 cm, Tiefe 25 cm, Fassungsvermögen 5 resp. 1½ Liter.

Dazu Gegenstück TGM. 117; Holzstözzerl aus Dauben mit Tiefboden und Holzreifen, Fassungsvermögen $2\frac{1}{2}$ Liter, rot gestrichen.

Weiteres Gegenstück TGM. 117: wie oben, Fassungsvermögen $3\frac{1}{2}$ Liter.

Lit.: L. Schmidt, BW. S. 65/2. 3. 4.

51. „Stibich“ zum Tragen von Getreide und Früchten. TGM. 56: erworben in Lienz-Schloßwirtschaft. Ovales, hohes Rückenschaff aus Holzdauben mit Eisenreifen und Gurtfessel.

Höhe 72 cm, Durchmesser 51:28cm. Fassungsvermögen ca. 50 l.

Tafel XIV/2.

Dazu Gegenstück TGM. 55: drei Stibiche mit Holzreifen aus Innervillgraten „Grube“ von Joh. Schett.

Lit.: L. Schmidt, BW. S. 77/5. 6.

52. Linsensieb. TGM. 54: erworben in Innervillgraten „Grube“ von Joh. Schett. Holztrog mit einer Ausnehmung zur Handhabung an der Schmalseite und engmaschigem Drahtboden.

Länge 57 cm, Breite 25 cm, Höhe $9\frac{1}{2}$ cm.

Lit.: L. Schmidt, BW. S. 67 ff.

53. „Korngrant“, TGM. 119: erworben in Kartitsch von Karl Klammer („Bachkarl“). Zweiteilige („Kloaster“), nach unten konisch verjüngte Getreidetruhe mit giebeldachförmigem Deckel, auf dessen einer Seite zwei in Holzangeln bewegliche Klappdeckel angebracht sind.

Länge 210 cm, Höhe 105 cm, untere Breite 40 cm, obere Breite 70 cm.

Tafel IV/2, s. a. Speicher Tafel I/2.

Lit.: L. Schmidt, BW. S. 77/1 f. und SBW. S. 272 ff.

54. Rübenkelle zum Waschen der Weißrüben. TGM. 57: erworben in Leisach vom „Kerschbaumer“. Gebogener Stiel mit angemachtem, zweiteiligem, durch Weidenruten verbundenem Kranz.

Tiefe 19 cm, Durchmesser 40:54 cm, Stiellänge 105 cm.

Tafel IV/2 links.

35. Hackbrett, auf dem die Weißrüben gehackt werden, TGM. 222; erworben in Kals. Auf drei Seiten eingefasstes Holzbrett.
Breite 75 cm, Tiefe 68 cm, Höhe 10 cm, Fußhöhe 57 cm.
Tafel IV/2 links.
36. Hackmesser zum Zerkleinern der Weißrüben, TGM. 58; erworben in Innervillgraten „Grube“ bei Joh. Schett. Langes Eisenblatt mit Holzgriff.
Klingenlänge 46 cm, Dorn 11 cm.
Tafel IV/2.
Dazu drei Gegenstücke.
37. Krauthobel zum Einschneiden der Krautköpfe, TGM. 225; erworben in Obermauern bei Virgen. Holzbrett mit schräg eingesetzten Eisenlamellen und in Schienen laufendem Holzschlitten.
Schienen 61:5 cm, zweiteiliger Schieber 25:20 cm, Hobelbrett 108:50 cm.
Tafel IV/2.
Lit.: Riedl-Schmidt, Bünkersammlung S. 13, Tafel 4.
38. Krautfaß, TGM. 250; erworben in Schlaiten. Gebogene Holzdauben mit Holzreifen, ohne Deckel.
Höhe 79 cm, Durchmesser 36/52 cm.
39. Keltische Handmühle zum Mahlen des Getreides, TGM. 59; erworben in Lienz vom OHM. Reibmühle aus zwei ineinanderliegenden Mahlsteinen mit Getriebe in Form eines aufgestellten Göpels (Drehhebel).
Durchmesser des Läufers 52 cm, Höhe 12 cm.
Tafel IV/2 rechts.
Lit.: L. Schmidt, BW. S. 82 ff.
40. Römische Handmühle, TGM. 116: alles wie bei Nr. 39, nur Handhabung in Form eines liegenden Göpels.
Durchmesser des Läufers 58 cm, Höhe 8 cm.
Tafel IV/2 Mitte.
Lit.: Schmidt, BW. unter Nr. 39.
41. Modell der neuzeitlichen Wassermühle, TGM. 60; angefertigt vom jungen „Müller Loisl“, Anras Nr. 1, Getreidemühle mit Wasserrad, Wellbaum, Transmissionsrädern, zwei Mahlsteinen aus Agunt, Gosse, Beutelkasten, mit Mehltrüherl.
Länge 195 cm, Breite 55 cm, Höhe 115 cm.
Tafel XV/1, s. a. Tafel I/3.
Lit.: L. Schmidt, BW. S. 105/2; J. Oberforcher, OHBl. 1951, Nr. 8.

42. Beutelkasten der Wassermühle. TGM. 114; erworben in Anras-Asch vom „Hueber“. Holzkasten mit innen hängendem Mühlbeutel und außen sichtbarem „Rüggler“ (Rüttler).
Länge 122 cm, Breite 100 cm, Höhe 120 cm.
Tafel IV/2 Mitte.
43. „Floderrad“ für Stockmühle. TGM. 250; erworben in Kals vom Besitzer des Gasthofes „Wasserfall“. Senkrecht stehende Holzwelle mit schräg eingesetzten Brettschaufeln. (Floder = Flatter.)
Länge des Wellbaumes 155 cm. Durchmesser des Rades 65 cm.
Lit.: L. Schmidt, BW. S. 84/7.
44. „Mitten“ zum Kneten des Brotteiges. TGM. 251; erworben in Kartitsch von Georg Ebner „Wiese“. Ovaler Backtrog aus Holzdauben (zwei mit Handausnehmung zum Tragen). Holzreifen und Deckel.
Größe 58:46:70.
Tafel XV/2.
45. „Brotruhme (-rehm“, -rahmen) zum Aufbewahren des Brotes. TGM. 115; erworben in Lienz vom „Schloßmair“. Zweireihiges, hölzernes Doppelleitergestell mit senkrecht stehenden Spritteln (Sprickeln) und wagrechten Verbindungsstäben.
Länge 70 cm, Höhe 69 cm, Tiefe 18 cm.
Tafel IV/2 oben.
Lit.: L. Schmidt, BW. S. 88/1.
46. Handkorb zum Tragen der „Marende“ (Jause). TGM. 257; geliehen vom OHM (V/1881). Weidengeflecht mit Juteboden.
Tiefe 19 cm, Durchmesser 41:27 cm.
Tafel IV/1 auf der Obstvitrine stehend.
Lit.: L. Schmidt, BW. S. 89/2—5.
47. „Buttel-Pitra“ zum Tragen und Frischhalten von Getränken bei der Feldarbeit. TGM. 256; geliehen vom OHM (V/1815). Flache, großbauchige, hölzerne Feldflasche mit Fuß und spundförmigem Mundstück.
Höhe 25 cm, Breite 16 cm, Durchmesser 5 cm.
Tafel XXX/4.
Dazu Gegenstück in anderer Form und aus Holzdauben.
Tafel XXXII/3, 4.
Lit.: L. Schmidt, BW. S. 90—92/7 ff. und S. 74/8, 9.

48. **Erntehut** als Sonnenschutz auf dem Felde, TGM. 54; erworben und gemacht in Kals. Strohgeflecht mit rot-grüner Bänderschnur verziert.
Krempe 54 cm, Gupf 16 cm.
Lit.: L. Schmidt, BW. S. 74/6, 7.
49. **Mohnstampe** zum Zerstampfen der Mohnkörner, TGM. 225; erworben in Gödnach vom Förster. Hoher, an beiden Enden mit Eisen beschlagener Holzmörser aus einem ausgehöhlten Baumstrunk mit Holzstößel.
Höhe 80 cm, Durchmesser 20:15 cm, Stößellänge 110 cm.
Tafel VIII/2 rechts, s. a. Tafel II/2 links.
Lit.: L. Schmidt, BW. S. 102/3 ff.
50. „**Kopaschaff**“ zum Aufbewahren des Nachmehles in der Mühle, TGM. 118; erworben in Innervillgraten „Grube“ von Johann Schett. Hohes, enges Holzschaff aus Holzdauben und drei Holzreifen.
Höhe 55 cm, Durchmesser 14:12 cm.
Tafel IV/2 neben Mühlkasten.

Illustrierung:

Georg Ehmig: „Patschen“. „Bengeln“. „Kartoffelgraben“, „Almabtrieb“ (Aquarelle).
„Abnehmen der Garben von der Harpe“, „Strohtriste“, „Garbenshöber“, „Krauthacken“ (Photos).

III. Gras-Heugeräte:

51. **Grassense**, TGM. 10; erworben in Oberlienz von „Veidler“. Eisenblatt mit Holzstiel. Sensenblatt durch Eisenring am Stiel befestigt; Stiel am Endgriff mit Sterze, in der Mitte mit Sensen-„Wapn“ (= Griff).
Länge der Sense 70 cm, Länge des Stieles 168 cm.
Tafel V/1, s. a. Tafel XVII/2.
Lit.: L. Schmidt, BW. S. 59/1 ff. und K. Ilg. Schlernschriften Bd. 53, S. 179.
52. **Heurechen**, TGM. 11; erworben in Oberlienz von „Veidler“. Holz, Rechenkamm mit 16 Zinken. Stiel vorne platt, rückwärts rund.
Länge des Stieles 170 cm, Länge des Kammes 70 cm.
Tafel V/1.
Lit.: O. Moser. Der Heurechen (Carinthia I. Bd. 142, S. 463 ff.).

53. Heugabel, TGM. 18 a; erworben in Innervillgraten. Drillichgabel mit zwei eisenbeschlagenen Holzscheren, Mittelstück aus Eisen ab Verstrebung.
Länge 215 cm, Länge der Scherengabel 65 cm, vordere Gabelbreite 40 cm.
Tafel V/1.
Lit.: L. Schmidt, SBW. S. 269.
54. Heutretter zum Abschneiden des Heues vom Heustock in den Scheunen, TGM. 19; erworben in Innervillgraten „Grube“ von Joh. Schett. Zweilappiges, gabelförmiges, nach innen geschärftes Eisen mit Tülle, Holzstiel. An der Tülle rechtwinkelig abstehender Eisentritt.
Länge 105 cm. Höhe des Eisenteiles 48 cm, Breite der Gabel 21 cm.
Tafel XVI/2.
55. Wezsteinkumpf, TGM. 15 a; erworben in Auras vom „Weberl“. Ausgehöhlte zylindrische Holztasche mit Spitz zum in die Erde stecken und Eisenhaken an der flachen Rückseite zum Anhängen am Leibriemen. Oberer Rand mit Schnitzornament, Öffnung mit Eisenring beschlagen, innen Wasser und Wezstein zum Schärfen der Schnittgeräte.
Höhe 25 cm, oberer Durchmesser 5 cm.
Tafel V/1; XVII/4, 5.
Dazu Gegenstück, TGM. 12 und 15, beide blau gestrichen.
Lit.: L. Schmidt, BW. S. 78/7 ff.
56. Schneidemaschine zum Schneiden von Stroh und Heu, TGM. 20; erworben in Leisach beim „Kerschbaumer“. Holztruhe mit sensenförmigem Eisenmesser (Hebelwirkung), eisernem Handrechen (zum Nachschieben) und hölzernem, in Schienen laufendem Kompressor. Datiert 1818 (Kerbschnitzereien).
Länge 188 cm, Breite der Truhe 55 cm, Höhe der Maschine 95 cm, Messerlänge 90 cm.
Tafel V/1.
57. Rückenkorb zum Tragen von Gras und Heu, TGM. 111; erworben in Patriasdorf bei Lienz. Holzspangeflecht mit Brettboden und zwei Seilfesseln.
Höhe 70 cm, oberer Durchmesser 75:50, unterer Durchmesser 55:11.
Tafel V/1.

58. „K r a x e“ zum Tragen von Heu und Garben. TGM. 245; erworben in Anras-Asch vom „Gatterer“. Zwei durch vier Sterzen verbundene Holzgabeln mit Traggurten aus Loden. Höhe 115 cm, Breite 42 cm, Durchmesser 28:12 cm.
Tafel V/1.
Lit.: E. Hubatschek, Arbeit und Gerät (Öst. Volkskunde, Abb. S. 128).
Dazu Gegenstück, TGM. 110; erworben in Kals. Zwei durch ein Querscheit geschlossene Astgabeln, durch Seile labil verbunden.
Höhe der Gabel 112 cm, Breite 25 cm.
Tafel V/1 l. v. Korb; s. a. Tafel XVI/4.
59. „F e r g e l“ (Schlittenart) zum Aufladen von Heu und Abwärtsziehen am Steilhang, TGM. 109; erworben in Inner-villgraten „Grube“ von Joh. Schett. Zwei durch drei Stangen verbundene Querhölzer mit je einem Bindlatz aus Wurzeln und Holzkloben vorne und hinten.
Länge 170 cm, Breite 57 cm.
Tafel V/1 unterm Fenster, s. a. Tafel XVI/3.
Dazu Gegenstück, mehr als Schlitten geformt, ohne Zwischenhölzer, dafür mit zwei Kufen. TGM. 108.
Lit.: E. Hubatschek, w. o. S. 129.
60. H e u w a g e n. TGM. 159; erworben in Lienz-Schloßmair. Vorzüglich für ebenes Gelände. Holz-Leiterwagen, verstärkt mit Eisenstreben und Sperrbaum mit Gewinde.
Länge des Wagens 240 cm, Breite 110 cm, Höhe 110 cm.
Tafel XVII/6.
Dazu Gegenstück für den Berg, ist kleiner und weniger mit Eisen beschlagen. TGM. 258, S. a. 104.
Lit.: E. Hubatschek, w. o. Abb. S. 137 und Matthias Ladurner-Parthanes, Unser Leiterwagen und seine Bestandteile (Der Schlern 1956, S. 65 ff.).
61. „H i b l e r s t a n g e“ zum Aufschöbern des halb trockenen Heues oder der Garben, TGM. 17; erworben in Lienz vom Schloßmair. Beiderseits zugespitzte Holzstange mit vier, kreuzweise eingesetzten Querhölzern (Spritteln), am Bodenende doppelt.
Länge 190 cm, Sprittellänge 50—60 cm.
Tafel XVI/1.
Lit.: E. Hubatschek, w. o. S. 127.

62. D e n g e l z e u g zum Schärfen der Sensen und Sichern, erworben in Innervillgraten „Grube“ von Joh. Schett. Feld-Dengelstöckel: vierkantiger, nach oben verbreiteter Eisenstock, unten mit pyramidenförmigem Zapfen zum Einrammen in die Erde und mit seitlichen Eisenringen.

Höhe 37 cm, Ringbreite 16 cm.

Dazu Gegenstück für einen fixierten Stock, TGM. 14 a.

Höhe 25 cm.

D e n g e l h a m m e r, TGM. 15; gekrümmtes, beiderseitig konisch zulaufendes, amboßartig gebildetes Eisen mit einem Holzstiel.

Größe des Hammers 15:3 cm, Stiellänge 24 cm.

Tafel XVII/1 und 3.

Lit.: L. Schmidt, BW. S. 78/1 ff.

Illustrierung:

Oswald Kollreider: „Kartoffelschälen“, „Mäher“ (Blei).

„Gang zur Bergwiese“, „Mähen“, „Dengeln“, „Sensenwetzen“, „Strohschneiden“, „Heutragen“ (Photos).

IV. Holzverarbeitungsgeräte:

63. Z u g s ä g e zum Baumfällen und Zerschneiden, TGM. 69; erworben in Lienz vom „Schloßmair“. Gezacktes Eisenblatt mit je einer Tülle an seinen Enden, darin Holzgriffe.

Länge 170 cm, Breite 8½ cm.

Tafel XVIII/1.

Lit.: E. Hubatschek, v. o. S. 133.

64. B a u m h a c k e (Axt), TGM. 67; erworben in Lienz, Schloßwirtschaft. Rechteckiges, im Rücken geknicktes, sich zu einer Schneide verjüngendes Eisen mit Tülle, darin ein langer Holzstiel.

Länge des Eisens 24½ cm, Breite 8 cm, Stiellänge 104 cm.

Tafel XVIII/6.

Lit.: E. Hubatschek, w. o. S. 133 und O. Moro, Volkskundliches aus dem Kärntner Nockgebiet, Abb. S. 267.

65. „Z a p i n“ zum Schlichten der Museln, TGM. 68; erworben in Lienz, Schloßwirtschaft. Adlernasenförmig gekrümmtes, vorne zugespitztes Eisen mit Tülle für langen Holzstiel.

Stiellänge 120 cm, Eisenlänge 35½ cm, Breite 4½ cm.

Tafel XVIII/5.

Lit.: O. Moro, w. o.

66. „Schäbser“ (Messer) zum Schälen der Baumrinde, TGM. 244; erworben in Lienz, Schloßwirtschaft. Leicht gebogenes, kleines, viereckiges Eisenblatt mit Tülle für Langstiel.
Eisenblatt 8:8½ cm. Stiellänge 140 cm.
Lit.: E. Hubatschek, w. o. S. 133.
67. Brettersäge (Klobsäge), TGM. 70; erworben in Lienz vom „Schloßmair“. Ein an ein Holzgestell (Doppelarm) befestigtes, engzahniges Eisenblatt mit Spannvorrichtungen.
Länge 112 cm. Breite 84 cm. Breite des Eisenblattes 10 cm.
Tafel VI/2 Mitte.
Lit.: ebd.
68. Tischlersäge, TGM. 90; erworben in Lienz, Schloßwirtschaft. An einem Holzrahmen mit Dübeln verstellbare und mit Seilspannung regulierbare Handsäge.
Länge 67 cm. Breite 35 cm. Breite des Eisenblattes 5 cm.
Tafel VI/2 auf der Hobelbank.
Lit.: ebd.
69. Handsäge (Fuchsschwanz), TGM. 188; erworben in Lienz, Schloßwirtschaft. An einem Holzgriff befestigtes, engzahniges Eisenblatt. Rechteckform.
Länge 50 cm, Breite 9 cm.
Tafel VI/2 auf der Hobelbank.
70. Handbeil zum Hacken der Späne, TGM. 87; erworben in Lienz, Schloßwirtschaft. Keilförmiges, vorne eine Doppelschneide bildendes Eisen mit Tülle, darin ein kurzer Holzstiel.
Eisenlänge 16 cm, Stiellänge 50 cm.
Tafel VI/2 auf der Hobelbank, s. a. Tafel XVIII/7.
Lit.: O. Moro, w. o. S. 267. Abb. 4.
71. „Muselklammer“ zum Befestigen der Bäume auf dem Schneidschragen, TGM. 61 a; erworben in Lienz, Schloßwirtschaft. Ein Rundeisen, an beiden Enden rechtwinkelig abgebogen und zugespitzt. (Musel = geputztes, 4 m langes Rundholz.)
Länge 51 cm, Höhe 7 cm.
Dazu Gegenstück (28:8 cm).
Tafel XVIII/4.

72. „Strotzklammer“ zum Aneinanderhängen der Musel beim Transport mittels Kette, TGM. 61 b; erworben in Lienz vom „Schloßmair“. Kantig gearbeitetes, hufeisenförmig gegogenes und an den Enden zugespitztes Eisen.
Höhe 10 cm, Breite $5\frac{1}{2}$ cm.
Tafel XVIII/3.
73. „Hoanzelbank“ — Schnitzbank zum Schnitzen von „Hoanzen“ (Hiblerstangen), Tschoggeln, Fußleisten etc. mit einem Reifmesser, TGM. 62; erworben in Innervillgraten „Grube“ von Joh. Schett. Holzbank mit an einer Sterze beweglichem Klemmkopf und Ledertasche für die Eisenstücke.
Länge 167 cm, Höhe 82 cm, Messerlänge $25\frac{1}{5}$ cm.
Tafel XX/1.
Lit.: O. Moro, w. o. S. 246. Abb. 5.
74. Hobelbank, TGM. 65; erworben in Lienz, Schloßwirtschaft. Holztisch mit einer einfachen und einer doppelten Klemmschraube, 14 Einspannlöchern, einer Werkzeugrinne, Schublade und Mittelfach.
Länge 215 cm, Breite 68 cm, Höhe 82 cm.
Tafel XIX/1.
75. Zughobel, TGM. 75; erworben in Lienz-Amlach. Holzkanten mit eingekeiltem Hobeisen und drei Führungssterzen (zwei fehlen), datiert 1744, mit Reliefschnitzerei.
Länge 100 cm, Breite 11 cm, Höhe 8 cm.
Tafel XIX/2.
Dazu Gegenstücke, TGM. 71 und 72; mit einer Länge von 130 cm.
76. Lochbohrer, TGM. 75; erworben in Innervillgraten „Grube“ von Joh. Schett. Kanteisen, vorne breit geschmiedet und leicht gedreht, mit zweigriffigem Holzhebel versehen.
Länge des Eisens 34 cm, Länge des Griffes 37 cm.
Tafel VI/2 auf der Hobelbank.
77. Stemmeisen zum Absplittern des Holzes, TGM. 89; erworben in Lienz, Schloßwirtschaft. Flacheisen mit einseitiger Schneide und Dorn zum Einsetzen des Holzgriffes.
Eisen $8\frac{1}{2}$:2 cm, Holzgriff $12\frac{1}{2}$ cm.
Tafel VI/1 in der Tasche.

78. Handhobel zum Polieren der Bretter, TGM. 86; erworben in Lienz, Schloßwirtschaft. Ausgehöhletes Holzstück mit hornartigem Sterzengriff und verkeilbarem Hobeisen.
Länge 20½ cm, Höhe 15½ cm, Breite 5½ cm.

Tafel XIX/3.

Dazu Gleichstück, TGM. 86 a.

Lit.: O. Moro. w. o. S. 246.

79. Schleifstein zum Schärfen von Beil, Hacke, Stemmeisen etc., TGM. 77; erworben in Lienz, Schloßwirtschaft. Holztrog mit Spritzbrettern und auf einer Holzwellen mit Triebel beweglichem Schleifstein.

Höhe 75 cm, Länge 70 cm, Breite 25½ cm. Durchmesser des Steines 55 cm.

Tafel XX/3.

80. Kohlenkorb zum Tragen und Aufbewahren der Holzkohle, TGM. 219; erworben in Abfaltersbach vom „Schmied“. Großer, seitlich aufgebogener, hufeisenförmiger, aus Holzspänen geflochtener Korb („Zaane“) mit starkem Rüstkamm und Abschlußreifen; daran zwei Handausnehmungen.

Korbfläche 82:77 cm, Bughöhe 52 cm.

Tafel IX/1 links.

Illustrierung:

Georg Ehmig: „Kottermachen“, „Holzführen im Winter“ (Aquarelle); Joh. Bapt. Oberkofler: „Holzfällen“, „Holzziehen“ (Tempera); Oswald Kollreider: „Holzschneiden“ (Bleistift); Karl Untergasser: „Drei Baumstudien“ (Aquarell-Bleistift).

Schusterstube:

Tafel VIII/2.

Rondell a. d. 16. Jhdt. mit eingebauter Felderdecke und Stubenbank (17. Jhdt.) aus Innervillgraten-Grube. Darin zwei Werkische, darauf Schusterkneip (Ledermesser) und Ahle, Hammer, Zange und Feile, Handpfriemen, Pechlappen, Kerzenhalter und Putzenschere. Auf der Bank div. Leisten, ein Störkastl, Lederwaage und Stiefelknecht. An der Wand Bilder vom letzten Lienzener Handschuster Riha (70 Jahre Meister).

Galitzenschmiede:

Tafel IX/1.

Rekonstruktion — Sökkogemälde von Frau Purtscher-Kallab. Schwanzhammer aus der Galitzenschmiede (1950 aufgelassen). Amboß vom „Rockerschmied“ in Abfaltersbach. Hufbeschlagskasten, Blasbalg und Kohlengabel von ebendemselben; div. Gewindescheren, Hammer und Zangen vom Lienzer Schmied Rudl Lang. Tisch mit Hufeisen, geschmiedeten Nägeln, Schlössern u. a. Eisenzeug. Photobilder der Debantschmiede.

Webstube:

Tafel VIII/1.

Rondell wie oben. Webstuhl mit Webekamm, liegendem Webebaum, Ösenwiege und Weberschiff; div. Webhaspeln, Spinnräder, Uhrkasten und Photos aus Osttiroler Spinn- und Webstuben.

V: Flachs- und Wolleverarbeitung:

81. Flachsriffel, TGM. 105; erworben in Innervillgraten „Grube“. Eisenkamm auf Klammer, in einen Balken geschlagen zum Abriffeln der Flachsbollen.
Klammerlänge 47 cm, Kammhöhe 12 cm.

Tafel XXI/1.

Lit.: E. Hubatschek, w. o. S. 139.

82. Flachsbrechel, TGM. 102 u. 105 (Vorbrechel und Nachbrechel); erworben in Lienz vom „Schloßmair“. Holzhebel mit Handgriff, der in gaumenförmig gelappten Holzmund greift und den dazwischengelegten Flachsstengel bricht.
Größe 190:66:50.

Tafel XXI/3.

Lit.: E. Hubatschek, w. o. S. 139 und Abb. S. 142; O. Moro, w. o. S. 284, Abb. 1.

85. Flachshachel, TGM. 104 a und b (grob und fein); erworben in Innervillgraten „Grube“. Holzbrett mit büstenartig eingesetzten Eisenstiften zum Reinigen des gebrechelten Flachses von der Spreu und zum Geradeziehen der Fasern zu Reisten (Bündel).

Größe 20:9:6.

Tafel XXI/2.

Lit.: E. Hubatschek, w. o. S. 140; O. Moro, w. o. S. 284, Abb. 2, 3.

84. Sch w u n g s p i n n r a d, TGM. 100; erworben in Leisach-Kerschbaumer. Holz, waagrechtes Gestell mit großem Rad; aufgesteckter Wollwickel und angesponnener Wollfaden.
Raddurchmesser 45 cm.
Tafel VII/1.
Lit.: E. Hubatschek, w. o. S. 140.
85. S t o c k s p i n n r a d, TGM. 99; erworben in Innervillgraten „Grube“. Holz, senkrechtes Radgestell mit kleinem Rad. Aufgesteckte Reisten mit angesponnenem Garnfaden.
Raddurchmesser 42½ cm.
Tafel VII/1.
Lit.: O. Moro, w. o. S. 243, Abb. 6.
86. „D r a h n“- o d e r Z w i s t r a d, TGM. 98; erworben in Leisach-Kerschbaumer. Holz, senkrechtes Gestell mit großem Holzrad, Spulenrist zum Zusammendrehen mehrerer Fäden.
Raddurchmesser 50 cm.
Tafel VII/1.
87. S p u l r a d, TGM. 96; erworben in Leisach-Kerschbaumer. großes Holzrad auf waagrechtem Gestell und große Spule zum Abwickeln der Strähne („Garndln“) auf die Weberspule.
Raddurchmesser 62 cm.
Tafel XXII/2.
Lit.: E. Hubatschek, w. o. S. 140.
88. S p r e i t z h a s p e l, TGM. 155; erworben in Innervillgraten „Grube“. Schirmartig gespreizte Holzhaspel zum Auflegen der Strähne beim Abwinden.
Höhe 70 cm, Durchmesser 52 cm.
89. S c h e r e n h a s p e l, TGM. 97; erworben in Innervillgraten „Grube“. Holz, zwei Doppelscheren an waagrechtlicher Triebwelle zum Aufwinden der Strähne.
Größe 90:80:42.
Tafel XXII/1.
Lit.: E. Hubatschek, w. o. S. 140; O. Moro, w. o. S. 243, Abb. 1, 2, 3.
90. W o l l k a r t a t s c h e, TGM. 94; erworben in Perlog-Oberlienz. Walzenförmige Holzmaschine mit 4 Paaren drahtbesteckter, liegender Zylinder zum Aufreißen und Geraderichten der Wolle.
Größe 200:140:65.
Tafel VII/1.

91. Handkartatsche, TGM. 93; erworben in Leisach-Kerschbaumer. Vierbeinige Holzbank mit aufgesetztem Kopfstück, darauf ein mit Drahtstiften gespickter Lederfleck und eine ebenso beschaffene Handbürste zum Aufreißen der Wolle („Kratze“).
Größe 102:76:27.
Tafel XXIV/2.
Lit.: O. Moro, w. o. S. 284. Abb. 4.
92. Bänderwebstuhl, TGM. 151; erworben in Innervillgraten „Widum“. Hochgestellter Holzkamm und quergestellte Radwalze zum Wirken von fingerbreitem Bindzeug.
Größe 50:59:50 cm.
Tafel XXIII/3.
93. Römischer Webstuhl, TGM. 82; Astmodell eines römischen Webstuhles, hochgestellt, mit liegendem „Kampen“ und Ösenwiege; z. T. echte Webwirteln aus Agunt. Hergestellt von Franz Schäffer, Kustos am Krauletz-Museum in Eggenburg.
Größe 90:71:50 cm.
Tafel XXIII/2.
94. Klöppelstuhl, TGM. 85; erworben in Lienz, Einsiedler-Ludwiger. Schulbankförmiger Holzstuhl mit Klöppelpolster und daranhängenden Klöppeln zum Anfertigen von Spitzen.
Größe 40:65:90 cm.
95. „Zettlhaspel“. TGM. 259; erworben in Lienz, „Schloßmair“. Große Doppelscherenhaspel aus Holz, an einer Mittelachse drehbar, ohne Gestell. Verwendung zum Aufziehen der Weberkette.
Größe 195:146 cm.
Lit.: E. Hubatschek, w. o. S. 140 („Schwoafgatter“).
96. Waschschaff, TGM. 240; erworben in St. Oswald von Josef Sint. Schaff aus Holzdauben mit Holzreifen zum Waschen der Garndln und der Wäsche mittels Holzflecke und Ploile (Wäscheschläger. s. a. 98).
Größe 45:55:26.
Tafel XXVI/4.

97. Bemalter, hoher Bauernkasten, TGM. 92; und mit Brandmalerei versehene Bauerntruhe, TGM. 101; zum Aufbewahren von Tuch und Wäsche.

Tafel VII/1.

Lit.: J. Ringler, Tiroler Bauernmöbel (Tirol, Bd. II, S. 211).

98. „Ploile“, TGM. 241; erworben in St. Oswald von Josef Sint. Kantige Holzkeule mit stielartigem Handgriff zum Schlagen der Wäsche.

Größe 20:7,5:5 cm, Grifflänge 10 cm.

Lit.: E. Hubatschek, w. o. S. 138.

99. Wäschemangel, TGM. 241 a (OHM, V/1808). Unten glattes, oben mit Kerbschnitt verziertes, zweigriffiges Holzbrett zum Plätten der Wäsche.

Größe 57:14,5:4 cm.

Tafel XXV/2.

Lit.: E. Hubatschek, w. o. S. 140.

Illustrierung:

Georg Ehmig: „Brechelstube“ (Aquarell), Oswald Kollreider: „Brechlerin“ (Bleistiftzeichnung), Photos: „Brechlerin“, „Spinnerin“, „Weber“.

VI. Fahrnischalle:

100. „Radltasche“, TGM. 157; erworben in St. Justina von Außerwasserlechner. Hölzerne Radscheibe mit Seilriemen in Dreiecksrahmen; hievon zwei Seiten von beweglichen Doppelwellen flankiert, zwischen denen das Seil läuft. Eiserner Aufhängerring. Flaschenzugartige Verwendung zum „Aufführen“ der Erde aus der ersten Ackerfurche.

Größe 87:85 cm, Raddurchmesser 45 cm.

Tafel XXVII/1.

Lit.: O. Moro, w. o. S. 253/4.

101. Schubkarren, TGM. 162; erworben in Lienz, Schloßwirtschaft. Rechteckige Holztruhe auf zwei Hebearmen montiert, die auch die Achse des einen Rades einspannen.

Größe 50:65 cm, Gesamtlänge 100 cm.

Tafel XXVII/2.

Lit.: O. Moro, w. o. S. 252/1.

102. Hornschlitten, TGM. 158; erworben in Lienz, Schloßwirtschaft. Hornförmig aufgebogene Holzkufen ohne Eisensole mit Gestell zum Ziehen der Lasten im Winter auf Schneeunterlage.

Größe 170:65:45 cm.

Tafel XVII/3.

Lit.: E. Hubatschek, w. o. S. 133.

105. Mistegge, TGM. 164; erworben in Lienz, Schloßwirtschaft. Taxengeflecht auf Ferggelgerüst zum Zerkleinern und Verühren der Mistschollen.

Größe 170:70 cm.

Lit.: E. Hubatschek, w. o. S. 126.

104. Heuwagen, TGM. 258; erworben in Leisach von Herrn Müller. Leiterwagen mit Atzgatter, Wiesbaum, Kette und Seil, Triebhölzern, Sperrkette, Ortschaft und Gewindebremse.

Größe 240:106:105 cm.

Tafel XVII/6.

Lit.: E. Hubatschek, w. o. Abb. S. 137.

105. „Wettjoch“, TGM. 242; erworben in Asch-Anras von Walder (Gatterer), Holz-Doppeljoch mit Wettpölstern, je einem Paar kurzer Ohrenpflocke und komplettem Riemenzeug, zum Einspannen von Ochsen. Bei Steilhang längeres Joch (Tafel XXVIII/2). (Wetten = zusammenspannen.)

Länge 115 cm.

Tafel XVIII/1.

Lit.: O. Moro, w. o. S. 259, Abb. 1—6.

106. Kummel, TGM. 245; erworben in Kartitsch-Wiese. Holz-Nackenjoch mit Sattlerpolster unterfüttert und Leder-Eisenbeschlag; oben zwei krönende Messingpferdchen.

Ringweite 25 cm, Höhe 85 cm.

Lit.: O. Moro, w. o. S. 257, Abb. 5.

Illustrierung:

Jörg Reitter: Sechs Sgraffiti; Entwicklung des Fahrzeuges vom Einradschubkarren bis zum sechsrädrigen Aufzug.

Tafel X/1.

VII. Küchengeräte:

107. **Backofen**, häufig an das Haus angebaut; Mörtelattrappe, darinnen Holzkrucke, „Leitrathuder“ (nasser Fetzen), Schießler, Backflegge, Backschragen.
Tafel XXIX/1 und I/1.
Lit.: E. Hubatschek, w. o. S. 138.
108. **Speiskastl**, Holzkasten halbgeteilt durch Flügeltüre (dahinter Stellagen) und Schublade für Mehlsorten; ausgestochene Lüftungsfenster; innen Mohnmühle, Salzfaß, Eßbesteck etc. aus Holz.
(Tafel XXX/1, 2, 3, 4, 5 und XXXI/2, 3, 4.)
Größe des Kastls 155:101:62 cm.
Tafel XXIX/2, Gegenstück: Tafel II/2.
Lit.: O. Moser, Kärntner Bauernmöbel (Carinthia I, 1951, S. 302 ff); Riedl-Schmidt, Bünker-Sammlung, Nr. 17.
109. **Feuerbock**, OHM/V/108; dreifüßiger Eisenpfannknecht mit Pfannsitz und Pfannstielhalter.
Länge 65 cm, Höhe 15 cm.
Tafel XXX/6 und II/1.
Lit.: Riedl-Schmidt, Bünker-Sammlung, Nr. 64.
110. **Dreifußkessel**, OHM/V/1420; Gußeisenkessel mit drei Füßen und Ringhenkel zum Stellen und Hängen über das Feuer.
Höhe 54 cm, obere Weite 22,5 cm.
Tafel XXX/7 und II/1.
Lit.: E. Hubatschek, w. o. Abb. S. 131.
111. **Knödel-Suppenschüssel**, OHM/V/1450; gebrannter Ton, glasiert und bemalt; erzeugt vom Töpfer Johann Steger in der Kachlerei Abfaltersbach.
Obere Weite 40 cm, untere Weite 16 cm, Höhe 10 cm.
Tafel XXXI/5.
Lit.: J. Ringler, Pustertaler Geschirrhafner (Schlern-Schriften Bd. 77, 1951, Tafel XIII/28).
112. **Schüsselrahmen**, TVM/10976; zweiteiliger, korbartiger Schüsselbehälter und Trockner. Rahmenbau aus Holzleisten.
Größe 70:69:36 cm.
Tafel XXXI/1, Gegenstück: Tafel II/1.

113. **Bienentruhe** 24, TGM. 107; erworben in Innervillgraten „Grube“. Prismatische Holzkiste mit vorne abnehmbarem Luck mit Türchen und Ausnehmung (Bienenweg). Behälter für Wabenrahmen.
Größe 78:25:18 cm.
Tafel XXXII/2.
114. **Wabenpresse**, TGM. 106; erworben in Innervillgraten „Grube“. Zwei durch Holzgewinde zusammenschraubbare Holzladen mit kleinen Ausnehmungen am oberen Laden zum Abzug der Flüssigkeit.
Größe 70:42:20 cm.
115. **„Ceres“**, Mosaik von Jörg Ritter. Zusammenfassung und Personifizierung des bäuerlichen Lebens und Arbeitens.
Größe 240:140 cm.
Tafel X/2.

Sachregister mit Inventarnummer

- | | |
|--|--|
| <p>Almabtrieb in Kals (Aquarell)
 Arl 8, 9, 10
 Backofen 107
 Backflegge
 Backschragen
 Holzkrucke
 Leitradhuder
 Schiessler
 Bad — Brechelstube (Aquarell)
 Bauernkasten 97
 Bauerntruhe 97
 Beil 70
 Bengel 21
 Beutelkasten 42
 Bienentruhe 113
 Bohrer 76
 Brechel 82
 Brotrahmen 45
 Dengelzeug 62
 Dreschstöcke 22
 Drischel 23
 Egge 17, 103
 Erntehut 48
 Fergeel 59
 Feuerbock 109
 Floderrad 43
 Gabel 19, 24, 53
 Galfen 29
 Grätt 11
 Grant 33
 Hachel 83
 Hackbrett 35
 Hacke 64
 Hackmesser (Kraut) 36
 Harpfe (Photo)
 Haspel 88, 89, 95
 Haue 1, 2, 3, 4, 5
 Heutreter 54
 Heuwagen 60, 104
 Hiblerstange 61
 Hoanzelbank 73
 Hobel 75, 78
 Hobelbank 74
 Hornschlitten 102
 Joch 13, 14, 105
 Kartatsche 90, 91
 Kessel 110
 Klammer 71, 72
 Klöppelstuhl 94
 Korb 15, 46, 57, 80</p> | <p>Kornkasten (Taf. I, Photo)
 Kotter — Taxen (Aquarell)
 Krautfaß 38
 Krauthobel 37
 Kraxo 58
 Kummet 106
 Mangel 99
 Massl 30
 Mehlmühle 39, 40, 41
 Mitten 44
 Mohnstampfe 49
 Paische 20
 Pflug 12
 Pitra 47
 Ploile 98
 Radltasche 100
 Rechen 52
 Reuter 25
 Riffel 81
 Rübenkelle 34
 Säge 63, 67, 68, 69
 Schäbser 66
 Schaff 50, 96
 Schaufel 6, 7, 28
 Schleifstein 79
 Schmiede (Tafel IX, Seite 21)
 Amboß
 Blasbalg
 Feuerzange
 Gewindeschere
 Kohlengabel
 Schmiedehammer
 Schwanzhammer
 Schneidemaschine 56
 Schober — Garben und Heu
 (Photo)
 Schubkarren 101
 Schüssel 111
 Schüsselrahmen 112
 Schusterstube (Tafel VIII, Seite 21)
 Ahle
 Feile
 Hammer
 Handpfriem
 Kerzenhalter
 Kneip
 Pechlappen
 Putzenschere
 Schuhleisten
 Stiefelknecht
 Störkastl</p> |
|--|--|

Sense 51
Setzholz 16
Sichel 1, 18
Sieb 32
Speiskastl 108
Spinnrad 84, 85, 86
Spinnstube (Tafel VIII, Seite 21)
 Oesenwiege
 Webebaum — Haspel
 Webekamm(kampe)
 Webeschiff
 Zettelhaspel
Spulrad 87

Stemmeisen 77
Stibich 31
Triste — Heu und Stroh (Tafel V,
 Photo)
Vierling 27
Wabenpresse 114
Wassermühle 41, 42, 43 (Tafel I
 Ölgemälde)
Webstuhl 92, 93
Wetzsteinkumpf 55
Windmühle 26
Zapin 65

Bilderverzeichnis

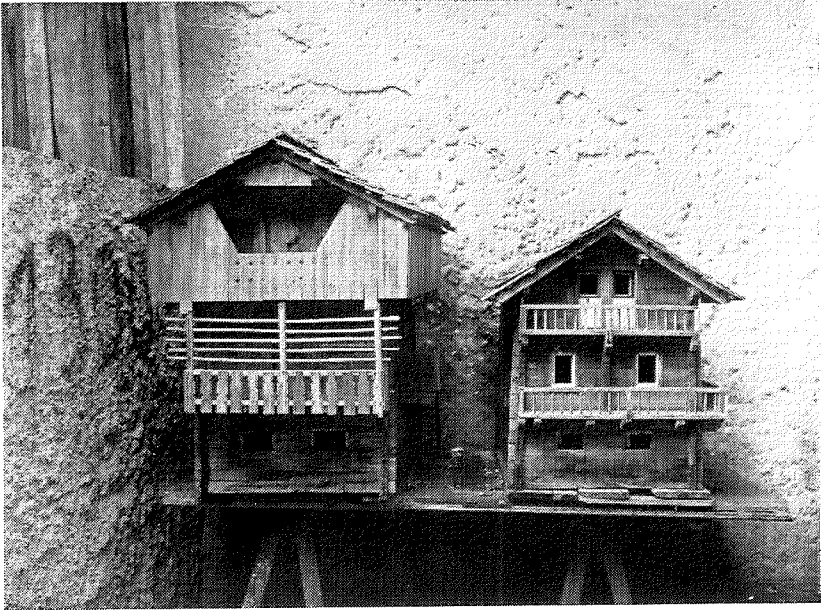
Phototafeln Nr. I—X mit dazugehörigem Kapitel im Text.
Strichzeichnungen Nr. XI—XXXII mit dazugehöriger
Inventarnummer.

- Tafel I:** R. VI, TGM. Schl. Bruck. Modell eines Osttiroler Paarhofes (1)
Kornkasten in Anras (2)
Getreidemühle am Thurnerbachl bei Lienz (3)
- Tafel II:** OHM. Schl. Bruck. Rauchküche — Feuerstelle (1) Kap. VII
OHM. Schl. Bruck. Rauchküche — Tischecke (2)
- Tafel III:** R. I, TGM. Schl. Bruck. Ackergeräte (1) Kap. I
R. I, TGM. Schl. Bruck. Ackergeräte (2)
- Tafel IV:** R. II, TGM. Schl. Bruck. Druschgeräte (1) Kap. II
R. II, TGM. Schl. Bruck. Erntegeräte (2)
- Tafel V:** R. IV, TGM. Schl. Bruck. Gras-Heuwirtschaft (1) Kap. III
Schupfen in Kals (2)
Stall in Schloß Rodenegg (3)
- Tafel VI:** R. IV, TGM. Schl. Bruck. Holzverarbeitung (1) Kap. IV
R. IV, TGM. Schl. Bruck. Tischlerei (2)
- Tafel VII:** R. IV, TGM. Schl. Bruck. Flachsverarbeitung (1) Kap. V
„Hacheln“ von Kalser Frauen (2)
- Tafel VIII:** R. V, TGM. Schl. Bruck. Webstube (1) Seite 21
R. III, Schl. Bruck. Schusterstube (2) Seite 20
- Tafel IX:** R. IV, TGM. Schl. Bruck. Huf- und Nagelschmiede (1)
Seite 21
R. VI, TGM. Schl. Bruck. Fahrzeughalle (2) Kap. VI
- Tafel X:** R. VI, TGM. Schl. Bruck. Sgraffitenfries: Entwicklung
des Fahrgerätes (1)
R. VI, TGM. Schl. Bruck. Mosaik „Ceres“ (2)
- Tafel XI:** (1) Dreizackhaue 2
(2) Zweizackhaue 3
(3) Herzhaue 4
(4) Arl mit Streichbrett 8
(5) Radarl 9
- Tafel XII:** (1) Pflugarl 10
(1a) Vorstellgrätt 11
(2) Eisenpflug (Kapauner) 12
- Tafel XIII:** (1) Bengel 21
(2) Dreschstock 22
(3) dgl. 22
(4) Nachschlagbengel 21
(5) Strohgabel 24
(6) Drischel 23
(7) dgl. 23
- Tafel XIV:** (1) Windmühle 26
(2) Stübich 31
(3) Kornschaufel 28
(4) Vierling 27

- Tafel XV:** (1) Wassermühle — Modell 41
(2) Mitten 44
(3) Backschragen 107
- Tafel XVI:** (1) Hibler 61
(2) Heutreter 54
(3) Zugferggel 59
(4) Tragferggel (Kraxe)
- Tafel XVII:** (1) Dengelhammer 62
(2) Sense 51
(3) Dengelstöckl 62
(4) Wetzsteinkumpf 55
(5) dgl.
(6) Heuwagen 104
- Tafel XVIII:** (1) Zugsäge 63
(2) Strotzkette
(3) Strotzklammer (Klamper) 72
(4) Muselklammer 71
(5) Zapin 65
(6) Baumhacke 64
(7) Holzbeil 70
- Tafel XIX:** (1) Hobelbank 74
(2) Zughobel 75
(3) Putzbobel 78
- Tafel XX:** (1) Hoanzelbank 73
(2) Reifmesser 73
(3) Schleifstein 79
- Tafel XXI:** (1) Riffel 81
(2) Hachel 83
(3) Brechel 82
- Tafel XXII:** (1) Scherenhaspel 89
(2) Spulrad 87
(3) Spreitzhaspel 88
- Tafel XXIII:** (1) Weberhaspel S. 21
(2) Römischer Webstuhl 93
(3) Bänderwebstuhl 92
- Tafel XXIV:** (1) Heimischer Webstuhl S. 21
(2) Handkartatsche 91
(3) Schafschere
- Tafel XXV:** (1) Waschploile 98
(2) Mangelbrett 99
(3) Sechter
(4) Feldflasche
- Tafel XXVI:** (1) Waschwanne
(2) Waschflegge
(3) Zuber
(4) Waschschaft 96
(5) Sechter (Stozzen)
- Tafel XXVII:** (1) Radltasche 100
(2) Schubkarren 101
(3) Ganzschlitten 102

- Tafel XXVIII:** (1) Wetzzeug (komplett) 105
 (2) Doppeljoch mit Deichselschlinge
- Tafel XXIX:** (1) Backofen mit Schiessler und Krucke 107
 (2) Speiskastl 108
- Tafel XXX:** (1) Eßbesteck Kap. VII
 (2) Salzbecher Kap. VII
 (3) Mohnmühle Kap. VII
 (4) Straubenkelle Kap. VII
 (5) Milchseier Kap. VII
 (6) Feuerbock (Pfannknecht) 109
 (7) Dreifußkessel — Hafen 110
- Tafel XXXI:** (1) Schüsselrahmen 112
 (2) Milchhafen Kap. VII
 (3) Kaffeehafen Kap. VII
 (4) Kaffeeschale Kap. VII
 (5) Suppenschüssel 111
- Tafel XXXII:** (1) Bienenhaus
 (2) Bienentruhe 113
 (3) Schnapsbittel
 (4) Wasserpitra 47

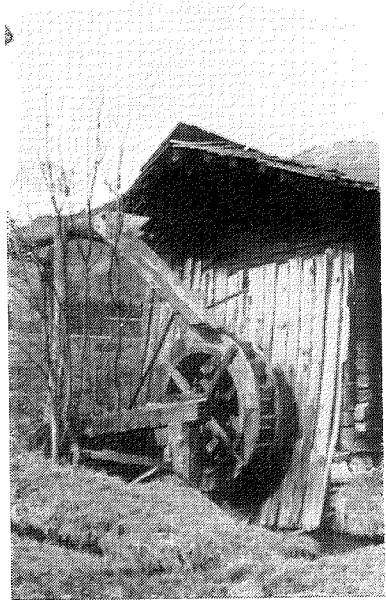
TAFEL I



(1)



(2)



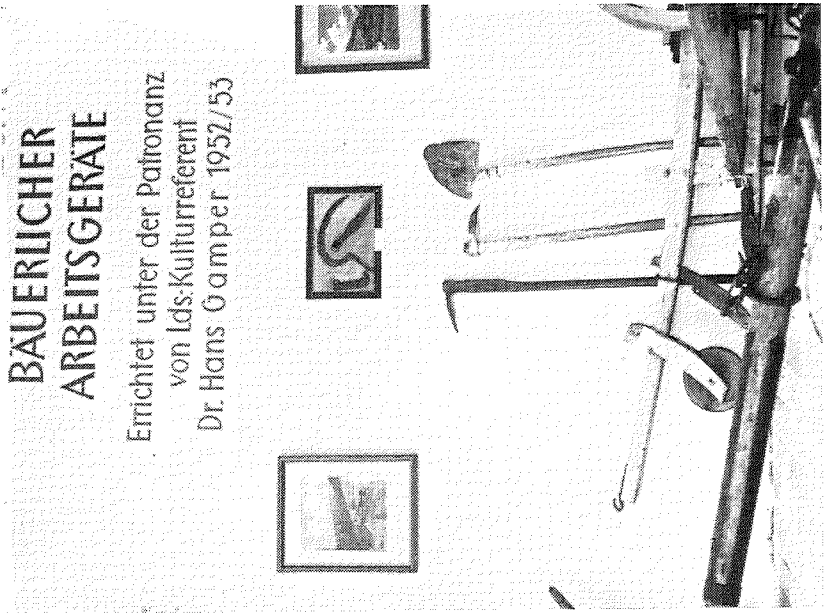
(3)



(1)



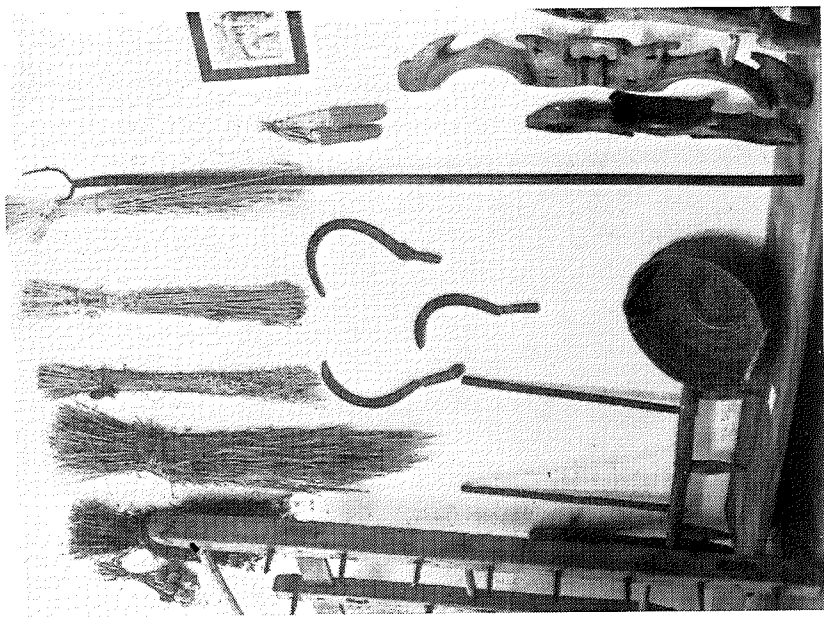
(2)



BAUERLICHER ARBEITSGERÄTE

Errichtet unter der Patronanz
von Lds.-Kulturreferent
Dr. Hans Öttinger 1952/53

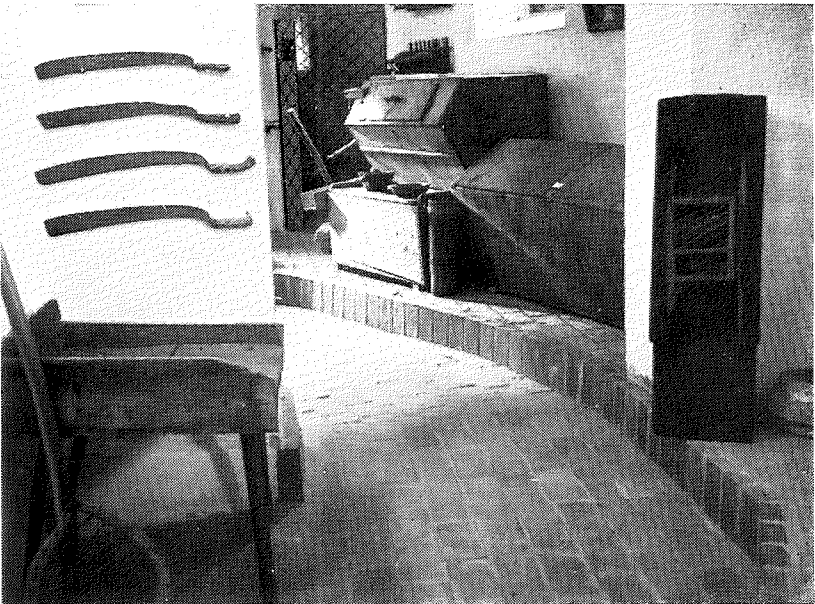
(1)



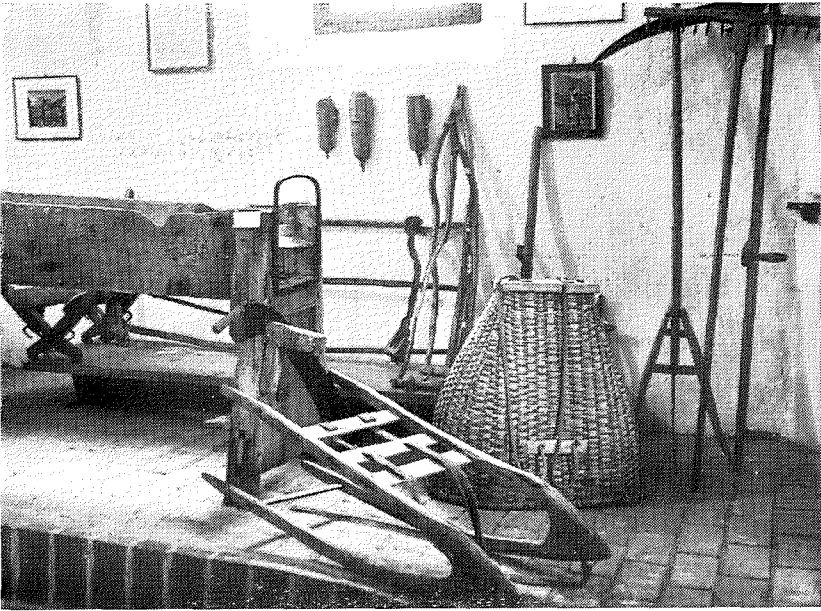
(2)



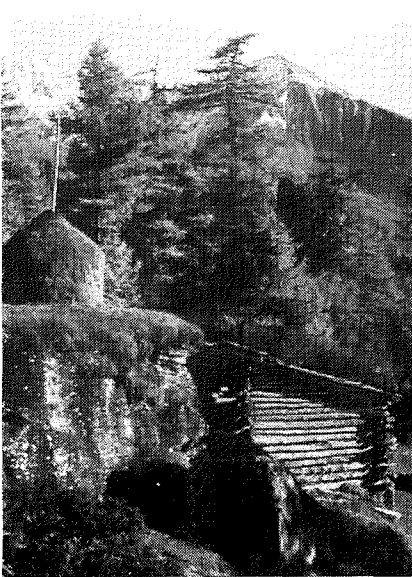
(1)



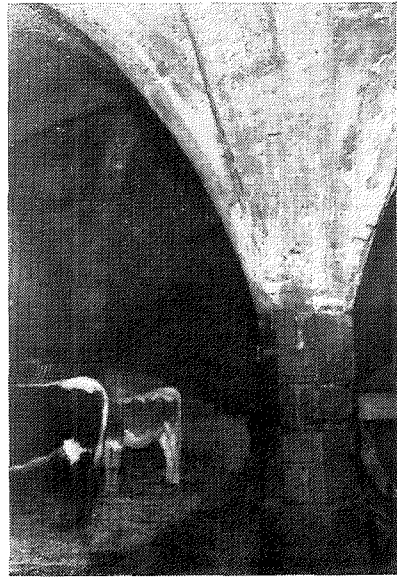
(2)



(1)



(2)



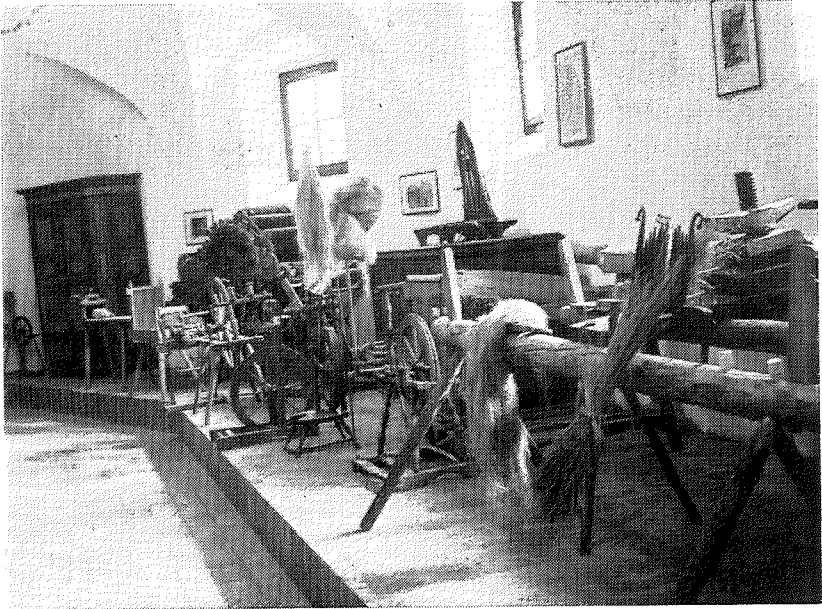
(3)



(1)



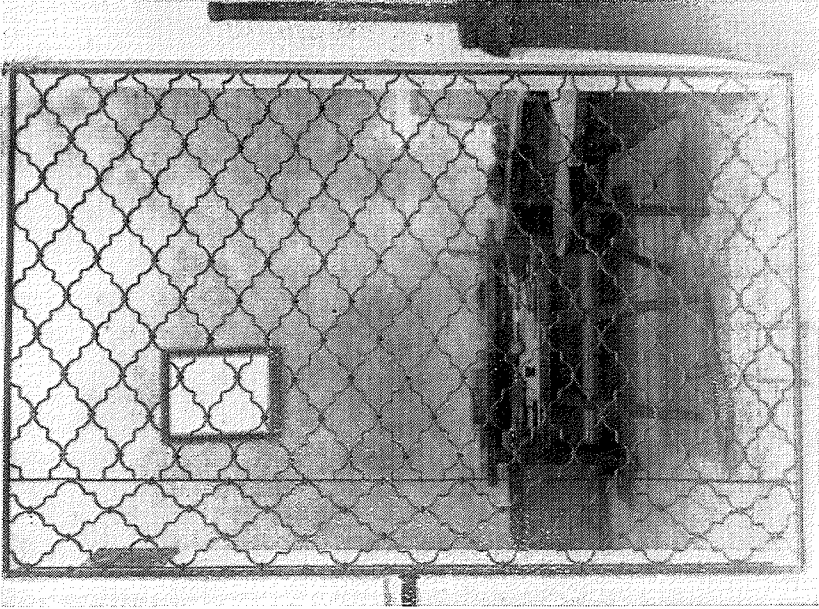
(2)



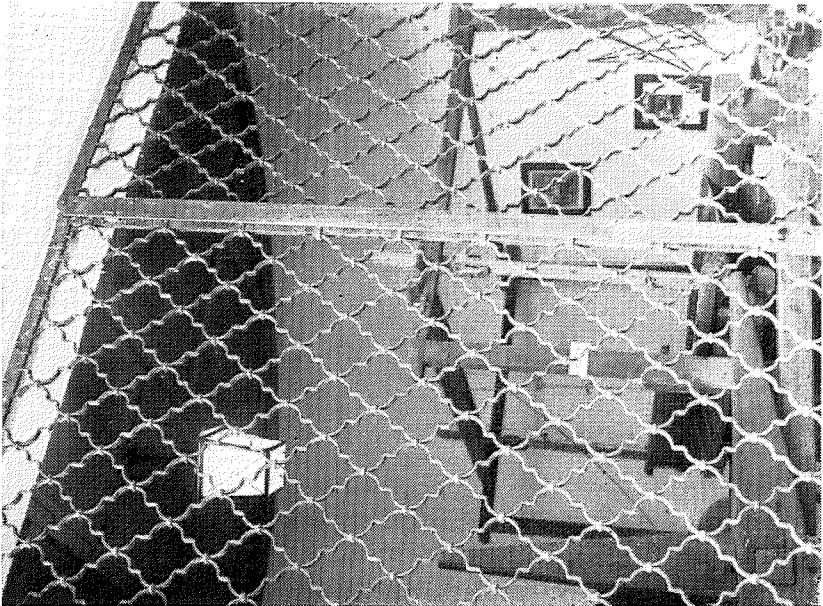
(1)



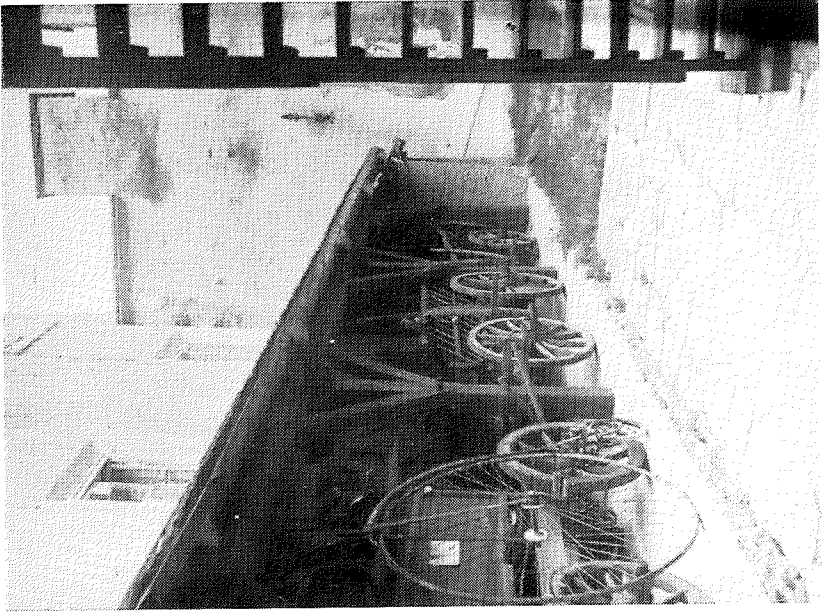
(2)



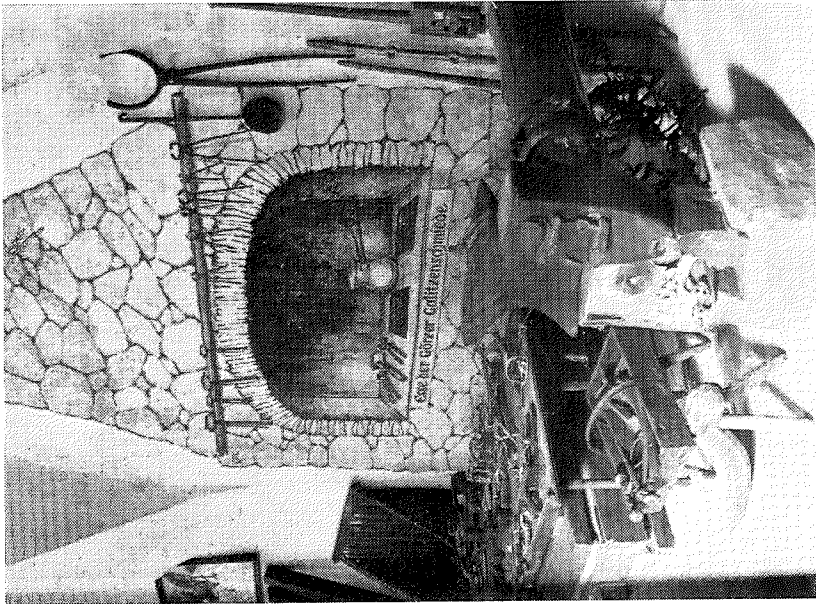
(2)



(1)



(2)



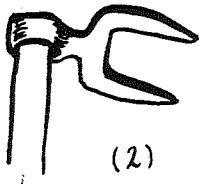
(1)



(1)



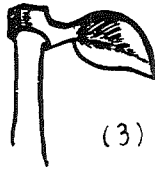
(2)



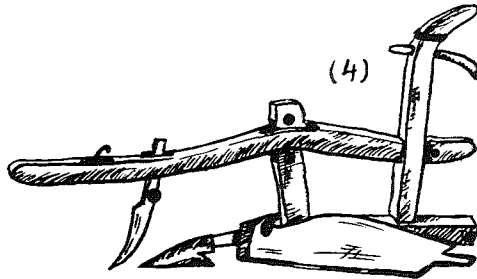
(2)



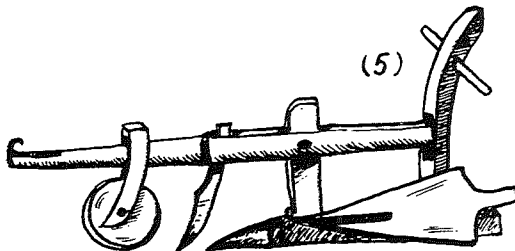
(1)



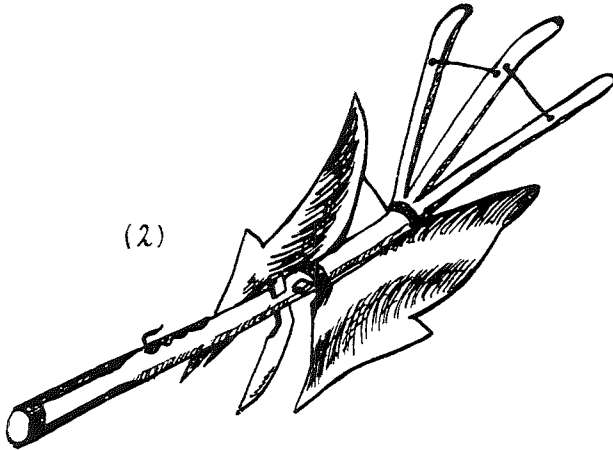
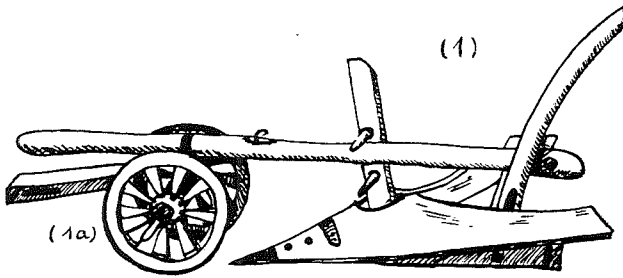
(3)



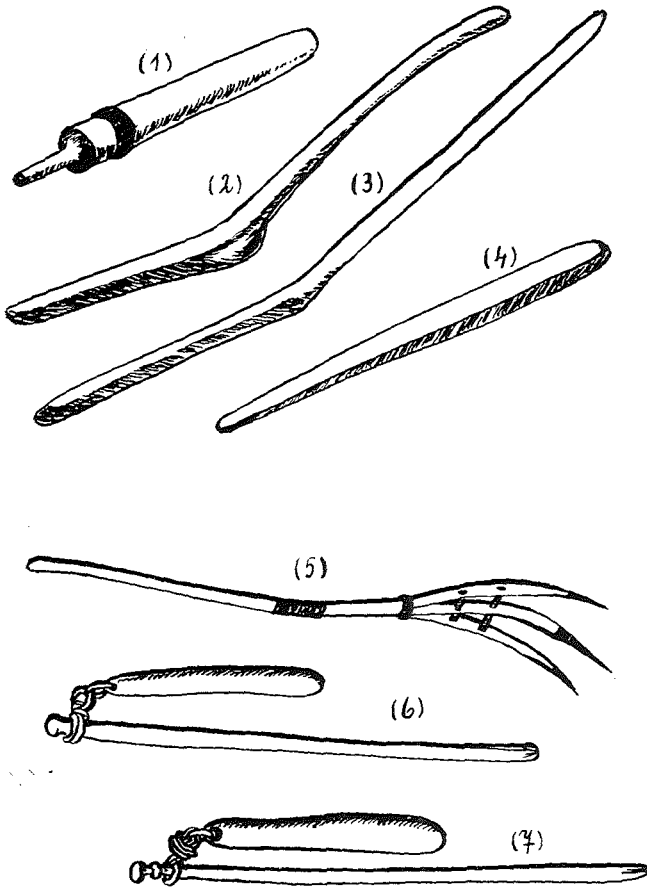
(4)

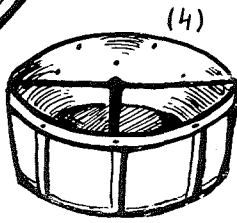
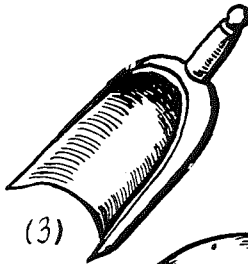
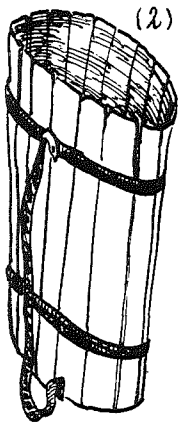
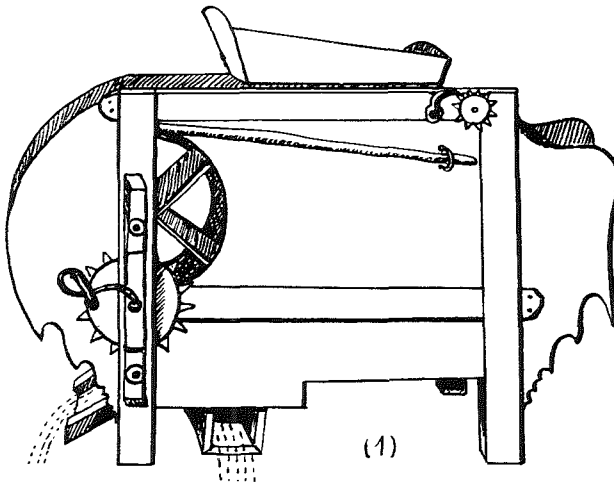


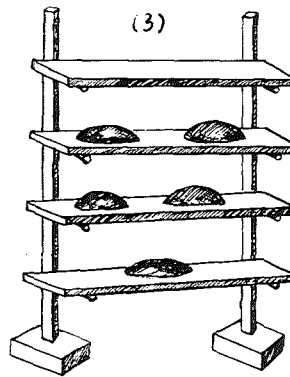
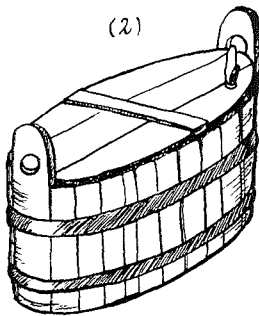
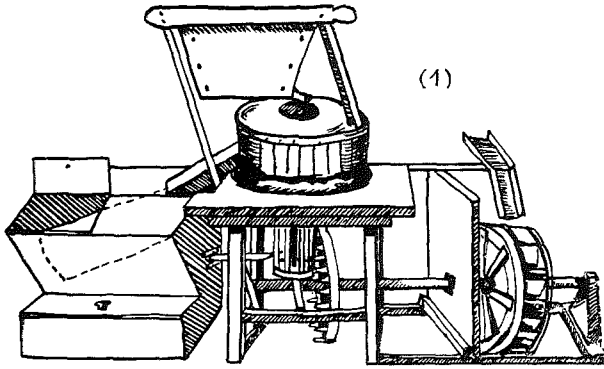
(5)

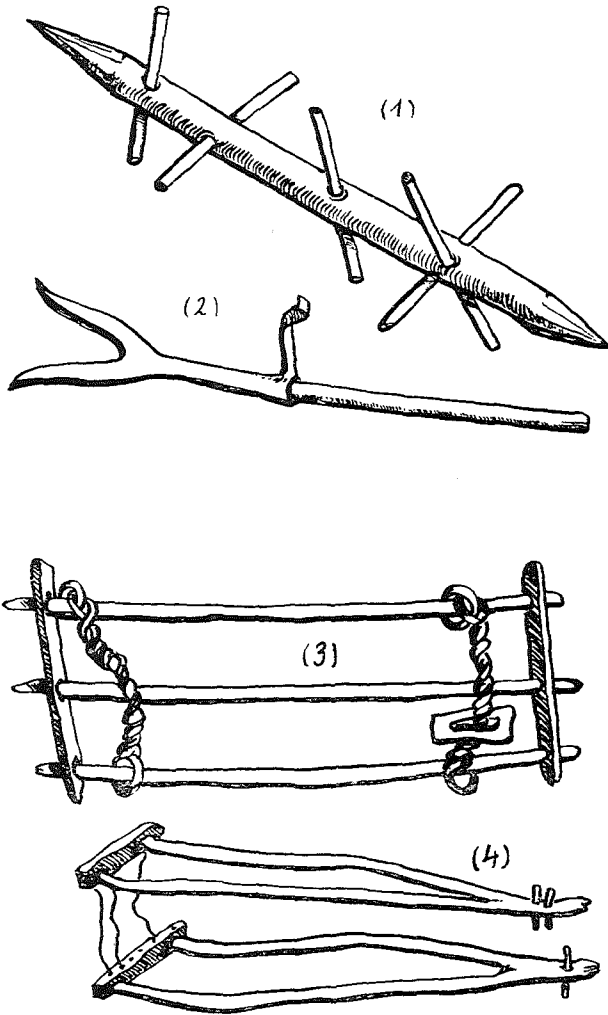


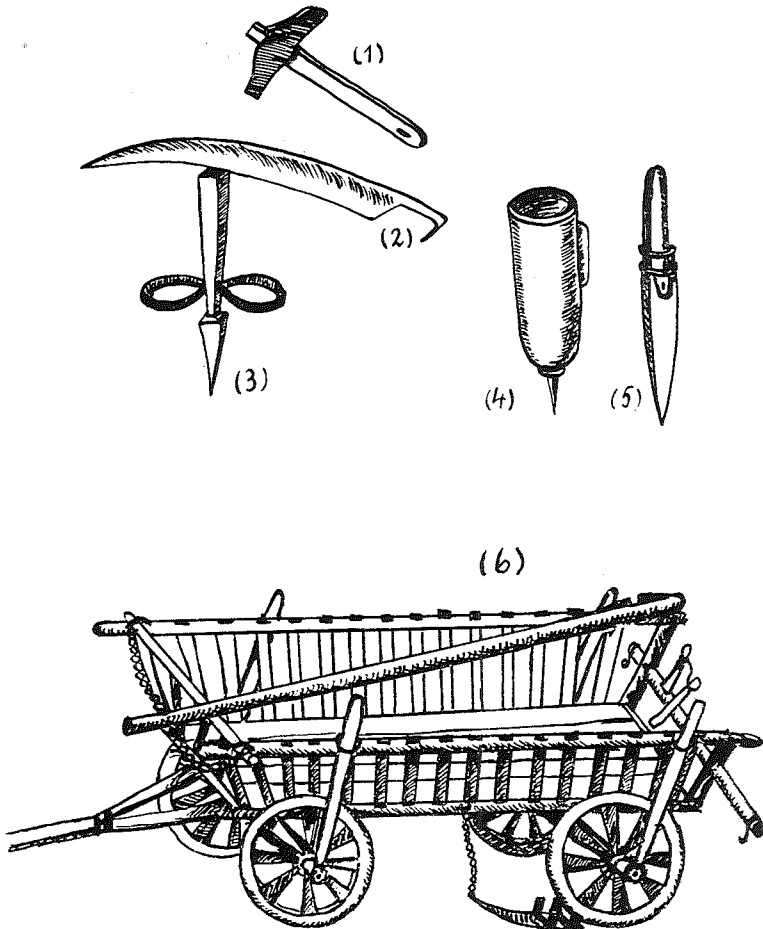
TAFEL XIII

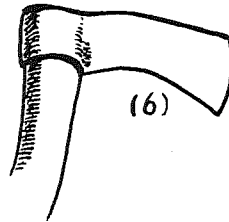
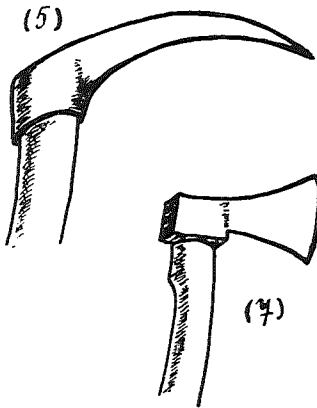
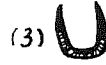
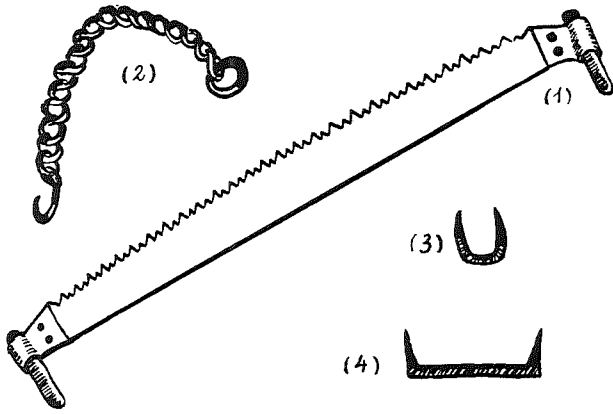


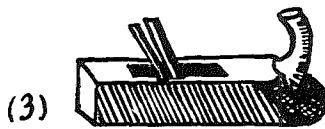
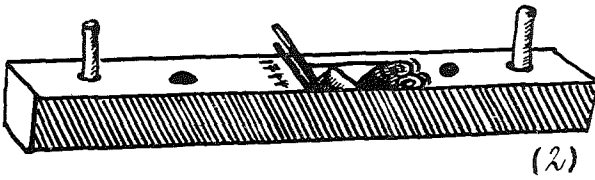
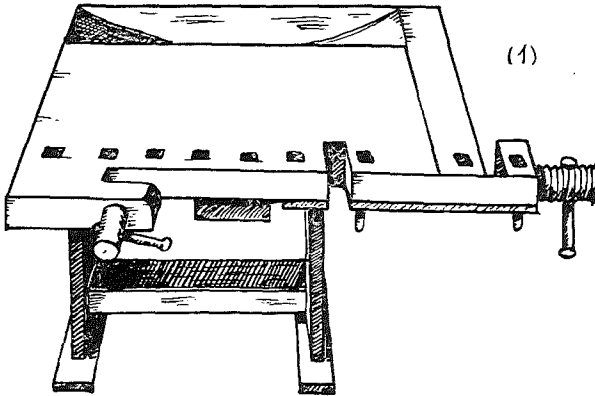


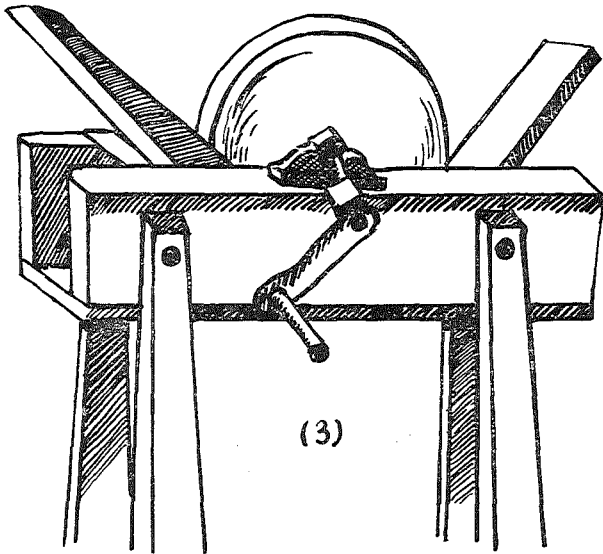
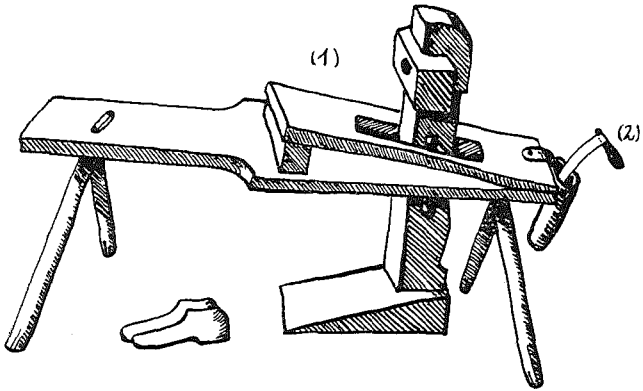


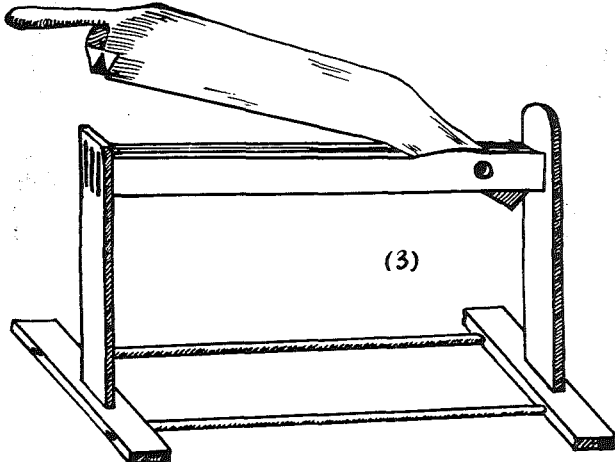
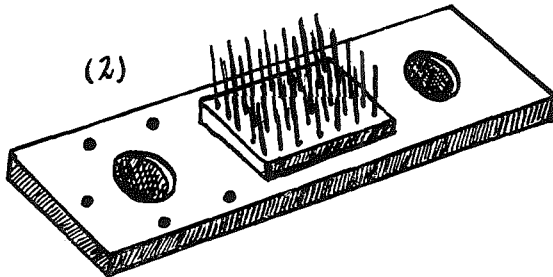
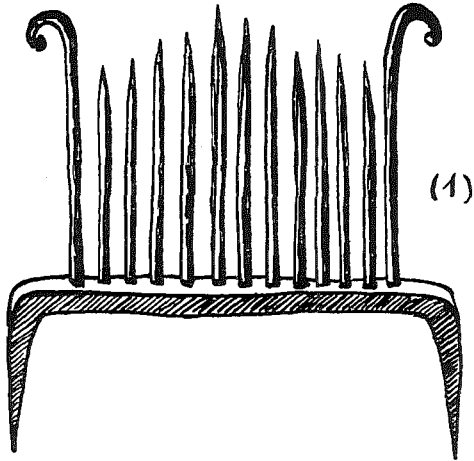


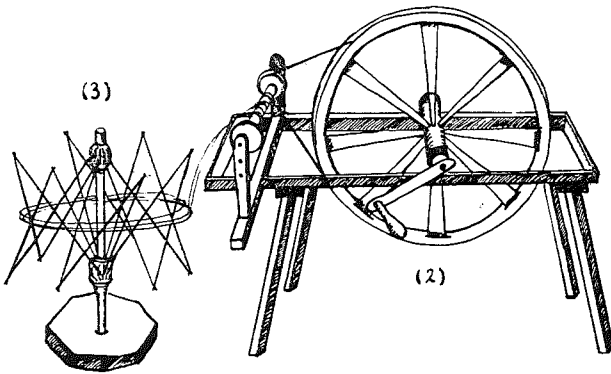
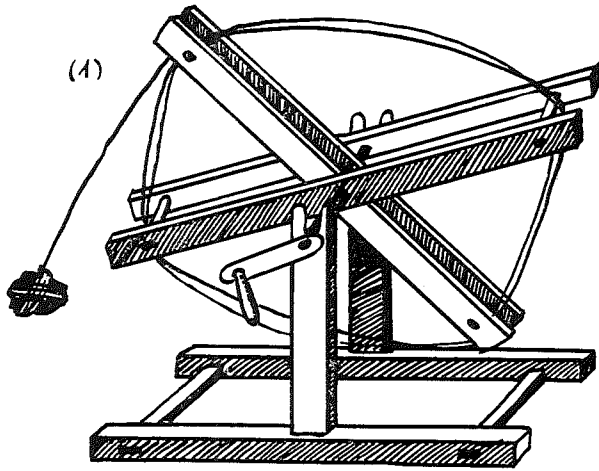


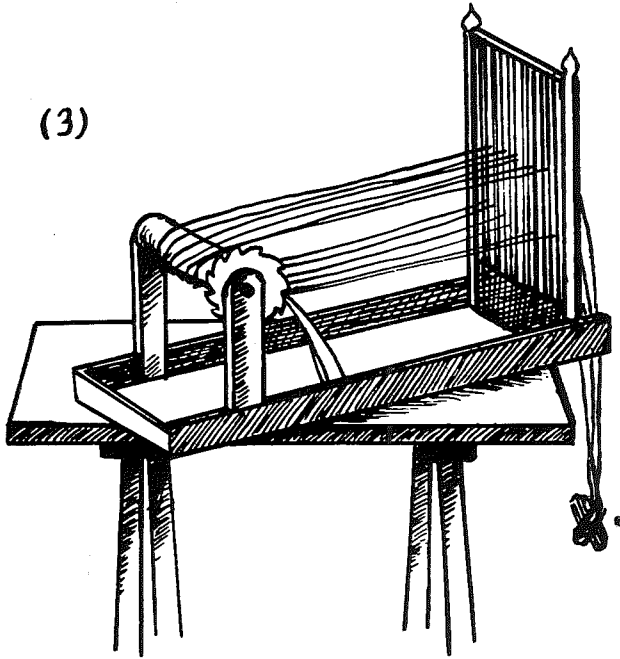
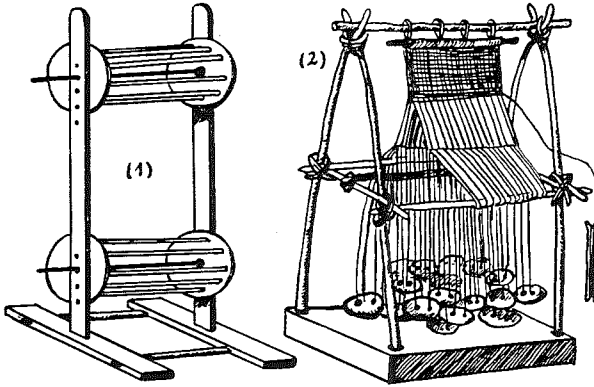


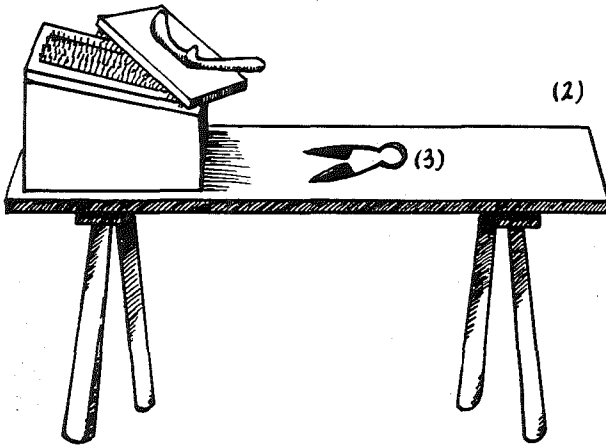
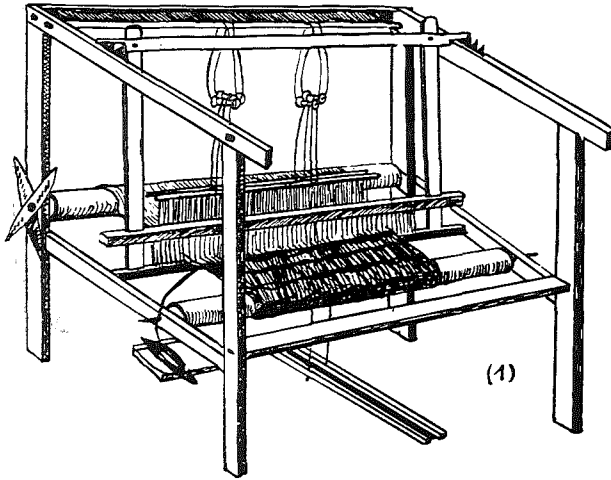


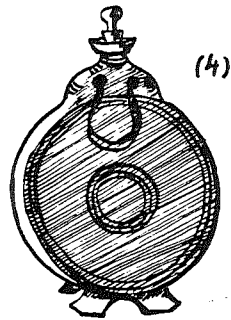
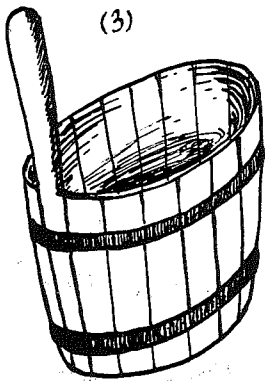
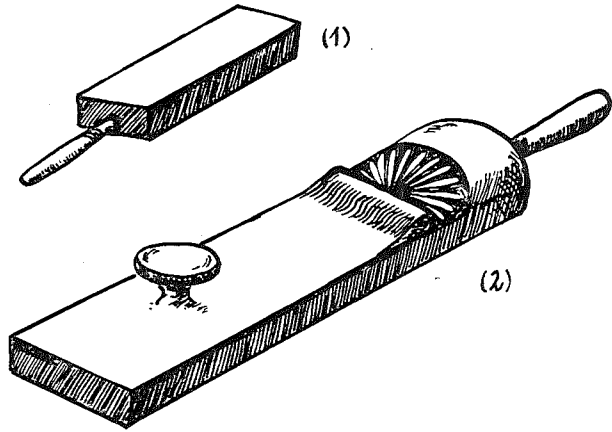


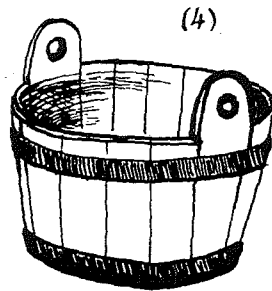
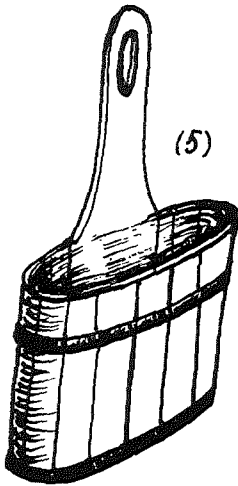
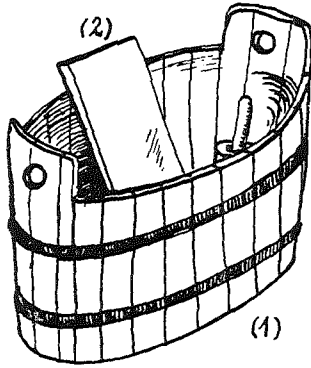


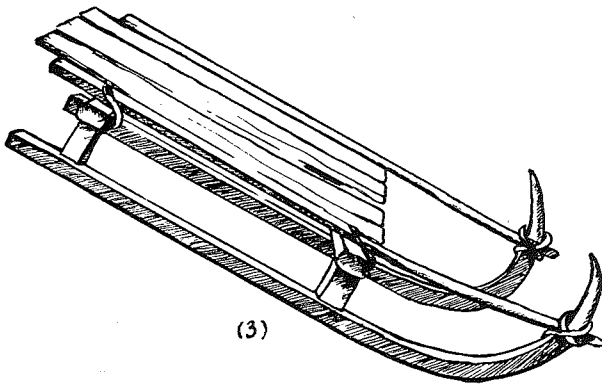
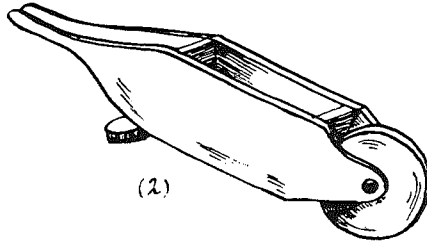
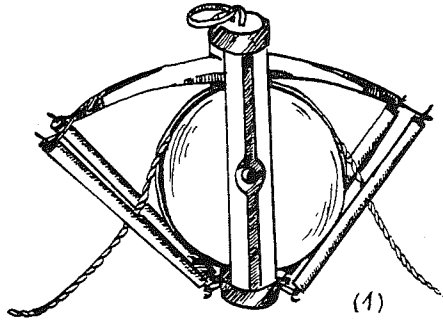


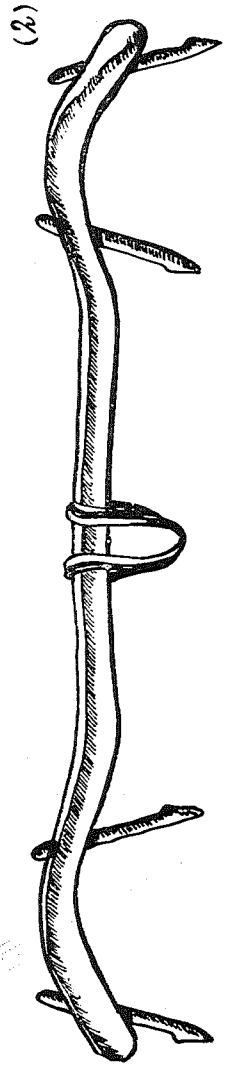
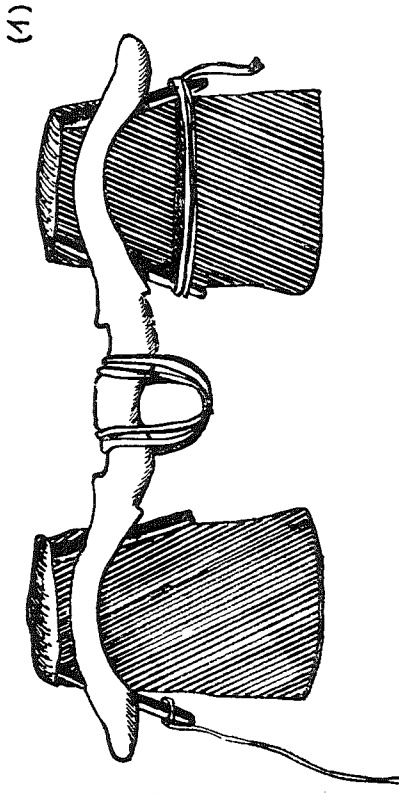




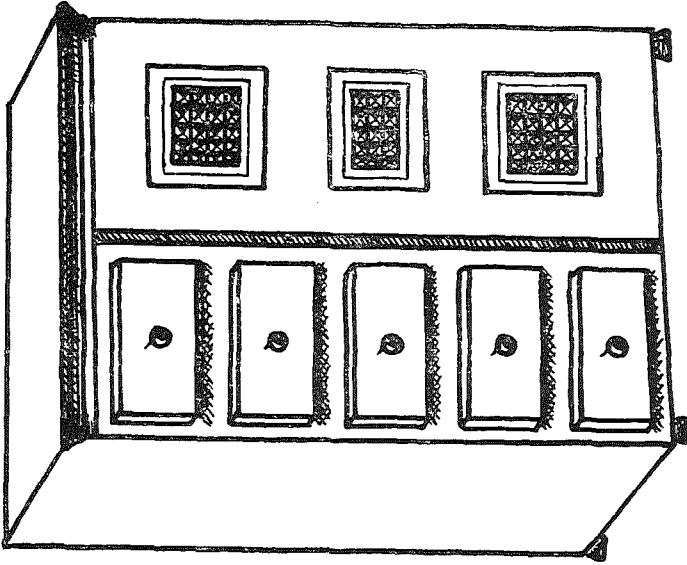




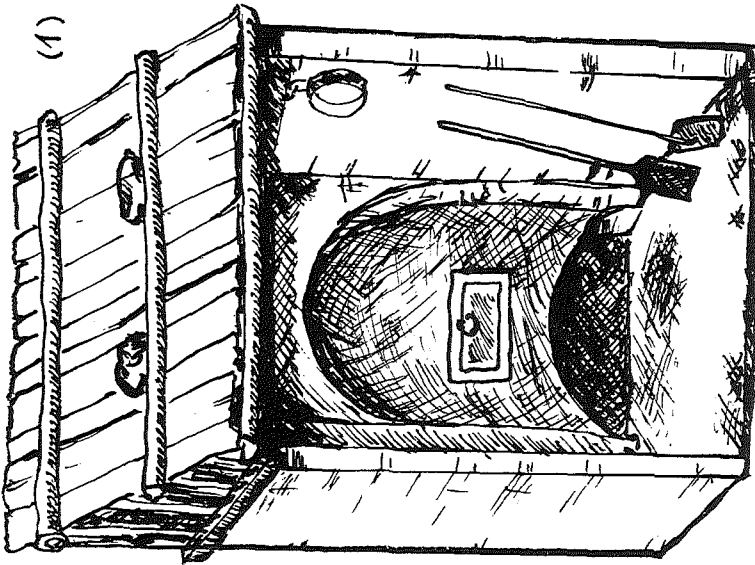


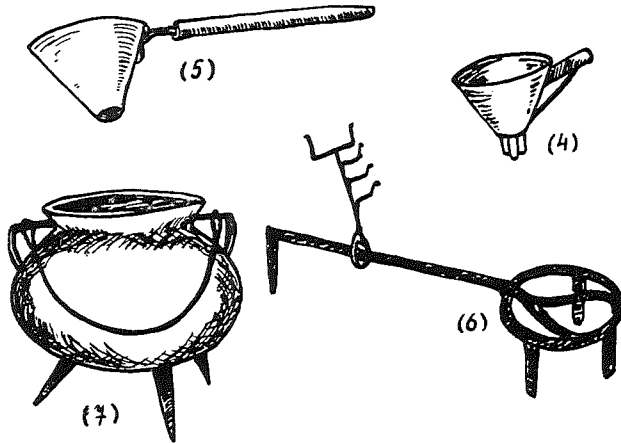
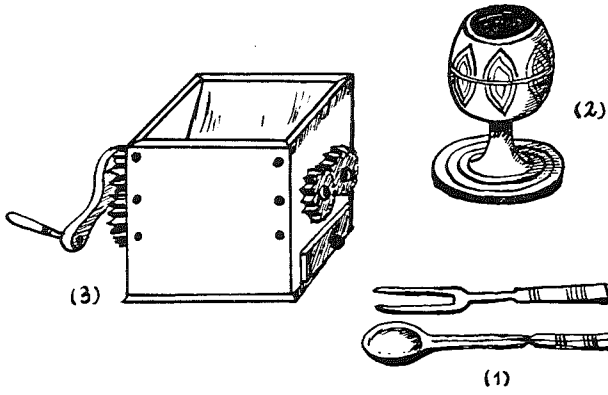


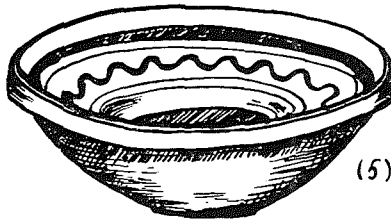
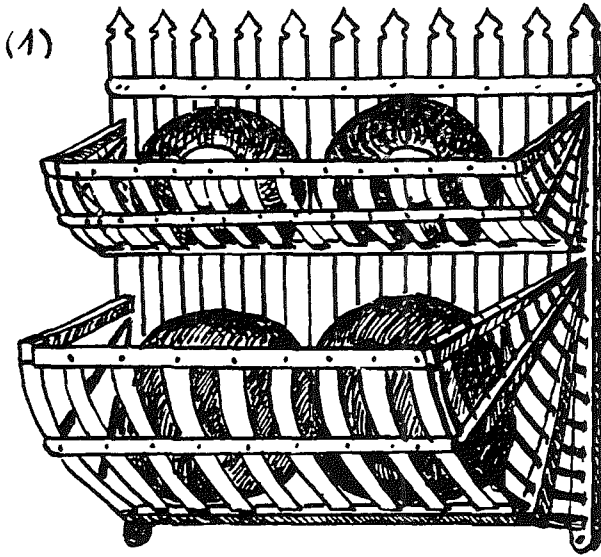
(2)

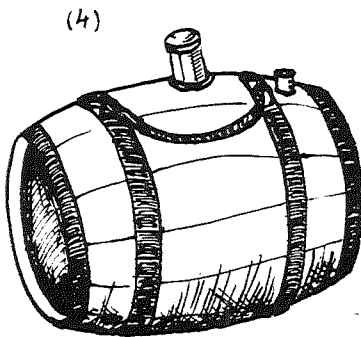
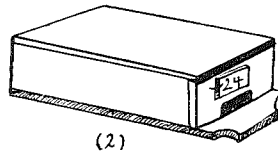
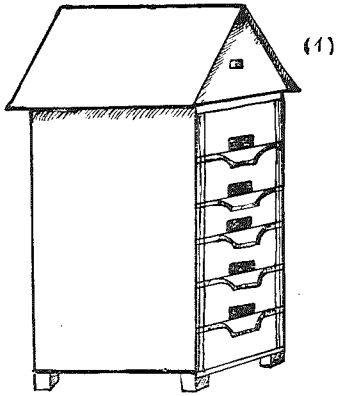


(1)









Montavoner Sensenhändler

Von Anton Fritz Gortipohl

Wie die Krautschneider, so sind auch die Sensenhändler in der Innerfratte heute noch nicht völlig ausgestorben. Es gibt auch gegenwärtig noch von jeder Gruppe einige wenige Wanderer als letzte Vertreter ihrer einst bedeutenden Zünfte. Während die letzten Krautschneider in der letzten Gemeinde des Tales (Gashurn) beheimatet sind, stammen die letzten Sensenhändler aus dem benachbarten Gortipohl.

Die Sensenhändler waren schon vor hundert und mehr Jahren die zahlenmäßig schwächste Gruppe der Montavoner Saisonwanderer. Doch gab es noch 1842 nach dem Berichte des Kreishauptmannes Ebner (herausgegeben von Meinrad Tiefenthaler, Dornbirn, 1950) im Tale nicht weniger als 80 Sensenhändler und sie mögen früher einmal noch zahlreicher gewesen sein. Ich halte die Sensenhändler auch für die älteste Montavoner Wanderergruppe und glaube, daß die Sensen ursprünglich im Tale selbst von heimischen Sensenschmiedern aus heimischem Eisen hergestellt worden sind. Als dann aber der Eisenbergbau bei uns einging, wurden die Sensen aus Tirol, Steiermark und anderen Herstellungsgebieten bezogen. Besonders beliebt waren die Jenbacher Sensen.

Noch bis vor einem guten Menschenalter kamen die Sensenhändler alljährlich am Peter- und Paulstage in Tschagguns zusammen, wo sich auch die Sensenschmiede einfanden. Bei diesem Stelldichein wurden die neuen Bestellungen gemacht, ferner wurde alles Nötige besprochen und vereinbart. An diesem Tage waren die Sensenhändler die Gäste der Sensenschmiede und kamen so kostenlos zu einem ordentlichen Trunke. Zuletzt aber schickten die Sensenfabrikanten nur mehr ihre Reisenden, die die wenigen noch tätigen Sensenhändler daheim aufsuchten.

Die Sensen wurden von den Lieferanten über Wunsch gleich dorthin geliefert, wo sie der Händler zu verhandeln gedachte. Manche aber ließen sie zuerst nach Hause kommen, schliffen und dengelten sie dort, was diese Sensenmänner besonders gut verstanden, und verhandelten die so veredelten Sensen erst später. So besaßen z. B. die Kasper in Gortipohl lange Jahre eine Sensen-

schleiferei und Denglerei, worin sie die Sensen selbst gebrauchsfertig machten und so auch mehr daran verdienen konnten. Verschiedt wurden sie in Fässern oder in Kisten. Sie wurden zuletzt nur mehr in der Schweiz und in Deutschland, früher aber auch in Frankreich und in den Niederlanden verhandelt. Daneben verkauften die Sensenhändler auch Sensenringe, Dengelzeuge, Wetzsteine u. a.

Jeder Sensenhändler hatte sein eigenes Revier, das er meist von Vorfahren, Verwandten oder Bekannten übernommen hatte. Die Reviere waren oft sehr groß. So erzählte mir eine Vanderserin vor Jahren, ihr Mann habe in Württemberg 102 Gemeinden mit Sensen versorgt. Je nach der Größe und der Lage des Absatzgebietes war auch ein „Seisnat“ (Sensenhandelszeit) verschieden lang. Er dauerte 4—6 Wochen, meist von Ende April bis längstens zum Ende des Frühjahres. Jedenfalls wurde er überall noch vor Beginn des Heuens abgeschlossen. Die Haupthandelszeit fiel immer in den schönen Monat Mai.

Im allgemeinen zogen die Sensenhändler in ihrem Reviere von Hof zu Hof und verkauften ihre Ware. Sie wurden jedes Jahr erwartet und waren fast überall bekannt. F. Jos. Vonbun sagt von ihnen u. a.: „Zur größeren Ehre und genaueren Charakteristik dieser Sensenmänner muß noch erwähnt werden, daß sie sich durch merklich vornehmere Gebärde, Haltung und Sprache von den andern Auswanderern des Tales vorteilhaft auszeichnen.“ (Feldkirch u. seine Umgebung, 1868.)

Allmählich machte man aber ihrem Hausierhandel sowohl in der Schweiz als auch in den deutschen Ländern immer mehr Schwierigkeiten und schließlich durften fremde Hausierer in diesen Staaten überhaupt nicht mehr hausieren. So mußten denn viele ihr bisheriges Geschäft aufgeben und einen andern zusätzlichen Verdienstzweig ergreifen, denn die Sensenhändler waren von Haus aus Kleinbauern, die vom kärglichen Ertrage ihrer Scholle allein nicht leben konnten. Andere suchten sich den neuen Gegebenheiten so gut als möglich anzupassen und reisten z. B. in Deutschland für heimische Schmiede, denen sie allerdings einen Teil ihres Verdienstes überlassen mußten. In der Schweiz aber mieteten sie sich eine Wohnung und galten nun nicht mehr als fremde Hausierer im alten Sinne. Ja, die beiden bedeutendsten Sensenhändlerfamilien Gortipohls, die Familien Kasper, kauften sich in Winkeln und Gosau in der Schweiz gegen Ende des vorigen Jahrhunderts eigene Häuser und handeln heute noch mit Sensen. Aber sie ziehen nicht nur von Haus zu Haus wie einst, sondern auch von Markt zu Markt und verkaufen einen Großteil ihrer Waren auf den Märkten.

Der Sensenhandel war kein schlechtes Geschäft. Es gab Sensenhändler, die alljährlich mehrere tausend Stück Sensen verkauften. Natürlich richtete sich der Verdienst auch nach der Dauer der Saison. Er betrug im Durchschnitt nach H. Barbisch (Heimatkunde von Vandans) etwa 1000 Friedenskronen. Das Geld trug man ganz früher in eigenen Bauchgurten, die man Geldkatzen nannte. Damals gab es meist nur Metallgeld, erst später kam immer mehr Papiergeld in Umlauf. So hörte ich noch heuer erzählen, die hier schon mehrfach genannten Kasper aus Gortipohl hätten „ganzi Biegana“ (Beigen) Schweizer Silberstücke vom Sensenhandel mitgebracht. Die Bezahlung erfolgte früher fast ausschließlich erst im Herbst. Daher mußten die Sensenhändler meist im Monat November nochmals etwa 4 Wochen auf den Weg, und zwar auf den sogenannten „Izug“ (Einzug). Diesen konnte aber auch ein Sensenhändler für mehrere besorgen, die mit ihm arbeiteten (Sensenhändlerfamilien). Nur mußte alles in den „Seisabiädli“ genau aufgeschrieben werden, damit man nicht zu kurz kam. So erzählte mir beispielsweise jene alte Vandanserin, die ich schon einmal erwähnte, ihr Mann habe den Einzug auch für seine Brüder besorgt. Wie sie dann daheim miteinander abrechneten, habe es einfach nicht gestimmt. Sie rechneten wieder und immer wieder und wie sie schließlich noch einmal alles genau überprüften, merkten sie erst, daß sie einen ganzen Ranzen voll Geld übersehen hatten.

Die Bezahlung erfolgte deshalb erst im Herbst, weil die Bauern früher meist erst nach Erhalt der Viehlosung Bargeld besaßen und daher Barzahlungen im allgemeinen nicht bräuchlich waren. Auch kaufte man auf den großen Höfen in den Händlerrevieren jeweils nicht etwa nur eine Sense, sondern gleich mehrere. Die Hauptzahlungszeit für alle Schulden war die Zeit von Martini bis St. Katharina (11. bis 25. November). Kam man zu früh, so wurden die Bauern ungehalten und sagten, es sei noch nicht Zeit. Kam man zur rechten Zeit, so lag das Geld schon bereit, kam man jedoch zu spät, so fragten manche verwundert, warum man erst jetzt komme.

Um den weiten Reiseweg noch rentabler zu gestalten, schnitten manche Einzieher in ihren Revieren da und dort auch noch Kraut ein und Josef Walser hat sicher recht, wenn er meint, daß findige Sensenhändler den Verdienstzweig des Krautschnittes entdeckt hätten (Vorarlberger Lesebuch v. A. Eberle, 1. Band, S. 311).

Wie ich schon eingangs erwähnt habe, sind die Sensenhändler heute bis auf letzte Reste ausgestorben. Aber auch das echt länd-

liche Sensendengeln und der rauschende Schlag der Sensen sind heute nicht mehr so häufig zu hören wie einst. An ihre Stelle sind vielfach schon Maschinen getreten. Und auch die Menschen, die sie bedienen, werden immer mehr zu Maschinen....

Zu den Sagen von Hundemenschen

Von Franz Hutter

In der Österr. ZfVk. N. S. Bd. X (59), 1956 schreibt Anton Avanzin S. 140 ff. über Hundemenschen und Hundekönig. Hierzu erlaube ich mir auf eine Sage von Schloß Schallaburg bei Melk in Niederösterreich hinzuweisen, die kurz so lautet: Ritter Georg von der Schallaburg kehrte von einer ergebnislosen Jagd nach Hause zurück und mußte dabei beim „Roten Kreuz“ vorüber. Verärgert, daß er beutelos zu seiner hochschwangeren Frau heimkehren mußte, schoß er auf den Christus des Roten Kreuzes einen Bolzen ab. Heimgekehrt fand er, daß seine Frau niedergekommen war und einem Mädchen mit einem schwarzen Hundekopf das Leben geschenkt hatte.

Das „Rote Kreuz“ befindet sich beim Straßenschnittpunkt Schrattenbrudi—Merkendorf und Anzendorf—Roggendorf. Im Arkadenhof des Schlosses Schallaburg befinden sich verschiedene Terrakotta-Büsten des späten 16. Jahrhunderts, darunter auch die Frau mit dem schwarzen Hundekopf. Vgl. Hans Tietze, Die Denkmale des pol. Bez. Melk (= Österreichische Kunsttopographie Bd. III), Wien 1909, Abb. 27, 28 und 38. Interessant ist auch eine Terrakotta-Platte oberhalb des Gessims über den Büsten, auf der ein After mit gegrätschten Beinen zu sehen ist, zwischen den Beinen ein Kopf, dessen Mund beim Geschlechts-teil ist. (Auf den Abbildungen nicht zu erkennen.)

Richtigstellung

Die Verfasserin des Artikels „Hirsch und Pfennich“ (ÖZV, Bd. 10, S. 97 ff.), Frau Anni Gameraith, macht darauf aufmerksam, daß es bei Bild 1 „Auersbach“ heißen müsse, bei Bild 5 „Raballa“ der Schreibname des Besitzers sei. Die Gerätebezeichnung bei Bild 5 müsse richtig „Greißstämpf“ lauten. Bei Bild 4 hat es richtig „Mahlflächen der Greißmühle“ zu heißen.

Aus der Arbeit des Volkskundeatlasses

Editionsplan des österreichischen Volkskundeatlasses

Eingesandt von der Kommission für den Volkskundeatlas in Österreich¹⁾

Die Aufgabe des Volkskundeatlasses ist außer der grundlegenden wissenschaftlichen auch eine populär-propagandistische. Das österreichische Volk soll ein Bild seiner Wesensart gewinnen und die für die Finanzierung unserer wissenschaftlichen Arbeit entscheidenden Kreise sollen den Wert des Atlases auch für ihre Interessen erkennen.

Die wissenschaftliche Aufgabe ist, mit der Darbietung einer Gesamtschau des österreichischen Volkslebens mittels eines auf wenige Jahre beschränkten Aufnahmeverfahrens, also einer Art Momentaufnahme, ein zeitgleiches Material für die Erforschung des Kulturraumes bereitzustellen. Für die Deutung dieses Materials ist ein Hinausgreifen auf Wirkungsfelder des Volkswesens außerhalb der engeren Volkskunde notwendig, um die Feststellung und Erforschung der Räume der Dynamik, des Retardierens und der Statik (Beharrung) durchführen zu können. Es handelt sich hier um Hilfskarten, die von den zuständigen Fachleuten beigelegt werden. Sie werden nur in besonderen Fällen im Atlas, sonst meist nur in den Kommentaren, veröffentlicht.

Damit soll die Aufgabe, die seinerzeit dem Atlas der Deutschen Volkskunde (ADV) gestellt war, von ihm aber nicht erfüllt und auch von keinem anderen derartigen Unternehmen bisher bewußt verfolgt wurde, nämlich die Entfaltung einer umfassenden und in die Tiefe greifenden Erforschung des Volkslebens im Wege kartographischer Kulturmorphologie, in Österreich zu lösen versucht werden.

Trotz des relativ kleinen Raumes erscheint dies möglich.

1. weil der Großteil der Alpen auf österreichischen Boden fällt und vor allem jener, in welchem großflächige kolonisatorische und rodungsmäßige Arbeit geleistet wurde, womit die österreichische Volksgeschichte an Vielart, Breite und Tiefe gewann;

¹⁾ Anmerkung der Redaktion:

Im September 1956 wurde die Redaktion der Zeitschrift von der Leitung des Österreichischen Volkskundeatlas ersucht, den „Editionsplan“ in der Zeitschrift abzdrukken, der als 8 Seiten starkes Kleinklavheftchen soeben eigens erschienen war. Diesem Wunsch entsprach die Redaktion, gab das Heftchen als Manuskript in Druck. Nach Fertigstellung des Fahnenatzes wurde ihr mitgeteilt (Oktober 1956), daß dieser Editionsplan stark verbesserungsbedürftig sei. Daraufhin wurden diese Verbesserungen von der Atlasleitung in die Fahnenkorrekturen eingearbeitet. Dadurch unterscheidet sich die nunmehr hier vorliegende Fassung dieses Editionsplanes (November 1956) nicht unwesentlich von dem allgemein bekanntgegebenen Plan.

2. weil Österreich, zumal noch durch die Reichshauptstadt Wien, lange das Herzland des Deutschen Reiches und der Donaumonarchie war. Hier vollzog sich durch über ein Jahrtausend ein Kulturaustausch mit den nichtdeutschen Nachbarn, an dem der österreichische Raum die Stellung eines Kulturtransformators innerhalb Deutschlands, zeitweise sogar Europas, später beschränkt auf Südostdeutschland und Südosteuropa, gewann, und
3. weil Österreich außerdem im Schnittpunkt der drei großen europäischen Kulturen liegt und damit eine besondere europäische Stellung einnimmt.

Durch diese Gegebenheiten wird der Raum Österreichs für die europäische Volkskunde überhaupt wichtig. Daher ist eine Zusammenarbeit mit den Nachbarn geboten und spielt sich zur Zeit auch ein.

Innerhalb des geplanten Europäischen Volkskundeatlases fällt Österreich eine große Vermittleraufgabe zu. Sie kann nur durch entsprechend breite Grundlagenforschung in Österreich geleistet werden.

Wenn also in stofflich-inhaltlicher Hinsicht die Grenzen der engeren Volkskunde überschritten werden, so rechtfertigt sich dies aus den unerläßlichen Forderungen der Forschungsaufgabe, aber auch aus dem speziellen populär-propagandistischen Zwecke des Werkes.

Über allen wissenschaftlichen und propagandistischen Aufgaben liegt uns noch etwas Besonderes am Herzen:

In einer Zeit beispiellosen Niederganges aller überlieferten Werte, eines Triumphzugs der Technisierung voller innerer Widersprüche, einer sich überstürzenden Häufung zeitsparender Maschinen, begleitet von einem noch nie dagewesenen Mangel an Zeit und Muße, einem zerrfahrenen Zuge ins Grenzenlose, wollen wir die Umgrenzt-Umhegtheit des Heimatdaseins als vertiefenden seelischen Wert emporheben. Unsere Wissenschaft dient dem Volke. Sie läßt aber auch jedem Einzelnen die Besonderheiten des eigenen Volkstums erkennen, zeigt ihm die Ehrwürdigkeit seiner Überlieferungen und macht ihn vertraut mit der Stellung, die seine Heimat im Rahmen der übrigen europäischen Völker einnimmt. Das Wissen um jene Erscheinungen führt daher auch zu einer Vertiefung der Erkenntnisse über den Urquell des eigenen Seins und wird dadurch gewissermaßen auch zu einem Persönlichkeits- und Lebensgestalter.

Im folgenden wird der Editionsplan vorgelegt. In formaler Hinsicht wurde der Weg gewählt, die 16 Stoffgebiete in der römischen Nummernfolge aneinander zu reihen und innerhalb jedes dieser Teile jedesmal in arabischer Zählung mit 1 zu beginnen.

Damit ist es möglich geworden, schon bei der ersten Lieferung des Kartenwerkes mit endgültiger Numerierung der Blätter zu beginnen. Dies setzt aber einen von Anfang an festen und klaren Plan voraus. Es sind etwa 250 Karten vorgesehen.

I. Das Volk als Ganzes und als biologische Gestalt

1. 2. Die österreichische Bevölkerung 1869 bzw. 1955 (mit Gebietsverteilung vom 1. Jänner 1955)
3. Dichteverhältnisse nach der letzten Volkszählung
4. Berufsumschichtung vom agrarischen zum industriellen (und gewerblichen) Sektor
5. Lage des Bergbauerntums
6. Bevölkerungsdichte der Städte

7. Ergebniskarte (Versuch, die Beharrungsräume des Volkslebens zu umgrenzen).

Diese Karten werden in steter Fühlungnahme mit dem österreichischen Zentralamt für Statistik hergestellt.

II. Das Volk als Gemeinschaft

- 1.— 6. Karten des Familien- und Verwandtschaftsgefüges
7.— 9. Bäuerliche Burschenschaften, Zünfte, Vereine in Dorf und Stadt, sowie der Industriearbeiter
10. Die Formen der Nachbarschaftshilfe, Genossenschaften
11.—14. Neue Gemeinschaftsbildungen durch das wirtschaftliche Unternehmertum — Arbeitersiedlungen, Lebens- und Fürsorgeeinrichtungen aller Art für die Arbeitnehmer, Gewerkschaften und Gewerkschaftseinrichtungen).
Diese Karten werden gemeinsam mit den Verbänden der Industrie und dem Gewerkschaftsbund hergestellt.
15. Gemeinschaftseinrichtungen als örtliche Sammelpunkte
16. Heimgartenwesen
17.—20. Die Volksdeutschen nach Herkunft, Beruf, Formen des Sicheinlebens in das Wirtsvolk. Nationale Minderheiten.

III. Die schöpferische Kraft im Volke

Untergruppe a) die genialen Österreicher, die zwischen 1650 und 1850 geboren sind, nach Herkunftsorten:

1. Bildende Künstler
 2. Musiker
 3. Lyriker
- gemütswertige Geniale
4. Schauspieler
 5. Schriftsteller

Mittelgruppe

6. Wissenschaftler (Geistes- und Naturwissenschaftler) sowie
7. Organisatoren (Politiker, Diplomaten, Heerführer, Wirtschaftsunternehmer usw.) als verstandeswertige Geniale
- 8.—10. Ergebniskarten der drei Gruppen.

Anmerkung: Die bereits abgeschlossene kartographische Darstellung ergab, daß es Maler-, Musiker-, Naturforscher- usw. -Landschaften gibt und daß Österreich in jener Periode (1650—1850) seine Nachbarn an Zahl und Totalgenialität weit überragt.

Untergruppe b)

- 11.—13. Streuung der Begabung der Jugendlichen in der Gegenwart
14. Zusammenfassende Ergebniskarte in Stadt und Land
15. Vergleichskarte der beiden Untergruppen.

Die Karten der Untergruppe b) werden von Fachpsychologen im Einvernehmen mit den zuständigen Referaten des Bundesministeriums für Soziale Verwaltung und des Unterrichts hergestellt.

IV. Haus und Siedlung in Dorf und Stadt

(in teilweiser Zusammenarbeit mit dem Österreich-Atlas der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in Wien)

- 1.— 3. Typenlandschaften des bäuerlichen Wohnhauses — der Nebengebäude — Dynamik bestimmter Bauformen
4. Typenlandschaften des städtischen Hauses
- 5.— 6. Formen der bäuerlichen Gehöfte — Dorfformen
7. Almwesen
8. Städtegrundrisse

- 9.—10. Flurtypen (Ergänzung: Flurbereinigung; Verteilung der Höhsiedlungen, Darstellung der Höhenflucht in Österreich)
 - 11.—12. Ergänzungskarten über die Ausbreitung bestimmter Stubenformen, Ofenanlagen, Backofen, Traufe, Geräte.
- Die hier nötigen Wortkarten (mundartliche Ausdrücke für einzelne Objekte) werden den betreffenden Karten mit den Buchstaben des Alphabets angeschlossen.
- 13.—14. Räume besonderer Dynamik im Bauwesen, im Siedlungswesen
 - 15.—16. Die Ortsnamen
 - 17.—18. Ergebniskarten über Beharrungs- und Bewegungsräume.

V. Anbau und Volksnahrung

- 1.— 2. Anbau des Brotgetreides nach Anbauflächen und Getreidearten (mit Hilfskarten über Wald, Ackerland, Grünland, Viehweide, Phänologie, Niederschläge, Jahresmittel der Temperaturen, Bodentypen)
3. Hauptarten des täglichen Brotes nach den Formen und Größen, dazu die entsprechenden Wortkarten
5. Milchprodukte (Hilfskarten: Weide-, Almgebiet, Rinderrassen, Schnittigkeit der Wiesen)
6. Einteilung der täglichen Mahlzeiten nach dem Jahreslaufe
- 7.—10. Name und Gericht von Frühstück — Hauptmahlzeit — Jausen — Abendessen
11. Festtagsspeisen
12. Konservierungen von Fleisch, Kraut, Rüben
13. Haustrunk (mit Hilfskarten: Weinbau, Hopfenbau, Bierbrauereien)
14. Restgebiete des Metgenusses u. a.
Ein Teil der Karten wird gemeinsam mit den zuständigen Stellen der Land- und Forstwirtschaft erarbeitet.

VI. Volk an der Arbeit

- a) Bäuerliche Urproduktion
 1. Anbau des Brotgetreides, Handarbeit und Stand der Technisierung; alte landwirtschaftliche Geräte, Anbauermine
 2. Getreideernte, Handarbeit und Maschine, Geräte, Erntetermine
 3. Heuernte, Grasschnitt, Trockenmethoden, Geräte, Termine
 4. Mahlen — Bauernmühlen, Kunstmühlen
 5. Buttern
(auch hier, 1—5, zu den betreffenden Stellen Wortkarten mit Buchstaben versehen)
 6. Anbau und Verarbeitung von Flachs, Hanf und Mohn
 7. Ergebniskarten über landwirtschaftliche Bewegungs- und Beharrungsräume
- b) Gewerbliche Produktion
 8. Das textile Hausgewerbe mit Ausstrahlung des Handels mit seinen Produkten (mit Hilfskarten über die moderne Textilindustrie)
 9. Die alten Eisengewerke mit Ausstrahlung des Handels mit ihren Produkten (mit Hilfskarte über die moderne Stahl- und Eisenindustrie)
 10. Übrige Hausindustrien (mit Hilfskarten über die moderne Industrie)
Die Karten 8—10 werden in Verbindung mit den zuständigen Stellen von Handel und Industrie hergestellt. In einzelnen Fällen ist die engste Fühlungnahme mit den Bearbeitern des von der Akademie der Wissenschaften vorbereiteten „Österreichatlas“ vorgesehen.

12. Ergebniskarte über die Räume der Bewegung in der gewerblichen und industriellen Produktion
13. Produktionsphysiognomie in Stadt und Land (Hilfskarte).

VII. Handel und Verkehr

1. Fremdenverkehrskarte zur Ermittlung der Räume der Bewegung, soweit sie für volkskundliche Erscheinungen belangreich sind (Ergänzungskarte nach der Fremdenzimmerstatistik)
2. Märkte
3. Stadtregionen
4. Saisonarbeiter und Pendelverkehr
5. Alte und moderne Verkehrslinien
6. Handelsprovinzen; Handelsphysiognomie einzelner Städte und Landschaften (Hilfskarte)
7. Ergebniskarte über die Dynamik des Verkehrs
8. Ergebniskarte über die Dynamik des Handels.

Diese Karten werden gemeinsam mit dem Bundesministerium für Handel und Wiederaufbau, der Bundes- und den Länder-Handelskammern sowie dem statistischen Amte der Stadt Linz hergestellt.

VIII. Sprache des Volkes

Die hier zu veröffentlichen Karten werden von der Wörterbuchkanzlei der Akademie der Wissenschaften bestimmt, sobald eine genügende Zahl von Karten der anderen Gebiete vorhanden ist, um zu den dort sichtbaren Landschaften passende Sprachlandschaften zu stellen. Als erste Karte dieser Reihe wird eine Übersichtskarte über die österreichischen Mundarten veröffentlicht.

Ergebniskarten zur Darstellung der sprachlichen Beharrungs- und Bewegungsräume.

IX. Volksrecht

1. Grundbesitz von Gemeinschaften der agraren und städtischen Sphäre
2. Pacht- und Zinstermine
3. Hofübergabe, Erbfolge
4. Gesindetermine
5. Stehlbrauchtum
6. Rechtsdenkmale
7. Warn- und Hinweiszeichen.

X. Volksglaube

- 1.— 4. Patrozinien, Wallfahrten mit Darstellungen ihrer Einzugsgebiete
5. Heilige Bäume, Quellen, Steine
- 6.— 8. Namen und Gestalt des Teufels, Geisterorte, Wilde Jagd
- 9.—10. Glücks- und Unglückstage; Wenden und Brauchen.

XI. Sitte und Brauch

- a) Im Dorfe und in der Stadt
 - 1.— 3. Allerseelen, Leonhardi, Martini
 - 4.— 7. Nikolausbrauchtum
 - 8.—10. Thomasbrauchtum
 - 11.—19. Adventkranz, Herbergsuchen, Christbaum, Mettenblock, Krippen; weihnachtliche Gabenbringer
 - 20.—21. Neujahr
 - 22.—28. Rahnächte; Maskenbrauchtum, Perchten und Perchtenopfer
 - 29.—30. Fasching, Blodziehen
 31. Säebrauchtum

- 32.—36. Ostern: Palmbaum, Eierspiele, Speisenweihe
- 37.—39. Georgi, Umritte, Traktorenbrauchtum
- 40.—41. Maibaum
- 42. Pfingsten, Laubmasken
- 43. Jahresfeuer
- 44.—45. Schützenfeste, Kirchtag, periodische Heimattage usw.
- 46.—50. Erntebräuche
- b) In Familie und Haus:
- 51. Kinderbringer
- 52.—53. Gevatterschaftsbrauchtum, Kindlmahl, Taufgang
- 54. Kinderschreckgestalten
- 55. Schenktermine im Pateubrauchtum
- 56.—57. Hochzeit
- 58. Einzug ins neue Haus
- 59. Totenbrauchtum
- 60.—62. Ergebniskarten
- 63.—66. Karten der Brauchtumshäufung in Städten.

XII. Volkslied — Schauspiel — Musik — Tanz

- 1.—10. Tänze vor 1930 und heute,
Zusammensetzung der Tanzmusiken. Instrumente, Landschaften
der traditionellen Volksschauspiele, Verbreitung bestimmter
Liedtypen.

XIII. Sagen

- 1.—5. Riesen — Zwerge — Gespenstersagen.

XIV. Volkstracht

- 1.—10. Heute noch im Gebrauch stehende alte Trachten und Trachten-
bestandteile; Ergebnisse der Trachtenerneuerung; neueingeklei-
dete Musikkapellen.

XV. Volkskunst

- 1.—10. Formgebiete der Volkskunst.

XVI. Spiel und Sport

- 1.—10. Kinder- und Erwachsenenspiele, Volkssport.

Adolf Helbok.

Nachrichten aus dem Archiv der österreichischen Volkskunde

2. Die beiden Spaten-Umfragen von 1952 und 1956

Von Leopold Schmidt

Einige wenige Musealobjekte und einige alte Bildzeugnisse hatten mich 1951 auf die Spur des Spatens mit dem eisernen Randbeschlag als altes Arbeitsgerät geführt. Das Gerät war von der deutschsprachigen Geräteforschung bisher kaum beachtet worden, die wenigsten Sammlungen besaßen Exemplare. Die eigentümliche Form des Randbeschlages des hölzernen Blattes erinnerte mich an Überlegungen und Zusammenhänge, die ich in meiner „Gestaltheiligkeit“ soeben bearbeitet hatte. Es drängte mich daher, durch eine Befragung zunächst einen Überblick über die gegenwärtige Verbreitung, vor allem über die Sammlungsbestände zu bekommen.

Die erste Befragung im Jahre 1952 wandte sich wie die vorhergehenden Probebefragungen vor allem an die Mitglieder des Vereines für Volkskunde und an die österreichischen Heimatmuseen, und darüber hinaus an die Fachkollegen in halb Europa. Mit 300 Fragebogen wurde begonnen, und etwa ein Drittel kam positiv beantwortet zurück. Einige Heimatmuseen und einige Vereinsmitglieder auf dem flachen Lande hatten positive Nachrichten für Österreich beibringen können, zum Teil in Landschaften, die zunächst kaum als Verbreitungsgebiete ins Auge gefaßt worden waren. Zahlreiche negative Antworten gaben weniger ein Bild der tatsächlichen Verhältnisse als der geringen Kenntnis des Gerätewesens, der bisherigen Nichtbeachtung derartiger Fragestellungen. Aus den Gebieten mit positiven Antworten ließen sich erste Sachzeugnisse für das eigene Museum einbringen, ein Beweis dafür, daß das Befragungssystem mehrfache Bedeutung erlangen konnte, wenn man es dementsprechend handhabte.

Aus dem Material der Befragung von 1952 und der Heranziehung eines umfangreichen alten Bildmaterials gewann ich genügend Einblick in die Problematik der Geschichte und Verbreitung des randbeschlagenen Spatens, so daß ich bereits 1953 ein umfassende Abhandlung¹⁾ darüber vorlegen konnte. Diese „Spaten-Forschungen“ gingen nicht nur der Verbreitung des randbeschlagenen Spatens in Nord- und Osteuropa nach, sie suchten auch die Verbreitung des randbeschlagenen Spatens und

¹⁾ Schmidt, Spaten-Forschungen. Zu einigen Arbeitsgeräten des frühen Ackerbaues (Archiv für Völkerkunde, Bd. VIII, Wien 1953, S. 76 ff.).

der beschlagenen Pflugschar in Asien darzutun, die Geschichte des randbeschlagenen Spatens vom Frühmittelalter bis zur Frühneuzeit zu erheben und vor allem das Material zur Verbreitung des randbeschlagenen Spatens in Mitteleuropa im 19. und 20. Jahrhundert darzutun. Einige Hinweise konnten noch zur Geschichte und Verbreitung des blattbeschlagenen Spatens, zur Verbreitung der Trittgabel als Ackergerät und zu Spatenbrauch und Spatenglaube gegeben werden, wodurch das Gebiet zunächst immerhin so weit ausgesprochen erschien, daß ich verschiedene Folgerungen und Vermutungen zumal im Hinblick auf die von mir erschlossene „Gestaltheiligkeit“ anschließen konnte. Das war alles selbstverständlich sehr lückenhaft, und das Material hat sich in den seither vergangenen drei Jahren stark vermehrt, Zahlreiche alte Bildzeugnisse lassen die Geschichte des Gerätes deutlicher erscheinen, und gerade diese Bildgeschichte könnte heute über die Frühneuzeit schon hinausgeführt werden, da einige, wenn auch sehr wenige, Bildzeugnisse des 17. und 18. Jahrhunderts doch schon aufgetaucht sind. Die große Rembrandt-Ausstellung des Niederländischen Rijksmuseums 1956 hat mich beispielsweise mit einer Darstellung des randbeschlagenen Spatens bei Rembrandt bekannt gemacht, die mir vordem immer entgangen war. Es handelt sich um Rembrandts Gemälde „Christus als Gärtner“ von 1638, das sich im Londoner Buckingham Palace befindet. Der als Gärtner aus der Grabhöhle heraustretende Christus trägt einen Spaten in der Rechten, dessen Holzblatt deutlich bis etwa zur Mitte beschlagen ist, ein Eisenband zieht sich über die Blattmitte bis zum Stielansatz²⁾.

Diese Spaten-Forschungen haben erfreulicherweise auch anregend gewirkt. Zahlreiche Freunde und Kollegen vermitteln mir immer noch neue Funde und Beobachtungen, ich darf Herrn Dr. Karl Haiding in Stainach und Herrn Dr. Otto Kurz in London besonders hervorheben. Darüber hinaus hat der verdienstvolle hessische Volkskunsthistoriker Karl Rumpf eigene hessische Spatenforschungen angestellt und 1956 auch veröffentlicht, so daß wir für das wichtige mitteldeutsche Gebiet nunmehr schon viel klarer sehen³⁾. Ähnliche landschaftliche Nachsammlungen wären allenthalben erwünscht. Außerhalb des deutschen Sprachgebietes hat sich die rührige finnische Geräteforschung des Themas besonders angenommen, bei Prof. Dr. Kustaa Viljuna in Helsinki ist eine Dissertation über die Spaten in Finnland ausgegeben worden.

Derartige landschaftliche Nachsammlungen haben sich auch in Österreich als notwendig herausgestellt. Insbesondere im Zusammenhang mit den verschiedenen Atlas-Unternehmungen ergibt sich die Notwendigkeit erneuter kleinräumiger Verbreitungsforschung. Die Arbeit am Atlas von Niederösterreich hat seit 1954 derartige Auf-

²⁾ Katalog Rembrandt Tentoonstelling. Schilderijen. Amsterdam, Rijksmuseum, 1956. Nr. 34, S. 70 ff. Besonders deutlich die Ausschnittabbildung auf S. 72.

³⁾ Karl Rumpf, Hessische „Spatenforschungen“. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des Spatens (Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, Bd. 67. Marburg 1956. S. 206 ff.).

nahmearbeiten nahegelegt⁴⁾. Die Möglichkeit der Veröffentlichung einer Karte über das ältere bäuerliche Arbeitsgerät im Lande in der Schlußlieferung dieses großen Atlas drängte zur nochmaligen Befragung, die im Frühjahr 1956 (mit Datum vom 1. März) durchgeführt wurde. Diesmal wurden sämtliche Schulorte des Waldviertels und (mit Datum vom 1. Mai 1956) sämtliche Schulorte des Weinviertels befragt, und zudem Stichproben in allen anderen Bezirken der beiden Viertel südlich der Donau durchgeführt. Das Waldviertel, das bereits 1952 Belege für den Spaten ergeben hatte, brachte bei 152 Antworten positive Belege aus folgenden Bezirken: Im Bezirk Gmünd kennen ihn die Orte Gebharts, Groß-Radischen, Heinrichs bei Weitra, Hirsdbach, Hirschenwies, Leopoldsdorf, Reinprechts, St. Wolfgang, Schrems, Seyfrieds, Siebenlinden, Waldenstein und Weitra. In der Umgebung von Groß-Pertholz ließen sich mehrere Vorkommen feststellen, mit Hinweis auf Haid bei Groß-Gerungs, wo angeblich heute noch solche Spaten erzeugt werden sollen. Noch stärker ist die Verbreitung im angrenzenden Bezirk Zweifl, von wo die Orte Alt-Melon, Arbesbach, Brand bei Rassenberg, Etzen, Grafenschlag, Groß-Gerungs, Gutenbrunn, Jagenbach, Kirchbach, Langschlägerwald und Langschlag, Mannshalm, Martinsberg, Ottenschlag, Pehendorf, Rapottenstein, Sallingstadt, Schönbach, Traunstein, Weimplatz und Wicsensfeld positive Auskünfte über das frühere und jetzige Vorkommen des Gerätes erteilt haben. Im Norden haben folgende Orte des Bezirkes Waidhofen an der Thaya entsprechende Mitteilungen gemacht: Buchbach, Gastern, Klein-Göpfritz, Oedt an der Wild und Rudolz. Noch weniger Orte meldeten sich im Bezirk Horn, nämlich Drosendorf, Heinrichsreith und Neukirchen an der Wild. Der Donau zu werden die Belege immer spärlicher, im Bezirk Melk sind es nur die Orte Artstetten und Mündichreith, die auch nur von früheren Zeiten zu berichten wissen. Im Bezirk Krems liegt keine Nachricht vor, es steht hier wie im angrenzenden Teil des Weinviertels: Ein gewaltiges Dreieck um die Unterläufe von Krems und Kamp ist belegleer, da spielt das mittelalterliche Gerät also ebensowenig eine Rolle wie in den Vierteln südlich der Donau. Im Weinviertel selbst sind die Ebenenanteile fast spatenleer. Nur für Sierndorf an der March wurde ein „letztes Exemplar“ in der Schulsammlung festgestellt. Für den Bezirk Korneuburg war das Vorkommen in Klein-Engersdorf und in Tresdorf festzustellen. Das leitet zu den Spaten-Orten des Bezirkes Mistelbach über. So ließ sich in Asparn an der Zaya, in Eibesthal und Föllim, in Olgersdorf und Pöllichsdorf wie in Wultendorf das Vorkommen des Gerätes erheben. Die Schulsammlung in Riedenthal enthielt einst das Gerät ebenso wie heute das Heimatmuseum in Asparn an der Zaya, das unsere Umfrage schon von Anfang an unterstützt hatte. Im Bezirk Hollabrunn meldeten sich Enzersdorf im Tale, dann Groß-Mugl, Füllersdorf, Ottendorf, Ringendorf, Steinabrunn und Untergrub. Auch hier überall waren die

⁴⁾ Atlas von Niederösterreich. Herausgegeben von der Kommission für Raumforschung und Wiederaufbau der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Subkommission für den Niederösterreichatlas und vom Verein für Landeskunde von Niederösterreich und Wien, redigiert von Erik Arnberger, 5. Doppellieferung, Wien 1955. Karte 19 (Volks Glaube, Volksbrauch und Volksschauspiel in Niederösterreich, von Leopold Schmidt) und Karte 20 (Die Volkssage in Niederösterreich, von Elfriede Moser-Rath).

Spaten vor etwa einem halben Jahrhundert noch gut bekannt, nun scheinen höchstens letzte Reste mehr auf den Dachböden herumzuliegen.

Im Anschluß an das niederösterreichische Waldviertel wurde auch das Mühlyviertel abgefragt, von wo schon 1952 das Heimatmuseum, Freistadt positiv geantwortet hatte. Dr. Karl Haiding führte 1954 eine persönliche Befragung um Unterweißenbach durch und stellte uns seine Aufzeichnungen zur Verfügung. Im Bezirk Freistadt äußerten sich Grünbach, Kaltenberg, Leopoldschlag, Liebenau, Liebenstein, Neustift, Sandl, St. Oswald positiv, im Bezirk Perg die Orte Dimbach, Redberg, Waldhausen. Die westlichen Bezirke des Mühlyviertels scheinen das Gerät nicht zu kennen. Eine weitere Randbefragung bezog den Böhmerwald mit ein, das heißt, durch die freundliche Vermittlung von Herrn Amtsrat Franz Lenz konnten Auskünfte von heimatvertriebenen Böhmerwäldlern eingeholt werden, die für Sonnberg bei Gratzen positiv lauteten⁵⁾.

Diese alten und neuen Belege wurden zusammen mit den historischen und den Bildbelegen auf der Karte für den Atlas von Niederösterreich eingetragen, die nunmehr die erste genaue Verbreitungskarte des randbeschlagenen Spatens in einer österreichischen Landschaft darstellt. Sie ist nur durch die doppelte Befragungsarbeit des Archives zustande gekommen, die von der Lehrerschaft in vorbildlicher Weise unterstützt wurde. Zahlreiche Schulen haben aufschlußreiche Angaben, mitunter auch gute Werkzeichnungen geliefert, die auch die Gleichmäßigkeit des Gerätetypus erkennen ließen. Damit hat sich auch die Verwendbarkeit des Archives für die Geräteforschung erwiesen.

⁵⁾ Die Arbeit des Archives wurde freundlicherweise auch von der Redaktion der Zeitschrift „Das Waldviertel“ durch den Abdruck des einführenden Artikels von Leopold Schmidt, „Umfrage über altes bäuerliches Arbeitsgerät im Waldviertel“ (Das Waldviertel, Bd. 5, Krems 1956, Nr. 5—6, S. 81—84) unterstützt.

Chronik der Volkskunde

Zum 60. Jahrgang der Zeitschrift

Die Österreichische Zeitschrift für Volkskunde wird im Jahre 1957 sechzig Jahre alt. Der in diesem Jahr erscheinende 11. Band der Neuen Serie ist nämlich gleichzeitig der 60. Band der Gesamtserie. Unsere Zeitschrift ist von Michael Haberlandt 1895 als „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“ gegründet worden. 1919 hat sie nach dem Zusammenbruch der alten Österreichisch-Ungarischen Monarchie den Namen „Wiener Zeitschrift für Volkskunde“ angenommen. Nach 1945 war endlich die Zeit dazu reif geworden, sie als das zu bezeichnen, was sie an sich immer gewesen war und auch weiterhin sein sollte, nämlich die „Österreichische Zeitschrift für Volkskunde“. Als solche hat sie sich in der Neuen Serie zehn Jahre hindurch bewährt.

Der allgemeine Aufschwung der Volkskunde in diesem letzten Jahrzehnt, der weitere Ausgriff auf allen Teilgebieten des Faches sowie der Zustrom der neuen Literatur, und andererseits das steigende Interesse an unseren Arbeiten in den Nachbarländern, nicht zuletzt in den Nachfolgestaaten der alten Monarchie haben es mit sich gebracht, daß der Raum längst zu eng geworden ist. Zwei schmale Doppelhefte im Jahr können die Fülle der Arbeiten, der Chronikbeiträge, der Nachrichten aus dem Archiv der österreichischen Volkskunde und die Besprechungen der dauernd sich noch vermehrenden Fachliteratur nicht mehr umfassen. Wir brauchen genau den doppelten Umfang, es müssen im Jahr 4 Hefte erscheinen, von denen jedes so stark wie ein bisheriges Doppelheft sein soll. Mit etwa 360 Seiten im Jahr hoffen wir den publizistischen Aufgaben der österreichischen Volkskunde von heute gerecht werden zu können. Unsere wissenschaftliche Arbeit ist heute wiederum weitgehend Gespräch, Diskussion geworden. Es muß Raum für Rede und Gegenrede vorhanden sein, Anregung und Antwort müssen einander folgen können, Veröffentlichung und Rezension sollen sich rascher als bisher aufeinander beziehen. Es geht dabei nicht nur um das Gespräch innerhalb des Landes, sondern auch um Rede und Gegenrede über die Grenzen. Das wissenschaftliche Gespräch über die Landesgrenzen hinweg ist lang genug behindert gewesen. Seit 1938 wurde es schon sehr einseitig geführt, seit 1945 trugen viele Arbeiten nur mehr monologischen Charakter, und zwar hüben wie drüben. Unsere Zeitschrift hat sich redlich bemüht, möglichst bald wieder zum Gespräch einzuladen, und besonders durch Besprechungen und Sammelrezensionen zur Volkskunde unserer Nachbarn anzuregen und zum neuen gegenseitigen Verständnis zu erziehen. Dabei wird dieses Verständnis um alle derartigen Bemühungen für einen viel weiteren Kreis innerhalb der europäischen Volkskunde geweckt und erhalten als die einzelne, isolierte Veröffentlichung glauben machen könnte: Es handelt sich hier heute wie seit sechzig Jahren um wissenschaftliche Gespräche in deutscher Sprache, hier von unserem Wiener Forum aus wird die

deutsche Fachsprache der Volkskunde immer weiter gepflegt und damit in ihrer Verbindlichkeit gerade in der bunt-vielsprachigen Welt des europäischen Südostens lebendig erhalten. Auch für diese wichtige Aufgabe benötigen wir aber die neue, die erweiterte Form unserer Zeitschrift.

Mit ihren 60 Jahrgängen ist unsere Zeitschrift heute die langlebige Volkskunde-Zeitschrift im deutschen Sprachgebiet. Das allein bezeugt schon ihre Stellung in der Geschichte unseres Faches, verpflichtet uns aber, ihr weiteres Wachstum besonders sorgfältig zu betreiben.

Leopold Schmidt

Vierte Tagung „Volkskunde und Rundfunk“

Nach den vorangegangenen Tagungen „Volkskunde und Rundfunk“ zu Stuttgart (1953), Klagenfurt (1954) und Bremen (1955), die durchwegs mehr auf wissenschaftliche Erörterungen und theoretische Forderungen ausgerichtet waren, hatte 1956 der Bayerische Rundfunk zu einer Tagung im kleineren Kreise, dafür aber mit scharf profilierter Ausrichtung auf die praktischen Ergebnisse bisheriger Bemühungen nach Nürnberg eingeladen. Ein einziger Vortrag wurde einleitend verlesen. Er stammte von Josef Dünninger, Professor für Germanistik und Volkskunde an der Universität Würzburg und einem der erfahrungs- und auch erfolgreichsten Mitarbeiter im wissenschaftlichen Funk. Sein Vortrag über „Regionalismus und Provinzialismus“ wandte sich (wie ähnlich schon in Bremen: vgl. ÖZV. NS. 10, 1956, S. 65 f.) scharf gegen die theatralisch-betriebsame Art jener Heimatpflege, die sich aus selbstüberheblichem und daher unduldsam werdendem Heimat- und Volksromanfzismus zu Äußerungen verstieg, die „Trachtenvereine“ seien die „Garanten der abendländischen Kultur“. Dünningers Hauptanliegen gilt in der Ablehnung dieses Selbstzweck gewordenen und auch geistig engen Provinzialismus der Verfechtung eines richtigen Regionalismus, der das Gesetz der Individualisierung von Völkern und Stämmen und kleineren Gemeinschaften als Grundgesetz des Menschheitslebens anerkennt, das Phänomen kollektiver Individualität bejaht und dies vor allem auch als Warnung vor dem verödenden Streben nach zivilisatorischer Einheitskultur. Dünninger, der selber eine lange Reihe feinsinniger Funksendungen über fränkische, bayerische, österreichische und bretonische Volkskultur geschrieben hat, weiß genau, daß das Regionale nicht mit Folklore gleichzusetzen ist, sondern daß die kulturbildende Kraft des Regionalen aus vielerlei Komponenten besteht, ja (nach einem Worte des Spaniers Americo Castro) „Geschichte als regionale Selbstverwirklichung“ zu betrachten sei.

Von solcher Ausgangsebene aus versuchten nun die einzelnen deutschsprachigen Sendergruppen der westdeutschen Bundesrepublik, Österreichs und der Schweiz, an vorgeführten Bändern (und einen Fernsehfilm des Bayerischen Rundfunks über „Totenbretter im Bayerischen Wald“, von D. Kiesselbach) das zu erweisen, was sie sich unter Abkehr von „folkloristischem Provinzialismus“ hingegen als „verwirklichten Regionalismus“ vorstellten. Vierterlei Bänder wurden vorgeführt und herzlich kritisiert zum Nutzen aller, die sich heute des Rundfunks als einer der wesentlichsten Publikationsarten auch der Wissenschaften bedienen: „Seefahrt mit und ohne Ahoi!“ (Bremen), „Dem Volk aufs Maul geschaut“ (Schwäb. Mundarten: Stuttgart), „Brünig-Paß und Grenze“ (Studio Bern). „Hell dat Holt und wiet de See“ (norddeutsche

Wälder: Hamburg). „Das Hochtal Avers mit der höchstgelegenen Gemeinde in Europa“ (Studio Zürich), „Die Boote kehren nicht zurück“ (Hörbild aus Irland: Bayer. Rundfunk) usw. waren die Beispiele.

Radio Österreich war mit dem Tonband „Bild einer kleinen Stadt“ (Krems) von Professor A. Reischek vertreten. Da sich an eine Sendung über ostdeutsches Liedgut eine heftige Diskussion für und wider das Recht der Bearbeitung von Volksliedweisen (die Funkleute sagen „Volkslied mit make up“) anschloß, durfte außer Programm nochmals Österreich mit einer nur vorsichtig kommentierten und keineswegs bearbeiteten Szenenreihe aus dem „Hirtenspiel von Steirisch Laßnitz“ (Dünninger-Kiesselbach-Kretzenbacher) zu Worte kommen. Der grundsätzlichen Frage nach Soll, Art und Weise der Bearbeitung von (insbesondere musikalischen) Volksüberlieferungen im Funk soll die nächste Tagung „Volkskunde und Rundfunk“ 1957, voraussichtlich in Köln, gewidmet sein.

Leopold Kretzenbacher.

Die Volkskunde auf dem 4. Österreichischen Historikertag

Seit der Gründung des Verbandes Österreichischer Geschichtsvereine ist die Volkskunde mit einer eigenen Sektion an dieser großen Zusammenarbeit beteiligt. Für den 4. Österreichischen Historikertag, der vom 17. bis zum 22. September 1956 in Klagenfurt stattfand, wurde die Sektion 6, Historische Volks- und Völkerkunde, ganz unter das Thema „Bäuerliche Arbeitsgeräte-Forschung“ gestellt, wodurch eine beachtliche Zahl von Möglichkeiten der Sammlung und Forschung auf diesem Spezialgebiet gegeben war. Die Tagung fand im wesentlichen in den schönen Räumen des Klagenfurter Konzerthauses statt. Empfänge der Stadt Klagenfurt und der Kärntner Landesregierung sowie eine festliche Theatervorstellung, Museumsbesuche und Exkursionen umrahmten die Reihen der Vorträge und Diskussionen. Geschichtsverein und Landesmuseum für Kärnten boten unter der sorgfältigen Leitung von Hofrat Dir. Dr. Gotbert Moro alles auf, um den Teilnehmern die Arbeit so angenehm und ersprießlich wie nur möglich zu machen. Reiche Veröffentlichungsgaben machten mit der gewaltigen publizistischen Tätigkeit der wissenschaftlichen Institutionen Kärntens bekannt, wobei ganz besonders auf die drei mächtigen Bände der „Carinthia I“ hinzuweisen ist (146—3/4, 147—1/2 und 34). In erstaunlicher Großzügigkeit ist das erste dieser Hefte den nichtkärntnerischen Beiträgen eingeräumt, die beiden anderen bringen die historischen und volkskundlichen Arbeiten, die sich mit Kärnten beschäftigen, wobei im besonderen das Heft 3/4 des Jahrganges 147 (1957) Arbeiten von Oswin Moro †, Leopold Schmidt, Leopold Kretzenbacher, Thomas Tiefenbacher, Oskar Moser, Ernst Burgstaller, Franz Koschier, Matthias Maierbrugger und Karl Liebleitner darbietet.

Unter solchen Voraussetzungen ging also die gedeihliche Arbeit vonstatten. Von den öffentlichen Veranstaltungen soll hier besonders der Vortrag von Rudolf Egger über die neuen Ausgrabungen auf dem Magdalensberg, ferner der Lichtbildvortrag von Giuseppe Marchetti (Präsident des Museo Civico e Galleria d'Arte Antica e Moderna in Udine) über die Holzplastik von Friaul und deren Beziehungen zu den benachbarten Alpenländern Österreichs erwähnt werden sowie der Schlußvortrag von Eberhard Kranzmayr „Historisch wichtige Ergebnisse aus der Ortsnamenforschung zur Besiedlungs-

geschichte Kärntens für die prähistorische, frühgeschichtliche und mittelalterliche Periode". Der Vortrag war anlässlich des Erscheinens von Kranzmayers „Ortsnamenbuch von Kärnten“ (I. Teil: Die Siedlungsgeschichte Kärntens von der Urzeit bis zur Gegenwart im Spiegel der Namen. Klagenfurt 1956 = Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie. Bd. 50. 216 Seiten und 7 farbige Skizzen) von besonderer Bedeutung.

Die Sektion 6, Historische Volks- und Völkerkunde, hielt ihre eigene Beratung am Donnerstag, 20. September, von 11 bis 13.30 Uhr ab, und zwar mit folgenden Referaten: Leopold Schmidt, „Der Stand der bäuerlichen Arbeitsgeräte-Forschung in Österreich“; Hanns Koren, „Jochformen und Jochnamen in Innerösterreich“; Oskar Moser, „Das bäuerliche Arbeitsgerät in den historisch-archivalischen Quellen Kärntens“; Franz Kollreider, „Historische Arbeitsgerät-Forschung in Osttirol“; Boris Orel (Direktor des Slowenischen Volkskunde-Museums in Laibach), „Der Stand der Erforschung des bäuerlichen Arbeitsgerätes in Slowenien“. Die Auszüge aus diesen Referaten werden in dem vom Verband Österreichischer Geschichtsvereine herauszugebenden Tagungsbericht erscheinen. Dir. Iván Balassa (Budapest) sandte ein Referat „Quellen, Methoden und Ergebnisse der ungarischen Arbeitsgeräteforschung“ ein, das aus Zeitmangel nicht verlesen werden konnte, aber dafür in dieser Zeitschrift veröffentlicht werden wird. Die Anteilnahme an der Sektion war groß. Unter den gezählten 50 Teilnehmern befanden sich zahlreiche Gäste aus Deutschland und aus Jugoslawien, darunter so bekannte Spezialisten der Arbeitsgeräteforschung wie Branimir Bratanić aus Zagreb und Wolfgang Jakobiet aus Berlin, mit denen im engeren Kreis noch ausführlich diskutiert werden konnte.

Der Sektion wurde dankenswerterweise auch eine eigene Ausstellung „Geräte der Bauernarbeit im Kärntner Nockgebiet“ im Landesmuseum für Kärnten geboten, ihre Teilnehmer wurden von Dr. Oskar Moser besonders ausführlich durch das Kärntner Freilichtmuseum am Kreuzbergl geführt; zahlreiche Teilnehmer besuchten auch gemeinsam das sehenswerte Klagenfurter Diözesanmuseum und folgten der aufschlußreichen Führung durch Msgr. Prof. Otto Rainer. Am Montag nahmen die Teilnehmer die Exkursion auf den Magdalensberg mit, am Freitag bestritten sie vor allem die schöne Exkursion in das südöstlichste Kärnten (Völkermarkt — Griffner Berg — Granitztal — St. Paul im Lavanttal — Lavamünd — Bleiburg — Eberndorf — Klopeiner See — Tainach) unter der kundigen Führung von Dr. Franz Koschier, Prof. Dr. Eberhard Kranzmayer und Prof. Dr. Oskar Moser. Neben den Kirchen- und Stiftsbesichtigungen kamen da die Bauernhausbesuche nicht zu kurz, besonders der genaue Einblick in eine noch lebendig betriebene Rauchstube erweckte allgemeines Interesse. Der wohlvorbereitete Besuch einer Unterrichtsstunde im gemischtsprachigen Gebiet in Bleiburg sei darüber aber auch nicht vergessen.

Alles in allem hat die Klagenfurter Tagung den Eindruck verstärkt, daß hier im Rahmen des Verbandes der Österreichischen Geschichtsvereine und besonders bei den Historikertagen selbst eine lebensvolle Zusammenarbeit zwischen Volkskunde und Geschichte möglich ist und unserem Fach eine nicht zu unterschätzende Gelegenheit der Bewährung vor einem größeren Kreis geboten bleibt.

Leopold Schmidt

Wandertagung der Folkloristen Jugoslawiens in Montenegro, September 1956

Die volkskundliche Sammel- und Forschungsarbeit wird im heutigen Jugoslawien dreigeleisig geleistet: 1. an den volkskundlichen Museen (Staat, Städte), die sich mehr der materiellen Volkskultur widmen, jedoch auch in der Lage sind, wochenlang Studiengruppen zu Gesamtaufnahmen ins Gelände zu entsenden; 2. an den in jeder Einzelrepublik bestehenden „Instituten zur Erforschung der Folklore“ (oder Volkskunst, Volksmusik u. ä.), worunter vorwiegend Volksmusik, Volkslied und -tanz, Sitte und Brauch verstanden wird; 3. an den Universitäten, wobei besondere Lehrkanzeln für (allgemeine) Ethnologie in Laibach, Agram, Belgrad, Skoplje und neuerdings, beginnend mit 1956/57, auch in Sarajevo bestehen. Eine gemeinsame Ausrichtung besteht bisher ebensowenig wie etwa ein gemeinsames Publikationsorgan. Wohl aber geben Museen und Institute fast ausnahmslos und außerdem gut dotierte eigene Zeitschriften heraus. Erst 1952, nach dem großen Erfolg des International Folk Music Council 1951 in Opatija (Abbazia) (vgl. Bericht in ÖZV, NS VI, 1952, 65) schlossen sich die Musikvolkskundler Jugoslawiens zu Pula (Pola in Istrien) zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammen, die 1955 vor allem dank der Initiative des hervorragenden Volksmusik-Wissenschaftlers und Instrumentenforschers Cvjetko Rihman, Sarajevo, anlässlich der Arbeitstagung auf dem Gebirge Bjelašnica in Bosnien um die Vertreter der Volkerzähl- und Brauchforschung zu jenem „Savez udruženja folklorista Jugoslavije“ erweitert wurde, der 1956 zu einer großen, wohlorganisierten und eindrucksvoll verlaufenen Wanderversammlung in die überaus gastfreundliche Teilrepublik Crna Gora (Montenegro) einlud.

Von weither waren die Kollegen aus allen Teilen Jugoslawiens gekommen. Zu ihnen auch noch je zwei Fachkollegen aus Westdeutschland, aus Ungarn, der Tschechoslowakei und Rußland. Als einziger Österreicher konnte ich dank einer Unterstützung durch das Bundesministerium für Unterricht und der Gastfreundschaft des jugoslawischen Verbandes an der zehntägigen Wanderfahrt teilnehmen und die Reise um zwei weitere Wochen volkskundlichen Wanderns in Süddalmatien ausdehnen. Die Wanderversammlung in der Crna Gora begann mit Vorträgen in verschiedenen slawischen Sprachen auf einem Berggasthof unter dem Lovćen. Zeitweise trennten sich die Gruppen der Musikologen und der „Folkloristen“ im engeren Sinne. Die Themen der Referate umfaßten nahezu alle Gebiete der Volksmusik- und Instrumentenforschung, der Thematik und Melodik des ungemein reichen und vielfältigen Volksliedes und Volkstanzes wie der Instrumentenkunde bei den südslawischen Völkern. In diesen Rahmen fügte sich auch das österreichische Referat über „Alpin-balkanische Lärminstrumente und verwandte Brauchrequisiten in Europa“. Es wird in wesentlich erweiterter Form, vermehrt um das in der serbisch geführten Diskussion reich zugeflossene neue balkanische Material voraussichtlich 1957 in deutscher Sprache als „Gudalo-dudalo, vugaš, Büllhäfen und Verwandtes. Ostalpine Lärmgeräte als Brauchrequisiten und ihre Stellung unter den europäischen Varianten vom Typus „Rummelpott“ in der Zeitschrift „Slovenski Etnograf“, Ljubljana, erscheinen.

Aus der Fülle der anderen Referate sei hier lediglich noch auf folgende hingewiesen: Maximilian Braun, Göttingen: „Über den Be-

griff der Stilisierung des epischen Liedes“; Marijana Gušić, Agram: „Über das Problem des Mannweibes (ostajnica, tobelija, verdžin) als gesellschaftliche Erscheinung“, (Frage der Sozialform des Weibes, das sich, mangels männlicher Nachkommen in einer Familie, öffentlich zum Manne erklärt, Männerkleidung trägt usw., um den Namen und den Ahnenkult der Sippe fortzuführen. Versuch einer Interpretation als Resterscheinung nach einem paläomediterranen Parthenos-Kult mit Analogien in den Phänomenen der minoischen Weib-Idole, Priesterinnen usw., denen auch Relikte archaischer Frauentrachteteile im albanisch-montenegrinischen Hauptverbreitungsbereich jener seltsamen Sozialform einer Mannesstammfortführung durch ein Weib gegenüberstehen): Milenko S. Filipović, Sarajevo: „Über die Spuren altslawischer Leichenspiele (trizna) bei den Südslawen“ u. v. a. Kurzfassungen mit Fragestellung und Ergebnissen der meisten Referate werden voraussichtlich in einem Bande des „Bilten Instituta za proučavanje folklor“ (Bulletin des Institutes zur Erforschung der Folklore) in Sarajevo erscheinen.

Zu den wissenschaftlichen Vorträgen und Diskussionen, die zwanglos an den verschiedensten Orten stattfanden, traten wertvolle Begegnungen mit dem montenegrinischen Volke: auf dem Tanzplatz, bei den Heldenliedsängern, die zur gusle, der epischen Monochordgeige, altüberlieferte Lieder rezitierten und die Kontinuität der Geigentechnik, der Stimmodulation und der Thematik bis zum agitationsähnlichen politischen Gegenwartsbericht bewiesen. Wanderungen zu den armseligen „katuni“ der Sommersiedlungen mit ihren kargen Ackerdolinien inmitten der Steinwüsten, das Erlebnis der erschütternden Eindringlichkeit von Gesängen zweier berufsmäßiger Klagefrauen (tužbarice), die Wanderfahrt aus den Zonen der spärlichen Weideflächen im Gebirge hinunter in die üppige Landschaft des montenegrinischen Küstenlandes mit Trauben, Feigen und uralten Olivenhainen nach Budva, Sutomora, Petrovac na moru, Novi Bar und zum seltsam bunten Markttag nach der mittelalterlichen Ruinenstadt Stari Bar, zu einer bunten montenegrinischen Hochzeit in Spič und die Fahrt wieder übers Gebirge zurück nach Virpazar und dem ersten Teil der neuen Stadt Titograd, die über den Trümmern des bombenzerstörten Podgorica am Skutarisee aufgebaut wird, gaben allen Teilnehmern tiefe Einblicke ins Leben der Crna Gora von heute im jähen Umbruche von einer patriarchalischen Altkultur zu völlig anderen politischen, wirtschaftlichen und sozialkulturellen Neuformen.

Leopold Kretzenbacher.

Ausstellungen

Österreichisch-Rumänische Gesellschaft

Mittwoch, den 22. August 1956 wurde die Ausstellung „Rumänische Volkskunst“ im 1. Stock des Wiener Künstlerhauses eröffnet, die bis 23. September geöffnet blieb. Dazu ein farbiger faltprospekt.

Internationale Masken-Ausstellung in Antwerpen

Am 15. September wurde in Antwerpen die Ausstellung „Het Masker — Alle volken — Alle tijden“ eröffnet, die den Versuch einer internationalen Darbietung des gesamten Maskenwesens bot. Die Ausstellung wurde von allen maßgebenden Sammlungen beschiedt, das

Österreichische Museum für Volkskunde hat das entsprechende ausgewählte Material für Österreich und Südtirol beigelegt.

Die von der Stadt Antwerpen und dem Ethnographischen Museum gezeigte Maskenausstellung überraschte durch ihren künstlerischen Geschmack und die Großzügigkeit ihrer Ausgestaltung. Mit viel gutem Willen und edlem Sachverständnis wurden die Stücke aus Museen und Privatsammlungen zusammengetragen und nach einem vorwiegend ethnographischen Gesichtspunkt geordnet. Methodisch dominierte die morphologische Richtung. Das heißt, man zeigte die Maske als solche und vernachlässigte bewußt ihre funktionelle, ethnologische und historische Bedeutung.

Der einzige Versuch einer Chronologie wurde im ersten Schau-raum gemacht. Die Kollektion beginnt mit der Reproduktion einer Felsmalerei aus dem Hogar und setzt somit die *Tiervermummung* an den Beginn der Maskenentwicklung. Die alten Mittelmeerkulturen sind vertreten, das vorcolumbianische Amerika und neben der Commedia dell'Arte moderne Theater- und Ballettmasken von großer Ausdruckskraft.

Naturgemäß nehmen die afrikanischen Sammlungen den breitesten Raum ein. Sie umfassen nicht nur die belgischen Kolonialländer, sondern bringen Stücke aus allen Teilen des Kontinents. So zum Beispiel neben den gestaltungsmäßig einfacheren Masken der Dogon und Ibibio eine Tragmaske der Baga, die an Riesenumzüge denken läßt: das Motiv des Januskopfes scheint auf und fand in einer dreiköpfig gehörnten Ekoi-Maske eine extreme Ausgestaltung. Aus der Fülle des Gezeigten prägten sich einige Arbeiten der Pangwe und Bembe ein, deren Abstraktheit an moderne Kunstrichtungen erinnerte und die Baule-Masken, überraschend in der Eleganz ihrer Linienführung. Interessant auch eine Klappmaske der Yoruba, die einen sonst in Afrika unbekanntem Typus zeigt.

Gegenüber der Reichhaltigkeit afrikanischen Materials wirkt Nord- und Zentralasien ein wenig vernachlässigt. Besonders Tibet schneit mit drei *diam*-Masken ziemlich schlecht ab. Wenig erfuhren wir auch über andere Himalayastaaten wie Sikkim und Bhutan, in denen maskierte Mysterien noch heute eine große Rolle spielen.

Japan bot neben anderen Objekten eine sehr schöne Sammlung von *Nô*-Masken und Ceylon war mit einer Reihe von *sanni*-Dämonen, einer großen Maske des Raja *mulu sanni yakšayâ* und einer holzgeschnitzten *Kolam*-Maske entsprechend vertreten.

Das zweifellos schönste Stück aber befand sich in der China vorbehaltenen Abteilung. Es war dies eine bronzene Totenmaske aus der *T'ang*-Periode, die jenen Ausdruck tiefster Sammlung zeigte, wie er nur wenigen erlesenen *Buddhaplastiken* eigen ist.

Die Reihe der Ausstellungsobjekte führte weiter durch Borneo, Sumatra, Bali, zu den festen Typen der javanischen *Wayang-topèng*-Spiele. Und von hier in die Inselwelt Melanesiens mit ihren Schädel- und Flechtmasken und bestimmten Stücken aus Neu-Irland, die eine seltsame Betonung des Linearen zeigen.

Der amerikanische Kontinent beginnt mit einer Kollektion von *Eskimo*-Masken. Darunter eine Schamanenmaske aus Alaska, deren Anfertigung in Träumen befohlen wird und die auch etwas vom visionär Traumhaften zeigt.

Bei den Indianern der Nord-West-Küste dominieren totemistische Gedankengänge, während sich aus den Prärien vor allem die „Husk face“ und „False face“ der Irokesen einprägten. Von hier ging es durch das Pueblo-Gebiet, mit seinen maskierten Kulttänzen bis tief in den Mato Grosso, wo beim Jaguartzanz ein Schleier aus Frauenhaar die Maske ersetzt.

Das europäische Maskenwesen war mit einigen illustrativen Stücken vertreten. Wir fanden Objekte aus Deutschland, der Schweiz, Jugoslawien und nicht zuletzt als Repräsentanten Österreichs einige Perchten- und Schemenmasken: Südtirol ging unter „Italien“.

Diese interpretationslose Art der Darbietung, die alle Fragen offen läßt, zeigt doch schon die verwirrende Fülle von Problemen, wie sie der Maskenforschung gestellt sind. Auch im Nebeneinander der Objekte sind Einflüsse ägyptischer Kulturelemente bei bestimmten Masken Afrikas unverkennbar. Das Garuda-Motiv verlangt Klärung, immer wiederkehrend im Maskenwesen Asiens, die kreisförmigen Ohrornamente aus Ceylon, verblüffend ähnlich bei einer Maskenkappe in Nigeria, oder die Problematik einer überdimensionalen Maske, deren untere Hälfte der Tradition der Nô-Arbeiten entspricht, während der obere Gesichtsteil an tibetische Masken vom Dharmapala-Typus erinnert. Und noch vieles andere.

Sehr geschmackvoll und übersichtlich auch der Katalog, der sogar den Versuch einer kartographischen Behandlung macht¹⁾.

Zum Abschluß aber bot uns der liebenswürdige flämische Humor die Impression des mondänen Karnevals²⁾. Hier gibt es keine kultische Bindung, keinen spirituellen Hintergrund mehr. Nichts als das Prinzip der Vermummung hat den Wandel der Zeiten überdauert. Das rein Individuelle verdrängt die Gemeinschaftsidee und führt so zur Auflösung der Formtradition.

Albertine Kasser, dzt. London.

Edmund Wießner †

Am 30. Oktober 1956 starb in Wien der a. o. Univ.-Prof. Dr. Edmund Wießner im 81. Lebensjahr. Wießner, der jahrzehntlang die in Wien studierenden Germanisten in Gotisch, Alt- und Mittelhochdeutsch einführte, war einer der letzten Altgermanisten jener guten Art der Textkenner als Herausgeber und Kommentatoren. Sein Lebenswerk war den süddeutschen Dichtern des Spätmittelalters gewidmet, insbesondere dem Bereich Neidharts. Die Lieder Neidharts hatte er 1923 in einer Neubearbeitung der kritischen Ausgabe von Moriz Haupt herausgegeben, und seither arbeitete er an Wörterbuch und Kommentar dazu. Beide Werke erschienen erst in seinem höchsten Alter im Jahr 1954. Im darauffolgenden Jahr 1955 konnte Wießner noch einmal eine

¹⁾ Katalog *Het Masker — Alle volken — alle tijden*, 70 Seiten und zahlreiche Abbildungen auf Tafeln. Vorwort „Het masker en zijn mysterie“ von Frans M. Olbrechts. Einführung „Verantwoording“ von Adr. G. Claerhout. Dem flämischen Katalog wurde jeweils eine deutsche, französische oder englische Übersetzung beigelegt, 16 Seiten. Antwerpen, Verlag „Ontwikkeling“.

²⁾ Vgl. auch den soeben erschienenen Katalog: *Stad Antwerpen — Oudheidkundige Musea: Museum voor Folklore, Vlaamse Volkskunst*. 56 Seiten, XII Abb. auf Tafeln. Einleitung von F. Smekens. Antwerpen 1956, Verlag „Ontwikkeling“.

Ausgabe „Die Lieder Neidharts“ (= Altdutsche Textbibliothek Nr. 44) vorlegen, die handlicher als die große kritische Ausgabe ist. Der Neidhart-Kommentar ist von der Volkskunde kaum schon beachtet worden. Dagegen hat man das größere und vielleicht auch stofflich ergiebigere Gegenstück schon oft heranziehen müssen: 1931 gab Wießner nämlich die bedeutendste neidhartische Dichtung, den „Ring“ Heinrich Wittenwilers heraus (= Deutsche Literatur in Entwicklungsreihen. Reihe Realistik des Spätmittelalters. Bd. 3), und 1936 ließ er (in der gleichen Reihe, als Ergänzungsband) den Kommentar dazu folgen. Das Gesamtwerk stellt eine der Grundlagen unserer Kenntnis der literarischen Behandlung des spätmittelalterlichen Bauernlebens dar. Ein letztes Gegenstück zu den Arbeiten an Neidhart und Wittenwiler ist erst vor ganz kurzer Zeit erschienen, nämlich die Textausgabe „Der Bauernhochzeitsschwank“ (Meier Betz und Metzgen hochzit) (= Altdutsche Textbibliothek, Nr. 48), Tübingen 1956. Es ist hochehrfrohlich, daß Wießner gerade noch die Fertigstellung aller dieser seiner auch für die Volkskunde des Spätmittelalters so bedeutenden Arbeiten erleben konnte. Der große Forscher und geduldige Lehrer wird auch in unserer dankbaren Erinnerung dauernd fortleben.

Leopold Schmidt.

Walter Hensel †

Einer der Großen der deutschen Jugendbewegung, die das innere Leben des deutschen Volkes in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts stärker geformt haben als manche stärker im Vordergrund stehende Persönlichkeit, ist nicht mehr, Dr. Walter Hensel, der als Julius Janiczek am 9. September 1887 in Mährisch-Trübau zur Welt gekommen war, ist am 5. September 1956 in seiner Flüchtlingsheimat gestorben und am Münchner Waldfriedhof begraben worden. Mit ihm, einem der Gründer des sudetendeutschen Wandervogels im Jahre 1911, geht eine Epoche zu Ende, ein Zeitalter der schöpferischen Verwendung des Volksliedes, wie es in der Periode nach dem ersten Weltkrieg die Epoche der vereinsmäßigen Liedpflege abgelöst hatte. Hensels Hand hat Tagungen und Singwochen, Chorliederbücher und Liederblätter zu jener gemeinschaftsbildenden Macht werden lassen, als die wir sie gut dreißig Jahre lang kennengelernt haben. Was er dabei dauernd an künstlerischer Leistung bot, stand auf der festen Basis der österreichischen Volksliedforschung, der er so manchen Beitrag geschenkt hat. Wir möchten hier besonders an seine Aufzeichnungen der Singweisen zum Sörger Christi-Leidenspiel denken. Von seinen zahlreichen Liederbüchern sei nur das letzte genannt: Unser Land im Lied, München 1951, ein Melodienbuch für die deutschen Heimatvertriebenen. Hensels Bestrebungen sind zeit seines Lebens stets anerkannt worden. Die letzte seiner zahlreichen Ehrungen war die Verleihung des Sudetendeutschen Kulturpreises in Nürnberg 1956. Wenn man einmal die Geistesgeschichte unserer Zeit schreiben wird, mit aller berechtigter Beachtung des eigentlich geistig-seelischen Lebens des Volkes in allen seinen Schichten, dann wird man die Bedeutung Hensels erst erkennen können, als eines Mannes, der für die Volksliedbewegung geradezu zum Symbol geworden war.

Von den Nachrufen und Würdigungen seien besonders die Artikel von Rudolf Pechhold in der „Schönhengster Heimat“, Nr. 55/56 und Nr. 58, Oktober 1956, erwähnt.

Leopold Schmidt.

Literatur der Volkskunde

Leopold Schmidt, **Masken in Mitteleuropa. Volkskundliche Beiträge zur europäischen Maskenforschung**; in: Sonderschriften der Vereins für Volkskunde in Wien, Bd. 1, hsg. von Leopold Schmidt, Wien 1955, 253 Seiten und 53 Abb. auf XXVII Tafeln.

Die Masken nehmen unter den älteren und neueren Themen der Volkskunde eine Schlüsselstellung ein. Die künstlerische Gestaltung der Masken wie der glaubensmäßige und psychologische Hintergrund der Maskierung, das Spielelement der Maskereien, die Theatermaske und der standesmäßig oder lokal gebundene Maskenbrauch müssen gleichermaßen auf den Träger bezogen werden.

Darum ist es wichtig, daß der vorliegende Maskenband, dem ein zweiter folgen soll, nicht in erster Linie absolutistische Theorien, sondern gegenständliche Belege sowie historische und gegenwärtige Zeugnisse zur Maskenfunktion darbietet.

Die zusammenfassende Klammer zu den von verschiedenen lokalen und methodischen Standpunkten aus geschriebenen Beiträgen von sechs Autoren bildet der einleitende historische Überblick „Die österreichische Maskenforschung 1930—1955“ von Leopold Schmidt. Die Maskensammlungsgeschichte steht in notwendiger Verbindung mit der Entwicklung der Maskentheorien. Von Arthur Haberlandt, der sich wie sein Vater als Sammler und Forscher um das Maskenwesen verdient gemacht hat, wird schon 1926 neben andern Erklärungsprinzipien (Totemismus, Hirtentum) auf die Zusammenhänge mit Altersklassen und Männerbünden hingewiesen. Die „Wiener Männerbundschule“ Rudolf Muchs hat das Hauptverdienst um die Ausbildung der bis heute vorherrschenden totenkultischen Maskentheorie, zu der außerhalb Österreichs Karl Meuli die wichtigsten Argumente geliefert hat. Demgegenüber wurde die vegetationskultische Theorie Mannhardts verhältnismäßig wenig auf die Masken angewendet, wie überhaupt die monistischen Theorien in der neueren Forschung zurücktreten. Dazu hat nicht nur die funktionalistische Betrachtungsweise beigetragen, sondern gerade auch die Erschließung neuer historischer und musealer Quellen. Leopold Schmidt selber gibt durch seine Hinweise auf Maskensammlungen, auf Maskenschnitzer und auf Maskenbrauch in und um Österreich einen gewichtigen Beitrag, welcher die wachsende Kritik gegenüber der früher allzu leicht bejahten Kontinuität verstärkt.

Leopold Kretzenbacher, der von eingehender Lokalforschung herkommend, Hervorragendes zur Kenntnis des Volksschauspiels geleistet hat, zeigt am Beispiel von „Schlangenteufel und Satan im Paradeisspiel“ wie das biblische Vorbild des Verführers¹⁾ sich in die beiden theatralischen Erscheinungsformen der Schlange und des hörnertragenden Höllenmenschen aufspaltet. Dieser Vorgang der Maskenbildung ist durch historische Belege wie durch die Schilderung gegenwärtigen Spielens deutlich gemacht. An solchen monographischen Behandlungen von bestimmten Maskengestalten zeigt sich, wie wenig allumfassend einseitige Ursprungstheorien der Fülle der Erscheinungen gerecht werden.

¹⁾ Satan und Schlange sind zwar auch dort nicht eins; vgl. E. Littmann, *Morgenländische Wörter im Deutschen*, S. 31 f. und R. Schärf, *Die Gestalt des Satans im Alten Testament*, Diss. Zürich 1947.

Ein kräftiges Loch in den romantischen Ursprungsnebel reißt Hans Mosers Untersuchung der „Geschichte der Maske in Bayern“. Den Ursprungsjägern gegenüber betont Moser, daß „nicht jeder Maskenbrauch als uralte angesehen werden kann“. Den retrospektiven Konstruktionen rückt er mit dem Mittel entsagungsvoller Archivforschung, welche er vorbildlich ausgebaut hat, zu Leibe. Für Bayern stellt er in bisher nicht bekannter Fülle und Dichte Maskenzeugnisse vom Frühmittelalter bis zur Neuzeit zusammen. So betrachtet erscheint auch der vielbesprochene und verurteilte Nürnberger Schembartlauf als eine gänzlich undämonische, repräsentativ-festlich gestimmte Übernahme höfischen Maskenwesens durch das Bürgertum, als ein typischer Ausdruck der Bürgerrenaissance, wie ihn schon Anton Dörner richtig bezeichnet hat. Auch die Zusammenhänge des Brauches mit der Metzgerzunft, welche — nach Mosers Formulierung — als „Manager“ auftritt, erscheinen nun gar nicht mehr so geheimnisvoll männerbündisch oder agrarkultisch. Wir sind hier auf dem Wege, das auch für schweizerische Städte wichtige „Mordnacht“-problem klarer zu sehen. In der Tat gibt uns Moser ein „schlagendes Beispiel für die Problematik einer Brauchforschung, die ihr Untersuchungsobjekt nicht aus den zeitgeschichtlichen Zusammenhängen und nach ihrer funktionalen Bedeutung, sondern als Glied einer imaginären Entwicklungskette interpretiert“ (S. 130).

Karl Anton Nowotny, „Das Nürnberger Schembartlaufen. Eine neu aufgefundene Handschrift“, erschließt mit einer umsichtigen Einleitung eine neue Quelle — das gibt es also immer noch! — zum fraglichen Brauch, und er bestätigt im allgemeinen und in manchen Einzelheiten Hans Mosers Anschauungen.

Robert Wildhaber, „Fastnacht und Holzmasken in Walenstadt“, spricht hier nicht als Museumsmann, sondern als Bürger von Walenstadt, der mit wissenschaftlich geschärftem Blick die Wandlungen des Maskenbrauches durch die letzten beiden Jahrzehnte genau beobachtet und aufzeichnet. Damit entsteht ein charakteristisches Bild neuzeitlichen Form- und Funktionswandels, wobei die moderntraditionsbewußte Offizialisierung, um nicht zu sagen Sanktifizierung der hölzernen „Gemeindelarven“ amüsanter Züge nicht entbehrt. Für den „ethisch-zweckhaften Traditionalismus“, wie ihn Strübin²⁾ definiert hat, findet man hier gute Beispiele.

Wertvoll als methodisch saubere Darstellung einer nichtdeutschen Grenzlandschaft mit ihren übergreifenden und ihren eigenen Zügen ist der Aufsatz von Niko Kuret, „Aus der Maskenwelt der Slowenen“. Deutlich sind auch hier die zeitgeschichtlichen Einflüsse. Die alten (?) Holzmasken, deren Träger mit offensichtlichen Lehnwörtern als „šeme“ oder „laufarji“ bezeichnet werden, verschwanden im Gebiet von Cerkno, das 1918 an Italien abgetreten worden ist, nach dieser Zeit. „Man ist nun bemüht, da das Küstenland 1945 zu Slowenien zurückgekehrt ist, die ‚laufarji‘ wieder zu beleben. Das Ethnographische Museum in Ljubljana hat aus der alten Überlieferung bloß drei Holzmasken gerettet“ (S. 215). Sicher wird der Brauch bald wieder „uralte“ sein....

²⁾ Eduard Strübin, Baselbieter Volksleben, Basel 1952 (S. 282), trotz seines harmlosen Titels vielleicht das spannendste und beste volkskundliche Buch der Nachkriegszeit.

Ausgehend von Objekten im Österreichischen Museum für Volkskunde und auf Grund polnischer Literatur unternimmt Adolf Mais in seiner Darstellung der „Tiergestalten im polnischen Brauchtum“ den verdienstvollen und schwierigen Versuch, einen Blick hinter den eisernen Vorhang zu tun, wobei wir nicht nur mit den themiomorphen Gestalten, sondern auch mit den damit zusammenhängenden Bräuchen und den von polnischen Forschern vorgebrachten Theorien bekannt gemacht werden.

Als Nachtrag erscheint Leopold Schmidts Hinweis „Zur sogenannten Tonmaske von Ossarn“, wobei erneut die Problematik der Tonmasken aufgegriffen wird.

Man darf trotz des notwendigerweise fragmentarischen Charakters dieses Sammelbandes sagen, daß dadurch der Maskenforschung als Spezialdisziplin nicht nur wertvolle Bausteine zur Verfügung gestellt wurden, sondern daß zugleich auch eine neue Forschungsrichtung sich abzeichnen beginnt. Wir erwarten mit Spannung den nächsten Band.

Richard Weiss.

Leopold Schmidt und Norbert Riedl, **Die Johann-R.-Bünker-Sammlung zur Sachvolkskunde des mittleren Burgenlandes** (= Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, herausgegeben vom Burgenländischen Landesmuseum und dem Institut für die wissenschaftliche und wirtschaftliche Erforschung des Neusiedlersees, H. 6). Eisenstadt 1955. 36 Seiten und 30 Abbildungen auf 15 Tafeln.

Burgenland, das kleine Grenzland, überrascht immer wieder mit seinen Publikationen aus der Geistesgeschichte und Naturkunde des Landes die Fachwelt. Die Reihe der „Wissenschaftlichen Arbeiten aus dem Burgenland“ blickt nun schon auf eine stattliche Zahl von Bändchen zurück, die in gediegener Aufmachung und Bebilderung solide wissenschaftliche Arbeiten zu Worte kommen läßt.

Der modernen Sachvolkskundeforschung wurde durch die Veröffentlichung der Johann-R.-Bünker-Sammlung von L. Schmidt und N. Riedl ein wertvoller Beitrag aus dem mittleren Burgenland geliefert. Siebenundachtzig Gegenstände wurden in knappen Worten so beschrieben, daß jeder Leser von dem angeführten Stück eine Vorstellung bekommt. Dazu verhelfen auch die genauen Maßangaben. Besondere mundartliche Bezeichnungen wurden hinzugefügt. Bei jedem Gegenstand ist die Herkunft angegeben, zumeist wird auch der ehemalige Besitzer mit Namen genannt, von dem J. R. Bünker die Objekte erwerben konnte. In mühevoller Kleinarbeit suchten die Verfasser dazu aber auch noch zum Vergleich Gegenstücke in den Heimatmuseen und den Beständen des Burgenländischen Landesmuseums, unter genauem Hinweis, mit Inventarnummer, Beschreibung und Größenangaben versehen. Darüber hinaus finden sich bei vielen Gegenständen Literaturangaben, die auf dasselbe Stück und ähnliche im Lande Bezug nehmen. Diese äußerst sorgfältige Erarbeitung des Inventars bringt also nicht nur eine geschlossene Veröffentlichung der bisher getrennt untergebrachten Sammlung, sondern zeigt die Zusammenhänge im Lande auf, ist somit ein Beitrag zur Kulturgeschichte und dient darüber hinaus der Sachgüterforschung über größere Räume als wertvolles Vergleichsmaterial.

Ein Drittel der angeführten Gegenstände wird durch den Bilderteil eindrucksvoll veranschaulicht. Die gewählte Form der Wiedergabe, die zügigen, sicher aufgesetzten Federzeichnungen der Künstlerin, Frau Liesl Freisinger-Wohlfarth, sind wohl geeignet, die schlichte

Form der Gebrauchsgegenstände, die durch Material, Maß und Auszier ihren Charakter erhalten, zu vermitteln. Ob es sich nun um ein Ochsenjoch aus Eisen und Holz klobig zusammengefügt, oder etwa um den Krautschneider, der sowohl im Behälter für die Krautköpfe als auch in den Abschlußseitenleisten wie in den Handhaben geringe Spuren einer Holzziertechnik kennt, oder etwa um die in tiefem Kerbschnitt verzierten Rollbretter, die in der Wiederholung der eingeschnittenen Zierelemente besonders reizvoll erscheinen, handelt, oder vor allem etwa um die vollendete Linienführung der verschiedenen Krüge, Plutzer und Zwillingshäfen, der Talkenpfanne und der verschiedenen Tepschn, die verschiedenen geschmiedeten Eisenleuchten und Kochgeräte, die als Feuerroß und Eisenbock schon im Namen eine Vorstellungswelt in sich bergen, wie auch um das Vorratsgefäß in Strohwalsttechnik und die vielen anderen hier aufgezeigten Gegenstände, überall wird die Zeichnung dem Material, der Bauernkunst und Handwerkstechnik dieser volkstümlichen Geräte des Burgenlandes gerecht.

Helene Grün n.

Atlas von Niederösterreich. Herausgegeben von der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und dem Verein für Landeskunde von Niederösterreich und Wien, redigiert von Erik Arnberger. Wien 1955, Freytag-Berndt und Artaria. 5. Doppellieferung.

Diese Lieferung des großen niederösterreichischen Kartenwerkes, dessen kartentechnische Qualität wiederum bewunderswert erscheint, bringt unter ihren 22 Blättern folgende volkskundlich wichtige Darstellungen:

15. Ältere und jüngere Eisenzeit in N.-Ö. Fundkarte (Hertha Ladenbauer-Orel und Gertrud Moßler).
16. Die Zunftorganisation des n.-ö. Handwerks (1237—1780) (Gustav Otruba).
18. Kultstätten und Wallfahrtsorte in N.-Ö. (Gustav Gugitz).
19. Die Volkssage in N.-Ö. [3 Teilkarten: a) Natursagen, b) Wilde Jagd und Hühmann, c) Feineinfälle in der Sage] (Elfriede Moser-Rath).
20. Aufbau und Verfall der n.-ö. Dialektlandschaft (3 Teilkarten) (Eberhard Kranzmayer).
21. Der Verfall der n.-ö. Dialektlandschaft (3 Teilkarten) (Eberhard Kranzmayer).
22. Volksglaube, Volksbrauch und Volksschauspiel in N.-Ö. [3 Teilkarten: a) Berichtsgestalten in Glaube und Brauch, b) Habergeiß und Weinbergeiß, c) Volksschauspiele der Weihnachtszeit] (Leopold Schmidt).

Damit hat der Atlas von Niederösterreich eine bedeutende volkskundliche Bereicherung erfahren. Seine Bedeutung wird aber erst nach Abschluß des Gesamtwerkes zu beurteilen sein, wir werden dann eine ausführliche Würdigung versuchen. Leopold Schmidt.

Karl Bosek-Kienast, **Heimatkünder.** Gesammelte Aufsätze. 115 Seiten. Wien 1956, Verlag Brüder Hollinek. S 30.—.

Einen Hinweis wenigstens verdienen diese gesammelten Aufsätze, Ansprachen und Gedichte des begeisterten Misson-Forschers, der sich auch hier mit Josef Misson selbst, einem Naz-Fortsetzer Karl Strobl und verwandten Mundartdichtern beschäftigt, wobei für Wien und Niederösterreich, zumal Wein- und Waldviertel so manche Kennzeichnung abfällt. Schdt.

Walter Fresacher. **Kärnten. 1. Kärnten südlich der Drau** (= Erläuterungen zum Historischen Atlas der österreichischen Alpenländer. Herausgegeben von der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. II. Abteilung: Die Kirchen- und Grafschaftskarte. 8. Teil). Klagenfurt 1956. Verlag des Geschichtsvereines für Kärnten. 149 Seiten. S. 60.—

Diese wichtige Arbeit ist in einer Reihe erschienen, deren Gesamttitel befürchten läßt, daß niemand außerhalb des engsten Historiker-Fachkreises je nach ihr greift. Ich vermute, daß die ganze Serie weithin unbekannt sein dürfte, da die im Untertitel genannte „Kirchen- und Grafschaftskarte“ kaum geläufig ist — als Karte besitzt sie wohl fast niemand aus unseren Disziplinen — und vollends die zu der Karte, beziehungsweise dem ganzen „Historischen Atlas“ gearbeiteten „Erläuterungen“ schon den nächsten Fachnachbarn nicht so leicht in die Hände fallen dürften. Sie erscheinen ja auch bei verschiedenen Verlagen, von einem Heft zum anderen muß man sich orientieren, was nun überhaupt davon vorhanden ist, und so kommt es, daß das Gesamtwerk trotz seiner zweifellos sehr großen Bedeutung kaum jemals angeführt oder gar verwertet erscheint.

Es ist daher vielleicht nützlich, die bisher erschienenen Bände hier zusammenzustellen, die wir meist ganz verspätet und vereinzelt für unsere Bibliothek nachgekauft haben:

1. Teil: Hans Pirchegger, Steiermark. Wien 1940, Adolf Holzhausen. 215 Seiten. (Enthält 1. Die kirchliche Einteilung der Steiermark vor 1783. 2. Die Grafschaften der Steiermark im Hochmittelalter.) Ohne Register, aber mit 1 Karte „Mutter- und Tochterpfarren der Steiermark vor 1783“.
2. Teil: Andreas Ulmer, Vorarlberg. Wien 1951, Adolf Holzhausen. 179 Seiten. (Enthält „Die vormalige und jetzige kirchliche Einteilung Vorarlbergs im Lichte der Entwicklung der Seelsorge.“) Ohne Register, ohne Karte, aber mit einer „Tabellarischen Übersicht über die Ur- und Mutter-Pfarren in Vorarlberg und ihre Filialgründungen“.
3. Teil: Josef Karl Homma, Burgenland. Wien 1951, Adolf Holzhausen. 64 Seiten. Ohne Register, ohne Karte, aber mit einer „Tabellarischen Übersicht über die ältesten Mutterpfarren im Burgenland und ihre Filialgründungen“.
4. Teil: Hans Pirchegger, Steiermark II. Wien 1951, Adolf Holzhausen. 27 Seiten. (Im wesentlichen Nachträge zu Teil I.) Ohne Register, ohne Karte.
5. Teil: Sylvia Sterner-Rainer, Tirol (Nord- und Osttirol). 1. Lieferung mit Beiträgen von Fridolin Dörner, Matthias Mayer und Otto Stolz. Wien 1954, Adolf Holzhausen. 39 Seiten. Ohne Register, ohne Karte.
Dasselbe, 2. Lieferung, Wien 1954, Adolf Holzhausen. Seite 41—131. Ohne Register, ohne Karte.
6. Teil: Hans Wolf, Niederösterreich. Wien 1955, Ferdinand Berger. 460 Seiten. (Umfaßt auch Wien.) Mit Register, ohne Karte.
7. Teil: Heinrich Ferihummer, Oberösterreich. Ried im Innkreis 1956, Oberösterreichischer Landesverlag. 552 Seiten. Mit Ortsregister und Karte.

Der soeben erschienene 8. Teil nun umfaßt Kärnten südlich der Drau, also jenen Landesteil, der einstmals zum Bistum Aquileja ge-

hörte. Er erscheint, um dies der bibliographischen Vollständigkeit halber noch anzuführen, gleichzeitig auch als Band 45 vom „Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie“ und legt somit auch Zeugnis von dem herausgeberischen Eifer der entsprechenden Stellen in Kärnten ab. Ähnlich wie die Bände von Homma und Wolf gibt auch dieser erste Kärntner Band einen systematischen Katalog der Pfarren mit folgenden Einzelangaben: 1. Katastralgemeinden, die eine Pfarre zusammensetzen; 2. Pfarrsprengel, dargestellt durch die Anführung der darin liegenden Orte; 3. Einwohner der Pfarren im Jahre 1781; 4. Patronat und Vogtei; 5. Ältestes Vorkommen des Ortes; 6. Geschichte der Pfarre; 7. Tochterkirchen; 8. Kapellen; 9. Eigenkirchen im Sprengelbereich; 10. Etwaige Angaben über Kommunikanten. Das sind also durchwegs Angaben, die auch für die historische Volkskunde von Wichtigkeit sind. Die Nachweise über die Tochterkirchen und die Kapellen wird man mit besonderem Nutzen einsehen. Für die verschiedensten Zwecke der religiösen Volkskunde, nicht zuletzt für die Wallfahrtsvolkskunde werden hier gute Grundlagen geliefert. Eine Abstimmung des Textes mit den Angaben bei Gugitz (Kärntner Wallfahrten im Volksglauben und Brauchtum. Klagenfurt 1951) wäre mir nützlich erschienen. Von der Patrozinienforschung aus hätte ich gewünscht, daß die Angaben über die betreffenden Pfarr- bzw. Kirchenpatrone etwas genauer gegeben worden wären, was bei gleichnamigen Heiligen eine Notwendigkeit darstellt. So dürfte der hl. Thomas in der oberen Fellach (S. 79) wohl ein Thomas von Canterbury sein, was aber nicht ersichtlich wird. Ein „Verzeichnis der Kirchenorte“ stellt eine erwünschte Nachschlagehilfe dar. Für das Gesamtwerk würde man sich einen eigenen Registerband wünschen, der auch ein Heiligenverzeichnis enthalten müßte.

Leopold Schmidt.

Brunecker Buch. Festschrift zur 700-Jahr-Feier der Stadterhebung. Geleitet von Hugo Stemberger (= Schlern-Schriften Bd. 152). 336 Seiten mit 3 Abbildungen im Text und 60 Bildern auf 23 Tafeln. Innsbruck 1956. Universitätsverlag Wagner. S. 270.—

In den letzten Jahren ist eine stattliche Anzahl von Tiroler Städtebüchern in der Reihe der Schlern-Schriften erschienen: Nr. 85 Schwaz, 98 Lienz, 101 Jenbach, 106 Hall, 110 Imst, 112 Telfs, 133/134 Landeck, und ähnliche Bände für Kufstein und Wattens befinden sich bereits in Vorbereitung. Diesen zahlreichen Nordtiroler Bänden tritt nun endlich ein Südtiroler zur Seite, ein Festband für das Pustertaler Städtchen Bruneck, den man besonders begrüßen wird. Die meisten dieser Bände stellen lose Vereinigungen verschiedenartiger Beiträge dar, unter denen meist die rein historischen überwiegen. Fast jeder dieser Bände weist aber auch einen oder mehrere volkskundliche Aufsätze auf, und auch die Beiträge aus den Rand- und Nachbargebieten der Ur- und Frühgeschichte, der Kunstgeschichte usw. wird man meist mit Dank zur Kenntnis nehmen.

Auch der vorliegende Brunecker Band bringt zunächst allgemeinere geschichtliche Beiträge, so von Otto Stolz, „Das Pustertal und die Stadt Bruneck im Rahmen der Tiroler Landesgeschichte“, dann von Karl Wolfsgruber, „Zur Kirchengeschichte von Bruneck“ und die wertvollen Auszüge von Hugo Stemberger, „Aus J. N. Tinkhausers Brunecker Chronik“, die auch volkskundliche Notizen enthalten. Der Band enthält aber auch zwei ausgesprochen volkskundliche Spezialbeiträge. Anton Dörrer behandelt S. 109 ff. „Barockes Volksschauspiel

in seinen Grotesken“. Der Untertitel definiert genauer: „Die erst- und die letzterhaltene Parodie auf Brunecks Spielprozessionen von 1676 und 1770.“ Das ist also ein Einzelkapitel aus Dörrers jahrzehntelang betriebenen Studien zu den Südtiroler Spielprozessionen. Zwei händschriftlich erhaltene — die erste ist leider wieder „in Verstoß“ geraten, siehe S. 129, Anm. 34 — Parodien auf Prozessionsordnungen werden sehr ausführlich kommentiert, wobei die weit ausgreifende Einleitung die verschiedensten Beziehungen dieser an sich nicht sehr humorvollen, harmlosen Verulkungen darzutun sucht. Im Vorbeigehen begegnet man da auch manchen Passionsspielanekdoten (so S. 134 f.), wie sie den von mir zusammengestellten (Das deutsche Volksschauspiel in zeitgenössischen Zeugnissen. Berlin 1954. S. 93, Anm. 26) entsprechen und nun einmal eben nicht lokal oder landschaftlich zu werten sind. — S. 263 ff. findet sich der schöne Beitrag von Josef Ringler, „Brunecker Geschirrhafner“, ein gekürzter Nachdruck des 1951 bereits in der Festschrift der Tiroler Handelskammer erschienenen Artikels, den man aber mit seinen reichen Ergebnissen auch hier wieder begrüßen wird. — Unter den biographischen Beiträgen ist noch der auf S. 249 ff. von Anton Dörrer über Paul Tschurtschentaler zu beachten, eine schöne Würdigung des um die Volkskunde Südtirols hochverdienten Mannes, der auch wiederholt an der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde in ihren beiden ersten Serien mitgearbeitet hat. Leopold Schmidt.

Martha Khil. Biographisches Lexikon von Oberösterreich. 2. Band.
Linz 1956. Oberösterreichischer Landesverlag.

Dieses ungemein genau gearbeitete biographische Lexikon schreitet rasch vorwärts, die zweite Ringmappe bringt die 2. Lieferung und Ergänzungen zur ersten. Wichtig für uns sind die Artikel über die oberösterreichischen Forscher und Sammler Adalbert Depiny, Max Kislinger und Karl Radler. Bei Radler fehlen in der sonst so umsichtig gearbeiteten Bibliographie gerade die Beiträge in unserer Zeitschrift: WZV XLIV, 30, XLIV, 56 und ÖZV I (50) 116. Die Anführung sämtlicher Buchbesprechungen in den Bibliographien erscheint nicht unbedingt notwendig. Die laufend gebrachten Nachträge könnten wohl besser am Schluß des Werkes gesammelt gebracht werden.

Leopold Schmidt.

Albrecht Timm, Studien zur Siedlungs- und Agrargeschichte Mitteldeutschlands. 177 Seiten. Köln-Graz 1956. Verlag Hermann Böhlaus Nachf. DM 10,—.

Das Büchlein umfaßt zwei Gruppen von Studien: A. Zur Siedlungs- und Agrargeschichte Mitteldeutschlands im frühen Mittelalter, also den Landesausbau in karolingischer und ottonischer Zeit, und B. Zur Siedlungs- und Agrargeschichte Mitteldeutschlands im späten Mittelalter, vor allem zwischen 1350 und 1450. Timm berücksichtigt die umfangreiche Literatur ihrer ganzen Breite nach, von der politischen Geschichte über die Wüstungsforschung bis zur Volkskunde, wodurch zahlreiche Probleme, beispielsweise das der Dorfentwicklung, sehr gut beleuchtet hervortreten.

Leopold Schmidt.

Anzeigen / Einlauf 1956 / Bergmannsvolkskunde

- Karl Amon, Aus dem kirchlichen Leben des Hallortes Aussee im späten Mittelalter (Jahresbericht des Gymnasiums am Bischöflichen Knabenseminar Carolineum-Augustineum in Graz, am Schlusse des Schuljahres 1954/55. Graz 1955. S. 3—27, und ebendort, 1955/56, Graz 1956, S. 3—52).
- Festschrift Adolf Bach = Rheinische Vierteljahrsblätter, Bd. 20, Bonn 1955. 1. Teil. Darin u. a. (S. 301—316):
Helmuth Croon, Die Einwirkungen der Industrialisierung auf die gesellschaftliche Schichtung der Bevölkerung im rheinisch-westfälischen Industriegebiet.
- Karl-Ewald Fritsch, Vom Bergmann zum Spielzeugmacher (Deutsches Jahrbuch für Volkskunde, Berlin, Bd. II, 1956, S. 179—211).
Technologisches Gewerbemuseum. Jahresbericht 1954/55. 75 Jahre T. G. M. (1879—1954). Wien 1955. Darin u. a. (S. 29—43):
Ludwig Reiter, Zur Kulturgeschichte des Eisens.
- Franz Grins, Zum Bergmannsheiligen Daniel (Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 52, Stuttgart 1955, S. 270—272).
- Gerhard Heilfurth, Das Bergmannslied als sozial-kulturelles Ferment des bergbaulichen Berufsgefüges (Wissenschaftliche Annalen, Bd. IV, Heft 12, Dezember 1955, Berlin, S. 721—784).
- Gerhard Heilfurth, Das Bergmannslied (Forschungen und Fortschritte, Bd. 29, Heft 3, März 1955, Berlin).
- Gerhard Heilfurth, Das Bergmannslied zur Zeit des Georgius Agricola, 1494—1955. Zu seinem 400. Todestag 21. November 1955, Berlin. S. 297—319).
- Franz Kirnbauer, Bergmannsbrauchtum und Bergmannslied in Kärnten (Lied und Brauch. Festschrift für Anton Anderluh. Klagenfurt 1956. S. 93—100, 4 Abb.).
- Franz Kirnbauer, Bergmännisches Brauchtum in Kärnten (= Leobener Grüne Hefte, H. 20). Wien 1956. 30 Seiten, 10 Abb.
- Franz Kirnbauer und Karl Leopold Schubert, Der Schwazer Bergreim (Leobener Grüne Hefte, H. 21). Wien 1956. 56 Seiten, 2 Abb.
- 1000 Jahre Silberort Oberzeiring. Führer durch die Festtage vom 11. bis 15. August 1956. 56 Seiten. Darin u. a. (S. 33—39):
Leopold Kretzenbacher, Der „Feiertagschristus“. Zu Volkskunde und Kulturgeschichte der neuen Freskenfunde aus dem mittelalterlichen Oberzeiring. Mit 1 Abb.
- Erna Lesky, Arbeitsmedizin im 18. Jahrhundert. Werksarzt und Arbeiter im Quecksilberbergwerk Idria. Wien 1956. Verlag des Notringes der wissenschaftlichen Verbände Österreichs. 80 Seiten mit 18 Abb. und 7 Fig. auf IV Tafeln.
Auch durch das neue Aktenmaterial über Belsazar Hacquet als Werksarzt in Idria wichtig.
- Georg Schreiber, Irland im deutschen und abendländischen Sakralraum. Zugleich ein Ausblick auf St. Brandan und die zweite Kolumbusreise (= Arbeitsgemeinschaft für Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen. Geisteswissenschaften, H. 9). Köln und Opladen 1956. Darin S. 82—85:
Iroschotten im Bergbau.

- Georg Schreiber: Alpine Bergwerkskultur. Bergleute zwischen Graubünden und Tirol in den letzten vier Jahrhunderten. Innsbruck 1956, Verlag Wagner, 89 Seiten. Besteht aus 4 Kapiteln:
1. Mysterium, Prophetie, Volksheilige im Bergbau.
 2. Tiroler Bergwerkskultur.
 3. Graubünden.
 4. Religion und Volkstum des Bergwerks.
- Gesammelte Aufsätze zur Kulturgeschichte Spaniens. 9. Bd. Herausgegeben von Johannes Vincke (= Spanische Forschungen der Görresgesellschaft, Reihe I, Bd. 9). Münster in Westfalen, 1954. Darin S. 198—223:
- Georg Schreiber, Spanien im deutschen Bergwerk. Einwirkung auf Wirtschaftsräume und Sakralräume.
- Die Steiermark. Land, Leute, Leistung. Graz 1956. Herausgegeben von der Steiermärkischen Landesregierung. Darin u. a.:
- S. 70 ff.: Hanns Kören, Beispiele aus dem steirischen Volksleben.
 S. 150 ff.: Fritz Posch, Steirische Bauern- und Agrargeschichte.
 S. 160 ff.: Maja Loeher, Die Organisation der steirischen Eisenhammergutswirtschaft in älterer Zeit.
 S. 297 ff.: Viktor Theiß, Erzherzog Johann und sein Wirken für die Steiermark.
 S. 328 ff.: Otto Schwarz, Das Steiermärkische Landesmuseum Joanneum.
 S. 376 ff.: Viktor Geramb, Volkskunde in Lehre und Leben.
 S. 436 ff.: Hermann Ibler, Steirische Wirtschaftsgeschichte.
 S. 570 ff.: Ekkehard Hauer, Der steirische Bauer.
 S. 584 ff.: Franz Kirnbauer, Der steirische Bergbau.
 S. 624 ff.: Hans Heidenbauer, Der steirische Arbeiter.
- Erwin Sylvanus, Das St.-Barbara-Spiel der Bergleute. Bochum 1956. Vereinigung der Freunde von Kunst und Kultur im Bergbau. 30 Seiten, mit Noten, und einer eingelegten achtseitigen „Spielanleitung für das St. Barbara-Spiel der Bergleute“.
 Kein Volksschauspiel, Laienspiel im Sinn der Jugendbewegung.
- Herta Wolf-Beraneck, Arbeit, Sitte und Brauch der Bergleute von Graupen im Sudetenland (Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 52. Stuttgart 1955, S. 222—238).

Wien 1956

Selbstverlag des Vereines für Volkskunde

Alle Rechte vorbehalten

Druck: Holzwarth & Berger, Wien I

Beitrag zur Wallfahrtsvolkskunde von Sardinien

Ein Reisebericht

Von Rudolf Kriss

Mit 39 Aufnahmen von Hubert Kriss-Heinrich

Unsere im Jahre 1954 nach Sardinien unternommene Studienreise war in erster Linie der Erforschung des sardischen Votivwesens gewidmet; doch ergab sich dabei immer wieder Gelegenheit zu Beobachtungen auf verwandten Gebieten. Wir behandeln daher zweckmäßigerweise das Votivwesen im Zusammenhang mit den Wallfahrtsbräuchen, mit welchen es ja ohnedies in enger Verbindung steht. Es wird sich dabei zeigen, daß die religiöse Volkskunde Sardiniens ein durchaus eigenständiges Gepräge besitzt, das sich von der des italienischen Festlandes unterscheidet und das, wie wir glauben möchten, vor allem in der geschichtlichen Entwicklung der Insel begründet ist. Wo sich solche Bezüge mit einiger Deutlichkeit sichtbar machen lassen, werden wir nicht versäumen entsprechende Fingerzeige zu geben.

Bei den Votivgaben im engeren Sinne werden solche geschichtliche Abhängigkeiten allerdings weniger in Erscheinung treten; hier steht das allgemein Menschliche, „das zeitlos Primitive“, besonders stark im Vordergrund. Gerade in Sardinien konnten die Opfergaben, wie sich zeigen wird, im Gegensatz zum übrigen Italien der Nivellierung des letzten Jahrhunderts weit stärkeren Widerstand leisten. Ihre urtümlichen Formen und ihre Vielfalt übertreffen auch heute sogar noch jene von Unteritalien und Sizilien. Wie ich bereits im Jahre 1951¹⁾ erwähnte, kennen Ober- und Mittelitalien derzeit mit wenigen Ausnahmen in den nördlichen Alpentälern und in dem eine Sonderstellung einnehmenden Südtirol fast nur noch silberne Herzen; in Unteritalien, mit Neapel als Mittelpunkt, sind heute zwar auch nur mehr silberne Votivgaben in Gebrauch (die von mir noch im Jahre 1950 entdeckten Wachsvotive existieren heute nicht mehr, sie sind samt der in Neapel auf der Piazza del Mercato befindlichen Wachszieherci Santoro, welche letztere den Bomben des zweiten Welt-

¹⁾ Rudolf Kriss, Votive und Weihegaben des italienischen Volkes (Zeitschrift für Volkskunde, N.F. Bd. II (40), Berlin 1931, S. 249 ff.).

krieges zum Opfer fiel, völlig verschwunden, auch an jenen Wallfahrtsorten wie z. B. Madonna del Arco, wo ich sie vor einem Vierteljahrhundert noch feststellen konnte); immerhin werden hier in Gestalt flach gepreßter silberner Platten wenigstens noch menschliche Figuren, Gliedmaßen, Körperteile und Organe angeboten. In den Wallfahrtsorten Siziliens konnte ich 1954 im Bereich der Diözese Palermo auch noch vollplastische Wachsotive, menschliche Figuren, Haustiere, Gliedmaßen und Körperteile feststellen, genau so wie bei meinem ersten Aufenthalt im Jahre 1950. Die in meinem damaligen Aufsatz erwähnte Wachszieherei Cocchiara in der Via Bambinai in Palermo stellt sie ebenfalls in genau derselben Weise her wie vor einem Vierteljahrhundert. Dagegen wurden sie in der Diözese Syrakus vor kurzem verboten und zwar anscheinend mit solchem Nachdruck, daß die einzige Wachszieherei in Syrakus, die solche Gegenstände herstellte, unlängst sogar ihre Modeln vernichtet hat. Aus demselben Grunde ist heute auch die außerordentlich votivreiche Wallfahrt San Sebastiano in Mellili, etwa 20 km nordöstlich von Syrakus, ihres einstmals so großen Reichtums an geformten Wachsotiven beraubt worden. Einzig in einem Nebenraum der Kirche konnte ich einige wenige figürliche Wachsopfergaben und Gliedmaßen, die einzuschmelzen oder zu vernichten man vergessen hatte, feststellen.

Im Gegensatz zu diesen traurigen Verhältnissen auf dem italienischen Festlande, besitzt Sardinien noch immer vollplastische Wachsopfer und handgeschnittene Votivgaben in großer Zahl, deren Beschreibung später an geeigneter Stelle nachfolgen soll. Nur die Wallfahrten im Bereich der Diözese Nuoro machen hier eine Ausnahme, da der neuernannte junge Bischof vor einigen Jahren ihre Verwendung gleichfalls untersagte. So kommt es, daß gerade die ältesten und abgelegensten bäuerlichen Wallfahrtsorte in der Landschaft Barbagia mir in dieser Hinsicht eine große Enttäuschung brachten, eine Feststellung, die ich beim Besuch der berühmten Gnadenstätte San Antine von Sedilo als besonders schmerzlich empfand, da der Ortspfarrer die hier besonders zahlreichen Opfergaben gerade ein Jahr vor meiner Ankunft verbrannt hatte.

Ich will jedoch der anschließenden Einzeluntersuchung nicht vorgreifen und möchte an dieser Stelle nur noch darauf hinweisen, daß die sardische Urbevölkerung von den ältesten Zeiten an für das Votiv-Brauchtum eine besondere Affinität besessen hat. Jedermann kennt die berühmten Bronze-Votive aus der Glanzperiode der eigenständigen sardischen Kultur, der soge-

nannten Nuraghenzeit, etwa zwischen 800 und 500 vor Christus. Christian Zervos hat ihr in seiner, alle früheren Vorarbeiten zusammenfassenden, umfangreichen Monographie²⁾ eine ausführliche Darstellung gewidmet. Kein anderes mitteleuropäisches Land verfügt aus jener Zeit über so zahlreiche und so originelle Votive, die, sowohl was ihre Fülle wie auch ihre künstlerische Ausdruckskraft betrifft, sogar jene des veneto-illyrischen Raumes, um ein anderes Beispiel aus dem Umkreis des heutigen Italien zu bringen, übertreffen. Es mag sein, daß eine gewisse innere Disposition der sardischen Urbevölkerung mit der Grund ist, daß sich jene religiöse Gepflogenheit bis in das Mittelalter und in die beginnende Neuzeit immer wieder neue bildliche Ausdrucksformen schuf! Wie auf anderen Gebieten des kulturellen Lebens scheinen gewisse Antriebe auch nach dieser Richtung hin auf der abgeschiedenen Insel lebendig geblieben zu sein, wengleich sich natürlich eine direkte Kontinuität kaum je wird nachweisen lassen und die äußere Gestalt der heutigen Opfertafeln von der volkstümlichen christlichen Praxis der romanischen Länder selbstverständlich wesentlich mitbestimmt wird.

Den größten Reichtum an Votiven fanden wir im Herzen Sardiniens, in der Kirche Madonna di Rimedio, 5 km nördlich von Oristano, im Bereich des mittelalterlichen Giudicates Arborea, das im 15. Jahrhundert seine Unabhängigkeit gegenüber den Spaniern am längsten bewahren konnte. Alfons V. von Aragon führte das Gesetzbuch dieses Landes, das es von seiner Nationalheldin Eleonora von Arborea erhalten hatte, später sogar für die ganze Insel ein. Bei der genannten Kirche handelt es sich um einen großen geräumigen Sakralbau, den man in letzter Zeit frisch restauriert hat (Abb. 1). Das Gnadenbild, eine Holzfigur der Muttergottes, steht auf dem Hochaltar. Die Kirche ist im Jahre 1620 auf Grund eines Pestverlöbnisses erbaut worden, was nach der Überlieferung das sofortige Aufhören der Seuche zur Folge gehabt hatte. Da die Wände der großen Kirche alle leer waren, glaubte ich zunächst, daß man auch hier im Eifer der Neuerungssucht die Votivgaben entfernt habe, wurde aber dann in einem Ausmaße eines besseren belehrt, das alle meine Erwartungen weit übertraf. Die Opfertafeln hängen jetzt links vom Hochaltar in einer eigenen Kammer, ihre Zahl und Mannigfaltigkeit ist geradezu unvorstellbar. Madonna di Rimedio stellt heute zweifellos die votivreichste Kirche Sardiniens dar. Jeweils die obere Hälfte der vier Wände ist eng bedeckt mit Votivtafeln, die allerdings nicht

²⁾ Christian Zervos, *La civilisation de la Sardaigne*. Paris 1954.

über das 19. Jahrhundert zurückreichen. Jedoch sind die Votivtafeln nicht einmal das Hauptcharakteristikum dieser Wallfahrt, ich fand deren weit mehr und für den Typus des Landes charakteristischere in dem Wallfahrtsort Valverde bei Alghero und erspare mir deshalb den Hinweis auf die sardischen Votivmalerei auf die Beschreibung dieses Ortes.

Für Oristano sind die figürlichen Wachs- und Holzvotive das, was am meisten in die Augen springt. An der unteren Hälfte der Wand hängen nämlich im selben Raum an Nägeln viele hunderte von hölzernen und wächsernen Opfergaben, wobei Arme und Beine, Hände und Füße alle anderen Formen überwiegen. Unter ihnen gibt es solche mit und solche ohne Wunden und Krankheitsdarstellungen. Nicht viel weniger zahlreich sind die hölzernen und wächsernen Brüste, ebenfalls mit und ohne Darstellung krankhafter Erscheinungen. Frauenbrüste aus Holz und Wachs fand ich in der Folge noch an vielen anderen Wallfahrten Sardinien. Sie gehören zu den am zahlreichsten vertretenen Opfergaben des Landes und viele von ihnen zeigen sogar Spuren von Krankheiten in Form von rot und blau aufgemalten Flecken und entsprechenden Einkerbungen. Da gerade diese Opfergaben in den anderen europäischen Ländern sehr selten sind, so liegt der Schluß nahe, daß Brustleiden bei den Frauen Sardinien häufiger vorkommen als anderswo. Leider habe ich es bei meiner Reise versäumt, etwa bei einem Arzt, nähere Erkundigungen über diese Sache einzuholen.

Vor dem Besuche von Madonna di Rimedio hatte ich bereits mehrere andere Wallfahrten gesehen, doch entdeckte ich hier zum erstenmal auch Tier-Votive, primitiv aus Holz geschnitzte Rinder und Pferde und Schweine, alle mit natürlichen Farben bemalt. In neuerer Zeit sind sie abgekommen und an ihrer Stelle opfert man einfach Spielerei-Pferde, grau gefleckte Apfelschimmel auf einem Rädergestell, billige Massenerzeugung, wie man sie in den Spielwarengeschäften in Oristano jederzeit erwerben kann, wovon ich mich am nächsten Morgen überzeugen konnte. Hier wie dort handelt es sich um genau dieselben Exemplare, so daß ich daraus die Feststellung ableitete, daß die Wallfahrer bestimmte Objekte, die sie in den Devotionalienhandlungen nicht mehr finden, sich eben in einer Spielwarenhandlung besorgen. Zu den Seltenheiten gehört ein vollplastisches Herz, ein Ohr in natürlicher Größe und zwei Holzköpfe, wovon einer ebenfalls in Naturgröße beinahe porträtartig einen Frauenkopf wiedergab. Zahlreiche wächserne Wickelkinder hängen fernerhin in allen Größen an den Wänden. Auch Pferdehufe aus Holz und einen hölzernen

Pferdefuß konnte ich bemerken. Eine Darstellung der sardischen Wachsotive erfolgt weiter unten, im Zusammenhang mit der Erwähnung einer Wachszieherei in Cagliari. Ich füge eine genaue Beschreibung der abgebildeten Objekte bei. Abb. 2 stellt einen massiven Holzkopf dar, Gesicht und Halsansatz sind braun bemalt, Augenbrauen und Haare in schwarze Farbe wiedergegeben; die Lippen sind rot angestrichen. Das primitiv handgeschnittze Gebilde ist 14 cm hoch und etwa 10×8 cm im Durchmesser.

Abb. 5, Fig. 2 zeigt das hellgrau und gelb gestrichene Herz samt Aorta. Es mißt in der Länge etwa 16 cm, Durchmesser $7,5 \times 6,5$ cm; Abb. 5, Fig. 5 zeigt eine außergewöhnlich dicke Frauenbrust, welche hellrot lackiert ist und vier dunkelrot bemalte Einkerbungen aufweist, welche auf die entsprechende Krankheit hindeuten (Höhe 16 cm, Durchmesser 10 cm).

Abb. 5, Fig. 1 stellt eine lebensgroße hölzerne Hand mit einer tiefen Fleischwunde auf der Innen- und Außenseite dar. Der gesunde Teil ist fleischfarben gestrichen; die erkrankten Stellen zeigen dunkelrot bemalte Knochenteile; die die Wunden umgebenden Stellen zeigen in äußerst naturalistischer Darbietung blaurote Flecken. An der Hand hängt ein mit Schreibmaschine geschriebener Zettel (Dono per riconosconza 1955). Eine originelle Verbindung von Motivbild und Organ-Votiv zeigt Abb. 4. Ein in natürlicher Größe geschnittzes hölzernes Ohr ist mittels eines roten Bändchens an einem Pappendeckel befestigt, welcher seinerseits mit der Photographie seines Darbringers beklebt ist. Es zeigt einen Soldaten in Sonntags-Uniform, mit der Attrappe der Peterskirche im Hintergrund, eine typische Atelier-Aufnahme. Darüber steht die Widmung des Spenders: „A te Vergine Santa offro questo mio ricordo in segno di riconosconza per grazia ricevuta.“

Wir gehen nun zur Beschreibung der Tier-Votive über. Abb. 5, Fig. 4 zeigt eine braun angestrichene handgeschnittze Kuh. Es handelt sich um eine etwas plumpe volkstümliche Schnitzerei, die jedoch die typischen Merkmale klar hervortreten läßt. Hufe, Maul und Augen sind schwarz umrandet (Länge 26 cm, Höhe ohne Horn 11,5, mit Horn 17, Dicke 8 cm).

Abb. 5, Fig. 5 zeigt ein in ähnlicher Manier hergestelltes Pferd in rotbrauner Bemalung mit schwarz eingesetzten und weiß umrandeten Augen und gelben Hufen. Die Mähne ist eingeschnittzt (Länge 25 cm, Höhe 20, Dicke 6 cm).

Abb. 5, Fig. 1 bringt abermals eine naturalistisch wiedergegebene Kuh, die lediglich durch ihren Anstrich mit einem hellgelben Goldlack etwas unrealistisch wirkt. Die Hörner sind ab-

gebrochen (Länge 19, Höhe 10, Durchmesser 5 cm). Als letztes handgeschnittenes Tiervotiv bilde ich ein sehr primitives Schwein ab, Abb. 5, Fig. 2, das recht plump und ungelent wirkt. Den Schwanz vertritt ein in das Holz eingebohrter Strick. Hufe, Maul und Nüstern sowie die kleinen Augen sind eingekerbt (Länge 17,5, Höhe 12, Dicke 5,5 cm).

Abb. 6 zeigt einen gleichfalls handgeschnittenen Maultierfuß aus neuester Zeit. Daß es wirklich ein Maultierfuß ist, zeigt die an der Opfergabe befestigte Photographie, die besagtes Haustier offenkundig vor dem Stalleingang zeigt. Auf der Rückseite der Photographie steht die Widmung: „A la Madonna di Rimedio per grazia ricevuta 1951.“

Das letzte Bild (Abb. 7) zeigt einen Apfelschimmel aus Papier-Maché, weiß und schwarz bemalt, auf einer grünen Platte mit Rädern. Ich fand etwa vier solche Exemplare in der Votivkammer und die Gegenstücke dazu im Laden eines Spielwarengeschäftes von Oristano (Höhe 31, Länge 52, Durchmesser 8,5 cm).

Etwa 50 km nördlich von hier liegt einer der ältesten religiösen Mittelpunkte Sardinien. Es handelt sich um das kleine, aus lauter alten und niederen Steinhütten bestehende Dorf Bonarcado, an dessen oberstem Ende, auf einem freien, mit Bäumen bestandenen Platze zwei sehr alte Kirchen sich erheben, nämlich die romanische Pfarrkirche Santa Maria, deren bauliche Anlage aus dem 12. und 13. Jahrhundert stammt und eine viel kleinere, unmittelbar daneben stehende Wallfahrtskapelle, namens Madonna di Bonacattu, die trotz ihrer Kleinheit eine der ältesten und meistbesuchtesten Wallfahrten Sardinien darstellt. Die Kapelle hat die Gestalt eines griechischen Kreuzes und einer kleinen Kuppel über der Kreuzung ihrer Arme. Sie stammt aus der byzantinischen Zeit und wurde mehrfach renoviert und überbaut. In ihrer heutigen Gestalt entstammt sie ungefähr der Mitte des 12. Jahrhunderts. Das Gnadenbild steht auf dem Hochaltar und stellt ein kleines bemaltes Terrakotta-Relief der Muttergottes mit dem Kinde dar, welches als das Werk eines Florentiner Bildhauers aus der Zeit der Renaissance gilt. Es ist wahrscheinlich um 1600 entstanden.

Im Sakristeiraum fand ich zu meiner Freude abermals zahlreiche hölzerne und wächserne Votive, wobei das Holzopfer das wächserne weit übertraf. Ich notierte Arme und Beine, Hände und Füße mit und ohne Wunden und abermals zahlreiche Brüste. Manche von ihnen waren aus Holz und mit Wachs überzogen. Als Seltenheit kann ein auffallend großer, dicker hölzerner Bauch (Abb. 8, Fig. 2) bezeichnet werden, der bei weitem das größte

der dort geopferten Votive darstellt. Er ist ebenfalls naturalistisch geschnitzt, besitzt eine Länge von 20,5, eine Breite von 14,5 und eine Dicke von 6 cm.

Da im Dorf selten Fremde zu sehen sind, waren wir natürlich sofort der Gegenstand neugierigen Interesses und eine Reihe von Leuten folgte uns sogar bis hinein in die Kapelle. Das hatte insofern sein Gutes, als uns eine der anwesenden Frauen erzählte, daß wunderbare Heilungen auch noch in der Gegenwart vorkämen und erst im vergangenen Jahre habe eine Frau einen Strumpf geopfert zum Dank dafür, daß sie von einem langjährigen Fußleiden geheilt worden sein. Auch die geopferten Krücken stammen zum Teil aus allerjüngster Zeit.

Am östlichen Ufer des Tirso, etwa 20 km nordöstlich von Oristano, erblickt man 2 km außerhalb des Dorfes Fordongianus die volkstümliche Wallfahrt San Lussurgiu. Am Osthange des ziemlich tief eingeschnittenen Flusses gelegen, ist sie den Blicken schon von weitem sichtbar. Die Anlage der Wallfahrt ist charakteristisch für das sardische Kerngebiet im weiteren Umkreis des Monte Gennargentu. Der heilige Bezirk wird von einer unregelmäßigen Steinmauer eingefast. Er besteht aus einem geräumigen, annähernd rechteckigen Hof, dessen drei Seiten — manchmal sind es wie in diesem Falle auch nur zwei — von Pilgerherbergen umbaut sind. Diese bestehen aus einer einheitlich nach innen zu leicht abfallenden Dächerfront längs der Mauer, unter welcher kleine gemauerte Kammern, etwa wie Schafställe dahinlaufen (Abb. 9). Auf die Tür folgt jedesmal ein Fenster und so geht es der Reihe nach weiter. In dieser Art sind bei den größeren, meist einsam auf freiem Felde stehenden Wallfahrten, etwa hundert kleine Kammern errichtet, von denen keine viel größer sein dürfte als etwa 3 m im Quadrat. Auf dem freien Rasenplatz im Innern des Hofes ist genügend Platz für Fuhrwerke und Reittiere. Etwa in der Mitte steht die jeweilige Wallfahrtskapelle oder Kirche, die das natürliche Zentrum bildet. Bei San Lussurgiu handelt es sich um eine stattliche romanische Kirche aus dem 15. Jahrhundert. Sie ist an jener Stelle errichtet worden, wo der genannte Heilige der Legende nach enthauptet wurde (Abb. 10). Die Steinskulpturen an den Fronten der beiden Eingänge sind sehr primitiv und verraten starke lokale Einflüsse, die sich vor allem in der Vorliebe für Rinderfiguren ausdrücken. An den Seitenwänden hat man offensichtlich auch ältere vordhristische Steinreliefs eingelassen, unter anderem die Gestalt eines phallischen Mannes. Im Innern ist die Kirche nahezu leer. Unter dem Hochaltar liegt eine Krypta, zu welcher unter dem Erdboden der heutigen Kirche ein

finsterer unterirdischer Gang läuft, der früher wohl einmal ins Freie mündete. An der rechten Seite der Längswand hängen einige wenige Opfergaben, hölzerne Hände und Füße, ferner Silberopfer, nämlich Herzen und zwei Soldatengestalten. Die Silberopfer gleichen denen von Unteritalien. Der Heilige selbst ist zweimal auf eine primitive Art dargestellt; eine bäuerliche Holzfigur auf dem Hochaltar zeigt ihn als Krieger mit Mantel und Stiefeln, während an der Seite eine Prozessionsstatue steht, welche ihn im Meßgewand wiedergibt. Sein Hauptfest findet am Sonntag nach Ostern statt, wozu viel Volk aus der Umgebung herbeiströmt. Bei dieser Gelegenheit wird auch ein Umzug abgehalten.

Nach weiteren 20 km Fahrt gelangt man zum Dorfe Sedilo, das am Westufer des Tirso-Sees gelegen ist. Abermals etwa 2 km außerhalb des Ortes, in östlicher Richtung, erhebt sich die berühmte Wallfahrt San Antine. Vom Kirchengügel aus bietet sich ein prächtiger Blick über den ganzen See. Antine ist eine volkstümliche Abkürzung von Konstantin, welchem Heiligen die Kirche geweiht ist. Die ganze Anlage ist wiederum außerordentlich interessant (Abb. 11). Die Kirche selbst steht auf einer gemauerten Rampe, zu welcher steinerne Treppen emporführen. Die Mauer des heiligen Bezirkes beschreibt einen großen unregelmäßigen Bogen; durch ein gemauertes Tor betritt man das Innere. Links und rechts des Einganges befinden sich an die Mauer angebaut die Pilgerherbergen, die jedoch nur eine relativ kurze Strecke die Mauer begleiten, welche dann ihrerseits den Hügel hinanstiegt und hinter der Kirche wiederum herabläuft (Abb. 12). Unterhalb der Kirche steht inmitten einer runden Steinumfassung eine Säule mit einem Kreuz, in deren Nähe quillt auch ein Brunnen. Im Juli wird zu Ehren des heiligen Kaisers Konstantin ein großes Fest gefeiert, das sich vom 5. bis zum 8. erstreckt. Den Höhepunkt jedoch bildet der Abend des 6. und der Morgen des 7. Juli. Zur Erinnerung an den Sieg Konstantinus über Maxentius an der Milvischen Brücke findet nämlich an beiden Tagen eine große Cavalcata statt, zu welcher sich die Bauern der Umgebung in ihren reichen und farbenfrohen Trachten einfinden und abends und morgens wird die Säule des heiligen Konstantin dreimal umritten, die Kirche selbst jedoch siebenmal. Die Benediktion wird sowohl vom Kreuz in der Mitte des Mauerringes als auch von der Kirche aus erteilt. Viele Pilger kommen zur Buße barfuß und mit aufgelösten Haaren und umschreiten auf Grund eines Verlöbnisses ebenfalls mehrere Male die Kirche.

Das zweite große Fest wird im August abgehalten und ist mit einer Novene verbunden, die vom 21. bis 29. dauert. Der

Umritt jedoch bleibt auf die erste Feier im Juli beschränkt und endet sozusagen weltlich mit einer Art Wettreiten der Pferde außerhalb des heiligen Bezirkes auf einer Strecke, die gegen den Ort zu verläuft.

Der heilige Konstantin, der auf dem Hochaltar verehrt wird, in Gestalt einer gekrönten sitzenden, holzgeschnitzten Figur, ist von ziemlich primitivem Aussehen. An der linken Längswand befindet sich eine Muttergottesstatue. Im Langhaus hängen mehrere Votivtafeln, die jedoch alle aus neuerer Zeit stammen und wenig charakteristisch sind. An handgeformten Votiven entdeckte ich einzig einen wächsernen Arm. Auf meine Frage an den Mesner, ob es denn früher keine hölzernen und wächsernen Opfertafeln gegeben habe, erzählte mir dieser, er habe sie ein Jahr vorher auf Befehl des Pfarrers wegräumen und verbrennen müssen. Er zeigte mir sogar noch den Platz, wo dies geschehen sei.

Wir schließen hier die Schilderung einiger, im nordwestlichen Teil des Landes gelegener Gnadenstätten und beginnen mit dem Bezirk von Alghero. Sehr berühmt ist das etwa 8 km südöstlich der Stadt gelegene Maria di Valverde. Hier findet am Sonntag nach Ostern alljährlich ein großes Volksfest statt. Die Bewohner des ganzen Bezirkes, Logudoro genannt, finden sich hierzu ein. Der Zustrom der Pilger erstreckt sich auch noch auf die folgenden Sonntage im April und Mai. In der übrigen Jahreszeit ist es hier jedoch sehr einsam. Eine kleine Straße führt von der Stadt aus zwischen Gärten und Ölbäumen hinaus. In einer von sanften Hügelrücken eingeschlossenen Mulde liegt die kleine bäuerliche Wallfahrtskapelle, an welche ein halbzerfallenes größeres Gebäude angeschlossen ist, welches heute als Ökonomie dient und von einer bäuerlichen Familie bewohnt wird, die zugleich die Mesnerdienste verrichtet. Über dem Hochaltar der Kapelle steht das Gnadenbild, eine schwarze, ziemlich kleine, etwa 20 cm hohe Figur der Muttergottes mit dem Kinde, welche mit einem dreieckigen Kultgewand angetan ist. Die Mesnerin erzählte mir, daß sie an den Feiertagen ein anderes festliches Gewand erhalte, welches von geopfertem Schmuckgegenständen dicht behangen sei. Alghero ist bekannt wegen seiner Korallen, aus welchen die eingesessenen Juweliere schöne Schmuckstücke anfertigen und so ist es natürlich kein Wunder, daß auch das Gnadenbild von Valverde mit solchem Korallenschmuck verziert ist.

In einer Kammer des ersten Stockwerkes der Ökonomie, die gewöhnlich verschlossen ist, hat man die Votive zusammengestellt. Sie wurden vor Jahren einmal aus der Kirche entfernt und hunderte von ihnen liegen haufenweise übereinander, von einer

dicken Staubschicht bedeckt. Dies erschwert natürlich eine genaue Untersuchung, jedoch ließ mir die Mesnerin immerhin soviel Zeit, wenigstens den größten Stapel, insgesamt über die Hälfte des gesamten Materials zu betrachten. Die meisten Motivbilder stammen aus dem 19. und beginnenden 20. Jahrhundert. Sie sind ziemlich groß, im allgemeinen auf Leinwand oder dicken Pappkarton gemalt. Nur wenige Stücke reichen ins 18. Jahrhundert zurück. Sie sind dennoch von volkskundlichem Interesse, da sie das Leben des sardischen Bauern und Seemanns widerspiegeln. Auch modernere Bilder, welche Eisenbahnzusammenstöße, Autokatastrophen und ähnliche Dinge vorstellen, sind vertreten. Ich bilde drei für die Landschaft charakteristischen Stücke ab. Abb. 15 zeigt einen Holzfäller inmitten einer für das sardische Bergland charakteristischen Landschaft. Der Votant trägt die für die Dorfbewohner typische Kopfbedeckung, eine sackartige Mütze (Maße des Bildes: 50 × 58 cm).

Da ein sehr großer Teil der bäuerlichen Bevölkerung als Wanderhirten lebt, habe ich für Abb. 14 eine Szene aus dem sardischen Hirtenleben gewählt. Man sieht links die typische strohgedeckte steinerne Rundhütte, davor den Hirten inmitten seiner Herde. Die Landschaft, in welche die Szene gestellt ist, ist abermals für den gebirgigen Anteil des Landes bezeichnend (Maße des Bildes: Länge 47, Höhe 41 cm).

Abb. 15 führt uns in ein kleines bürgerliches Zimmer. Als Verlobnisnehmer ist offenbar der auf dem Kanapee liegende Mann anzusehen, dessen rechtes Bein eine Fußverletzung wiedergibt. Die übrige Familie, die Frau und die beiden Kinder, sind so dargestellt, daß ihre Handbewegungen die Anteilnahme an dem Verlobnis des Mannes zum Ausdruck bringen. Links an der Wand sollen mehrere mit Nägeln aufgehängte Heiligenbilder die religiöse Grundhaltung in der Familie unter Beweis stellen, rechts in der Ecke das Gnadenbild.

Da Valverde immerhin ziemlich nahe am Meer liegt, fehlen auch Schiffsvotive nicht. Hinter Glas und Rahmen sorgfältig als Halbrelied geschnitzt, entdeckte ich ein großes Dampfschiff aus Holz, mit zwei kleineren Rettungs-Segelbooten. Es wurde im Jahre 1907 geopfert. Sonst sind Schiffsvotive selten. Ich bilde ein zweites, ebenfalls hinter Glas und Rahmen befindliches Schiffsvotiv ab.

Abb. 16 zeigt ein weiß gestrichenes gold-bronziertes Segelboot, dessen Takelage mit größter Sorgfalt wiedergegeben ist. Das Schiff scheint im bewegten Meer zu segeln, dessen Wellen auf der Unterlage des Schiffes angedeutet sind. Es wurde mir erzählt, daß

früher hier auch Wachsvotive dargebracht worden seien, doch sei die Sitte in den letzten Jahren ausgestorben und die alten Formen habe man nicht aufbewahrt.

Ich besuchte den Ort noch ein zweites Mal am Sonntag nach Ostern, um das Haupt-Wallfahrtsfest auch persönlich sehen zu können. Vor der Kirche waren verschiedene Buden aufgeschlagen, wo im allgemeinen nur Eßwaren dargeboten wurden. Meine Hoffnung, die bäuerliche Bevölkerung in Tracht sehen zu können, wurde allerdings enttäuscht; die meisten Pilger trugen nur indifferentes Zivil. Zum Hochamt erschien der Bischof von Alghero persönlich und als er nach dem Pontifikalamt, angetan mit einem goldgestickten Rauchmantel, das Gnadenbild in Händen, zu einem kleinen Rundgang aus der Kirche heraustrat, bot seine Gestalt im Verein mit den übrigen in gold-brokatene Gewänder gekleideten Geistlichen im hellen Sonnenlicht ein eindrucksvolles Bild. Es ist noch zu sagen, daß das Fest bei weitem nicht die Ausmaße erreicht, die man von anderen Volksfesten auf der Insel gewohnt ist.

Auf einem schmalen Weg kann man das 15 km östlich von Sassari gelegene, kunstgeschichtlich bedeutsamste Bauwerk Sardinien mit dem Auto bequem erreichen, welches auch in unserem Zusammenhang einige Beachtung verdient. Ich meine die Abtei Santa Trinità di Saccargia. Die Kirche liegt außerordentlich malerisch in einer breiten Wiesenmulde. Dem Hauptportal der Basilika, die aus dem 12. Jahrhundert stammt, ist eine aus drei Bögen bestehende Halle vorgelagert, deren Säulenkapitelle mit in Stein gehauenen Rindern geschmückt sind (Abb. 17). Ich habe bereits einmal erwähnt, daß meiner Ansicht nach dem Rinder-Motiv in der sakralen Überlieferung Sardinien eine besondere Bedeutung zukommt. Bei der Darstellung des Efsio-Festes werden wir auf dieses Problem noch ausführlicher zurückkommen. Das Innere der Kirche stellt einen einschiffigen Bau dar mit einem Querschiff und drei Apsiden. Das Langhaus besitzt noch die alte offene Dachkonstruktion. In der Apsis hat sich ein Freskenzyklus mit Passionsszenen erhalten, darüber gewahrt man die Apostel mit der Muttergottes, im Mittelpunkt ein segnender Christus zwischen Engeln und Erzengeln. Links im Presbyterium steht eine sehr merkwürdige Figur der Muttergottes, eine primitive Schnitzarbeit, mit einem silbernen Brustschild aus getriebenen Ornamenten und einer Krone aus Messing (Abb. 18). Hier findet zweimal im Jahre ein größeres Fest statt, und zwar am 15. Juni und 25. Dezember. Bei ersterem wird nach der kirchlichen Feier im Freien getanzt. An die Kirche schloß sich einstmals ein großes

Kloster, von welchem heute nur mehr die Ruinen erhalten sind. In einem dieser Gebäudereste wohnt heute eine bäuerliche Familie, welche eine bescheidene Landwirtschaft betreibt.

Zwei Wallfahrten in nächster Nähe von Sassari, die uns als votivreich geschildert worden waren, brachten uns dennoch eine Enttäuschung, doch ist dies wohl nur dem ungeeigneten Zeitpunkt, an dem unser Besuch stattfand, zuzuschreiben. Wir besichtigten zunächst die einige Kilometer nördlich der Stadt gelegene Kapelle zur Madonna del latte dolce. Schon der Name läßt hier auf ein Gnadenbild von charakteristischer Eigenart schließen. Es handelt sich um eine alte romanische Kapelle, die gerade restauriert wurde. Wir mußten erst in ein nahegelegenes Erziehungsheim gehen, um uns von dem Geistlichen das versperrte Gotteshaus öffnen zu lassen. Das Gnadenbild stellt ein Fresko aus dem 15. Jahrhundert dar. Wie schon der Name andeutet, ist die Muttergottes abgebildet, wie sie gerade ihr Kind säugt. Die Kirche soll wiederum stilrein hergestellt werden, welche Arbeiten von der Sopra-Intendenza delle antichità in Cagliari überwacht werden. Diese Behörde hat auch sämtliche angeblich vorhandene Votivtafeln entfernt, welche gleichfalls restauriert werden sollen, um später wieder aufgehängt zu werden. Leider war es uns unmöglich, den Aufbewahrungsort dieser Exemplare herauszubringen. Nicht viel besser erging es uns bei der am anderen Ausgang der Stadt, etwa 1 km östlich des Stadtrandes gelegenen Kirche von San Pietro di Silki, welche ebenfalls ein berühmtes Gnadenbild, eine Madonna delle Grazie beherbergt. Auch diese Kirche befand sich gerade im Zustand der Restauration. Das Gnadenbild, welches sich früher in einer Seitenkapelle auf der linken Seite des Hauptschiffes befand, hat man auf den Hochaltar übertragen. Es handelt sich um eine relativ kleine Statue, eine hölzerne Gruppe in gotisch-aragonischem Stil um 1500, welche mit einem blauen Mantel bekleidet und mit geopfertem Schmuck behangen ist. Die sitzende Madonna trägt ihr Kind auf dem Arme. Die glänzend schwarz gemalten Augen treten stark hervor. Das Kind hält den Finger mit einer vielsagenden Geste an den Mund, als wolle es seine Mutter schweigen heißen. In der einstigen Gnadenkapelle hängen zwei Kasten mit silbernen Opfergaben, die zum großen Teil aus Herzen bestehen. Auch hier wurde mir dieselbe Auskunft zuteil wie in der anderen Kapelle, daß nämlich die Votivtafeln in Kisten verpackt seien und erst nach der Wiederherstellung zur Aufstellung gelangen würden. Der Franziskanerpater des zur Kirche gehörenden Klosters machte uns, mit der Gründungslegende der Wallfahrt vertraut. Auf dem Platze vor der

Kirche sei im 15. Jahrhundert eine steinerne Säule gestanden. Als einmal ein Priester vor ihr stehend eine Predigt hielt, da sei die Säule plötzlich in zwei Teile auseinandergebrochen, ohne daß jemand von den Umstehenden verletzt wurde. Als man an der Stelle nachgrub, habe man angeblich das heilige Bild gefunden.

Die Ursprungslegende von Latte dolce besitzt mit der oben genannten übrigens eine gewisse Ähnlichkeit. Die Kirche sei bereits dem Verfall preisgegeben gewesen, als ein frommer alter Mann das versteckte Gnadenbild im Jahre 1825 durch einen Zufall wiederum entdeckte. Von der alten Kirche bestand damals nur mehr die ruinöse Mauer, auf welcher das Fresko gemalt war. Nach der Auffindung des Bildes wurde die Kirche wiederum hergestellt. Die Legende ist auf einem Gemälde, welches in der Kirche hängt, wiedergegeben.

Vom Standpunkt der Volkskunde aus waren im Gegensatz zu diesen städtischen Wallfahrten einige ländliche Kultstätten dieses Gebietes viel ergiebiger. Ich nenne zunächst Nostra Sennora di Tergu, etwa 10 km südwestlich von Kastell Sardo. Es handelt sich bei jener, einsam auf dem Lande gelegenen Kirche um einen alten romanischen Bau aus rötlich-braunem Trachit, der ursprünglich einmal mit einem Benediktinerkloster verbunden war, von welchem jedoch heute nur mehr einige Ruinen übriggeblieben sind. Eine Überlieferung will wissen, daß an jenem Platz bereits ein proto-sardischer und später ein römischer Tempel gestanden sein soll. Die heutige Kirche stammt aus dem 12. Jahrhundert und besitzt eine eindrucksvolle Fassade, die aus zwei übereinanderliegenden Bogenreihen besteht. Das Innere hat sich zahlreiche Veränderungen gefallen lassen müssen. Das Gnadenbild der Muttergottes steht auf dem Hochaltar; Votive sind fast keine mehr vorhanden. An den Längswänden hängen einige unbedeutende moderne Tafeln. Erst als ich die halb zerfallenen Schränke der völlig ausgeräumten Sakristei näher untersuchte, fand ich im untersten Fache eines dieser Kästen verschiedene abgelegte Holz-Votive, Arme und Beine und wiederum die für die Gegend so charakteristischen hölzernen Frauenbrüste. Abb. 8 zeigt eine hochgewölbte Frauenbrust mit acht kleinen Löchern, aus denen das Blut herabtröpfelt (Durchmesser 10, Höhe 7 cm). Das Gegenstück zu jener ist weit flacher und könnte auch als eine männliche Brust angesehen werden. Auch sie besitzt sieben blauumrandete Wundmale nebst einer größeren Fleischwunde (Durchmesser 8,5, Höhe 5 cm).

Bei weitem sehenswerter ist das alte Heiligtum Sta. Giusta, etwa 8 km südlich von Nulvi, welches man nur zu Fuß über

steinige Feldwege erreichen kann. Genau wie bei der berühmten Abtei von Saccargia handelt es sich auch hier um ein einstiges Kloster, in dessen zerfallenen Gebäuden sich eine bäuerliche Familie eingenistet hat. Die hl. Giusta, die in Sardinien viel verehrt wird, hat in diesem Falle ausgesprochen wallfahrtsbildend gewirkt. Die Kapelle ist der am besten erhaltene Teil der verfallenden Anlage; sie stellt einen einschiffigen gewölbten Raum von mäßiger Höhe dar. Die Wände zu beiden Seiten des Presbyteriums sind dicht behangen mit wächsernen und hölzernen Opfergaben. Die Wachsbilder stellen folgende Objekte dar: Menschliche Köpfe bis zur natürlichen Größe, darunter ein alter aus dickem braunen Wachs und ein gemalter Gesichtsteil (Abb. 19 a), beide handgeformt, daneben Arme, Beine, Brüste und einzelne Finger (Abb. 19 b), auf denen öfters Krankheiten und Wunden mit roter Farbe aufgemalt waren. Auch hier überwiegen die zahlreichen Brüste, einfache und dopelte, die übrigen Opfergaben. Auch ein großer, handgeformter Bauch mit einer Schnittwunde ist vorhanden. Zu den wächsernen Opfern gesellen sich hölzerne Arme und Beine, mit und ohne Kennzeichen von Verletzungen und Krankheiten und zwei hölzerne Frauenbrüste, eine davon mit eingebohrten und rot gemalten Wunden (Abb. 8, Fig. 1). Das weiß und rot bemalte Stück ist besonders groß und zeigt in der Nähe der Brustwarze sieben tiefe rotumrandete Löcher (Durchmesser 12, Höhe 6 cm). Ich bemerkte auch einen hölzernen Daumen, welcher ebenfalls durch sechs eitrige Wundmale besonders gekennzeichnet und einen fast lebensgroßen hölzernen Fuß, der mit über hundert roten Flecken bemalt war, womit ebenfalls die Krankheit dargestellt werden soll. Auch silberne Opfer fehlten nicht, jedoch beschränkten sie sich auf die serienmäßig hergestellten Herzen, Arme, Beine und Köpfe. Besonders angefertigt schien mir lediglich ein Unterleib mit Beinansatz, der nach unten zu durch eine eingeritzte Girlande verziert erschien. Gemalte Votivtafeln fehlten fast völlig, nur zwei durchschnittliche Exemplare aus dem späten 19. und dem beginnenden 20. Jahrhundert waren vorhanden.

Zu dem etwas erhöhten Presbyterium führen von links und rechts zwei Stiegen hinauf. Dazwischen befindet sich ein Gitter, hinter welchem eine kleine eiserne Pforte von ca. 1 Meter Höhe und 80 cm Breite sichtbar wird, welche in einen kleinen ausgemauerten Hohlraum führt, der unter dem Presbyterium liegt und ebenfalls etwa 1 m hoch, 1 m tief und 80 cm breit gewesen sein mag. Darin wird der natürliche Erdboden sichtbar. Leider war weit und breit niemand zu sehen, der mir die erwünschte

Auskunft über die Bedeutung dieses Platzes hätte erteilen können.

Daß die Wallfahrten in der Barbagia, auf deren Besuch wir so große Hoffnungen gesetzt hatten, infolge der bereits eingangs erwähnten Verordnungen des Bischofs von Nuoro eine Enttäuschung brachten, habe ich schon einmal gesagt. Im besonderen Maße gilt dies gerade für das seinem Ursprung nach älteste und landschaftlich am schönsten gelegene Heiligtum von Nostra Sennora di Gonare, etwa 20 km südwestlich von Nuoro. Die kleine Kapelle erhebt sich auf dem Gipfel des 1085 m hohen Monte Gonare, von welchem aus man eine prächtige Aussicht auf das ganze Innere des Landes mit seinen Bergen und Schluchten genießt. Die Kirche selbst sah bei meinem Besuch im Frühjahr 1954 so aus, als wäre sie bei irgendwelchen Kämpfen zerstört oder geplündert worden, alle Türen sind aufgebrochen und überall sieht man die Spuren der Verwüstung. Ich weiß nicht, ob das noch aus dem Kriege stammt, oder ob es eine Folge der Brigantenkämpfe darstellt. Trotzdem werden die jährlichen Feste am 25. März und vom 1. bis 8. September hoch gefeiert. Bei dieser Gelegenheit wird auch das Gnadenbild, das sich für gewöhnlich in der Kirche von Sarule befindet, auf den Berg gebracht. Es handelt sich um eine der ältesten Wallfahrten Sardinien, die um das Jahr 1200 von einem Richter namens Gonario di Torres zum Dank für Errettung von der Pest gegründet wurde. Nach allen mir vorliegenden Berichten stellte sie einstens eine der beliebtesten Wallfahrten dar. Sie soll der Legende nach an der Stelle eines heidnischen Kultplatzes errichtet worden sein. Die heutige Kirche stammt zum größten Teil aus dem Jahre 1618, wengleich die konstruktiven Elemente des sardischen Baustiles sie als älter erscheinen lassen.

Im Gegensatz zu dieser Bergwallfahrt bietet die Kapelle von St. Cosimo, etwa 5 km südwestlich von Mamojada, wiederum den für die bäuerlichen Kultstätten dieser Landschaft typischen Anblick. Es handelt sich bei ihr wieder um eine ziemlich weiträumige Anlage. Die Kirche ist rings von einer Mauer umgeben; zwei große eiserne Tore führen ins Innere des Hofes; längs der Mauer stehen, wie überall in solchen Fällen, die niederen Pilgerhütten, die Kirche selbst ist leer. Auf dem Hochaltar erblickt man zwei weiße Gipsfiguren, die heiligen Ärzte Cosmas und Damian darstellend, hinter dem Altare in einer Wandnische zwei weitere Figuren der beiden Heiligen mit rotem und grünem Mantel. Offenkundig handelt es sich bei diesen um Prozessionsfiguren. An Votiven war einzig ein altes, schlecht gemaltes Leinwandgemälde

aus dem 17. Jahrhundert vorhanden. Es stellt die Muttergottes mit dem Kinde dar, rechts und links einen Mann und eine Frau. Die Muttergottes reicht dem Manne einen Rosenkranz herab, wodurch ein bekanntes ikonographisches Motiv als in die persönliche Devotion übernommen erscheint. Ferner war ein Druckbogen vorhanden aus dem Jahre 1920, auf welchem fünf Heilige abgebildet sind, deren Namen aus der Widmungsinschrift hervorgehen, welche folgendermaßen lautete: „Cosmae Damiano Antino Leontio Eupreppio fratribus martyribus et medicis anargyris infirmitates omnes a corporibus et spiritibus invocato nomine Jesu depellentibus. 25 Dicembre 1926.“

Zu Ehren des Namenstages der beiden Heiligen, am 27. September, findet alljährlich ein acht Tage währendes Fest statt, zu welchem sich viel Volk aus der Umgebung von Nuoro, Lanusei und Ozieri einfindet. Bei dieser Gelegenheit wird als Besonderheit ein bäuerliches Gebäck verkauft, welches *Torrone* genannt und das aus Mandeln, Honig und Feigen hergestellt wird.

Während die bisher geschilderten Gnadenstätten einen bodenständigen Eindruck erweckten, ist im Falle der *Madonna di Martyri* in *Fonni*, welche mit einem Franziskanerkloster verbunden ist, der spanische Ursprung deutlich zu erkennen. Es handelt sich bei ihr auch tatsächlich um eine spanische Gründung des 18. Jahrhunderts und der spanische Einfluß ist auch auf Schritt und Tritt zu spüren. Nicht nur der Kirchenbau selbst drückt dies durch seine stilistischen Merkmale aus, auch die Postierung des Gnadenbildes ist typisch spanisch. Es steht auf dem Hochaltare, befindet sich jedoch in einem drehbaren Kasten. Über eine Treppe gelangt man in einen kleinen Raum hinter dem Altar und wenn man nun das Gnadenbild dreht, so hat man es unmittelbar vor sich und kann es berühren. Besagter Raum kann am ehesten als Reliquienkapelle bezeichnet werden. Es befinden sich dort drei große Wandschränke, die mit solchen Objekten vollgestopft sind. Das Gnadenbild selbst ist bekleidet, das Haupt mit echten Haaren geschmückt. Die Muttergottes hält ein Szepter in der Hand und steht auf der Mondsichel (Abb. 20). Die Kirche steht auf abschüssigem Gelände. Vom Kloster aus scheint die Halle zu ebener Erde zu liegen, auf der dem Kloster gegenüberliegenden Seite jedoch kann man von der Sakristei aus eine Treppe hinabsteigen und gelangt so in einen gewölbten Gang, der von der Dorfseite aus durch ein breites Portal ebenerdig betreten werden kann. In diesem Gange befindet sich eine Art von kultischer Brunnenanlage. Links und rechts laufen steinerne Waschbecken der Mauer entlang, in welche nicht nur das Wasser abgeleitet wird, sondern

die zugleich auch den Pilgern dienen, um sich darin zu waschen. Das Wasser gilt als heilkräftig. Vom Gang aus gelangt man gerade nach rückwärts schreitend in eine Art Krypta, wo in Nischen ziemlich primitive Gipsbüsten aus dem 18. Jahrhundert stehen. Es handelt sich um etwas roh gearbeitete lebensgroße Büsten von verschiedenen Heiligen (vgl. Abb. 21). Auch hier sind keinerlei Votive mehr vorhanden, nicht einmal gemalte Tafeln; nur die Muttergottes selbst ist mit Opfergaben behangen, doch bestehen diese nur aus Ringen, Rosenkränzen und anderem Schmuck, wozu einzig einige silberne Herzen kommen.

Gegen das Dorf zu schließt sich an die Kirche ein geräumiger Arkadenhof mit den üblichen Pilgerherbergen zum Übernachten (Abb. 22), doch erweckt die ganze Anlage einen weit stattlicheren Eindruck als dies bei den bäuerlichen bodenständigen Wallfahrten der Fall ist. Vier Tage, vom Donnerstag bis zum Sonntag nach Pfingsten dauert hier das große Wallfahrtsfest, welches zugleich den Charakter einer Frühlingsfeier erhält, dadurch, daß die Hirten nunmehr von den winterlichen Weideplätzen auf die höher gelegenen Gefilde ihrer Heimat zurückkehren und mit ihren Angehörigen frohes Wiedersehen feiern. Da Fonni inmitten eines reichen Trachtengebietes liegt, muß das Fest auch nach dieser Richtung hin ein erfreuliches Gepräge tragen.

Im Gegensatz zu jener spanisch beeinflussten Gnadenstätte kann man die Verehrung des heiligen Ananias wiederum als einen ausgesprochen lokalen Kult bezeichnen. Besagter Heiliger wurde mit seinem Gefährten Ägidius an dem Platze, wo später die Wallfahrtskapelle erbaut wurde, nach der Legende zu Tode gemartert. Das Bauwerk erhebt sich auf einem Hügel, etwa 4 km südlich von Orgosolo, also inmitten des berüchtigten Brigantengebietes, so daß mir die Besichtigung nur unter einigermaßen ungewöhnlichen Umständen gelang. Ich muß vorausschicken, daß gerade in jenen Monaten die Polizei dem Banditentum stark auf den Leib rückte und überall in den gefährdeten Gebieten bewaffnete Aufgebote stationiert hatte.

Der Fußpfad, der zur Wallfahrt hinaufführt, verläßt die Landstraße etwa 1 km außerhalb des Dorfes. Das Heiligtum ist von hier aus in einer guten halben Stunde zu erreichen und ich hoffte, vielleicht doch auf irgendeine Art ins Innere zu gelangen, nachdem ich vorher im ganzen Orte vergeblich nach dem Schlüssel gefahndet hatte. Gerade als ich die Straße verlassen wollte, kam ein kleiner Trupp Soldaten, ihrer fünf, auf demselben Pfad herab, auf dem ich mich gerade hinaufbegeben wollte. Natürlich fragten sie mich nach meinem Ziel und boten sich sofort an, umzukehren

und mich zu begleiten. Ich hätte zunächst allerdings gerne auf diese Begleitung verzichtet, war aber dann später doch sehr froh darum. Im übrigen hätte mir mein Sträuben ohnedies nichts geholfen, denn sie erklärten mir, sie könnten es nicht verantworten, einen Fremden in dem Brigantengebiet allein herumlaufen zu lassen. Also ergab sich der sonderbare Fall, daß ich mit einem Sergeanten, vier Soldaten und einem Polizeihund, welche alle noch dazu ihre Maschinenpistolen bereithielten (natürlich außer dem Hund, dem die natürliche Waffe seines prächtigen Gebisses genügte), meine Wallfahrtswanderung antrat. Es war das erste Mal, daß ich in so wehrhafter Begleitung zum Wallfahrten ging und irgendwie empfand ich den in der Situation liegenden Widerspruch teils erheiternd, teils grotesk. Ich benützte die Gelegenheit, meine Begleiter ein wenig über die Verhältnisse auszufragen. Sie erzählten mir, daß sie nun bald ein Jahr hier seien, es jedoch äußerst schwierig sei, einen Briganten dingfest zu machen, da jene von den Einheimischen gedeckt würden. Wo denn die Briganten herkämen, fragte ich weiter: Sie lebten alle in Orgosolo und dessen nächster Umgebung, so wurde mir geantwortet. Die Soldaten-Patrouillen selbst seien nicht nur im Dorfe stationiert, sondern überall im Lande auf den verschiedenen Hirtenhütten verteilt.

Der Weg führt in sanfter Steigung durch ein von Bäumen und niederem Holz ziemlich schütter bestandenes Gelände, in seiner ganzen Beschaffenheit für Partisanen hervorragend geeignet. Die kleine Kapelle erhebt sich auf einem freien Vorsprung oberhalb eines Wassergrabens. Gerade als wir sie erreichten, wurden wir von einer auf der anderen Talseite auftauchenden Patrouille angerufen, die offenkundig der Meinung waren, ihre Kameraden hätten nun endlich einen Banditen erwischt. Diese riefen zurück, es sei leider nur ein Fremder, den sie begleitet hätten und ich entschuldigte mich deswegen vielmals, sie ohne böse Absicht enttäuscht zu haben. Die Kirche war natürlich fest versperrt, aber oberhalb des Einganges befand sich in etwa 4 m Höhe eine kreisrunde Fensteröffnung. Die Soldaten, die mir gerne zur Befriedigung meiner Wünsche geholfen hätten, stellten sich paarweise an die Wand. Ich zog meine Schuhe aus und kletterte ihnen auf die Schultern, wodurch ich den Blick ins Innere der Kirche gewinnen konnte. Ich glaubte in dem dunklen Raum ein Hochgrab zu erkennen und wäre schon aus diesem Grunde gern ins Innere der Kirche eingedrungen. Nach vergeblichen Versuchen das Schloß aufzusperren, hoben die Soldaten die Türe des Nebeneinganges mit vereinter Kraft aus, wodurch mir der Ein-

tritt ermöglicht wurde. Nun war ich doch recht froh, sie dabei zu haben, denn so etwas zu tun hätte ich mich weder getraut, noch aus eigener Kraft vermocht.

Die Kirche selbst war wie alle Bergwallfahrten der Barbagia fast völlig leer. An der Wand hingen einige wenige Wachsvotive, Arme, Beine und einige Köpfe, die offensichtlich dem Reinigungseifer entgangen waren. Der heilige Ananias selbst steht auf dem Altare. Es handelt sich um eine primitive volkstümliche Holzfigur etwa aus dem 17. Jahrhundert, annähernd in Lebensgröße. Der Heilige, dessen Fest am ersten Sonntag im Juni, unter reger örtlicher Anteilnahme gefeiert wird, ist als Soldat gekleidet und trägt einen Helm. Vor dem Altar erhebt sich ein rechteckiger Steinwürfel von ungefähr 1 m Höhe, 1 m Breite und 2 m Länge. Er ist so gebaut, daß man unter ihm der Länge nach durchkriechen kann und dabei den bloßen Erdboden erreicht. In der Grube liegen ein paar runde Schöpfgefäße und Löffel, ein Beweis, daß die Wallfahrer heilige Erde mit nach Hause nehmen. Die Stelle wird als der Platz angesehen, an welchem der Heilige sein Blut vergoß. Nachdem ich alles genau betrachtet hatte, verschlossen die Soldaten die Kirche und wir begaben uns gemeinsam wieder hinunter ins Tal, froh, daß alles in jeder Hinsicht so gut abgelaufen war.

Bevor wir den mittleren Teil der Insel verlassen, suchen wir noch rasch die ca. 40 km östlich von Nuoro nahe dem Meere gelegene, weit berühmte Wallfahrtskirche Madonna di Rimedio, etwa 2 km westlich von Orosei gelegen, auf. Genau wie die gleichnamige Kirche von Oristano ist auch sie im Jahre 1620 infolge eines Pestverlöbnisses entstanden. Ähnlich allen anderen ländlichen Wallfahrtskirchen im Herzen Sardinien steht sie inmitten einer quadratischen Rasenfläche, die von niederen Pilgerherbergen, deren Dächer unmittelbar an die Umfassungsmauer angebaut sind, umschlossen ist. So bildet die Wallfahrt gewissermaßen ein Gegenstück zu jener von Oristano. Das alljährliche Fest wird hier vom 10. bis 12. September begangen und ist mit einer Novene verbunden, zu der viele der oft weit her kommenden Pilger zurückbleiben und dann in den bescheidenen Herbergen Wohnung nehmen. Jede solche Kammer ist für eine Familie bestimmt.

Das Gnadenbild steht über dem rechten Seitenaltar, links und rechts von ihm sind die Wände mit einer Fülle von Wachsvotiven behangen. Es gibt die üblichen Arme und Beine, die Köpfe und die Brüste, am häufigsten jedoch werden kleine Kinderfiguren

geopfert, was darauf schließen läßt, daß auch diese Wallfahrt besonders von kinderbegehrenden Frauen aufgesucht wird. Als Seltenheit inmitten der anderen Votive fiel mir eine handgeformte große, doppelte weibliche Brust auf, von fast natürlichem Ausmaß. Auf meine Frage erfuhr ich, daß die Votive in Orosei nur auf Bestellung angefertigt werden und zwar von einer alten Frau namens Carta Giovanna Mereu, welche sie aus primitiven Modellen heraus gieße. Natürlich machte ich mir die Mühe, die Frau zu suchen, fand sie auch in einer Seitengasse des Dorfes, wo sie in einem jener kleinen bescheidenen Steinhäuschen wohnt. Leider aber hatte sie kein einziges Stück vorrätig. Gemalte Votivbilder suchte ich in der Kirche vergeblich. Die Wachsvotive gleichen, soweit sie serienmäßig hergestellt wurden, annähernd jenen von Cagliari (vgl. unten).

Wir wenden uns nun dem südlichen Teil des Landes zu und fahren durch die fruchtbare Ebene des Campidano allmählich der Hauptstadt Sardiniens Cagliari entgegen. Am Wege dorthin, etwa 50 km nördlich der Capitale, durchfährt man die kleine Ortschaft Sardara. Hier entdeckten wir gleich zwei Kultstätten in geringer Entfernung voneinander, bei denen das Kontinuitätsprinzip besonders augenfällig in Erscheinung trat. Die eine liegt unmittelbar im Orte und gehört in den Bereich der kleinen Kirche von Sta. Anastasia. Diese ist von einer niederen Steinmauer umzogen und steht inmitten eines Rasenplatzes. Ein alter kultischer Brunnen aus der Zeit der Nuraghischen Kultur befindet sich in nächster Nähe der Westfassade der Kirche, aber noch innerhalb des umhegten Raumes. Er hat die Gestalt einer großen nuraghischen Kuppel, zum größten Teil vom Erdboden überdeckt; das Wasser wird noch heute benutzt. Von der Seite aus führt eine Steintreppe aus wuchtigen Quadern hinunter zum Wasser, das wie ein klarer Spiegel aus der dunklen Tiefe der gemauerten Zisterne heraufglänzt. Ein zweiter Wasserarm leitet hinüber zur Kirche, wo sich in der Mitte des Langhauses nochmals ein Ziehbrunnen befindet. Das Wasser gilt bis auf den heutigen Tag als heilkräftig und trägt daher den Namen Funtana de is Dolus. Es handelt sich um eine Mineralquelle, die echte therapeutische Wirkung besitzt. Hier entdeckte man vor mehreren Jahren viele Bronze-Votivgaben aus nuraghischer Zeit, die sich jetzt im Museum von Cagliari befinden. Christliche Votivgaben, sei es aus Wachs oder aus Holz, konnte ich keine mehr finden. Ob früher welche vorhanden waren, ließ sich leider nicht feststellen. Man gewinnt den Eindruck, als würde der Ort heute als Wallfahrt keine besondere Bedeutung mehr besitzen.

Umso zahlreicher fanden wir die Opfergaben in dem zweiten, auf römische Zeit zurückgehenden Heiligtum, das 4 km westlich des genannten Dorfes in einer versteckten Mulde gelegen ist. Es handelt sich um die altberühmten Thermen von Sardara, die auch heute noch als Badeort Bedeutung haben und deren Quellen inmitten eines Eucalyptushaines entspringen. Etwas weiter oben erhebt sich ein modernes Krankenhaus, das besonders für Tuberkulöse Bedeutung hat. Schon zu römischer Zeit befand sich hier eine Badeanlage; der Ort hat jedoch auch als Wallfahrt größte Bedeutung. An der tiefsten Stelle des Haines, an seinem westlichen Rande, befindet sich eine kleine Kirche, Sta. Maria de is Acquis. In den beiden Nischen des Querschiffes hängen ungezählte Votive, beinahe so viele wie in Madonna di Rimedio bei Oristano, allerdings nur aus Wachs (vgl. Abb. 25). Wir registrierten Arme, Beine, Köpfe, Brüste, Bäuche und unendlich viele kleine Kinder. Die meisten dieser Geschenke sind serienmäßig erzeugt. Es hat den Anschein, als würde die Wallfahrt besonders zur Erflehung von Kindersegen besucht. Die meisten der hier dargebrachten Opfergaben stammen, wie ich bei einem späteren Vergleich feststellen konnte, aus der Wachszieherei von Cagliari (vgl. später).

Bevor wir uns endgültig in die Landeshauptstadt begeben, machen wir nochmals einen Abstecher nach Nordwesten, um eine sehr alte Gnadenstätte zu besuchen, was uns in diesem Zusammenhang besonders gelegen kommt, da wir auch hier offensichtlich eine Kultnachfolge aus dem Altertum feststellen können, obwohl der Ort heute als Wallfahrt keine Bedeutung mehr besitzt. Ich meine die westlich von Oristano hinter dem Stagno di Cabras gelegene Kultstätte San Salvatore. Das heutige Kirchlein steht inmitten einer bäuerlichen Siedlung, deren niedere Häuser quadratisch um die Kirche herum angelegt sind und einen freien Platz offen lassen. Es ist im Innern stark verwahrlost und die neugierigen Bauern konnten es gar nicht begreifen, was wir hier suchten. Unser Interesse galt allerdings auch nicht dieser schmucklosen christlichen Kapelle als vielmehr dem unter ihr befindlichen spätrömischen Heiligtum. Im Fußboden der Kapelle hebt man einen steinernen Deckel auf und steigt auf einer schmalen steinernen Treppe in die unterirdische antike Kultstätte hinab. Diese besteht aus einem Mittelgang, der mit einer apsidenförmigen Wölbung endet und zu dessen beiden Seiten vier rechteckige Kammern gelagert sind. Der Gang erweitert sich in der Mitte zu einem zentralen Rundbau, der von einer unechten Kuppel bedeckt ist. Hier befindet sich auch der kultische Brunnen,

der die ursprüngliche Veranlassung zur Errichtung des Heiligtums gab. An den diversen Wänden findet man noch heute verschiedene Reste von spätrömischen Malereien: Aphrodite, verschiedene Nymphen und Herkules, der den Nemeischen Löwen tötet, darstellend. Alle diese Gottheiten sind mit dem Kult des heilsamen und kräftigenden Wassers verknüpft. Aus der gewölbten Konstruktion sowohl wie aus dem Plan der ganzen Anlage, die dem Typ der „Cellae trichorae“ entspricht, hat man auf ein heidnisches Brunnenheiligtum geschlossen, welches auf die konstantinische Zeit zurückgeht. In christlicher Zeit hat man den Salvator (Soter) Herkules, dem das antike Heiligtum geweiht war, in den Salvator Christus umgewandelt. Eine unmittelbare Kultnachfolge ist hier so gut wie sicher, zumal der Name „Salvator“ der Kultstätte seit den Zeiten der Spät-Antike ununterbrochen erhalten blieb.

Cagliari, die Hauptstadt der Insel, die wir nun endlich betreten, besitzt zugleich auch die beiden berühmtesten Gnadenstätten des Landes, deren eine „Bonaria“ der Muttergottes und deren andere San Eufisio, dem Schutzpatron Sardiniens, geweiht ist. Bevor wir auf deren Schilderung eingehen, muß ich erwähnen, daß in Cagliari bis auf den heutigen Tag jene großen, für weite Teile der Insel charakteristischen Wachsvotive serienmäßig erzeugt werden, wie wir sie mit geringen Abwandlungen in Madonna di Rimedio bei Oristano, Maria de is Acquas und anderen Orten bereits beobachtet hatten, ohne daß wir in den genannten Siedlungen die entsprechenden Herstellungsfirnen hätten finden können. In Cagliari jedoch kann man sie in einer Kolonialwarenhandlung auf der Piazza Jenne, die einem Schweizer namens Clavuot gehört, kaufen. Jedoch stellt sie dieser nicht selbst her, sondern bezieht sie, ähnlich wie das auch in Orosei der Fall war (vgl. oben) von einer alten Frau, welche die entsprechenden Model verwahrt. Ich ließ mir sämtliche Abgüsse zeigen und erkannte in ihnen fast alle Opfergaben wieder, die ich in Maria de is Acquas gesehen hatte. Es handelt sich um ziemlich primitive Objekte, aber doch immerhin von so weitgehender Eigenart, daß ich die meisten Stücke erwarb: Arme, Beine, Füße, männliche und weibliche Köpfe, Kinder, einfache und doppelte Brüste, Bäuche, Augen, Rinder und Pferde.

Ich beschreibe im folgenden die abgebildeten Figuren im einzelnen: Über die Arme und Beine ist nicht viel zu sagen. Sie gleichen den überall im europäischen Raum anzutreffenden Objekten, die Arme, etwa 18 cm lang, die Füße etwa 16 cm. Die

Köpfe stellen solche von Frauen und Männern, kleinen Knaben und Mädchen dar und sind sehr primitiv ausgeführt (Abb. 24).

Die Augen sind mit schwarzen, der Mund mit roten Punkten flüchtig markiert. Die Höhe der vorhandenen Figuren bewegt sich zwischen 17 und 12 cm. Wickelkinder, die offensichtlich am besten gehen, gibt es in verschiedenen Größen von 21 bis 55 cm Länge. Auch bei ihnen sind die Augen schwarz oder blau, Mund und Nasenlöcher durch rote Striche gekennzeichnet (Abb. 25). Daneben gibt es noch ganze männliche und weibliche Figuren, die Männer nackt, die Frauen bekleidet dargestellt, ebenfalls sehr primitiv und plump gegossen (Abb. 26). Die männliche Figur, die bei Clavuot zu haben ist, ist 27 cm hoch, die weibliche 25. An Körperteilen kommen vor: Das Herz in doppelter Gestalt, sowohl als Umrissfigur in der bekannten Herzform, mit dem Feuer der brennenden Liebe oberhalb der Herzflügel, sowie als vollplastische und naturalistische Nachbildung des menschlichen Herzens (Abb. 27 a). Letzteres in natürlicher Größe (10 cm hoch, 7 cm Durchmesser). Die einfache Brust entspricht den bereits öfters erwähnten Exemplaren; die vorhandene Form besitzt einen Durchmesser von 15 cm, bei einer Höhe von 7 cm (Abb. 27 c). Die doppelte Brust ist etwas flacher. Das schwach aufgewölbte Motiv ist 16 cm hoch, 18 cm breit, bei einer Tiefe von etwa 5 cm (Abb. 28 b). Die Bäuche kommen in zweifacher Gestalt vor. Sie sind naturalistisch gehalten, der Nabel ist schwach angedeutet (Abb. 28 a). (Die Höhe der Form beträgt 19 cm, die Breite 14 cm, die Tiefe der Form etwa 6 cm.) Die niedere Form, die ich allerdings in Maria de is Acquis erwarb, ist von jener etwas verschieden. Sie ist besser durchmodelliert und zeigt oberhalb des Bauches auch noch den Ansatz der Rippen (die Höhe beträgt 18 cm, die Breite 15 cm, die ungefähre Tiefe 6 cm). Schließlich sind noch zu erwähnen die Augen, die gleichfalls aus Maria de is Acquis stammen; eine Ellipse in der Mitte, welche die beiden Augen und die Nase zeigt, ist von einem kugelförmigen Zierornament umgeben (die Länge des völlig flachen Motivs beträgt 21 cm, die Höhe 18 cm) (Abb. 27 b). Sowohl in Maria de is Acquis wie auch bei Clavuot kommen Tierfiguren von Pferden und Rindern vor. Sie sind einander fast völlig gleich (Abb. 29). Die Rinder mit den aufgebogenen Hörnern sind 17 cm lang und mit samt den Hörnern 15 cm hoch; das Pferd, dessen linkes Bein nach vorne ausschreitet, hat eine Länge von 15 cm, bei einer Höhe von 15 cm. Mit am häufigsten kommen jedoch Kinderfiguren vor, die man in verschiedenen Größen haben kann (Abb. 50). Die Haltung des Kindes ist zwar stets die gleiche: eine Hand liegt mit abge-

winkeltem Arm auf der Brust, der andere Arm ist schräg nach oben gestreckt; es handelt sich um Darstellungen von etwa zwei- bis dreijährigen Kindern. Das vorliegende Exemplar ist 50 cm hoch. In der Kirche von Maria de is Acquis fand ich dieses Motiv nebst den Brüsten fast am häufigsten vertreten.

Was die Wallfahrt Bonaria betrifft, so halte ich mich im folgenden an meinen in den „Wallfahrten Europas“ abgedruckten Text ³⁾, wobei ich natürlich die inzwischen eingetretenen, meist durch den Krieg bedingten Änderungen berücksichtige. Da mir bei der Herausgabe dieses Werkes nur literarische Quellen zur Verfügung standen, bedingt übrigens auch die persönliche Inaugenscheinnahme, wie fast stets, so auch hier, eine stellenweise Neufassung. Kloster und Kirche liegen auf einem Hügel im Südosten der Stadt, welcher sich ungefähr 50 m über dem Meere erhebt. Hier errichteten die Barmherzigen Brüder um 1550 ihr erstes Kloster in Sardinien. Gründer war ein vornehmer Bewohner von Cagliari, Fra Carlo Catalan, welcher eines Tages während des Gebetes vom prophetischen Geist überfallen wurde und eine seltsame Szene vorhersah. Während eines schweren Gewitters würde sich ein geheimnisvoller Gast dem Hafen von Cagliari nähern, welcher der Stadt große geistliche und auch bedeutende weltliche Vorteile bringen würde. Das prophezeite Ereignis trat am 25. März 1570 ein. Ein Handelsschiff befand sich auf der Fahrt von Spanien nach Italien. Im Anblick der Insel Sardinien erhob sich ein plötzliches Unwetter und der Schiffbruch schien unmittelbar bevorzustehen. Man opferte den Wellen wertvolles Handelsgut, um das Schiff zu erleichtern. Darunter befand sich auch eine schwere Kiste, deren Inhalt die Seefahrer nicht kannten. Als sie diese ins Wasser warfen, beruhigten sich sofort die Wogen, die Kiste aber ließ sich nicht mehr herausfischen und schwamm eigenwillig dem Ufer zu, wo sie unterhalb der Kirche landete. Zwei Barmherzige Brüder konnten sie nun ohne Mühe fassen und trugen sie zur Kirche hinauf. Zu aller Überraschung wurde in ihr eine Muttergottes mit dem Jesuskind gefunden. Diese Legende ist auf vier im byzantinischen Stil ausgeführten Tafeln aus der Zeit um 1500 dargestellt. Auch die wunderbare Kiste ist noch zu sehen. Sie wird im Hofe des Klosters in einem Gang aufbewahrt.

Das Gnadenbild ist eine Figur im byzantinisch-griechischen Stil. Es ist 56 cm hoch. Das Antlitz der Muttergottes ist dunkelbraun,

³⁾ Rudolf Kriss und Lenz Rettenbeck, Wallfahrtsorte Europas, München 1950. S. 251 ff.

von langem Haar, das auf die Schultern herabfällt, umwallt, das Kleid karmesinrot, der Mantel dunkelblau. Die rechte Hand befindet sich in einer Stellung, als würde sie eine Kerze tragen, die man ihr später auch in die Hand gegeben hat; in der linken hält sie das unbedeckte Kind. Dieses trägt seinerseits in der linken Hand die Weltkugel, die rechte ist in Segensgeste erhoben. 1870 wurden die Bilder gekrönt. Die kostbaren Kronen wurden am 24. November 1925 bei einem Einbruch entwendet. Pius XI. krönte die heiligen Häupter am 25. April 1926 neu und fügte der Krone selbst einen Edelstein ein.

Ihren Namen hat die Kirche von dem Hügel Bonaria erhalten. Die Madonna wird als Patronin Cagliari im besonderen verehrt. Ihr zu Ehren werden von Städten und Dörfern viele Feste gefeiert und die sardischen Frauen geben ihren Töchtern gerne den Namen Bonaria. Die staatlichen Obrigkeiten Sardinien machen der Gnadenmutter Besuch, bevor sie ihr Amt antreten, ebenso die neugewählten Erzbischöfe, welche sich drei Tage ins Kloster Bonaria zurückziehen.

Die alte Wallfahrtskirche schließt sich im Südosten an das Kloster an. Sie ist ziemlich klein, im Innern dunkel und überragt die Mauern des Klostergebäudes nur um wenig. Sie beherbergt auch heute noch das Gnadenbild. Da sie sich für den Zustrom der Pilger als zu klein erwies, begann man zu Anfang des 20. Jahrhunderts einen großartigen Neubau. Diese im barocken Stil erbaute Kirche wurde am 22. April 1926 durch einen päpstlichen Legaten feierlich eingeweiht. Sie wurde während des letzten Krieges durch Bomben weitgehend zerstört. Der pompöse Neubau war bei unserem Besuch im Jahre 1954 nahezu fertig, stand aber noch völlig leer. Nur die Sockel der Altäre waren damals bereits aufgestellt.

Die Votivgaben, die vor dem Kriege die Wände der alten Kirche schmückten, waren damals noch zahlreicher als heute. Die Madonna von Bonaria ist die besondere Patronin der Seefahrer und viele Küstenstädte des Mittelmeeres aus Italien und Spanien pflegen ihren Kult, der bis nach Amerika ausstrahlt. Die Hauptstadt von Argentinien, Buenos Aires, erhielt ihren Namen von der Madonna di Bonaria.

Noch aus einem besonderen Grund wurde die Muttergottes von Cagliari zur einzigartigen Beschützerin der Seefahrer. Eine fromme Pilgerin kam bei ihrer Rückkehr aus dem Heiligen Lande nach Bonaria. Dort opferte sie der Muttergottes ein kleines Schiff aus Elfenbein, ganz aus einem Stück gefertigt, welches Geschenk sie zum Grabe Christi getragen hatte. Dieses Schiff wurde an

einer Hanfschnur gegenüber der Gnadenfigur aufgehängt. Es besaß die Eigentümlichkeit, den Kiel zwar in Richtung des Windes zu drehen, aber nicht des Küstenwindes, sondern jenes Windes, der auf offener See weht. Die Seefahrer konnten sich mit Sicherheit nach dieser Erscheinung ausrichten. Die Zeichengebung soll immer unbedingt verlässlich gewesen sein. Ein kanonischer Prozeß aus dem Jahre 1592 hat die Eigentümlichkeit dieses Schiffes bestätigt. Die wunderbare Zeichengebung hielt bis zum Jahre 1850 an. Bei Gelegenheit der Errichtung eines Marmoraltars erhielt jenes Schiff eine Metallkette; auch fiel es damals herunter und brach in zwei Teile, es wurde jedoch wieder zusammengefügt und in der Mitte des Presbyteriums aufgehängt. Von diesem Moment an hörte die wunderbare Zeichengebung auf, welches Ereignis die Patres von Bonaria jedoch nicht auf die Metallkette, sondern auf den modernen Unglauben zurückführen. Wiederholt war der Versuch gemacht worden, das Schiff mittels eines Rohres in verschiedene Richtungen zu kehren, um zu erproben, ob es sich wieder in die Windrichtung zurückdrehe. Der Geschichtsschreiber des Klosters erklärte hierzu, die Madonna habe angesichts des allgemeinen Glaubensverfalles ihr „Basta“ gesprochen und damit die wunderbare Zeichengebung eingestellt.

Die alte Kirche blieb während des Bombardements im wesentlichen unbeschädigt. Sie ist zu allen Zeiten gesteckt voll von Menschen. Wenn man sie durch den Haupteingang betritt, so fallen einem sofort die großen Straußeneier auf, die von der Holzdecke der Orgelempore herabhängen. Es handelt sich um Gaben von befreiten Gefangenen aus der Türkenzeit. Diese haben eine beliebte Opfergabe der islamischen Länder dadurch hieher verpflanzt. Überall in den Ländern der südlichen Mittelmeerküste, von Syrien und Palästina angefangen bis hinüber nach Ägypten und Nordafrika, begegnet man in den mohammedanischen Wallfahrten diesen Straußeneiern und auch die christlichen Wallfahrten jener Gegenden haben den Brauch übernommen. Manche Leute in Cagliari sind der Meinung, daß diese Straußeneier gewissermaßen stellvertretend für die Fesseln der Gefangenen stehen, wobei sie wohl an die schweren eisernen Kugeln denken, die man den Gefangenen früher an die Füße hing. Doch scheint mir diese Erklärung keineswegs den ursprünglichen Zusammenhang zu treffen.

Auch die Längswände der Kirche sind voll von Votiven, obwohl während des Krieges durch das Bombardement sehr viele vernichtet wurden. Das gilt namentlich von den Schiffsvotiven, die

wohl teilweise bereits in die neue Kirche übertragen worden waren oder die während des Bombardements von den Schnüren, mit welchen sie an der Decke befestigt waren, herabfielen. Heute befinden sich diese Schiffsvotive in einem großen Wandschrank, in einem Nebenraum der Sakristei. Dort sind etwa dreißig größere und kleinere Segelboote und Dampfschiffe verwahrt, die alle mehr oder weniger Schaden gelitten haben durch Herabstürzen während des Bombardements. Man hatte sie 1954 noch nicht wieder zusammengeflückt. Gut erhalten waren eigentlich nur die nach dem Kriege neu hinzugekommenen Opfergaben, die, gewissermaßen als Schmuck der Sakristei oben auf den Schränken stehen. Dorthin hat man auch die schönsten und am besten erhaltenen älteren Votivgaben übertragen. Besser als die holzgeschnitzten Schiffe sind natürlich die blechernen Modelle erhalten, so zum Beispiel ein Kriegsschiff, das auf dem Verdeck auch die Besatzung zeigt, den Kapitän und die verschiedenen Matrosen, wozu man Spielzeugfiguren verwendete und sie einfach auf dem Verdeck anklebte. Es stammt ungefähr aus dem Jahre 1920. Während des zweiten Weltkrieges wurde das sehr hübsche Modell eines Unterseebootes geopfert. Von der einstigen Fülle — man sprach ehemals von einem förmlichen Schiffsmuseum — ist heute allerdings nicht mehr viel erhalten. Mehr Glück haben offensichtlich die Votivtafeln gehabt, die sämtlich zu beiden Seiten eines langen Ganges hängen, der zwischen Kirche und Kloster hinführt. Die meisten allerdings stammen aus neuerer Zeit und sind auf Leinwand gemalt. Immerhin sind auch noch einige auf Holz gemalte Bilder aus älterer Zeit erhalten, die bis ins 17. Jahrhundert zurückreichen. Einige besonders charakteristische Bilder hängen auch in der Kirche selbst an den Wänden des Langhauses wie an der niederen Rampe des Presbyteriums, zu beiden Seiten der Treppe. Sie stellen meistens Schiffbrüche, See- stürme und ähnliche Dinge dar. Ein silberner Anker, welchen die Königin Margherita spendete, aus Dank für die glückliche Rückkehr des Ducca degli Abruzzi vom Nordpol, sei besonders erwähnt. Bis in die Gegenwart hinein hat sich das Haus Savoyen dem Wallfahrtsort besonders verpflichtet gefühlt. Humbert I., Viktor Emanuel, seine Gemahlin sowie Kronprinz Humbert haben sich hierher verlobt.

Rückwärts unter der Orgelempore findet man auch zahlreiche Krücken und wächserne Votive von jener Art, wie ich sie bereits bei Clavuot auf der Piazza Jenne erworben hatte. Auch einige hölzerne Arme und Beine mit Darstellungen von Wunden und Verletzungen waren zu sehen, daneben Ruder, Stücke von Segeln,

Schiffstaue, Ankerketten, kleine Anker selbst, Gewehre und Reste von Takelagen.

Das Gnadenbild steht über dem Hochaltar und kann über eine Treppe erreicht werden. Man steigt auf der Evangelienseite hinauf, um oben angelangt das Gnadenbild zu berühren und auf der anderen Seite wieder hinab. Diesem Brauch wird von den Wallfahrern so eifrig gehuldigt, daß ich mich bei meinem Besuche fast zwanzig Minuten anstellen mußte, bis es mir gelang an die Reihe zu kommen, obwohl ein ganz gewöhnlicher Werktag war. Wie ich mich überzeugen konnte, wird der Berührungskult mit großem Eifer vollzogen. Man berührt Medaillen, Rosenkränze, Heiligenbilder oder legt auch nur die Hand an die heilige Figur. Die Madonna selbst ist reich mit Schmuck behangen. Sie trägt zahllose Ringe an den Fingern und viele Ketten um den Hals. Zu beiden Seiten des Hochaltars sind große Tafeln mit silbernen Opfergaben aufgehängt. Sie bestehen zum großen Teil aus Herzen, doch bemerkte ich auch einige Figuren darunter, jedoch ohne besondere Eigenart nach derselben Schablone verfertigt, wie man ihnen in Neapel begegnet.

Als Abb. 51 bringe ich hier ein besonders schönes Segelboot, an dem nichts fehlt, was zur Ausrüstung gehört, sogar die Anker und die Rettungsboote sind nicht vergessen. Bezüglich einer Reproduktion des Gnadenbildes selbst verweise ich auf mein obengenanntes Werk. Die wunderbare Kiste und das elfenbeinerne Schiff sind abgebildet in „I Santuari d'Italia“⁴⁾.

Das größte und wichtigste volkstümliche Wallfahrtsfest der Insel ist jedoch die Sagra di San Efsio, die alljährlich in den ersten Maitagen in Cagliari begangen wird und die wir selbst in allen Einzelheiten miterleben durften. Dieses Fest geht auf das Jahr 1656 zurück, wo man es zum Danke für das Erlöschen der Pest eingeführt hat. Seit dieser Zeit ist San Efsio der Patron der Insel. Die Legende weiß von ihm nur soviel, daß er als Günstling Kaiser Diokletians nach Sardinien geschickt wurde, um dort das Christentum zu bekämpfen. Dort aber wurde aus dem Saulus ein Paulus. Efsio bekehrte sich selber zum Christentum und erlitt später auf der Insel, auf die er gesandt war, das Martyrium. Efsio besitzt zwei Kultstätten, eine in Cagliari selbst, eine in der Nähe von Pula, in der Nähe der einstigen antiken Stadt Nora. Die beiden Kultstätten erscheinen durch das Fest eng miteinander verbunden. Die Efsius-Kirche in Cagliari ist ein kleines, ziemlich unbedeutendes Bauwerk; der Überlieferung nach wurde es über

⁴⁾ I Santuari d'Italia, Jahrgang II, Februar 1929, S. 22 und 26.

einem Kellergewölbe erbaut, in welchem der heilige Efsio eine Zeitlang als Gefangener schmachtete. Von dieser Kirche nimmt das große Fest seinen Ausgang. Bereits am 30. April werden die Feierlichkeiten durch ein Pontifikalamt eingeleitet.

Man kann die Kirche selbst kaum als Wallfahrtskirche bezeichnen, zum mindesten hat der Wallfahrtskult in Cagliari slebst nur höchst bescheidene Formen gezeitigt; ein paar ganz neue Motivtafeln und einige wenige Wachsotive, das ist alles, was es nach dieser Richtung hin zu sehen gibt. Dagegen fanden wir den altertümlichen Kultwagen, der bei der Prozession eine große Rolle spielt, bereits an diesem Tage inmitten des Langhauses der Kirche aufgestellt. Es handelt sich um ein altertümliches vierräderiges Gefährt, einen breiten Karren, dessen vordere Räder wesentlich niedriger sind als die rückwärtigen (Abb. 52). Er ist rot und gelb gestrichen und mit allerhand barocken Zieraten geschmückt. Über den vier Rädern sind kirchliche Fahnen aufgepflanzt. Der Wagen ist schwer und plump und besitzt seinem äußeren Ansehen nach alle Eigentümlichkeiten eines altertümlichen Sakralgefährtes. Schon daß er vier Räder besitzt erscheint bedeutsam, weil er sich dadurch von den landesüblichen zweiräderigen Karren deutlich unterscheidet. Vergleichsweise sei hier auf einen altpyrischen Kultwagen hingewiesen, den der hl. Edigna von Puch, der im Gegensatz zu den dort gebräuchlichen vierräderigen Bauernwagen zweiräderig ist und sich dadurch in umgekehrter Hinsicht ebenfalls als besonders altertümlich erweist. Auf diesem Gefährt steht ein großer achteckiger Glaskasten (Abb. 53), der ebenfalls mit barocken Ornamenten verziert ist. Die weißen Leisten tragen vergoldete Muster und an den oberen Enden der schmalen Glasfenster zieht sich eine goldene Girlande mit Engelsköpfchen rings um diesen Kasten. In seinem Inneren steht aufrecht eine nicht ganz lebensgroße Statue des heiligen Efsio (Abb. 54), der aus Anlaß des Festes mit einem rotseidenen Mantel und mehreren Halsketten geschmückt ist. Es handelt sich um eine typisch barocke Figur, die den Kopf des Heiligen mit üppig gelockerter Haartracht, Schnurrbärtchen und kleinem Kinnbarte zeigt. Zu Füßen des Kastens erblickt man eine gleichfalls barocke Engelsfigur auf Wolken.

Als Hauptfeiertag kann der 1. Mai betrachtet werden. Die ganzen Festlichkeiten dauern zwar vier Tage, aber während der drei letzten Tage beschränkt sich die Teilnahme der Bevölkerung auf die nächste Umgebung. Das Fest wird am Vormittag des 1. Mai, um 11 Uhr, mit einer feierlichen Prozession durch die Stadt eingeleitet, an welcher Trachtengruppen aus den Dörfern

des Landes teilnehmen. Von allen Teilen der Insel kommen in Autobussen die Bauern in die Hauptstadt. Sie sammeln sich bereits um 9 Uhr morgens im Hofe des Salesianerklosters, wo sich der Festzug formiert. Tatsächlich fanden wir, als wir diesen Hof frühmorgens betraten, schon zahlreiche Menschen dort versammelt und von einer Viertelstunde zur anderen wurden es mehr. Im rückwärtigen Teil des Hofes tummelte sich die berittene Ehrengarde, die sich aus Bewohnern der Stadt Cagliari selbst zusammensetzt. Ihre roten Röcke und die hohen roten Mützen leuchteten in der Sonne. An die Jacke schließt sich die zur sardischen Männertracht gehörende ganz kurze, rockartige dunkle Hose, unter welcher lange weiße Unterhosen hervorsahen, die in den Reitstiefeln verschwanden. Die Garde ist mit altertümlischen Speießen bewaffnet; ihre Tracht hat sich in den letzten 150 Jahren kaum verändert. Aus neununddreißig verschiedenen Ortschaften waren Trachtengruppen erschienen, die ein unendlich farbenfrohes Bild abgaben. Es ist hier nicht der Ort, auf die sardischen Volkstrachten näher einzugehen. Es sei nur kurz erwähnt, daß im Gegensatz zu den, abgesehen von kleineren Varianten, ziemlich gleichartigen Männertrachten die Frauen-trachten größte Verschiedenheiten aufwiesen, jedoch untereinander alle an leuchtender Farbenbuntheit wetteifern.

Die Prozession, die um 11 Uhr von San Efisio ihren Ausgangspunkt nimmt, ist daher von einer äußersten Buntheit. Der Festzug selbst wird eröffnet von den berittenen Honoratioren der Stadt in Frack und Zylinder. Ihnen schließt sich ein nicht endenwollender Zug von Trachtengruppen an. Unmittelbar vor dem heiligen Wagen reitet die gesamte Milizia di Cagliari, jene bereits erwähnte altertümlische Ehrengarde, von welcher eine kleine Abordnung den Prozessionswagen während seiner viertägigen Reise das Ehrengeläute gibt. Die eigentliche Prozession löst sich etwa um 1 Uhr Mittag an der Stadtgrenze auf. Von dort aus fährt der Wagen in langsamer Fahrt, nur von einer Ehrengarde begleitet, hinaus zu der etwa 50 km entfernten Wallfahrtskirche von Pula. Der heilige Wagen selbst wird von einem stattlichen schweren Ochsenpaar gezogen, dessen altertümlischer Schmuck größte Beachtung verdient (Abb. 55). An einem breiten buntgestickten Halsriemen hängen je drei Glocken, ein rotseidenes Tuch, das an beiden Hörnern befestigt ist, schmückt ihre Stirnen. Jeder der beiden Ochsen trägt an der Außenseite ein dickes Bündel aus bunten Stoffstreifen, das allem Anschein nach einen Blumenstrauß ersetzen soll. Besonders zu beachten ist jedoch der Schmuck der Hörner, die mit Lorbeerblättern um-

wunden sind und an den Spitzen große hellgelbe Zitronen aufgesteckt tragen (Abb. 56). Solcherart erinnert das heilige Gespann auffallend an eine bestimmte Gattung von Bronzevotiven aus der Nuraghenzeit, kultischen Rindern, die auf den Hornspitzen ebenfalls große Kugeln tragen und die deswegen von Christian Zervos als „Bœufs à cornes boulés“ bezeichnet werden und die schon damals im Rinderkult Sardiniens eine besondere Rolle gespielt haben müssen. Leider läßt es sich nicht mehr feststellen, aus welchem Material diese Kugeln in Wirklichkeit bestanden haben, da sich das aus der primitiven Machart der Bronzevotive unmöglich erkennen läßt. Jedenfalls verdient es besonders hervorgehoben zu werden, daß diese alte Tradition sich im sakralen Brauch der Gegenwart fortgesetzt hat.

Das heilige Gespann wird außer der Ehrengarde nur von einigen wenigen Personen begleitet, die ein besonderes Verlöbniß getan haben und die ihm gewöhnlich barfuß folgen. Im Jahre 1954 waren es etwa zwanzig bis dreißig Personen. Die Geistlichkeit empfängt und verabschiedet das heilige Gefährt zwar jeweils vor den Kirchen, begleitet jedoch den Zug nicht. Am ersten Tag kommt die Prozession nur bis zu dem 22 km von Cagliari entfernten Dorf Sarroch. Unterwegs wird an zwei, durch die Tradition genau festliegenden Plätzen Rast gemacht. Der erste Rastplatz befindet sich 11 km südlich von Cagliari, in La Maddalena, der zweite in Villa d'Orri. In beiden Fällen handelt es sich um große Landgüter, die auch eine Kapelle besitzen. Dort wird der Heilige aus seinem gläsernen Schrein herausgehoben und in die Kapelle getragen, wo ihm die Bewohner des Gaues die schuldige Verehrung erweisen. Die Ochsen werden inzwischen zur Tränke geführt. Am zweiten Tage geht die Fahrt weiter zu dem 6 km entfernten Pula, wo der Heilige während des ganzen Tages in der Pfarrkirche verehrt wird. Erst am Morgen des dritten Tages setzt er seine Fahrt fort, allerdings nur mehr eine ganz kurze Wegstrecke, bis hinaus zu der kleinen, etwa 5 km entfernten Efisio-Kapelle, unmittelbar an der Küste gelegen, wo der Heilige der Legende nach das Martyrium erlitten haben soll. Wie schon gesagt, liegt die Kapelle in nächster Nähe der Ruine von Nora, die im Altertum eine große Rolle spielte. Dort findet an jenem Tag ein großes Volksfest statt. Die Efisio-Kapelle stellt ein altes römisches Bauwerk dar, das heute einen ziemlich verwahrlosten Eindruck macht. Verschiedene Rekonstruktionen haben den ursprünglichen Charakter ziemlich verändert (Abb. 57). Die Kapelle wurde im Jahre 1089 von Giudice Torgotorio den Benediktinern der Abtei von San Vittore in Marsiglia übergeben. Von

ihnen stammen die Fundamente des heutigen Baues. Unter dem Hochaltar befindet sich eine kleine Krypta, zu der eine steinerne Treppe hinabführt. Die Bezeichnung Krypta ist eigentlich gar nicht am Platze, denn es handelt sich lediglich um einen kleinen quadratischen Raum, in welchem der heilige Efsio, bevor er den Martertod erlitt, eingekerkert war. Sein Leib wurde im 11. Jahrhundert nach Pisa gebracht, um die kostbare Reliquie vor den Einfällen der Barbaren zu schützen.

In der Kirche fanden wir auch noch vier ältere Votivbilder, zwei davon auf Leinwand und zwei auf Holz gemalt; eines der beiden letzteren (Abb. 58) verdient besondere Beachtung. Auf ihr wird nämlich ein Unfall gezeigt, den der Kultwagen des heiligen Efsio während einer Prozession erlitt. Ein Rad bricht, der Wagen kippt um und auf dem Bilde ist jene Szene festgehalten, die darstellt, wie man den Heiligen gerade abgeladen hat, der nun in seinem gläsernen Gehäuse auf dem Erdboden steht. Auch die Miliz mit ihren roten Röcken ist abgebildet. Ein Soldat liegt am Boden. Leider ist das Gemälde ohne Datum, doch scheint es dem Stile nach dem Anfang des 19. Jahrhunderts zu entstammen. Auch die zweite Holz-Votivtafel verdient Beachtung. Eine kranke Frau verlobt sich zu einer Wallfahrt und zwar barfüßig, was ebenfalls auf dem Bilde klar zu sehen ist (Abb. 59). Der Widmungs-Inschrift zufolge erkrankte sie im Jahre 1826, wurde 1827 gesund und führte die Wallfahrt im Jahre 1828 aus. Wie bereits erwähnt, hat sich der Brauch der barfüßigen Wallfahrt bis auf die Gegenwart erhalten.

Am vierten Tage kehrt der kultische Wagen ohne Unterbrechung nach Cagliari zurück. Diesmal handelt es sich um eine richtige Prozession und das kultische Gefährt wird von einer großen Volksmenge, die sich aus den am Wege liegenden Dörfern rekrutiert, begleitet. Man bricht zeitig am Morgen auf und trifft gegen Abend in Cagliari ein, wo der Heilige abends $\frac{1}{2}9$ Uhr an der Ortsgrenze von einem stattlichen Aufgebot der Miliz feierlich eingeholt wird. Die Festlichkeiten schließen mit einem großartigen Feuerwerk, das abends $\frac{1}{2}10$ Uhr beginnt und an den Bastionen der alten Stadtmauer in der Nähe der Efsius-Kirche abgebrannt wird.

Mit der Beschreibung dieses großen und eindrucksvollen Festes, das zweifellos im Mittelpunkt des religiösen Volkslebens Sardiniens steht, will ich meine Ausführungen beschließen, die trotz der Kürze immerhin soviel gezeigt haben werden, daß sich der sardische Waller-Brauch ein durchaus eigenständiges Gepräge bis auf die Gegenwart bewahren konnte.

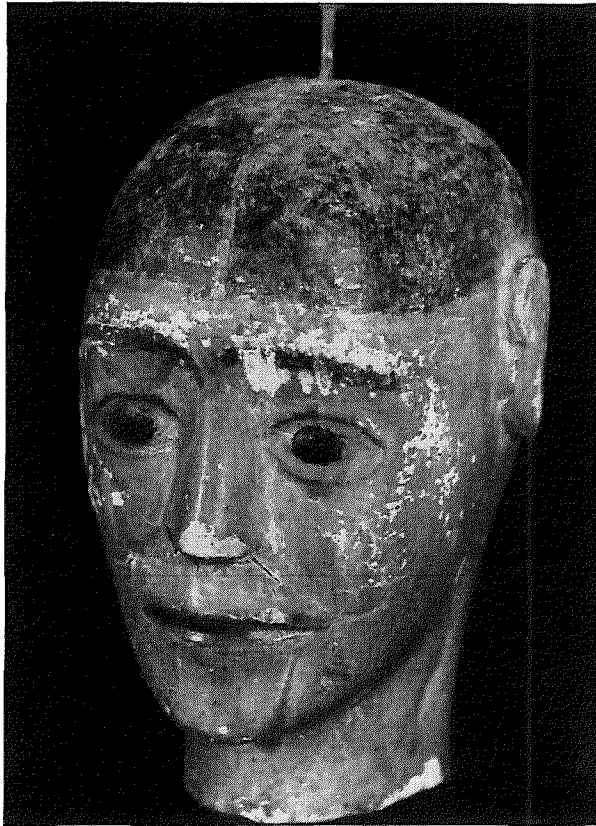


Abb. 2

Abbildungen zu:

Rudolf K r i s s, Wallfahrtsvolkskunde von Sardinien

II



Abb. 1

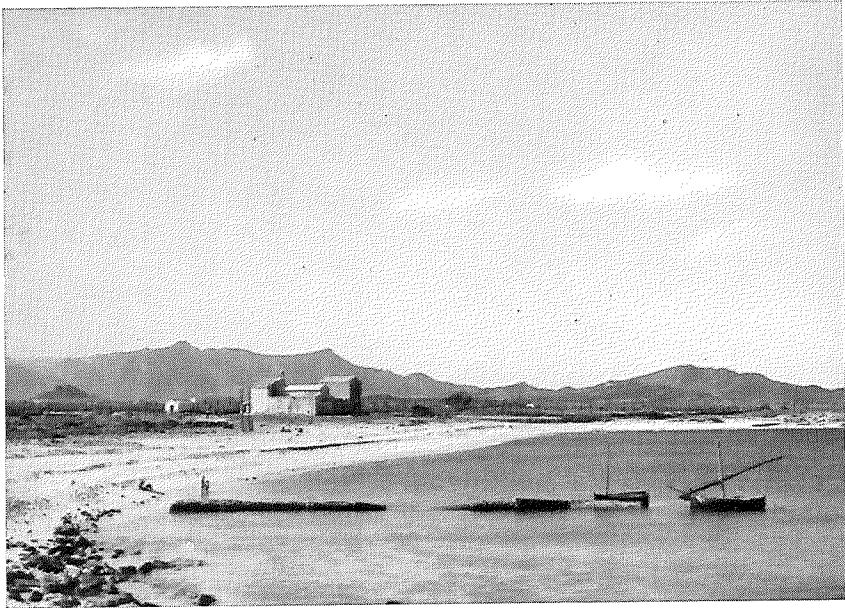


Abb. 37

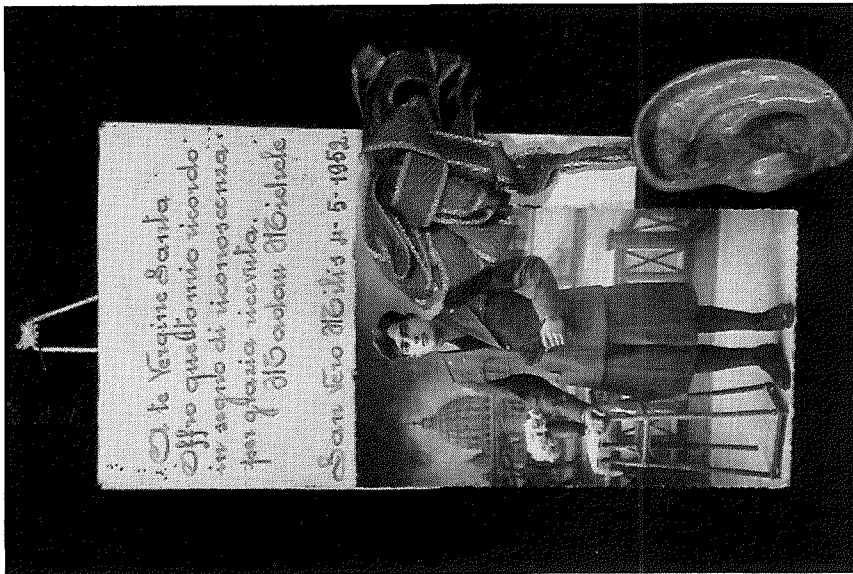


Abb. 4

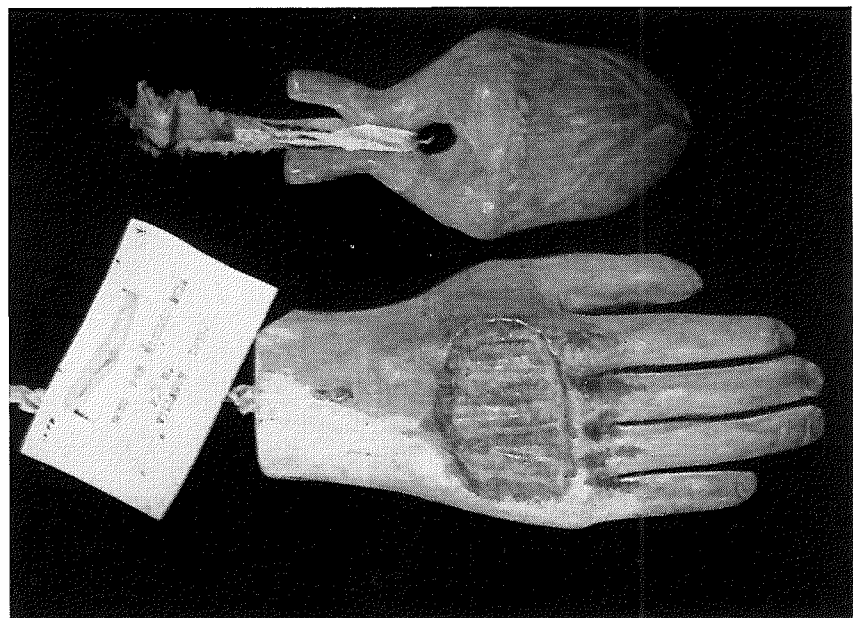


Abb. 3

IV

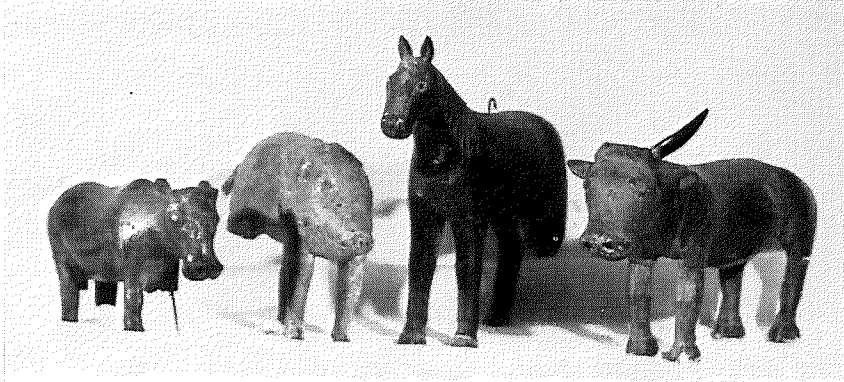


Abb. 5



Abb. 6

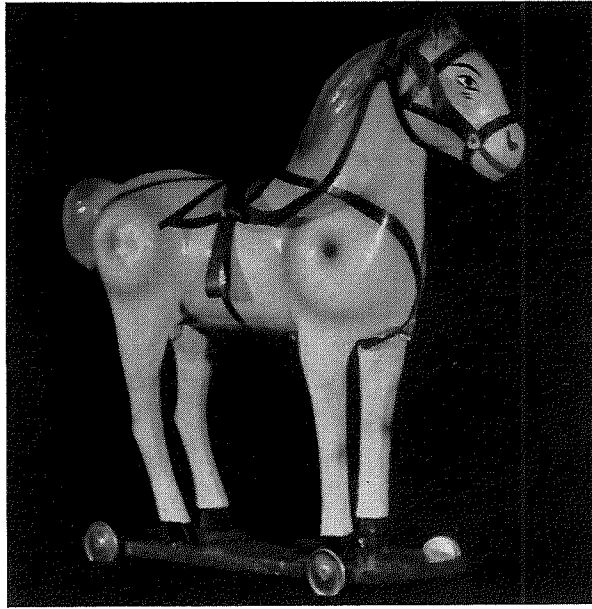


Abb. 7



Abb. 8

VI

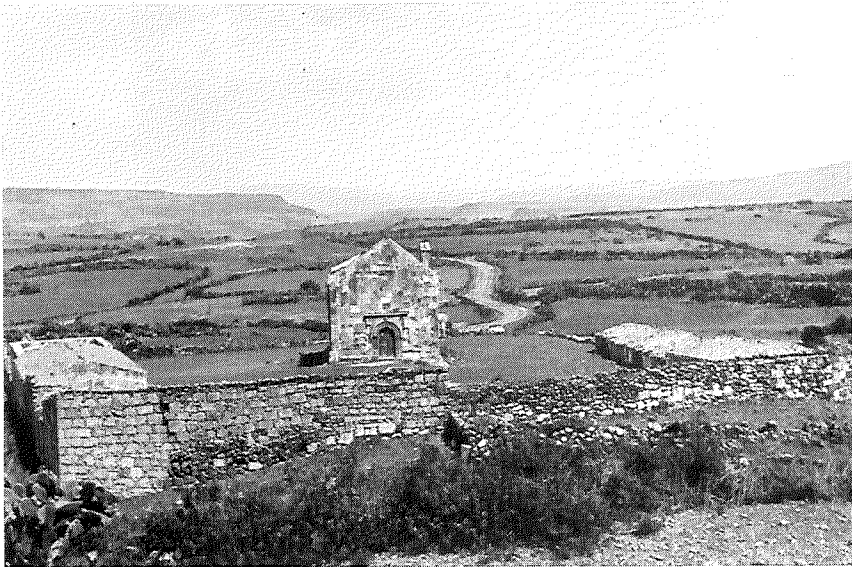


Abb. 9



Abb. 10



Abb. 11

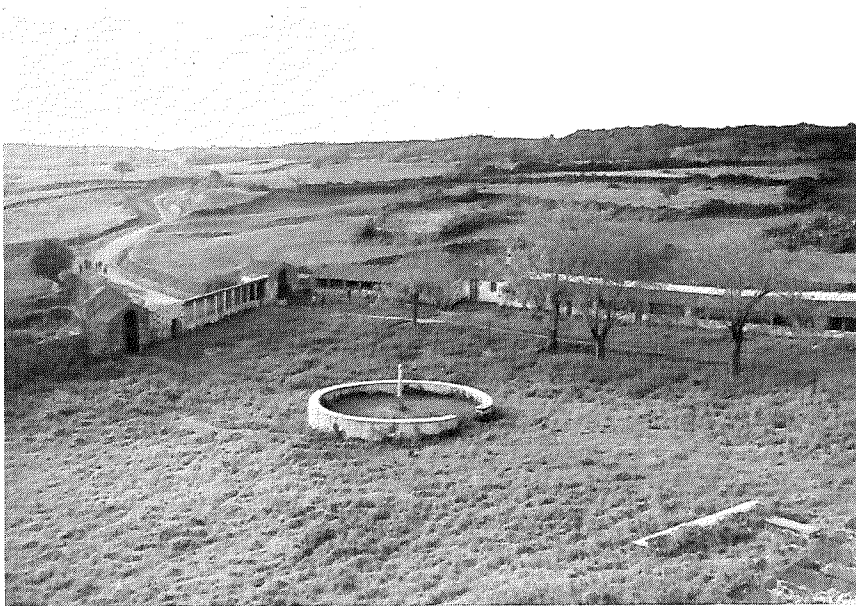


Abb. 12

VIII



Abb. 13

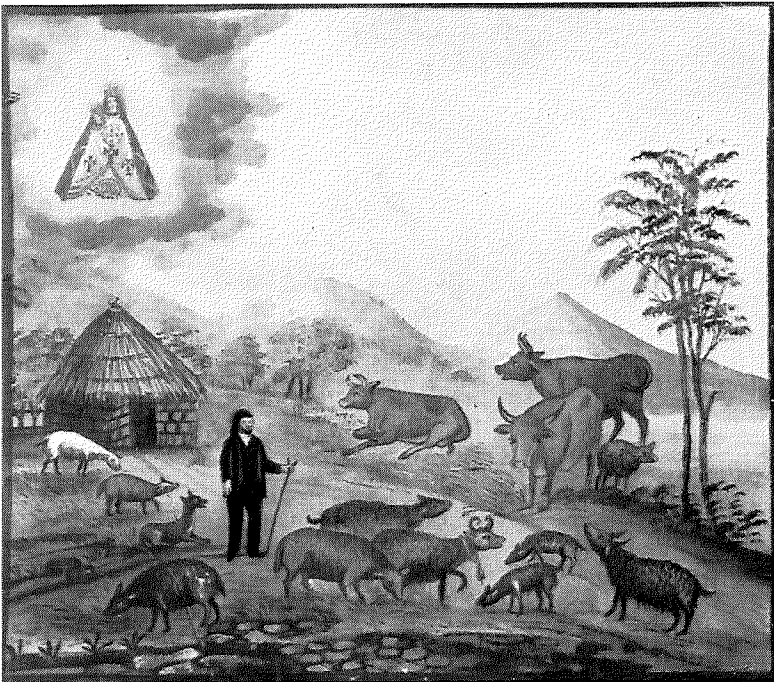


Abb. 14



Abb. 15

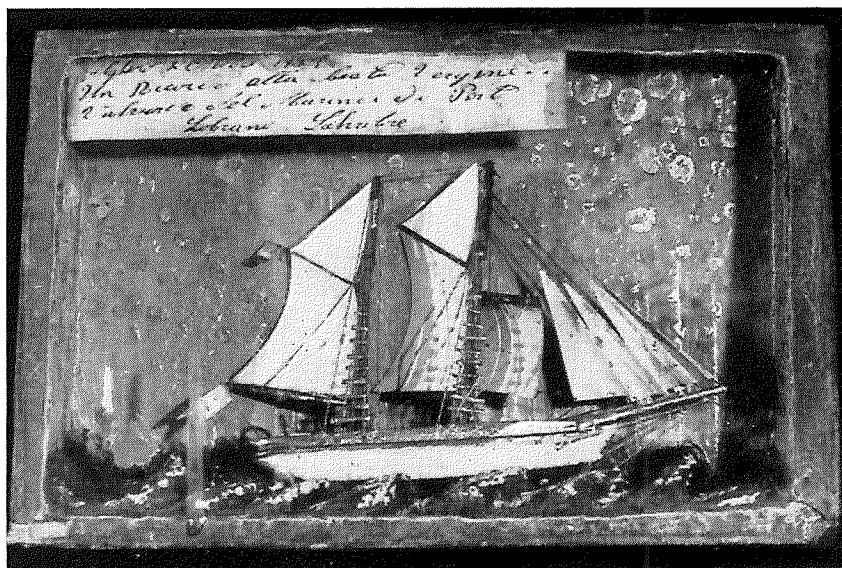


Abb. 16

X

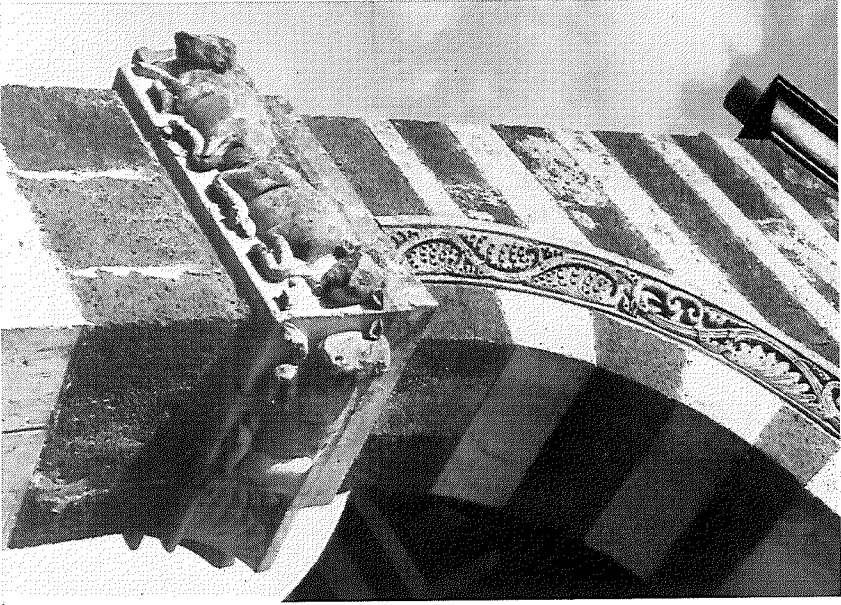


Abb. 17

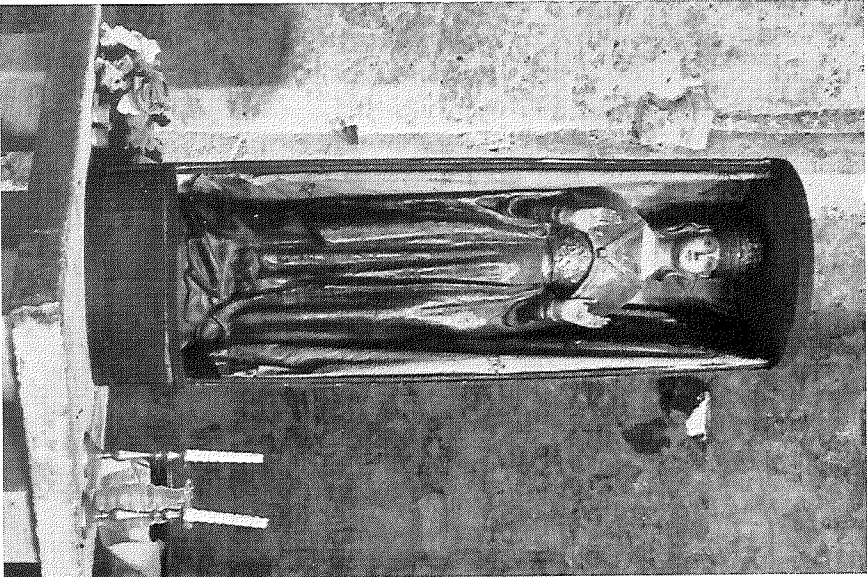


Abb. 18



Abb. 21

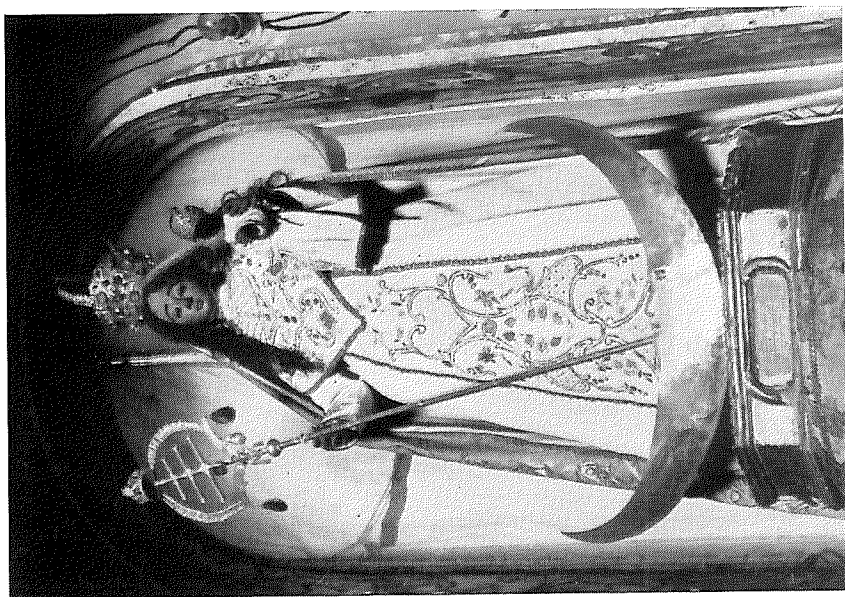


Abb. 20



Abb. 22



Abb. 23

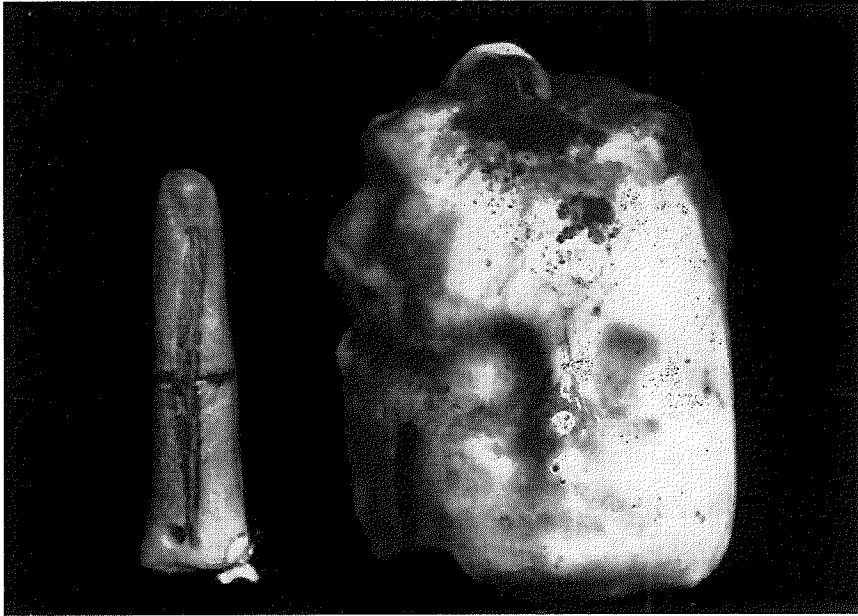


Abb. 19

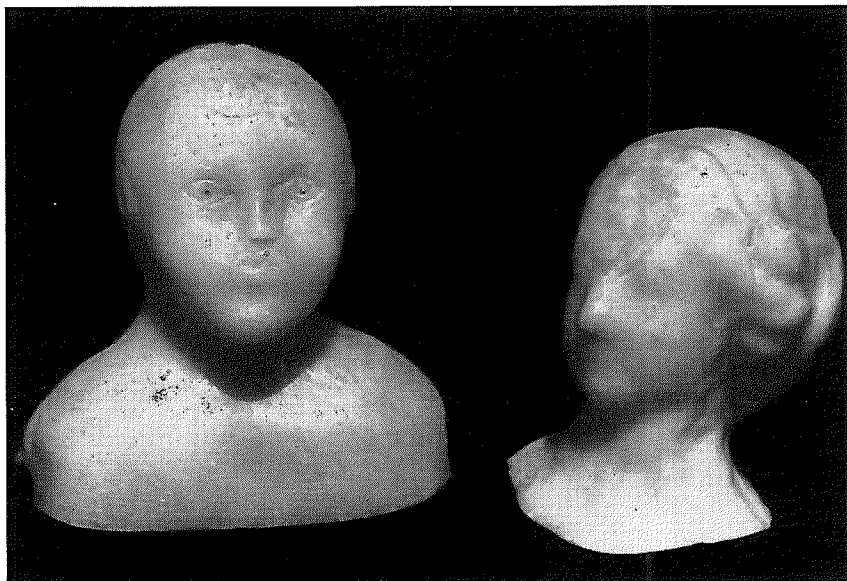


Abb. 24

XIV

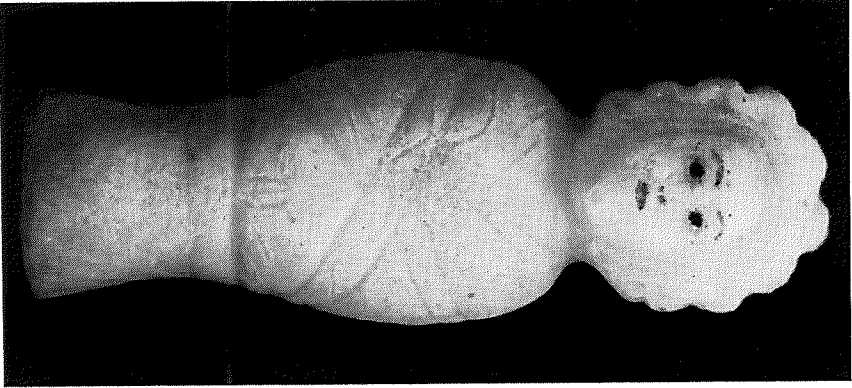


Abb. 25

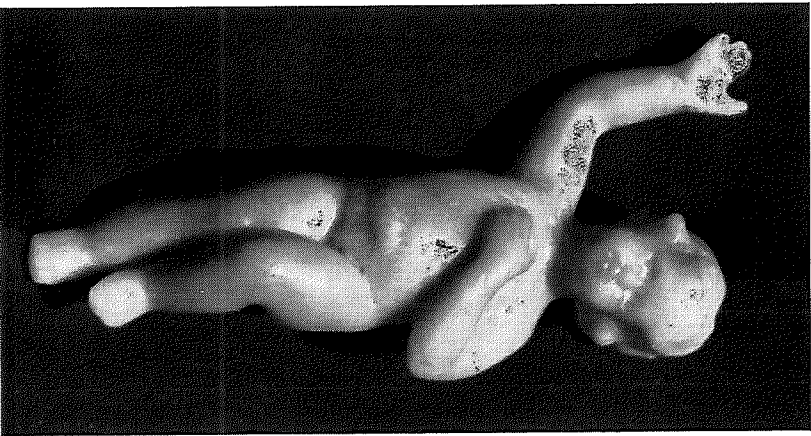


Abb. 30

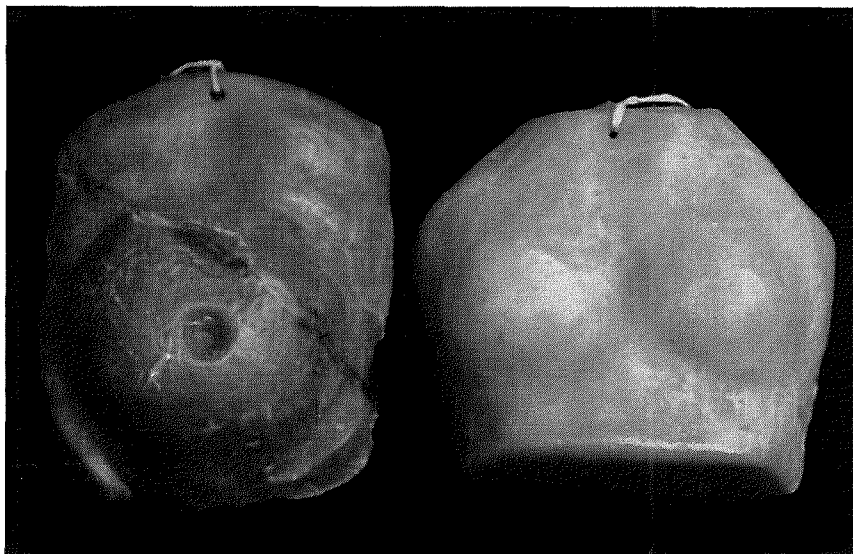


Abb. 28

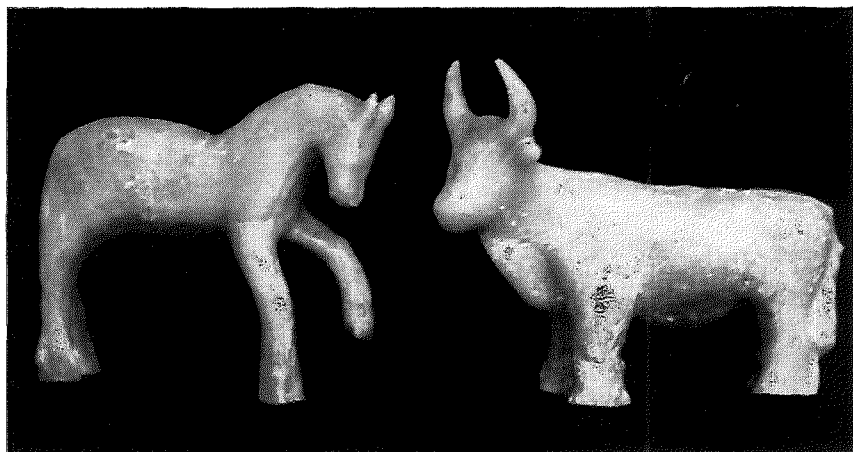


Abb. 29

XVI

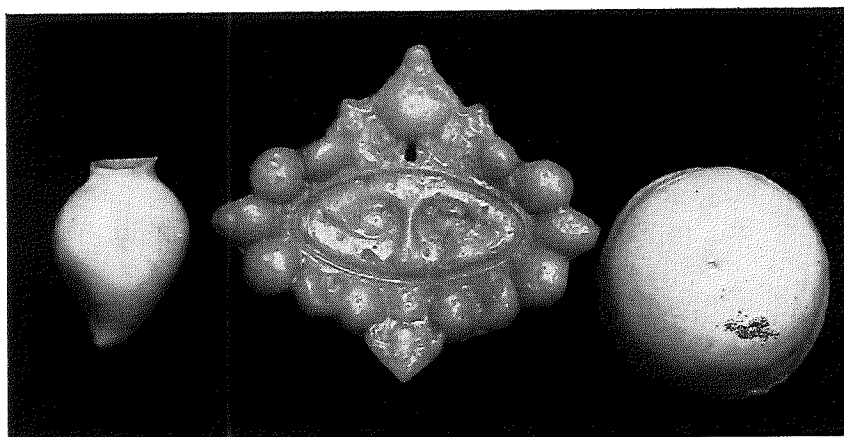


Abb. 27

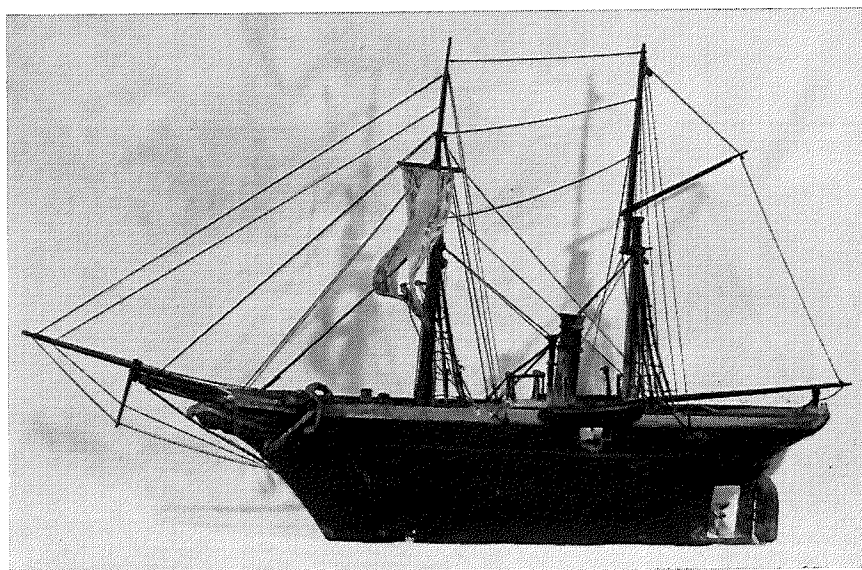


Abb. 31

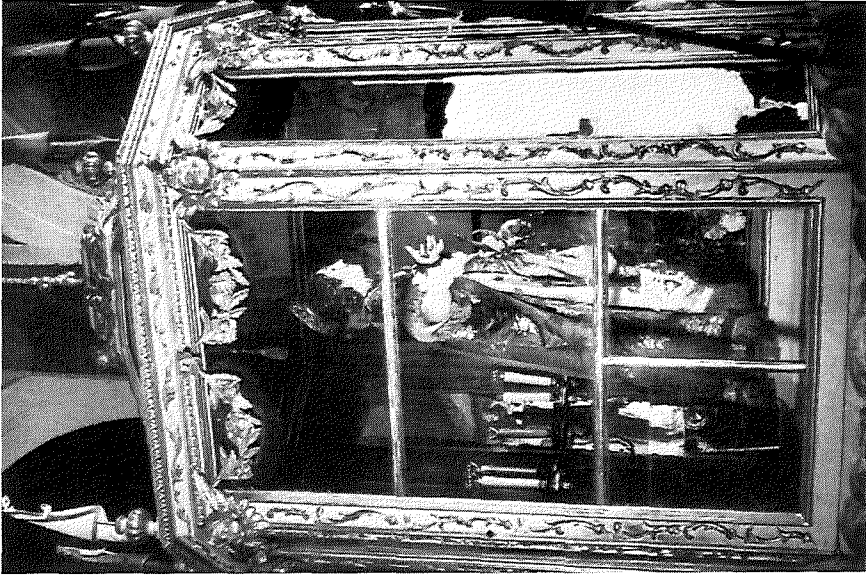


Abb. 33

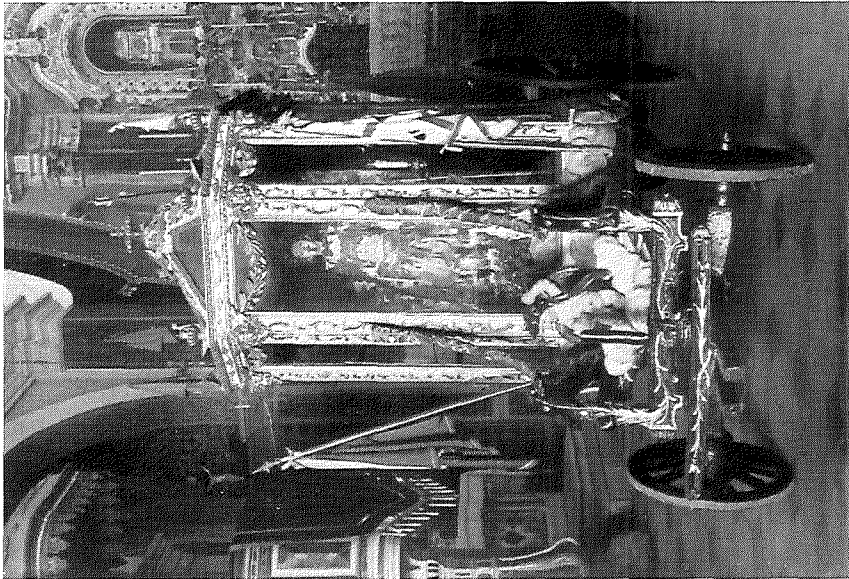


Abb. 32



Abb. 34

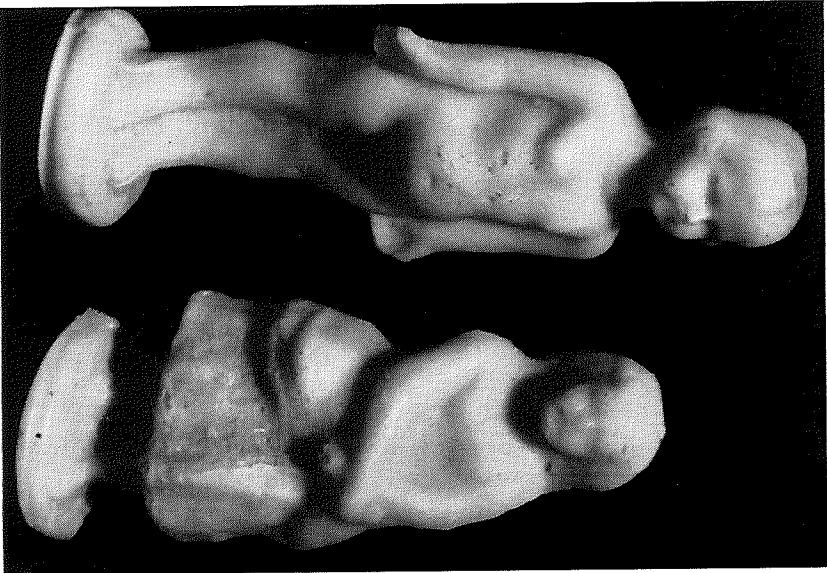


Abb. 26



Abb. 35



Abb. 36

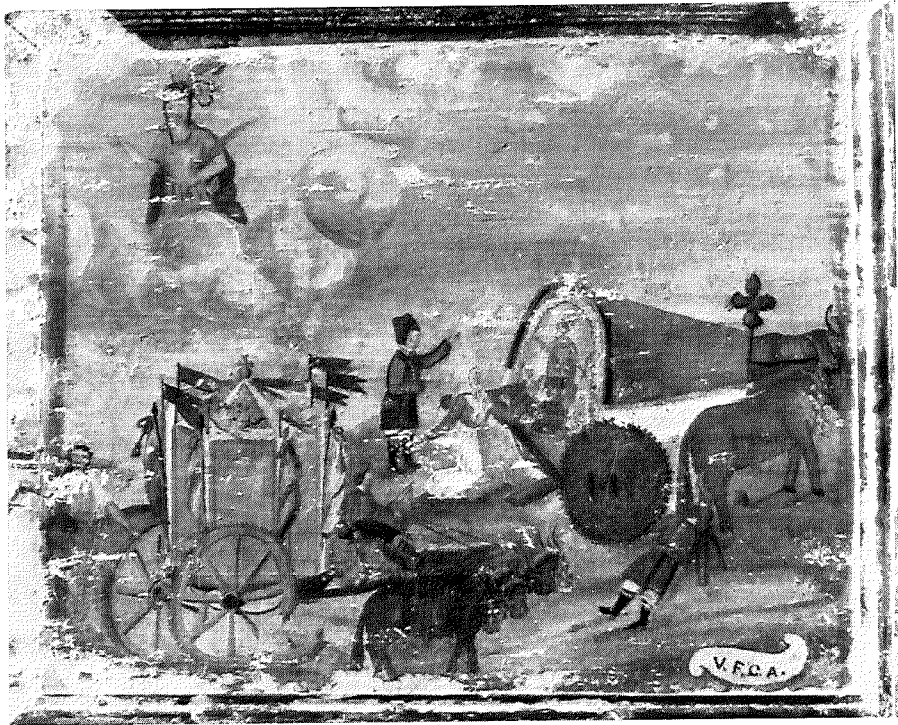


Abb. 38

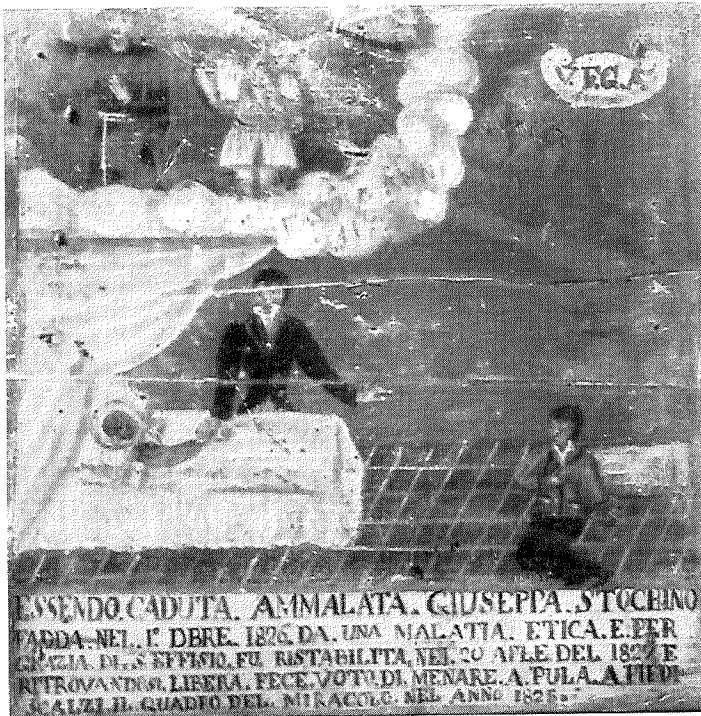


Abb. 39

Marienberg — eine erloschene Wallfahrt der Zisterzienser von Raitenhaslach

Von Edgar Krausen

Es mutet eigentlich ein wenig paradox an, wenn man von einem von Zisterziensermönchen unterhaltenen oder geförderten Wallfahrtsort spricht¹⁾. War doch gerade Abkehr von jeglicher Begegnung mit der Welt und Ablehnung jedweder seelsorgerischer Tätigkeit das ursprüngliche Bestreben jener benediktinischen Reformgemeinschaft, die in den Märztagen des Jahres 1098 ihr Kloster zu Molesmes verlassen hatte und sich in der Schilflandschaft des Saône-tales unweit Dijon ihr „neues Kloster“ schuf²⁾. Auch als nach den harten entbehrungsreichen Jahren aus der kleinen Schar der Reformen von Cîteaux plötzlich eine mit ungeahntem Impuls über fast ganz Europa sich erstreckende monastische Bewegung und damit ein neuer Ordenszweig werden sollte, galt als Grundsatz für jede neue Ordensniederlassung: mindestens eine Wegstunde Entfernung von der nächst größeren menschlichen Siedlung, Bevorzugung abseits gelegener Gebiete. Seit dem Aufkommen der Predigerorden änderte sich indessen diese Grundhaltung des Zisterziensertums. Die ursprüngliche Ablehnung jeglicher Pfarrseelsorge verwandelte sich in ein Bemühen der einzelnen Klöster, möglichst viele Pfarreien in Besitz zu bekommen³⁾ und durch eine reiche Seelsorgetätigkeit, durch

¹⁾ Vgl. E. Krausen, Zisterziensertum und Wallfahrtskulte im bayerischen Raum (Analecta Sacri Ordinis Cisterciensis 12 [Rom 1956], Fasc. 1/2).

²⁾ Zur Geschichte des Zisterzienserordens und insbesondere der Entstehungsjahre vgl. C. Spahr, Die Regelauslegung im „neuen Kloster“, in: Festschrift der österreichischen Cistercienserkongregation zum 800-Jahrgedächtnis des Todes Bernhards von Clairvaux (Wien 1953), S. 22 ff. — R. Folz, Die Gründung von Cîteaux, in: Die Chimäre seines Jahrhunderts (Würzburg 1953), S. 9 ff. — L. J. Lekai, The White Monks (Spring Bank, USA, 1953).

³⁾ Daß hier auch wirtschaftliche Gesichtspunkte mit hereinspielten, wo doch die Pfarreien für die Klöster zumeist eine erhebliche Einnahmequelle bedeuteten, sei nicht verschwiegen; vgl. W. Zedinek, Die rechtliche Stellung der klösterlichen Kirchen, insbesondere Pfarrkirchen, in den ehemaligen Diözesen Salzburg und Passau bis zum Ausgang des Mittelalters (Passau 1929), S. 117.

Predigten und Ablaßverleihungen, Wallfahrtskulte und ausgedehnte Kirchweihfestlichkeiten das gläubige Volk an sich zu fesseln.

Auch die Zisterzienser, die 1146 auf Veranlassung des Erzbischofs Konrad I. von Salzburg in Raitenhaslach unweit Burg-
hausen auf einer Niederterrasse der Salzach in einer für eine
zisterziensische Gemeinschaft wie geschaffenen Lage angesiedelt
wurden⁴⁾, gingen mit den Erfordernissen der Zeit und unter-
hielten späterhin an ihren Seelsorgestellten Wallfahrten und
Bruderschaften. Die bedeutendste der von ihnen betreuten Wall-
fahrten bestand an der Klosterpfarrkirche im nahen Marien-
berg⁵⁾. Als 1146 die „grauen Mönche“ nach Raitenhaslach kamen,
wurden die pfarrlichen Rechte von der dortigen Kirche auf das
Gotteshaus in Marienberg übertragen. 1202/03 erfolgte die Inkon-
poration der Pfarrei Marienberg an das Kloster. Der Abt hatte
die Kirche fortan mit einem tauglichen Priester zu besetzen und
ihm den erforderlichen Unterhalt anzuweisen. Späterhin bürgerte
sich eine freiere Besetzungsweise ein; statt der vicarii perpetui
konnte der Abt „adnutum amovobiles“ einsetzen, die jederzeit
abberufen werden konnten. Frühzeitig muß schon ein starker
Zustrom des Volkes nach Marienberg eingesetzt haben. Beim
dortigen Kirchweihfest ging es schließlich so laut zu, daß sich 1261
Erzbischof Ulrich von Salzburg veranlaßt sah, den der Kirche von
Marienberg für die ganze Festoktav verliehenen Ablaß auf den
Kirchweihfesttag selbst zu beschränken. Der von den zusammen-
geströmten Volksmassen verursachte Lärm hätte die Andacht der
Brüder zu Raitenhaslach empfindlich gestört⁶⁾!

Ob schon damals in Marienberg ein eigentlicher Wallfahrts-
betrieb herrschte, vermögen wir mangels einschlägiger Quellen
nicht zu sagen. Max Heuwieser, der verdienstvolle Erforscher der
Passauer Bistumsgeschichte, verweist die Entstehung der Wall-
fahrt in nachmittelalterliche Zeit und will sie als Folge der kirch-
lichen Erneuerung sehen⁷⁾. Das auf dem Hochaltar der heutigen

⁴⁾ Vgl. E. Krausen, Die Wirtschaftsgeschichte der ehem. Cister-
cienserabtei Raitenhaslach bis zum Ausgang des Mittelalters (= Südost-
bayer. Heimatstudien 13), Hirschenhausen 1937. — Ders., Die Gründung
der Abtei Raitenhaslach (Studien u. Mitteilungen z. Geschichte d. Bene-
diktinerordens u. seiner Zweige 62 [München 1950], S. 34 ff.).

⁵⁾ Vgl. den Beitrag des Verfassers über Raitenhaslach - Marienberg
in der von J. Oswald herausgegebenen 2. Aufl. des Sammelwerks „Alte
Klöster in Passau und Umgebung“, Passau 1954, S. 239 ff.

⁶⁾ F. Martin, Regesten der Erzbischöfe und des Domkapitels von
Salzburg, Bd. 1, Salzburg 1928, S. 47, Nr. 352.

⁷⁾ M. Heuwieser, Die ältesten Wallfahrten des Bistums Passau
(Volk und Volkstum, Jahrb. f. Volkskunde Bd. 2), Düsseldorf 1937, S. 269.

Kirche befindliche Gnadenbild, eine stehende Maria mit dem Kind auf dem linken Arm, stammt jedenfalls aus der Zeit der späten Gotik. 1627 wurde auf Veranlassung des Raitenhaslacher Abtes Adam v. Rempolt⁸⁾ durch die Dominikaner von Landshut in der Kirche von Marienberg eine Rosenkranzbruderschaft eingeführt, deren Mitgliederzahl bis zum Jahre 1797 auf 55.915 anstieg⁹⁾. 1726 stifteten Burghauser Bürger 15 Säulen mit Darstellungen des Rosenkranzgeheimnisses längs der Straße Burghausen—Marienberg. 1745 ward das sogenannte „Himmelsstern-Gebet“ eingeführt. 1747 eine eigene Andacht zur „immerwährenden Anbetung des allerheiligsten Altarsakraments“. 1760 letztlich legte Abt Emanuel II. von Raitenhaslach, der ein besonderer Verehrer der Gottesmutter von Marienberg war, den Grundstein zur heutigen Marienberger Kirche, die nach seinem Willen eine bis in die letzten Einzelheiten fein durchdachte Huldigung an Maria darstellt¹⁰⁾.

Aus Anlaß der Einweihung dieses Marientempels durch Erzbischof Sigismund von Salzburg im Mai 1765 erschien bei Leopold Klatzinger in Burghausen ein 95 Seiten umfassendes Büchlein: Marianischer Berg, / Das ist: / Kurtz — doch gründlich — und / wahrhafter Bericht / Von Ursprung und Fortgang des / sechs hundert achtzehn jährigen, / Einem befreitem / Stift und Kloster / Unser Lieben Frauen / zu Raitenhaslach, / Des Heil. Cisterzer-Ordens / einverleibten / Pfarr-Gotteshaus / Auf dem sogenannten / Maria-Berg¹¹⁾. Neben einem geschichtlichen Überblick über die Gründung des Klosters Raitenhaslach und die Geschichte der Kirche von Marienberg enthält das Büchlein ein bislang völlig unbeachtet gebliebenes „Verzeichnis auserlesener Gutthaten, welche von der Göttlichen Gnaden-Mutter zu Maria-Berg letztere Jahre hindurch ertheilet worden“¹²⁾. Angesichts des völligen Fehlens sonstiger wallfahrtskundlicher Quellen über Marien-

⁸⁾ Er stammte aus Aspern bei Wien; vgl. L. H. Krick, Die ehemaligen stabilen Klöster des Bistums Passau. Passau 1923, S. 294.

⁹⁾ [K. Kellner], Marienberg, seine Kirche und seine Bruderschaft (Burghauser Anzeiger, Jahrg. 1927 Nr. 139, 141, 151).

¹⁰⁾ Vgl. den Kirchenführer von H. Schnell in der Reihe der Kleinen süddeutschen Kunstführer (München 1934), Nr. 25, sowie den fein durchdachten Artikel im „Altöttinger Liebfrauenboten“ 53 (1953), Nr. 40, „Ein monumentales Rosenkranz-Denkmal im Bayernland“.

¹¹⁾ Ein Exemplar befindet sich heute im Pfarrarchiv Raitenhaslach.

¹²⁾ Seite 36 ff.

berg¹³⁾ ist uns dieses Verzeichnis besonders wertvoll. Gibt es doch einige Einblicke, in welchen Nöten sich vor 200 Jahren das gläubige Volk nach Marienberg wandte, welches volksfromme Bräuchtum sich hierbei entwickelt hatte, aus welchen Schichten der Bevölkerung sich die Hilfesuchenden zusammensetzten. Die überlieferten „Gutthaten“, durch deren Veröffentlichung die Patres von Raitenhaslach die Gläubigen „zu ferneren Dank, Vertrauen, Andacht und Verehrung ihrer so gutthätigen Gnaden-Mutter“ ermahnen wollten, stammen fast ausnahmslos aus den Jahren 1755 bis 1765. Es werden über 90 Einzelfälle aufgeführt. Ihnen läßt sich entnehmen, daß die Wallfahrt von Marienberg keine sonderlich weiträumige Bedeutung aufwies; sie dürfte wahrlich „im Schatten“ des nahen Altötting gestanden haben! Mit einem Strahlungsgebiet von 20—50 km im Umkreis ist die Verbreitung der Wallfahrt gekennzeichnet. Etwa jeder Vierte der uns in dem genannten Büchlein begegnenden Wallfahrer stammte aus den heute zu Oberösterreich zählenden altbayerischen Pfliegerichten jenseits der Salzach, ferner aus dem Erzstift Salzburg, dessen Nordgrenze bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts ungefähr zwei Wegstunden von Marienberg entfernt lag. Aber auch bis von Seefeld „inmitten des salzburgischen Gebürgs“ kam am 17. Juni 1760 eine Wallfahrerin nach Marienberg. Sie hatte sich in schweren Geburtsnöten schon „zu unterschiedlichen ihr bekannten Gnaden-Bildern“ verlobt, indessen keine Hilfe erfahren. Nun war ihr geraten worden festes Vertrauen und Zuflucht zur Gnadenmutter von Marienberg zu setzen und sie hätte, wiewohl ihr der Gnadenort unbekannt war, eine Wallfahrt dorthin gelobt, worauf alsbald sie von drei Knäblein glücklich entbunden wurde.

Wallfahrten nach Marienberg um dort Heilung zu erlangen, nachdem man sich vorher bereits — vergebens — an andere Gnadenstätten gewandt hatte, werden noch zweimal besonders hervorgehoben. Von einem „Dienstmensch“ heißt es, es hätte sich wegen eines Leibschadens schon „in drei verschiedene Orte“ verlobt, jedoch keine Linderung erfahren, bis es zu Marienberg von seinem Übel gänzlich befreit wurde. Eine Frau aus der Pfarrei Gerestberg (GB. Wildshut) bekannte dankerfüllt in Marienberg, daß ihr 15jähriges Töchterchen nach getanem Verlöbnis von einer wiederholten Fraiß befreit worden sei, „welche Guttat sie von dem H. Valentin in Haßlbach nicht habe erbitten können“.

¹³⁾ In der Kirche befinden sich leider auch keinerlei Votivbilder mehr, weshalb die Marienberger Wallfahrt von Rud. Kriss in seiner „Volkskunde der Altbayerischen Gnadenstätten“, 2. Aufl., Bd. 1, München-Pasing 1953, S. 99, nicht weiter behandelt wird.

Für die Wunderkraft des Gnadenbildes in Marienberg spricht vielleicht auch der Umstand, daß für die Wallfahrer aus der Pfarrei Ostermieting (GB. Wildshut) — mit der Zahl 15 stehen sie an der Spitze der Einträge! — der Weg an dem gleichfalls als wundertätig verehrten Marienbild im Ponlachkirchlein zu Tittmoning¹⁴⁾ fast vorbeiführte, sie jedoch die doppelte Wegstrecke zurücklegten, um in Marienberg ihr Anliegen vorzutragen. Im Gegensatz etwa zu den Wallfahrten von Altötting¹⁵⁾ oder Tuntenhäusen¹⁶⁾, um die beiden bedeutendsten des südostbayerischen Landes zu nennen, gehörten nach Ausweis unseres „Verzeichnis“ die Menschen, die sich nach Marienberg in ihren mannigfachen Nöten wandten, vornehmlich der bäuerlichen Bevölkerungsschicht der Umgegend an. Da steht die Osterbäuerin von Hochburg (GB. Wildshut) neben einer armen ledigen Dienstmagd, die Austrägerin, der „das Gehör verfallen war“, neben der Aumüllerin von Margarethenberg (Landkr. Altötting). Adel und Beamtschaft sind überhaupt nicht vertreten. Von Bürgersleuten hört man vereinzelt (Stadt Burghausen!); dazu zählt auch die Ehefrau eines gewissen Künstlers aus Trostberg, die 15 Tage schwer darniederlag und bei der sämtliche angewandten Arzneimittel nichts halfen. „Kaum aber hat sich selbe zu der Gnaden-Mutter von Maria-Berg gewendet und eifrigst gebetten, in diesen elenden Zustand Mütterliche Hilf zu leisten, vermerckte sie fast in selben Augenblick eine Veränderung, und nach kurzer Zeit gelangte sie zu voriger Gesundheit.“ In Trostberg a. d. Alz war damals eine kleine „Künstlerkolonie“ von Architekten, Bildhauern und Malern, die teilweise für das Kloster Raitenhaslach arbeiteten¹⁷⁾. Wessen Ehefrau sich nun freilich nach Marienberg verlobte, entzieht sich unserer Kenntnis.

Angesichts der sozialen Schichtung der Hilfesuchenden mag es nun auffällig erscheinen, daß unter den aufgeführten Guttaten nur ein einziger Fall eines Verlöbnisses nach Marienberg bei Vieherkrankung überliefert wird. Bei einem Bauern in der eben genannten Pfarrei Hochburg „hat eine schädliche Seuche unter dem Vieh eingerissen; weilen dann selber kein Vertrauen auf Maria-Berg hatte, musste er sich schon vieler Stucken beraubt

¹⁴⁾ Vgl. Kriss, a. a. O. S. 279.

¹⁵⁾ M. Angela König, Weihegaben an U. I. Frau von Altötting von Beginn der Wallfahrt bis zum Abschluß der Säkularisation, 2 Bde. München 1939.

¹⁶⁾ Vgl. die noch ungedruckte Dissertation von I. Giehl über die Wallfahrt von Tuntenhäusen (Maschr). München 1946.

¹⁷⁾ Vgl. die Festschrift zur 700-Jahrfeier der Stadt Trostberg. Trostberg, Obb., 1934.

sehen, biß gleichwohl die Dienst-Magd stat seiner eine Verlobung dahin gemacht, und etwas von dem Kirchen-Oel unter das Futter gemischt, worauf sich das Unheyl gänzlich verlohren.“ Daneben lesen wir dann noch von einem Verlöbniß wegen Errettung der „bei gähling ankommender Wassergüss“ in Gefahr geratenen Pferde eines gewissen Philipp Schwaiger.

An der Spitze der Krankheitsfälle, die ein Verlöbniß nach Marienberg geraten sein hießen, stehen Frauenleiden, Geburtsnöte (zwölfmal). So steht von einer Frau aus Ostermienting zu lesen, „daß sie gantze 5 Wochen lang, bey noch darzu andringender Geburts-Zeit, nicht eine mindeste Speiß genüssen, und auch bey denen Leib-Artzten keine Hilf habe finden können. Sie habe sich demnach mit einem Gelübd, und gänzlichen Vertrauen zu der Gnaden-Mutter von Maria-Berg gewendet, auf welches ihr vorkommen, als sechte sie dieselbe in eben jener Gestalt, wie sie auf dem Hoch-Altar zu sehen, neben ihren Beth auf der Banck stehen, und ihr etwas in den Mund legen, habe hierauf grosse Süßigkeit in selben gefühlet, und nach einer kurtzen, doch sanften Ruhe, zu essen, gesund zu werden und glücklich zu gebähren angefangen.“

Wir hören sodann mehrmals von der sogenannten hinfallenden Krankheit, der Fraiß:

„Nicht minder hat Joseph Meindl von Darstorf (Tarsdorf, GB. Wildshut) unter tausend Dancksagungen angezeigt, daß er nach gemachter Verlobnus von seiner viel-jährigen und fast täglich anhaltender Fraiß, oder vielmehr hinfallender Krankheit seye erlediget worden.“

Fünf Fälle von Gehörleiden (Ohrensausen, Gehörschwund)¹⁸⁾ werden erwähnt, zwei von Sehstörungen; es folgen Kopffluß, Blutgang, eine gefährliche Halsgeschwulst, ein Apostem (Abszeß), ein Wurm im Finger (Panaritium)¹⁹⁾, zwei Fälle von Wasser-

¹⁸⁾ „In eben diesem Jahr [1754] den 16. März hat eine andere Susanna Treiberin alt- ledige Austrägerin von Hochburg bey Abstattung des versprochenen Opfers bekennet, daß ihr das Gehör verfallen, und auf gethane Verlobung alsobald geholffen worden. Dergleichen Gutthat auch Theresia Naglstötterin aus eben selben Ort empfangen hat.“

¹⁹⁾ „Den 6. May An. 1753. hat Eva Liedlin aus Gerasperger Pfarr angezeigt, wie daß sie bey 5. Wochen lang den Wurm an einen Finger gehabt, welcher ihr Tag und Nacht unaussprechliche Schmerzen verursacht, welchen sie auch durch verschiedene gebrauchte Mitl keineswegs linderen kunte, seye aber nach gemachter Verlobnus auf Maria-Berg hievon fast augenblicklich befreyet worden.“

sucht²⁰⁾, ein Nabelgeschwür²¹⁾, Bauchgrimmen, — fürwahr eine Fundgrube medizingeschichtlicher Angaben! Eine größere Zahl von Verlöbnissen geschah zufolge Erkrankungen und Verletzungen der Gliedmaßen, bei Lähmungserscheinungen und Brüchen²²⁾, bei Unfällen zufolge Hufschlags eines Pferdes²³⁾ oder Biß eines Hundes²⁴⁾. Verlöbnisse, wie letztere, bei Gefahr an Leib und Leben, zählten wir insgesamt vierzehn.

„Ein gewisser Handwercker wurde von einem abgeschlagenen Baum getroffen und mit augenscheinlicher Lebens-Gefahr zu Boden gestürzt, da er aber in dem Fahl zu der Gnaden-Mutter von Maria-Berg geruffen, wurde er an keinem Glied des Leibs beschädiget.“

²⁰⁾ „Maria Scheurin Ostermiettinger Pfarr hat öffentlich berichtet, daß sie groß an der Wassersucht geschwollen, an ihren Aufkommen, nicht aber an der Hilf Mariae verzweiflet, worauf ihr auch ohne anderes Mittel zu gebrauchen in kurzer Zeit gänzlich geholfen worden.“ — „Victoria Weinmanin, auch von Ostermietting, lage schon groß aufgeschwollen an der Wassersucht darnieder: da sie aber mit Verlobung einer H. Meß unsere Gnaden-Mutter um Hilf angeflehet, hat sie ohne Gebrauch einer Medicin ihre Gesundheit erlanget. Diese Person erbiethete sich freywillig, ihre Aussag mit einem Eyd zu bekräftigen.“

²¹⁾ „An. 1754 hat Susanna Oesterbäurin Hochburger Pfarr bey einer langwürrigen Krankheit ein so gefährliches Nabel-Geschwür bekommen, daß der Leib-Artzt ab ihren Aufkommen gleichsam schon verzweiflete; indeme schon wirklich die Maden in der Wunden häufig gewachsen. Als sie sich auf frembdes Einrathen zu Maria-Berg in die Bruderschaft hat einschreiben lassen, eine Beicht abgelegt, und dahin eine Wahlfahrt versprochen, ist ihr augenscheinlich geholfen worden.“

²²⁾ „Auch wollte Susanna Wincklerin von St. Radegund nicht verborgen halten, dass ihr zu Maria-Berg an zersprengten Brustblat, an durch einen Fall verletzter Rippen und von überaus grossen Fuß-Schmerzen glücklich seye geholfen worden; worfür sie auch ihre Danksagung eifrigist abgelegt.“

²³⁾ „Ferner hat Wolfgang Wimmer von Ostermietting angebracht, was massen ihme den 29. Julii ein Pferd dergestalten an den rechten Fuß ober denen Knochen geschlagen, dass er folgenden Tag weder stehen, weder darauf gehen können, und anbey unaussprechliche Schmerzen habe ausstehen müssen; nachdeme er sich aber zu der Gnaden-Mutter von Maria-Berg mit einem Opfer und Gebett verlobet, habe alsogleich der Schmerz nachgelassen, und die Wund wunderbahr zu heilen angefangen. Für welche Gutthat er auch etlich Täg darauf, nämlich den 1. August An. 1756. seine Danksagung gemacht.“

²⁴⁾ „Eva Maisterin von Darstorf [Tarsdorf, GB. Wildshut] hat in obbesagten Jahr [1754] ihr Töchterlein von 12 Jahren zur Danksagung nacher Maria-Berg gebracht, und bekennet, dass selbes auf ihre Verlobnus von einer tödtlichen Krankheit befreuet worden. Dergleichen Wohlthat auch bald darauf ihr Sohn empfangen hat, als welchen die Gnaden-Mutter von 7 gefährlichen Wunden, welche ihm ein bissiger Hund versetzt, gantz wunderbahr geheilet.“

„Um eben diese Zeit (1757) ist Maria Oeckerin ledigen Stands an einem Sambstag von einem hoch-beladenen Wagen auf den Kopf herunter gestürzt, und hat auf den Fall unsägliche Stich-Schmerzen empfunden. Als sie aber mit Vertrauen bey sich selbst gesprochen: O! kunte ich nur morgigen Monath-Sonntag zu Maria-Berg seyn, so wurde es mir bald besser seyn, ist augenblicklich aller Schertz verschwunden, und sie ist nach Wunsch den nämlichen Tag vor der Gnaden-Mutter erschienen, und hat ihre Danksagung abgestattet.“

Von Abwendung von Unwetter sprechen zwei Einträge, von Errettung aus Wassergefahren vier, von Schutz vor Brandunglück zwei. Am 7. August 1765 „ist Carl Angermayr von Gilgenberg (GB. Braunau) nach Maria-Berg gekommen, schuldigsten Dank vor die ihm ertheilte besondere Gutthat abzulegen. Es hat nämden 30. Junii der Donner bey seinen Nachbarn eingeschlagen, und das wilde Feuer in kurtzer Zeit Haus und Hof in die Aschen gelegt. Weilen dann hierdurch auch seinem Haus der gewisse Untergang bevor stunde, so ware er nicht so viel besorget die ungestimme Flammen einzuhalten, als die Hilf und Beystand unserer Gnaden-Mutter unaufhörlich anzurufen, mit Versprechen, ihr die beste Kuhe, so er in seinen Stall hätte, zu verehren, wenn sie ihne in dieser äussersten Gefahr beschützen wurde. Sein Vertrauen ware auch wirklich so gross, dass es verdienet, bey Maria Gnad zu finden; dann obschon die wüthige Flammen auf sein Haus zugetrungen, obschon häufige Brand-Kolen auf sein mit Stroh bedecktes Tach mit solchem Gewalt gefallen, dass sie schienen hinein geschlagen zu seyn, so wurde doch durch wunderbahre Kraft die Natur dieses sonst so widerspenstigen Elements dergestalten bezwungen, dass es dem Verlobenden nicht den geringsten Schaden zufügen könnte. Auf welches sodann er sich schuldig befande, sein Versprechen in das Werck zu setzen, und zu Maria-Berg für die erwiesene sonderbahre Wohltat unendlichen Dank zu sagen.“

Von seelischen Anliegen hören wir nur ein einziges Mal —, wußte man doch in diesem gesegneten Landstrich vor zweihundert Jahren noch nichts vom unseren heutigen psychischen und neurotischen Schwierigkeiten! Von einem gewissen Benedikt Scheuröcker wird gemeldet, „der ward um 11 Uhr Nachts ohngefehr mit solchen Schmerzen und gegenwärtigen Tods-Ängsten überfallen, dass er kaum mehr hoffte die folgende Stund zu erleben, und auch dessentwegen denen Anwesenden seinen letzten Willen vortrage; beynebens aber verlobte er sich auf Maria-Berg mit so glücklicher Wirkung, dass er nach einem kurtzen Schlaf nichts als eine

Leibs-Schwäche, bey anbrechenden Tag aber eine vollkommene Genesung empfan- de, wie er selbst bey Ablegung schuldigsten Dancks unter hervorbrechenden Freuden-Zäheren bekennet hat.“

Zweimal wird von Frauen berichtet, denen in ihrer Krankheit die Gnadenmutter von Marienberg als Traumgestalt erschienen wäre und sie auf ein Verlöb- nis verwiesen hätte, so im Jahre 1756 der aus dem damals noch salzburgischen Kay (heute Landkr. Laufen) stammenden Barbara Petermayrin²⁵⁾. Diese befand sich „in so gefährlichen Kind-Nöthen, dass man schon bereit ware zur Rettung der Leibs-Frucht einen Schnid zu wagen; indessen über- fiele sie ein Schlummer, in welchem sie die Gnaden-Mutter von Maria-Berg als gleichsam vor Augen stehen gesehen. Sie erwachte alsobald und verlobte sich zu selber . . . , worauf sie glücklich ent- bunden, ein frisch und gesundes Kind gebohren hat.“

Bei der überwiegenden Mehrzahl der angeführten Guttaten heißt es von der betreffenden Person ganz allgemein, sie habe sich zur Muttergottes von Marienberg „verlobt“ oder sie habe die dortige Gnadenmutter „angerufen“. Mehrmals geschieht nun das Verlöb- nis unter Versprechung einer oder zweier hl. Messen in der Kirche von Marienberg oder des Besuchs des dortigen Monatssountags. Dazu kommt die Einschreibung in die dortige Bruderschaft, die Stiftung einer oder mehrerer Wachskerzen oder eines Wachsstocks sowie die Aufstellung von Votivtafeln²⁶⁾. Von dem Gastdiener des Klosters Sebastian Fridl wird aus dem Jahre 1757 berichtet, er habe sie „mit eigener Hand“ gefertigt. Ihren „goldenen mit guten Steinlein besetzten Brautring“ opferte die Maria Buechlin von Marienberg gemäß ihrem Verlöb- nis für wieder erhaltene Gesundheit, die beste Kuh aus dem Stall ver- ehrte, wie eben erwähnt, 1765 Carl Angermayr von Gilgenberg. Feierliche Wallfahrten nach Marienberg, einmal sogar eine neun- tägige, werden mehrere Male gelobt. Als besondere Form erscheint hierbei dreimal²⁷⁾ das Gelöb- nis einer „Wallfahrt mit drei weissen Jungfrauen“, also mit weiß, d. h. in der Farbe der Unschuld und Keuschheit gekleideten Mädchen, ein Wallfahrtsbrauch, der in

²⁵⁾ Der zweite Fall betrifft die oben erwähnte Frau aus Oster- mieting.

²⁶⁾ Vgl. Anmerkung 13.

²⁷⁾ Z. B. die Margaretha Oswaldin von Ostermieting, die „wegen allzuhäftigen Schmerzen des Gebrauchs ihrer Füßen beraubt“ war; „nachdem sie sich aber mit drey weissen Jungfrauen und einer H. Meß nach Maria-Berg verlobet, fand sie keinen Anstand mehr, persönlich dahin zu gehen und ihre Andacht zu verrichten.“

Altbayern und Österreich sich auch anderenorts nachweisen läßt²⁸⁾).

Von öffentlicher Danksagung in Marienberg oder von Verkündigung der erlangten Guttat berichten des weiteren einige Einträge. Zweimal wurde die Aussage geheilter Personen von diesen bei ihrem Dankesbesuch in Marienberg noch durch Eid bekräftigt. Volkskundlich bemerkenswert erscheinen schließlich die mehrmaligen Hinweise, daß man erkrankte Glieder mit Öl aus der Lampe vor dem Gnadenbild²⁹⁾ bestrich oder dort geweihte Rosenblätter auflegte. Ein solcher Glaube an die Wunder und Heilswirkung von Gegenständen, die mit der Wallfahrtsstätte in Berührung standen, war zu jener Zeit weithin verbreitet³⁰⁾.

Unsere heutige Zeit hat für Äußerungen volksfrommer Art, wie sie obige Mirakelauszüge darstellen, häufig nur ein gering-schätziges Lächeln übrig. Möchten wir sie nicht mit den Augen und dem fortgeschrittenen Wissensstand der Mitte des 20. Jahrhunderts betrachten, sondern werten als Zeugnisse einer glückhaften Begegnung von Volkstum und Religiosität.

²⁸⁾ Kriss, a. a. O., S. 47, 281. — G. Gugitz, Die Wallfahrten Ober-österreichs. Linz 1954, S. 91.

²⁹⁾ Vgl. E. Richter, Geistliche Ölheilkuren aus den Gut- und Wundertaten des Augsburger Simbertibüchleins von 1737. Ein Beitrag zur Sammlung des Heilschatzes der Volksmedizin (Medizinische Monatschrift, 1955, Heft 11) (weitere Literaturhinweise!). — Vgl. das Stichwortverzeichnis Ampelöl als Heilmittel in den bisher erschienenen Bänden von G. Gugitz, Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch. Wien 1955 ff.

Nachrichten aus dem Archiv der Österreichischen Volkskunde

3. Die Wallfahrtsumfrage des Jahres 1954

Von Leopold Schmidt

Gustav Gugitz hat, unterstützt vom Verlag Brüder Hollinek, im Jahre 1954 einen Fragebogen an jene Pfarrämter ausgeschickt, die Wallfahrten betreuen. Er versuchte auf diese Weise ergänzendes Material für seine ganz Österreich umfassende Wallfahrts-Topographie¹⁾ beschaffen zu können. Da auch seinem unermüdlichen Fleiß in der Begehung der Gnadenstätten und der Erhebung der Literatur dazu sowie der Erschließung der Bildquellen und anderen Dokumente dazu persönliche Grenzen gesetzt waren, erhoffte er sich eine gewisse Unterstützung von den diesen erforschungsbedürftigen Wallfahrtsorten besonders nahestehenden geistlichen Betreuern.

Der vierseitige Fragebogen gab ausführlich an, was besonders gewünscht wurde. 11 Fragen wurden dabei gestellt:

1. Alter oder Bauzeit der Kirche oder Kapelle (Gründer, Unterstellung unter ein Kloster).
2. Was für ein Heiliger wird verehrt?
3. Angaben über das Gnadenbild (mit ikonographischer Erläuterung), wenn es sich um Statuen.
4. wenn es sich um Gemälde handelt.
5. Wallfahrtsentstehungslegende.
6. Spezieller Verlöbnißgrund.
7. Opfertagen.
8. Wallfahrtsbrauch.
9. Frequenz der Wallfahrt.
10. Andachtsbildchen.
11. Gnadenpfennige (Wallfahrtsmedaillen).

Die Fragen wurden verständlich erläutert, so daß die Beantwortung nicht schwierig sein konnte. Dennoch gestaltete sich der Rücklauf der Bogen nicht sehr günstig. Es liefen insgesamt ein: Burgenland 7, Niederösterreich 12, Oberösterreich 6, Steiermark 7, Kärnten 2, Salzburg 1, Tirol 10, Vorarlberg 4 (und ein Fragebogen wurde als „nicht angenommen“ sogar zurückgeschickt). Dennoch gab es wie immer in solchen Fällen auch einige gute Beantworter, so beispielsweise für

¹⁾ Gustav Gugitz, Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch. Bd. 1, Wien, 1955; Bd. 2, Niederösterreich und das Burgenland, 1955; Bd. 3, Tirol und Vorarlberg, 1956; Bd. 4, Steiermark und Kärnten, 1957. Bd. 5, Oberösterreich und Salzburg, in Vorbereitung. Verlag Brüder Hollinek, Wien.

Ashlberg bei Neumarkt im Mühlviertel, wo sich aber freilich Hermann Affenzeller, der Bearbeiter der Heimatkunde der Gegend²⁾, einschaltete.

Das Fragebogenmaterial nun hat Prof. Gugitz nach der Exzerpierung für sein Werk dem Archiv der österreichischen Volkskunde überlassen. Hier bildet es wenigstens einen kleinen Grundstock für spätere größere Befragungsaktionen auf diesem Gebiet.

*

Grundsätzlich ist dazu zu sagen, daß erst diese dankenswerte Überweisung der Fragebogen an das hiesige Archiv eine derartige private Aktion rechtfertigt. Das Nebeneinander der verschiedensten Befragungsaktionen, die heute durchgeführt werden, ist an sich schon nicht erfreulich. Wenn aber schon so viele Befragungen nebeneinander, oft für recht ähnliche Zwecke, aber von verschiedenen Stellen aus, in die Wege geleitet werden, dann möchte man doch dringend mahnen, die Ergebnisse wenigstens allmählich allgemein zugänglichen Zentralstellen zukommen zu lassen. Solange es sich um Aktionen wissenschaftlicher Institute handelt, ist ja doch wenigstens auf längere Sicht, für die fernere Zukunft, damit zu rechnen, daß die Befragungsergebnisse weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden. Die Antworten auf Befragungen durch Privatpersonen, Firmen, Heimatwerke, Schulen usw. jedoch dürften kaum mit der notwendigen Sorgfalt gesammelt werden und daher vielleicht mit der Zeit als Altpapier Verwendung finden. Stellen, welche derartige Materialien noch besitzen, aber nicht mehr verwenden, sollen sich daher mit dem hiesigen Archiv in Verbindung setzen, das gern die Aufbewahrung und weitere Erschließung übernehmen wird.

²⁾ Hermann Affenzeller, Geschichte des Marktes Neumarkt und seiner Umgebung. Volkskundlicher Beitrag von Karl Radler. Neumarkt i. M. 1954, Eigenverlag der Marktgemeinde.

Chronik der Volkskunde

Österreichische Krippenausstellung in Paris

Das Österreichische Kulturinstitut in Paris (Centre Culturel Autrichien) unter der Leitung von Dr. Fritz Cocron veranstaltete mit Unterstützung des Bundesministeriums für Unterricht in der Zeit vom 23. Dezember 1956 bis 2. Februar 1957 in der Kirche Saint-Severin in Paris eine Österreichische Krippenausstellung, die zur Gänze vom Österreichischen Museum für Volkskunde gestellt und durchgeführt wurde. Die Aufstellung in Paris wurde von Dr. Klaus Beitzl vorgenommen.

Internationale Krippenausstellung in Mailand

Im Angelicum in Mailand fand vom 18. Dezember 1956 bis 14. Jänner 1957 eine „Mostra Internazionale del Presepio“ statt, die von der Associazione Italiana Amici del Presepio unter ihrem Vorstand Angelo Stefanucci organisiert war. Das Österreichische Museum für Volkskunde beteiligte sich daran mit der großen Jaufenthaler-Krippe aus Vill bei Igls, die durch Dr. Maria Kundegraber aufgestellt wurde.

Zu dieser Ausstellung erschien ein schöner Katalog „Mostra Internazionale del Presepio e delle Tradizioni Natalizie.“ Milano, Angelicum, Piazza S. Angelo 2, mit einem Vorwort von Giorgio Nicodemi. (80 Seiten Kunstdruck mit zahlreichen Abbildungen.)

Hohe Auszeichnungen

Unserem langjährigen Vereinsmitglied Bezirksschulinspektor Regierungsrat Dr. Josef Tomschik wurde vom Bundespräsidenten aus Anlaß seines Übertrittes in den dauernden Ruhestand das Goldene Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik verliehen (Wiener Zeitung Nr. 3 vom 4. Jänner 1957, S. 1).

*

Der Bundespräsident hat unserem langjährigen Vereinsmitglied, Herrn Bürgermeister von Eisenerz Michael Hauss mit Entschließung vom 9. Juni 1956 das Silberne Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich verliehen. (Wiener Zeitung Nr. 19 vom 23. Jänner 1957.)

Volkskunde an den österreichischen Hochschulen

Universität Wien

Dissertation

Klaus Beitzl, Die Umgangsriesen. Volkskundliche Monographie einer europäischen Maskengestalt. Maschinschrift 379 Seiten, 1957. (Schmidt-Kindermann)

Universität Innsbruck

Dissertationen seit 1945:

- H. F. Abbrediris, Grundzüge der Besiedlung von Rankweil. 1948, 253 S.
- I. Eckstein, Bauernkost im Innviertel. 1949, 135 S.
- M. Gröhsel, Der Raum Tirol, Studien zur Siedlungs-, Kultur- und Volksgeschichte Tirols. 1949, 310 S.
- G. Labenbacher, Die Frau als Trägerin neuen Lebens im deutschen Brautum und Volksglauben. 1945, 150 S.
- A. Müller, Wallfahrten in Vorarlberg mit Weih- und Votivgaben. Volkskundliche und geschichtliche Betrachtung der bedeutenderen Wallfahrtsorte des Landes, 1948, 244 S.
- I. Insa m, Wörter und Sachen im Bereich der Frau in der Gemeinde Serfaus. 1954 (germanistisch-volkskundliche Arbeit).

Alfred Webinger †

Am Heiligen Abend 1956 starb in Graz nach längerer schwerer Krankheit Prof. Dr. Alfred Webinger. Der Verstorbene wurde am 13. März 1885 in Taiskirchen, Oberösterreich, geboren und lebte seit vielen Jahren in Graz, wo er am akademischen Gymnasium als Professor wirkte. Schon früh widmete Alfred Webinger seine Arbeit volkskundlichen und namenkundlichen Problemen. Seine Forschungsergebnisse sind in verschiedenen Zeitschriften, vor allem in den oberösterreichischen „Heimatgauen“, in der Wiener Zeitschrift für Volkskunde, in Roseggers „Heimgarten“ und in der „Neuen Chronik“, leider nicht immer gut zugänglich, erschienen, so seine umfangreiche Arbeit über die „Deutsche Bauernliebe“ in den Beiheften zur „Anthropophyteia“. Besprechungen aus seiner Feder wurden in den Heimatgauen, der Wiener Zeitschrift für Volkskunde und dem Literarischen Zentralblatt abgedruckt.

Alfred Webinger wurde trotz seiner Krankheit mitten aus der Arbeit gerissen, die vor allem seit seiner Pensionierung wieder ganz volkskundlichen und namenkundlichen Forschungen gewidmet war. Eine Zusammenstellung seiner Veröffentlichungen, die nicht auf Vollständigkeit Anspruch erheben kann, möge für die Verdienste des Verewigten sprechen.

*

- 1910: Die Beziehungen zwischen Innviertlern und Landlern.
(Zeitschrift für österreichische Volkskunde XVI, 1910, 96—107.)
- 1917: Die Leowent („Lorwand“).
(Zeitschrift für österreichische Volkskunde XXIII, 1917, 121—122.)
- 1919: Volkskundliches in P. Maurus Lindemayrs Mundartdichtungen.
Eine Studie zur Volkskunde und Mundartdichtung Oberösterreichs.
(Heimatgäue I, 1919/20, 7—21) 1 Abb., 1 Farbtafel.)
- 1920: Das steirische Volkskundemuseum in Graz.
(Heimatgäue I, 1919/20, 217—219.)
- 1921: Aus alten Hochzeits- und Zehrungsregistern.
(Heimatgäue II, 1921, 246—249.)
- 1923: Weihnachtslieder aus Oberösterreich.
(Heimatgäue IV, 1923, 201—252) 1 Farbtafel.)
Vgl. auch bei 1927!

- Lindemayrische Gedichte im Volksmund. Ein Gedenkblatt zum 17. November 1923.
(Heimatgaue IV, 1923, 253—261.)
- 1925: Über bäuerliche Kraft- und Gewandtheitsspiele.
(Alpenländische Monatshefte 1925/26, 158—165) 5 Abb.)
- 1926: Der Tättermann.
(Wiener Zeitschrift für Volkskunde XXXI, 1926, 82—91.)
Im Volk gesungene Lieder aus Königswiesen. Aufgezeichnet von Agnes Köttsdorfer.
(Heimatgaue VII, 1926, 229—238.)
- 1927: Weihnachtslieder aus Oberösterreich, gesammelt von Mitarbeitern der „Heimatgaue“. Linz, 1927.
Freundnachbarlicher Spott. Ein Blick in den Länderspiegel des Alpengebiets.
(Alpenländische Monatshefte 1927/28, 174—184.)
- 1929: Deutsche Bauernliebe. Beiträge zur Erforschung der Minne im Leben und Liede, vorzüglich der oberösterreichischen und steirischen Bauernschaft. Mit 174 Volksweisen.
In: Das Minnelied des deutschen Land- und Stadtvolfes. Herausgegeben von Friedrich S. Krauss (= Beiwerke zum Studium der Anthropophytheia, Bd. IX.), Leipzig, 1929, S. 35—230.
- 1931: Unser alpenländisches Schnaderhüpfli.
(Der Bergsteiger, Monatsschrift für Bergsteigen, Wandern und Skilaufen, II (X), 1931, 168—172) Noten.)
Jäger und Weidwerk im alpenländischen Schnaderhüpfli.
(Alpine Monatshefte IV, 1931, 35 ff.)
Der Wildschütz im Alplerlied.
(Deutsche Militär-Musiker-Zeitung LIII, 1931, Nr. 35, 278—279.)
Kegel, Kegelspiel.
(Handwörterbuch d. Deutschen Aberglaubens IV, Spalte 1197—1211.)
- 1932: Was Tiere sprechen . . .
(Heimgarten LVI, 1932, Heft 14, 16—17.)
Mähen, Mäher.
(Handwörterbuch d. Deutschen Aberglaubens V, Spalte 1484—1490.)
Marder.
(Handwörterbuch d. Deutschen Aberglaubens V, Spalte 1632—1634.)
- 1934: Das Kind ist in der Krippen glögn . . . Vom Weihnachtslied der Alpenländer.
(Heimgarten LIX, 1934/35, 170—174.)
Molch.
(Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens VI, Spalte 455—460.)
Ölgötz.
(Handwörterbuch d. Deutschen Aberglaubens VI, Spalte 1247—1249.)
Pech.
(Handwörterbuch d. Deutschen Aberglaubens VI, Spalte 1466—1469.)
- 1935: Vom Butz und Bitzel.
(Zeitschrift für Volkskunde N. F. VII, 1935 [1937], 157—160.)
Zu „Balz“ und „balzen“.
(Zeitschrift für Volkskunde N. F. VII, 1935 [1937], 160—161.)
Die Steyermärker — Trumml.
(Heimgarten LIX, 1934/35, 493—496, 4 Abb.)

- Puppe.
 (Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens VII, Sp. 388—399.)
 rücken.
 (Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens VII, Sp. 842—845.)
 rütteln.
 (Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens VII, Sp. 860—861.)
 schinden.
 (Handwörterbuch d. Deutschen Aberglaubens VII, Sp. 1076—1077.)
 schütteln.
 (Handwörterbuch d. Deutschen Aberglaubens VII, Sp. 1380—1384.)
 Seife.
 (Handwörterbuch d. Deutschen Aberglaubens VII, Sp. 1625—1627.)
- 1936: spannen.
 (Handwörterbuch d. Deutschen Aberglaubens VIII, Sp. 123—125.)
 stammeln.
 (Handwörterbuch d. Deutschen Aberglaubens VIII, Sp. 353—354.)
 Tattermann.
 (Handwörterbuch d. Deutschen Aberglaubens VIII, Sp. 676—683.)
 vertauschen.
 (Handwörterbuch d. Deutschen Aberglaubens VIII, Sp. 1621—1623.)
- 1937: Wild.
 (Handwörterbuch d. Deutschen Aberglaubens IX, Sp. 604—607.)
 zittern.
 (Handwörterbuch d. Deutschen Aberglaubens IX, Sp. 943—944.)
 Zwiesel.
 (Handwörterbuch d. Deutschen Aberglaubens IX, Sp. 971—978.)
- 1943: Knorrige Leut. Geschichten aus der Ostmark.
 Jauer, 1943. — 135 Seiten.
 Artbewußtes Sprachdenken.
 Graz, 1943. — VII + 120 Seiten. — 2. verm. Auflage 1944. —
 VII + 123 Seiten.
- 1948: Zur sprachlichen Herkunft der Bezeichnung Hirschgrandln.
 (Blätter für Heimatkunde XXII, 1948, 70—71.)
- 1949: Von Affn und Strauben.
 (Oberösterreichische Heimatblätter III, 1949, 67—72.)
- 1950: Filzmoos. Ein Büchlein zum Geleite durch die Dachsteinsüdländ-
 schaft.
 2. Auflage, Graz, 1950. — 64 Seiten, 5 Lichtbilder, 1 Karte.
- 1952: Flurnamen, Hofnamen und Familiennamen aus Taiskirchen.
 (Oberösterreichische Heimatblätter VI, 1952, 378—380.)
 Beachtenswerte Mundartausdrücke.
 (Neue Chronik zur Geschichte und Volkskunde der inneröster-
 reichischen Alpenländer [Beilage zur Südost-Tagespost] Nr. 6,
 7. September 1952, S. 8.)
- 1953: Zur Ortsnamenkunde des Hochschwabgebietes. Siedlungen, Almen,
 Fluren, Berge, Gewässer.
 Graz, 1953. — 59 Seiten.
 Der Bösenstein. Zur Bergnamenkunde.
 (Neue Chronik Nr. 11, 8. Februar 1953, S. 4.)
 Alm- und Viehunterstände.
 (Neue Chronik Nr. 14, 17. Mai 1953, 3—4.)
 Dörfla, Pirka und Salla. Zur Ortsnamenkunde der Steiermark.
 (Neue Chronik Nr. 18, 6. Dezember 1953, 3—4.)

- 1954: Zum Namen Soboth.
(Neue Chronik Nr. 22, 4. Juli 1954, S. 4.)
Zum Namen Stubalm.
(Neue Chronik Nr. 23, 17. Oktober 1954, S. 4.)
- 1955: Der Ortsname Halbenrain.
(Neue Chronik Nr. 25, 13. Februar 1955, S. 4.)
Vom Bergnamen Kühlenbrein.
(Neue Chronik Nr. 26, 27. März 1955, S. 4.)
- 1956: Slowenische Flurnamen.
(Neue Chronik Nr. 35, 11. Februar 1956, S. 4.)
Der steirische Tomerl.
(Neue Chronik Nr. 40, 1. November 1956, 2—3, Nr. 42, 5. Jänner 1957, 2—3.)

Weitere Literaturangaben finden sich im Biographischen Lexikon von Oberösterreich Lfg. 1 (1955) mit Nachtrag (1956).

Maria Kundegraber.

Landwirtschaftsmuseum Wels

Der Musealverein Wels bemüht sich, wie aus einer Aussendung von Museumsdirektor Dr. Gilbert Trathnigg hervorgeht, seit 1956 um die Schaffung eines Landwirtschaftsmuseums. Die Gründung erhielt bereits zahlreiche Subventionen und Sachspenden, und die Stadtgemeinde Wels hat verschiedene Ankäufe dafür durchgeführt.

Die Erwerbungen für das Museum entfallen auf zwei Hauptgruppen: a) Modelle, b) landwirtschaftliches Gerät aller Art, einschließlich des Hausgerätes, aber ausschließlich von Möbeln und Tracht, deren Sammlung auch weiterhin von der Volkskundlichen Abteilung des Oberösterreichischen Landesmuseums durchgeführt werden soll. In der Gruppe der Modelle konnten 100 Stück von Dr. Gustav Brachmann im Maßstab 1:6 erworben werden. In der zweiten Gruppe befinden sich Objekte des Fuhrwerks, der Feldbestellung, des Erntegeräts, der Flachs- und Hanfwirtschaft, der Bienenzucht, der Stallarbeit, der Milchwirtschaft, der Mastwirtschaft, und diverse Küchengeräte.

Literatur der Volkskunde

Rudolf Kriss, *Die Volkskunde der Altbayerischen Gnadestätten*. Bd. 1 (Oberbayern) 1953: 295 Seiten; Bd. 2 (Niederbayern, südliche Oberpfalz und österreichisches Innviertel) 1955: 339 Seiten; Bd. 3 (Theorie des Wallfahrtswesens) 1956: 375 Seiten, 189 Abb. und 4 Karten. München-Pasing, Filser-Verlag.

1930—1933 ist dieses Hauptwerk der deutschen Wallfahrtsvolkskunde unserer Zeit zuerst erschienen. Sein erster Teil, die großartige *Stoffsammlung „Volkskundliches aus altbayerischen Gnadestätten“* ist genügend bekannt, sein zweiter Teil, „Die religiöse Volkskunde Altbayerns“, eines der förderlichsten Bücher jener Jahre, fast totgeschwiegen worden. Jedenfalls war es durchaus richtig, das Werk nach zwanzig Jahren noch einmal herauszubringen, vielleicht wird es jetzt in seiner geschlossenen neuen Form sich stärker zur Geltung bringen können.

Die *Stoffsammlung* ist durch verschiedene Nachträge vermehrt worden. Im allgemeinen sind nur die positiven Veränderungen an den Gnadestätten festgehalten, zumal der interessante Neuwuchs nach dem Krieg, die neuen *Votivtafeln*, von denen auch einige im 3. Band abgebildet sind. Die *Wallfahrtszerstörungen* sind nur, soweit sie dem Verfasser zur Kenntnis gebracht wurden, in den Nachträgen erwähnt. Der theoretische Teil des Werkes ist bei weitem stärker erweitert und verändert. Hier hat sich Kriss vor allem in der Einleitung mit den neueren religionswissenschaftlichen Forschungen, besonders den Arbeiten von Van der Leeuw, Mensching und Jensen auseinandergesetzt und wie vor zwanzig Jahren damit eine lebendige Verbindung unserer Forschung mit der gegenwärtigen religionsgeschichtlich-ethnologischen Fragestellung geschaffen. Auch in den einzelnen Kapiteln, die das Wallfahrtsbrauchtum, das Opferwesen aller Art besprechen, sind zahlreiche derartige Erweiterungen aufgenommen, die sich fast durchwegs in sehr positiver Art mit den neueren Forschungen zum Wachsopfer, zum *Votivbild*, zum *Hammeropfer* usw. auseinandersetzen. Gerade über die einzelnen *Votivgruppen* und ihre kulturhistorischen Beziehungen werden sich mit der Zeit noch manche Diskussionen ergeben, es zeichnen sich da allmählich neue Ausblicke nach den verschiedensten Richtungen ab. Das Buch von Kriss läßt in seiner vornehmen, loyalen Art alle Möglichkeiten für diese zukünftige Arbeit offen.

Das stattliche Werk ist leider nicht im Buchdruck, sondern in einem jener „modernen“ Verfahren hergestellt, die das Lesen nicht erleichtern und den Bücherfreund, der eben auch eine gute Ausstattung liebt, vergrämen. Das angeblich billigere Herstellungsverfahren schädigt besonders die Abbildungen, die nur recht schwach zur Geltung kommen. Die Karten, die dem 3. Band eigens beigelegt sind (1. Verbreitung der eisernen Opfergaben; 2. Karte zur Verbreitung der „seltenen“ Opfergaben in Altbayern; 3. Verbreitungskarte der *Votivkröte* und *Stachelkugel*; 4. Karte zur Verbreitung des *Quellenkultes* in Altbayern;

5. Allgemeine Übersichtskarte für die im Hauptteil besprochenen Orte) kommen dagegen gut zur Geltung. Vom methodischen Standpunkt sei besonders auf die Darstellung der Verbreitung der Stachelkugel als Gebärmuttervotiv in Südtirol hingewiesen, die ob ihrer klaren Begrenzung ausführlich diskutiert werden sollte.

Während also die Ausstattung des Werkes eine gewisse Enttäuschung bereitet, warten anderseits die Register im 3. Band mit einer angenehmen Überraschung auf: Sie sind nämlich von Gustav Gugitz angelegt. Der große Topograph der österreichischen Wallfahrten hat sich die Mühe genommen, die Erneuerung meines vor einem Vierteljahrhundert zur ersten Auflage des gleichen Werkes angelegten Registers vorzunehmen, und mit seiner bewährten Fertigkeit und Erfahrung gerade auf diesem Gebiet des wissenschaftlichen Handwerks einen äußerst brauchbaren Nachschlagebehelf geschaffen.

Das Hauptwerk von Rudolf Kriss bedeutet einen historischen Markstein der Wallfahrtsvolkskunde. Nach seiner Neusetzung kann nunmehr weitere Forschung beginnen, nicht zuletzt, wie wir hoffen und erwarten, unter den Auspizien des großen Forschers selbst.

Leopold Schmidt.

Rudolf Kriss, **Eisenopfer**. Das Eisenopfer in Brauchtum und Geschichte. Allgemeines Orts- und Patroziniumsregister, Verbreitungskarten, Katalog der Eisenopfer der Sammlung Kriss am Bayerischen Nationalmuseum in München und Bibliographie von Lenz Kriss-Rettenbeck, Bildteil von Lis Römelt, Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege. 75 Seiten, mit 56 Abb. auf 31 Bildtafeln, und 2 Karten. München 1957, Verlag Max Hueber.

Ein erster Schritt der weiteren Forschung im Sinn von Rudolf Kriss und zum Nutzen der gesamten Wallfahrtsvolkskunde wird soeben getan: Der von mir angeregte Katalog der Sammlung Kriss beginnt mit diesem schönen Band zu erscheinen. Volkskundliche Privatsammlungen haben bisher nur sehr selten wissenschaftliche Kataloge erlebt. Umso erfreulicher, daß die größte Sammlung unseres Gebietes, eine Sammlung von internationalem Rang und Ruf, nunmehr eine derartige Katalog-Publikation erhält.

Dieser erste Band ist dem Eisenopfer, also einem Zentralteil der Sammlung, einem wahren Lieblingsgebiet aller an unserer Forschung Beteiligten, gewidmet. Wie der ausführliche Titel des Bandes schon besagt, stammt die Einführung in die Materie von Rudolf Kriss selbst, der dabei im wesentlichen seine Ausführungen aus dem Jahrbuch für historische Volkskunde Bd. III, 1934, S. 277 ff. in erneuerter Form wiedergibt. Freilich hat er seine zahlreichen neuen Funde, nicht zuletzt in der Schweiz, in Frankreich und Belgien miteingearbeitet, und auch Neufunde auf österreichischem Boden in das Schema seiner Hauptverbreitungsgebiete miteinbezogen. Von besonderer Bedeutung sind hier seine Ausführungen über die Eisenopfer im Salzkammergut, wo er die bisher unbekanntenen Stücke aus Gosau kennengelernt hat, die seiner Ansicht nach Verbindungen sowohl zum altbayerischen wie zum steirisch-kärntischen Verbreitungsgebiet aufweisen. Ich glaube, daß hier nicht nur die Typologie befragt werden darf, sondern auch die historische Verbindung des Salzkammergut-Wallfahrtswesens mit Salzburg. Gosau zumindest versteht man nicht von Ischl her, sondern eher vom Lammertal aus. Es gibt da für die an sich protestantische Gosau ein sehr bezeichnendes geschichtliches Zeugnis: Im Jahr 1601 verweigerten dreihundert bewaff-

nete protestantische Holzknechte der katholischen Pfarrgemeinde Abtenau (also aus dem Lammertal), die in der Stärke von tausend Personen alter Gewohnheit gemäß nach Gosau wallfahrten wollten, den Grenzübertritt (Karl Eder, Studien zur Reformationsgeschichte Oberösterreichs. Bd. I, Linz 1932, S. 257, Anm. 760). Man wird sich also wenigstens eine salzburgische Eisenopferstraße von Salzburg, Grödig, St. Leonhard ins Lammertal herein und von hier in die Gosau vormerken müssen; es mag die für jene von Kriss hervorgehobenen alten menschlichen Opferfiguren sein. Neu ist in der Einführung von Kriss auch das Abrücken von seiner früher erarbeiteten Hypothese des eventuellen Zusammenhanges der mittelalterlichen Eisenopfer mit den prähistorischen Bronzefiguren. Ich habe mir gelegentlich für Vorlesungszwecke eine Karte gezeichnet, auf der die Verbreitungsgebiete beider Gruppen eingetragen waren. Daraus ergibt sich, daß sich die beiden Gebiete überschneiden, nicht etwa decken. Das Überschneidungsgebiet, vor allem Südtirol, müßte also wohl auch weiterhin mitdiskutiert werden, bevor man die bisherige Hypothese gänzlich ad acta legt. Eine andere Frage ist es freilich, inwieweit man nicht den prähistorischen und antiken Opfern aus Eisen selbst genauer nachgehen sollte. Auch wenn man derzeit vielleicht noch keine Kontinuität erkennen können sollte, so wäre dies bei der Berücksichtigung der „Stoffheiligkeit“ des Eisens wohl zu beachten. Es hat immerhin griechische Eisenvotive gegeben. Ich verweise auf die in Cyrene gefundenen „stark verrosteten menschlichen Figürchen“, vgl. Luigi Pernier, *Doni votivi nel Apollo in Cirene* (Africa Italiana, Bd. II, 1929, S. 65 ff.). Schließlich glaube ich, daß man die Suche nach Eisenvotiven nicht an der Grenze Europas abbrechen sollte. Zumindest Gebiete alter Kultur, die mit Europa immer in engen Verbindungen standen, vor allem Vorderasien, müssen dabei mitberücksichtigt werden. Größter Wert wäre dabei auf den Kaukasus und auf Armenien zu legen, wo sich erfahrungsgemäß die bedeutendsten Übereinstimmungen zu mittelalterlichen europäischen Erscheinungen finden. Wisler in Freiburg hat beispielsweise vor Jahrzehnten aus einer Wallfahrtskirche im südöstlichen Zentralkaukasus eiserne Speer- oder Pfeilspitzenvotive mitgebracht (Jahresberichte des Vereins der Sammlung für deutsche Volkskunde, 1922—1928, Berlin 1928, S. 16). In einem St. Georgs-Heiligtum in Kachetien wurden Ketten aus Eisen benützt, mit denen man „um den Bau herumkroch, wenn man sich sündig fühlte.“ (Alois Closs, Die Religion der Semnonen, in: Wilhelm Koppers, Die Indogermanen- und Germanenfrage, Salzburg 1936, — Wiener Beiträge zur Kulturgeschichte und Linguistik, Bd. IV, S. 566, Anm. 18). Vor allem für die älteren Ring-, Kronen- und Kettenopfer, vielleicht einschließlich der Kirchengumkettung, wäre hier vermutlich noch manches zu gewinnen. Aus Armenien aber besitzt das Museum für Völkerkunde in Hamburg direkt ein schmiedeeisernes Votivmännchen, das sich rein gestaltlich von der in Abb. Taf. 9 (E 225) bei Kriss wiedergegebenen Figur aus St. Wolfgangi bei Deutschlandsberg in Steiermark nicht wesentlich unterscheidet: Vgl. Georg Buschan, *Illustrierte Völkerkunde*, Bd. II (Asien), Abb. 265 auf S. 401. In diesen alten Eisenländern würde sich also die Nachforschung sehr lohnen.

Lenz Kriss-Rettenbeck hat die wichtigen Register des Bandes übernommen und gibt zuerst S. 31 ff. ein Ortsverzeichnis über die Verbreitung des Eisenopfers. Das hunderte von Orten umfassende Verzeichnis, das mit seinen Literatur- und Museumsangaben sehr sorgfältig gearbeitet ist, schlüsselt die Belege nach Ländern geordnet auf, Österreich

ist dabei mit einer stattlichen Anzahl von Orten vertreten, und es soll kein Vorwurf sein, wenn ich feststelle, daß einige Eisenopfer-Wallfahrten doch auch in diesem so schön gearbeiteten Verzeichnis noch fehlen. So erscheinen mir die Angaben über das Land Salzburg schon etwas ergänzungsbedürftig, beispielsweise über St. Leonhard in Grafengaden am Untersberg. Pillwein hat dort 1839 neben anderen Votiven „Opfertafeln, Hufeisen in Reihen, einen übergroßen eisernen Fuß“ erwähnt, die 1916 nicht mehr vorhanden waren (Paul Buberl, Die Denkmale des Gerichtsbezirkes Salzburg, Wien 1916, — Österreichische Kunsttopographie, Bd. XI, S. 280). An sich ist verständlich, daß der Eisenfuß 1916 nicht mehr vorhanden war: Er wurde nämlich 1904 ins Salzburger Museum eingeliefert, wo man aber leider wieder nicht genau festhielt, woher er stammt! Im Jahresbericht heißt es: „Votivfuß, Schmiedeeisen, 27½ cm lang, den Teil von der Ferse bis zum unteren Drittel des Oberschenkels umfassend. Ein Teil der nur durch Kerben angedeuteten Zehen weggeschnitten. Seitlich oben zeigt der Fuß zwei Marken: außen das Runen-T, innen ein Herz. Das Gewicht 2 kg und 610 g. Mutmaßlich aus der Waginger Gegend.“ (Jahresbericht des städtischen Museums C. A. für Salzburg, 1904, S. 80.) Man kommt, wie man sieht, bei solchen Arbeiten eben über die Kartierung der Museumsbestände nicht hinweg, die aber ihrerseits wieder nach der älteren und neueren topographischen Literatur überprüft werden müssen. — womöglich schon in den Museen selbst, die danach ihre Inventare berichtigen sollten. Für Steiermark sind mir zwei nichtgenannte Orte aufgefallen. Zunächst Bruck an der Mur: Am 29. April 1789 ist dem Kreishauptmann „zu vernehmen gekommen“, daß in der St. Irgenkapelle außer dem Wienerort (heute Pöglhofkapelle) am Markustag „wächserne und eiserne Opferfiguren“ verkauft worden sind. Der Magistrat hat unverzüglich zu erheben, wer diese Figuren verkaufte. Die Figuren selbst sind sofort abzunehmen und dem Kreisamt „zu überreichen.“ (Karl Klamminger, Josefinismus in Bruck; Aus Archiv und Chronik, Bd. 4, Graz 1951, S. 16.) Dann der Mariahilfberg (auch Häuselberg) bei Eisenerz. In der Zeit des Josefinismus wußte man von dort folgendes: Eine Viertelstunde vom Ort an der Straße nach Kärnten zeigte man die Entstehungsgeschichte der Wallfahrt an einem Bildstock mit einem Mariahilfbild. „Nun sah man sogleich das Bild um und um mit eisernen Öchseln, wächsernen Schlußbeinen usw. bebrämt.“ Und vom Kapellenbau um 1780 heißt es: „Galerie von Thorheiten: Denn es ist da noch alles voll mit Krücken, wächsernen und eisernen Figuren, eiterichten Händen und Füßen, Krebsbrüsten, Haarzöpfen, mit gebersteten Pistolensäulen und funkelneuen schönen schwarz angelaufenen Springern (Handfesseln) von solcher Größe, daß ich mich den Christoph damit festzusetzen getraut hätte, ein Zeichen, daß sie nie einen Menschen unersgleichen geschlossen“ (Über Gottesdienst und Religionslehre der österreichischen Staaten, Bd. II, Wien 1784, S. 213, 215). Für Kärnten sei auf Pörtlach am Wörthersee verwiesen, wovon die ältere Kunsttopographie sagt: „Ob eine eiserne Tierfigur, mehrere Fuß tief ausgegraben, um 1869 K, hier einzureihen (nämlich bei den römischen Funden!) bleibt zu entscheiden.“ (Österreichische Kunst-Topographie Bd. I, — Kunst-Topographie des Herzogthums Kärnten, Wien 1889, S. 284.) Da findet sich also vielleicht unter den archäologischen Beständen noch manches. Alle diese Nachlesen werden einmal auf einer neuen Karte eingetragen müssen, die aber nur eine Verbesserung jener beiden Karten darstellen wird, die Kriss-Rettenbeck hier vorlegt, und

die in ihrer Art schon sehr instruktiv sind. Die kleinere von ihnen ist eine Übersichtskarte, die das gesamte europäische Verbreitungsgebiet behandelt, die andere eine Punktkarte des „engeren Verbreitungsgebietes“ in Süddeutschland und Österreich, mit Einbeziehung der Votivfunde, der Ausgrabungen, der Kettengürtungen und der Leonhardsnägel. Die schlichten klaren Ausführungen von Friedl Laschitz sind lobenswert.

So haben wir nun also ein wichtiges Werk vor uns, das einerseits eine bedeutende Forschungstradition fortsetzt, andererseits ganz offenkundig den Grund für die weitere Arbeit legt. Josef M. Ritz hat den Katalog in die „Beiträge zur Volkstumsforschung“, die von der Bayerischen Landesstelle für Volkskunde herausgegeben werden, als Sonderreihe aufgenommen, und auch das scheint uns sinnvoll, weil dadurch das große Werk auch unabhängig von einzelnen, vielleicht wechselnden Mitarbeitern dauernd weiterbetreut werden können. Und eine derartige behutsame Betreuung sei schließlich auch den weiteren Bänden gewünscht, von denen wir nur hoffen können, daß sie in möglichst rascher Folge bald die ganze prachtvolle Sammlung Kriss erschließen werden.

Leopold Schmidt.

Hans Aurenhammer, Die Mariengnadenbilder Wiens und Niederösterreichs in der Barockzeit. Wien 1956 (= Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde Bd. VIII). 183 Seiten, 40 Abbildungen. S 98,—.

In der verdienstvollen Reihe des Österreichischen Museums für Volkskunde gehört der vorliegende Band ohne Zweifel zu den wertvollsten. Hans Aurenhammer hat hier ein Werk vorgelegt, das über den eigentlichen Untersuchungsraum hinaus von grundsätzlicher Bedeutung ist. Dies gilt ebenso für den systematischen Teil wie für den 202 Nummern umfassenden Katalog. Aus der gleichzeitigen Anwendung kunstgeschichtlicher wie volkskundlicher Betrachtungsweise gewinnt der Stoff, der eingangs auch von der theologischen und geschichtlichen Seite her beleuchtet wird, jene Fülle der Aspekte, die gerade den Historiker bei der Lektüre befriedigen werden.

Unter Andachtsbild versteht der Verf. jedes mobile, künstlerisch primär nicht im dekorativen, funktionell nicht im liturgischen Zusammenhang stehende Bildwerk, das vermöge seiner ikonographischen Bedeutung Gegenstand oder integrierender Bestandteil einer „Andacht“ ist. Die Gnadenbilder fungieren im religiösen Bereich nach der Ansicht des Verf. als Andachtsbilder. Es fragt sich aber, ob wir hier nicht zwischen dem Gnadenbild und der Gnadenbildkopie noch unterscheiden müssen. Romano Guardini sieht in den Gnadenbildern eine besondere Gruppe der Kultbilder im Unterschied zu den Andachtsbildern. Bei dieser Unterscheidung konnte Guardini schreiben: „Das Andachtsbild geht vom Innenleben des gläubigen einzelnen aus, des Künstlers und des Auftraggebers . . . es geht vom Innenleben der gläubigen Gemeinschaft aus, des Volkes, der Zeit mit ihren Strömungen und Bewegungen. Das Andachtsbild ist ihm aus der Innerlichkeit hervorgegangen.“ Das Kultbild hat keine „Innerlichkeit“. Der Begriff der „sacrae imagines“ im Text der Sessio XXV des Konzils von Trient bezieht sich offensichtlich auf Kultbild und Andachtsbild. Wenn die während der Barockzeit in Wien und Niederösterreich verehrten Gnadenbilder überwiegend ikonographisch auf byzantinische Marienbilder zurückgehen und sich

überdies darunter zwei ostchristliche Originale (Maria Candia und Maria Pötsch) befinden, die als echte Kultbilder anzusprechen sind, so wird damit die Wichtigkeit einer Unterscheidung zwischen Kult- und Andachtsbild unterstrichen. Mit Recht geht der Verfasser auf die große Bedeutung der Orden, der Bruderschaften, des Herrscherhauses, des Adels für die Verbreitung der Verehrung bestimmter Gnadenbilder ein. Neben diesen weitgespannten hochgeschichtlichen Bereichen steht die wallfahrtsbildende Kraft der „Mutterschicht“, die noch in der Zeit der Gegenreformation mit ihrem Zurückdrängen der Fernwallfahrten durch die Nahwallfahrten wirksam geblieben ist. Das 18. Jahrhundert kennt eine Häufung der Wallfahrtsorte, die gegenüber dem „Kartenbild“ für das 15. Jahrhundert geradezu erstaunlich ist.

Beachtenswert ist die Feststellung Aurenhammers, daß in der Barockzeit in Niederösterreich die Gnadenbilder, deren Bildtyp als mittelalterlich zu bezeichnen ist, eine viel geringere Zahl einnehmen. Hierin liegt ein sehr deutlicher Unterschied etwa zum Raum der Rhein-Main-Diözesen, in denen das Vesperbild eine so große Rolle auch in nachmittelalterlicher Zeit spielt. A. kommt zu dem Ergebnis, daß die wichtigsten während der Barockzeit in Wien und Niederösterreich verehrten plastischen Pietätdarstellungen Maria Taferl, Maria Dreieichen und Maria Lanzendorf waren. Abgesehen von der plastischen Pietätspielen die übrigen mittelalterlichen ikonographischen Typen, die A. behandelt, in der wallfahrtsmäßigen Verehrung eine untergeordnete Rolle.

Unter den nachmittelalterlichen Bildtypen beansprucht die Verehrung von Altarbildern mit szenischer Darstellung als Gnadenbild ein besonderes Interesse. Hierher gehört auch das Thema „Anna, Maria lesen lehrend“, das wegen seiner inhaltlichen und ikonographischen Beziehung zum Immaculatathema besonders bedeutsam ist. Hier darf zu Katalognummer 188 der Aufsatz von René Saulnier, *Les sources d'inspiration de l'imagerie populaire. Un curieux exemple de copies successives* (in dem Jahrbuch *Artisans et Paysans de France* 1948, S. 127 ff.) herangezogen werden, in dem die Auswirkungen eines Stiches von Dossier nach dem Rubensgemälde behandelt werden.

Eine nachmittelalterliche Erscheinung ist auch die Häufung von Gnadenbildkopien (verschiedener Wallfahrtsorte) an einer Wallfahrtskirche. Anton Bauer bringt in seinem jüngsten Beitrag: *Geschichte der Wallfahrt Weihenlinden 1644—1657* (Das bayerische Inn-Oberland, 28. Jg., 1953, S. 69) den Hinweis, daß dort bereits 1657 als 3. Altar eine Maria Loreto, als 4. eine Maria Einsiedeln vorgesehen waren. A. deutet diese Erscheinung dahin, man habe mehrere Gnadenbildkopien deshalb in einem Raum vereinigt, um die Summe dieser besonderen Gnadenweise gegenwärtig zu haben. Vielleicht darf man diese Erscheinung auch als Teile eines in den Raum gestellten Atlas Marianus auffassen, als habe man in dieser Form beabsichtigt, große Etappen des marianischen Wallfahrtswesens aufzuzählen. Der Gedanke des Ersatzes der Fernwallfahrt dürfte erst im 18. Jahrhundert stärker mitgesprochen haben.

Der sorgfältige Katalog erweist sich als ein unentbehrliches Nachschlagewerk für jeden, der sich mit Fragen des religiösen Andachtsbildes beschäftigt. Gelegentlich wird man sich einige Literaturhinweise ergänzen, wie etwa zur schmerzhaften Muttergottes im Herzogspital in

München J. M. Ritz, Forschungsaufgaben der Wallfahrtsvolkskunde (Bayer. Heimatschutz, München 1929, S. 119 ff.).

Nicht zuletzt wird die überlegte Auswahl der Bilder dankbar empfunden, auf die jeder angewiesen ist, der mit Katalogisierungsarbeit in Museen zu tun hat.
Torsten Gebhard.

Maria, *Études sur la Sainte Vierge* sous la direction d'Hubert du Manoir, S. J., tome IV, Paris 1956, Beauchesne et ses Fils, 1038 S., 3 Tafeln, ffrs. 3600,—.

Das von Hubert du Manoir, Professor am Institut Catholique de Paris, herausgegebene sechsbändige Sammelwerk der Mariologie, zu dem hervorragende Fachgelehrte beigetragen haben, behandelt in Band I (1949) Maria in der Heiligen Schrift und bei den Vätern, in Liturgie und Dogmatik, sowie ihre Stellung in Mystik und Pastoraltheologie. Der zweite Band (1952) untersucht die Darstellung Mariens in Literatur und Kunst und ihre Verehrung in den einzelnen religiösen Gemeinschaften bis ins 19. Jahrhundert; im dritten Band (1954) wird diese Darstellung bis 1954 weitergeführt. Für die historische religiöse Volkskunde werden vor allem in Band II wesentliche Hinweise auf die Marienverehrung der Orden und geistlichen Gemeinschaften der ganzen Welt und dadurch Aufschluß über manche Formen und Gegenstände des volkstümlichen religiösen Verhaltens gegeben. Der vor kurzem erschienene vierte Band befaßt sich mit der Marienverehrung in den verschiedenen Ländern der Welt) er wird noch durch den 1957 folgenden fünften Band ergänzt werden. Als sechster Band ist ein Ergänzungsband zu den Bänden I und II geplant, der auch zahlreiche auf das Gesamtwerk bezügliche Register enthalten soll. Damit wird dieses vor allem auch durch seine Bibliographien ausgezeichnete Kompendium wohl die bedeutendste zusammenfassende Leistung unseres Jahrhunderts auf dem Gebiet der Mariologie werden.

Der für die Volkskunde ergiebigste Teil des Werkes ist Band IV, über dessen bedeutendste Einzelartikel hier kurz referiert werden soll. Für Italien ist besonders die Abhandlung von Domenico Mondrone über Maria in der italienischen Volksfrömmigkeit — vor allem wegen ihrer reichen Bibliographie —, ein Artikel über die römischen Marienheiligtümer und eine Untersuchung über die Marienwallfahrt Loreto von André Baron zu nennen, deren Beginn und Entwicklung anhand eines enormen wissenschaftlichen Apparates verfolgt wird. Diese Studie, die in einem Exkurs auch auf die Lauretanische Litanei eingeht, ist wegen der starken Verbreitung der Loretoverehrung in Österreich — ausgehend von der habsburgischen Gründung in der Wiener Augustinerkirche — auch für die österreichische Wallfahrtsvolkskunde von Bedeutung. — Frankreich wird vor allem in einem Artikel über die großen französischen Marienwallfahrten von A. Mabile de Poncheville behandelt, der durch die umfangreiche Bibliographie zu den französischen Marienwallfahrtsorten von dem bekannten Ikonographen Maurice Vloberg ergänzt wird. Dieser selbständige Beitrag umfaßt sowohl allgemeine Werke über Marienverehrung, soweit sie auch Frankreich betreffen, als auch Spezialliteratur zu den einzelnen Wallfahrtsorten und zwar sowohl historische Darstellungen als auch Quellen zur Wallfahrtsvolkskunde (Mirakelbücher usw.). Ein sehr wertvoller Spezialartikel von Schwester Gabriel-Maria, O.F.M., befaßt sich mit Jeanne de France (der hl. Johanna von Valois) und dem von ihr im

Sinn einer imitatio Mariae gegründeten Frauenorden der Zehn Freuden Mariens (Annunziatenorden), seinen Regeln und seiner Devotion (besonders zum Namen Mariens, zur Maria in der Hoffnung, zur Krippe, zum heiligsten Herzen Jesu, zur Eucharistie) sowie seinen Bräuchen und dem später angegliederten dritten Orden Unserer Lieben Frau (Ordre de la Paix). Ergänzt durch eine reiche Bibliographie stellt diese Abhandlung einen wesentlichen Beitrag zur spätmittelalterlichen Devotion dar, der umso interessanter ist, als er die schon bekannten italienischen, niederländischen und spanischen Verehrungsformen und Gemeinschaften der Freuden und Schmerzen Mariens nun auch für Frankreich untersucht. Ein Artikel über Marienverehrung und -wallfahrten in Korsika und eine Abhandlung über die Wallfahrt nach Lourdes ergänzen das Bild der marianischen Devotion in Frankreich und führen unmittelbar in die Gegenwart.

Eine m. W. in diesem Umfang bis jetzt noch nicht geleistete Arbeit stellt die Untersuchung über die Marienverehrung in den skandinavischen Ländern von B. Th. d'Argenlieu dar, der über die frühesten Zeugnisse (Runeninschriften und Kirchengründungen seit dem 11. Jahrhundert), die Tätigkeit der geistlichen Orden (seit dem 12. Jahrhundert) und vor allem über das Leben und Wirken der hl. Birgitta von Schweden in dieser Hinsicht berichtet. Von hier aus ergeben sich erneut Erkenntnisse über den Zusammenhang der mittelalterlichen Ordensmystik mit der Kunst, wie sie schon im kunsthistorischen Schrifttum behandelt wurden. Darüber hinaus zeigt die Untersuchung des von der Heiligen gegründeten Ordens und seiner spezifischen Verehrung der Muttergottes auch das weiterwirkende religiöse Ingenium der Gründerin. Ferner wird auch die Marienliteratur der skandinavischen Länder vom 12. Jahrhundert bis zur Reformation behandelt, z. T. auch mit Aufzeigung der wechselseitigen Einflüsse auf die bildende Kunst. Besonders interessant ist das Weiterwirken der spätmittelalterlichen Marienverehrung in der volkstümlichen Religiosität der skandinavischen Länder während und nach der Reformation.

Die nördlichen und südlichen Niederlande werden getrennt behandelt, wobei vor allem in dem Artikel Belgien von É. de Moreau den Gnadenorten, Wallfahrten und Bruderschaften große Beachtung geschenkt ist; es war hier insofern leichter möglich, als die religiöse Volkskunde der südlichen Niederlande wissenschaftlich schon weitgehend erschlossen ist (vgl. die dem Artikel beigelegte ausgezeichnete Bibliographie). Paul Sträter, der Herausgeber der „Katholischen Marienkunde“, behandelt die Marienverehrung in den Ländern deutscher Zunge und hebt die wichtigsten Marienwallfahrten der Schweiz, Österreichs und Deutschlands hervor. Sehr aufschlußreich für die Volkskunde ist der Artikel von Basilius Niedberger über Maria in der Schweizer Volksfrömmigkeit, der auf gründlichen Vorarbeiten der Patrozinienforschung, Wallfahrtsforschung (besonders für Maria Einsiedeln) usw. fußen kann.

Während für England und Schottland nur eine Liste der mittelalterlichen Marienheiligtümer aufgenommen ist (eine größere Abhandlung über die Marienverehrung in England von C. Martindale befindet sich in Band II), wird die Marienverehrung Irlands an Hand der Literatur, der Buchmalerei und des Brauchtums (besonders der Wallfahrten) untersucht.

Die Abhandlung über die marianische Devotion des spanischen Volkes von P. Nazario Perez, dem Autor des Standardwerks „El culto mariano en Espana“ (1941), befaßt sich weniger mit der Darstellung der Volksfrömmigkeit als mit der Geschichte der Marienverehrung in Spanien und den Bestrebungen zur Einführung des Dogmas der Immaculata Conceptio. Die Aufzählung der wichtigsten Marienwallfahrtsorte wird durch bibliographische Hinweise ergänzt. Die portugiesische Volksfrömmigkeit wird von José de Oliveira Dias in der Marienverehrung der Herrscher und Großen des Landes, den Wallfahrten zu den großen Marienheiligümern sowie dem religiösen Brauchtum mit besonderer Berücksichtigung von Fatima (dem auch eine umfangreiche Bibliographie gewidmet ist) dargestellt.

Der sehr wertvolle Artikel über die Marienverehrung in Ungarn von L. Nagyfalusy geht von der Idee des „Regnum Marianum“ und der „Patrona Hungariae“ aus, behandelt die Marienverehrung der ungarischen Könige in ihren geistlichen Stiftungen und Wallfahrten und gibt einen kurzen Abriss der ungarischen Marienwallfahrten zu einheimischen und ausländischen Kultorten (besonders Loreto und Mariazell) und ihrer ungarischen Filiationen, sowie Hinweise auf ungarische Stiftungen an berühmten ausländischen Gnadenorten (besonders Czestochau). Eine reiche Bibliographie ergänzt diese Abhandlung, die für die religiöse Volkskunde der österreichischen Länder von großem Interesse ist. Leider erreichen die Artikel über Böhmen, Mähren und Slawakei, die für die religiöse Volkskunde Österreichs ebenso wichtige Aufschlüsse geben könnten, nicht diesen Umfang, doch bilden die bibliographischen Hinweise dafür einen gewissen Ersatz.

Der Artikel über die Marienverehrung in Litauen, dem am spätesten christianisierten europäischen Land (1387), stellt vor allem die Geschichte der Hauptwallfahrtsorte dar. Die Studie über die Marienverehrung in Polen von Maria Winowska ist vor allem wegen des Hinweises auf die polnischen Nationalheiligen und ihren Marienkult, wegen des Exkurses über die polnischen Ikonen und ihre Stellung zu den russischen und ihre Legenden, sowie wegen der Schilderung der Volksbräuche, Marienandachten, geistlichen Spiele und Prozessionen (mit reicher Bibliographie) von großem Wert.

Die Marienverehrung und Volksfrömmigkeit der Ostkirche wird sowohl im allgemeinen, als auch in einzelnen Kapiteln behandelt: Weißrußland mit einem Verzeichnis der wichtigsten Marienikonen, ihrer Geschichte und ihren Legenden; die Ukraine mit einer Ikonenliste und Hinweisen auf die ukrainische marianische Literatur; Rumänien mit einem Exkurs über Marienfeste, Marienwallfahrtsorte und Mariendarstellungen in Literatur und Kunst sowie einer umfangreichen Bibliographie; Griechenland mit einer Darstellung der Geschichte der Marienverehrung in Byzanz, während der Türkenzeit und seither, wobei die bis heute fortwirkende byzantinische Tradition betont wird, ergänzt durch eine ausgezeichnete ikonographische und volkskundliche Bibliographie. Besonders hervorgehoben sei der Artikel des bekannten Archäologen F. M. Abel über die Marienheiligümer in Palästina und die Abhandlung von Maurice Tallon über die Marienverehrung in Kleinasien vom 1. bis zum 15. Jahrhundert, die die Marienheiligümer in Ephesos und Umgebung, in Kappadokien und Armenien mit Exkursen über Liturgie, Literatur und Ikonographie untersucht. Ähnliche Artikel für Syrien und den Libanon schließen sich an.

Gemäß dem Plan des Werkes wird hier auch die Auswirkung der abendländischen Missionierung in Asien seit ihrem Beginn bis heute im Bild der Verehrung Mariens aufgezeigt.

Es ist klar, daß ein solches Vorhaben, wenn man die völlig verschiedene Forschungslage für die einzelnen Länder berücksichtigt, niemals abgeschlossen sein kann. Trotzdem ist es erstaunlich, um wie viel weiter unsere Kenntnis von den historischen Grundlagen der Marienverehrung heute etwa dem Klassiker Stefan Beissel gegenüber gediehen ist. Für die religiöse Volkskunde stellt dieser Band wegen seines weitgespannten Rahmens und der durchwegs hervorragenden Bibliographien ein einzigartiges Nachschlagewerk dar, das viele Erscheinungen der volkstümlichen Marienverehrung in ihren historischen und theologischen Grundlagen erklären hilft und über das lokal Bedeutende hinaus die Grundzüge der abendländischen Marienverehrung sichtbar werden läßt.

Hans Aurenhammer.

Erich Hupfaut, Sagen, Brauchtum und Mundart im Zillertal
(= Schlern-Schriften Bd. 148). Innsbruck 1956. 174 Seiten. Universitätsverlag Wagner. S 90,—.

Das Zillertal hat in letzten Jahren eine vielseitige Bearbeitung erfahren, die hilfswissenschaftlich der Volkskunde zugute gekommen ist. So ist 1949 von Otto Stolz eine „Geschichtskunde des Zillertales“ erschienen (= Schlern-Schriften Bd. 63), und 1954 hat Ernst Troger eine „Bevölkerungsgeographie des Zillertales“ vorgelegt (= Schlern-Schriften Bd. 123). Nicht übersehen soll werden, daß 1956 Simon Moser ein sehr schönes Bildbuch „Zillertal und Alphachtal“ (Innsbruck) herausgegeben hat, das vorzüglich in Landschaft, Siedlung und Hauswesen einführt. An Abhandlungen zum Brauchtum usw. ist freilich weniger anzuführen. Ich habe mich einmal, 1950, „Zu den Tierkämpfen beim Zillertaler Gauderfest“ geäußert (Tiroler Heimatblätter 1950, S. 134 ff.), und Anton Dörrer hat eine wichtige, wenn auch merkwürdig schwer lesbare Abhandlung über „Zillertaler Volksschicksale, gesehen von den Schicksalen ihrer Schauspiele“ (Festschrift für Moritz Enzinger = Schlern-Schriften Bd. 104, Innsbruck 1953) dargeboten.

Neben diesen Darstellungen und Abhandlungen steht nun die Sammlung des Lehrers von Schwendberg bei Hippach, der sich in den letzten Jahren schon vielfach mit dem Themenkreis beschäftigt hat. Er bietet zunächst 90 Sagen und Legenden, nach Aufzeichnungen aus der Gegenwart, vielfach Schüleraufschreibungen. Sie sind in inhaltlich bunter Folge talaufwärts angeordnet, mit flüssigen erzählerischen Übergängen; einige Stücke in Mundart. Die folgenden 12 Schwänke sind durchwegs den Tuxern zugeteilt und zum Teil in den letzten Jahren auch durch Hermann Holzmanns „Wipptaler Sagen“ (= Österreichische Volkskultur Bd. 2, 1948) bekannt geworden. Der 2. Teil „Brauchtum und Volksglaube“ bringt 23 Aufzeichnungen über Weihnachtsbräuche, darunter Orakelbräuche wie das „Magestampflosen“ (S. 110), also die Zukunftsbefragung des Mohnmörser in der Christnacht. 18 weitere Aufzeichnungen sind dem übrigen Jahr gewidmet, darunter Grasausläuten (S. 116), Maskenbräuche (S. 118) und Gauderfest (S. 121), das trotz seiner lokalen Bekanntheit ausführlicher hätte geschildert werden sollen. Die Masken werden bei der anschließenden Darstellung der „Zillertaler Hochzeit“ (S. 122 ff.) nochmals behandelt. Alle diese Sagen- und Brauchaufzeichnungen sind kommentarlos dargeboten, in ganz seltenen Fällen steht eine Zeile Erläuterung dabei, die

aus der älteren Literatur übernommen ist (so S. 113 bei „Gemmachin“ die „germanische Totengöttin Berchta“) und also besser auch weggeblieben wäre.

Der dritte Teil stellt ein Mundartwörterbuch dar, zunächst eine Wortsammlung, die zuerst nach Sachgruppen, dann alphabetisch geordnet ist. Die Einzelworte vom Hof, von den bäuerlichen Arbeiten, den Tieren, den Pflanzen, dem Walde usw. sind jeweils ganz kurz erläutert, nicht sprachwissenschaftlich, sondern einfach der lokalen Bedeutung nach. Von einer exakten sachkundlichen Erläuterung kann freilich nicht die Rede sein; aber die bedeutende Fülle von Bezeichnungen aus dem Brauchtum, von Mehl- und Käsespeisen usw. bedeutet doch auch eine Bereicherung. Der auch als bewährter Beiträger unseres Archives geschätzte Verfasser hat in dieser reinen Materialsammlung zweifellos viel zusammengetragen, was zur genaueren Erschließung der Zillertaler Volkskultur notwendig bleiben wird. Das Tal ist eine alte Grenzlandschaft zwischen Salzburg und Tirol, seine Beziehungen nach beiden Seiten hin lassen sich immer wieder erkennen. Das hat sich erst jüngst bei unserer Befragung über die Säegeräte wieder deutlich herausgestellt, wo gerade Erich Hupfaut melden konnte, daß in Schwendberg sowohl Säeschaffe (in salzburgischer Tradition) wie Säckörbe (nach tirolischer Art) geläufig waren. Eine Analyse des von Hupfaut in seinem stoffreichen Buch vorgelegten Materiales würde diese Verhältnisse in vieler Hinsicht noch erkennen lassen. Es ist also sehr erfreulich, daß diese fleißige Sammlerarbeit nunmehr auch in Buchform vorliegt.

Leopold Schmidt.

Karl Ilg, **Die Walser in Vorarlberg**. 2. Teil. Ihr Wesen: Sitte und Brauch als Kräfte der Erhaltung ihrer Gemeinschaft (Schriften zur Vorarlberger Landeskunde, Band 6). Dornbirn 1956, brosch. 275 Seiten.

Es ist bedauerlich, wenn die zweite Hälfte eines als geschlossenes Ganzes geplanten Werkes fast sieben Jahre später als die erste erscheint, (K. Ilg, *Die Walser in Vorarlberg*. 1. Teil [= Schriften zur Vorarlberger Landeskunde, Bd. 3]. Dornbirn 1949. Vgl. die Besprechung von E. Kriechbaum, *Österr. Zs. f. Volkskunde* N. S. IV, Wien 1950, S. 90 f. und H. Stöcklmair, ebenda S. 91 f.) Für wissenschaftliche Untersuchungen im Sinne von Analysen volkskultureller Phänomene wäre dies ein Verhängnis. Im vorliegenden Falle, wo beide Teile thematisch nach den Erscheinungsformen der materiellen und der geistigen Volkskultur geschieden sind, wirkt sich das nicht nachteilig aus, zumal das Manuskript um neueste Materialien ergänzt werden konnte. Der Wert dieses zweiten Teiles einer Sonderdarstellung des geistigen Lebens eines einzigen Stammesteiles in einem Bundeslande Österreichs liegt darin, daß hier erstmals ein überschauender Versuch über die Wesenskräfte der Walser gegeben ist (Arbeitsauffassung und Genügsamkeit, Zähigkeit des Leibes und der Seele, Verhältnis zum Tier, Namensgebung der Haustiere; Wanderlust, Unberechtigkeit des Vorwurfes eines „Hinterwäldlertums“ bei einem Stamme, der sich früher als fast alle anderen in Österreich ein Volksschulwesen schuf; Humor, Mutterwitz und Lebensauffassung im Spiegel des Sprichwortgutschens als Wesensschau). Ilgs Arbeitsweise, die deutlich von W. H. Riel herkommt, läßt aus eigenem Erleben, Erwandern und Erforschen viel Persönliches einfließen, nicht zuletzt auch aus Schüleraufsätzen von Walserkindern unseres Jahrzehntes Gewonnenes. Das wirkt sich in dem

sehr schönen Kapitel über „Lebendige“ Sagen (53 ff.) aus, ebenso bei jenen Fragen über „Verkünden“, „Zweites Gesicht“ u. ä., über die der Verfasser mehrfach auf Volkskundetagungen interessante Mitteilungen gemacht hatte; desgleichen in den Abschnitten über Hexenglaube, Heilzauber, Lostage usw. bis zur Frage der Religiosität der Walser, die zur Darstellung von Sitte und Brauch überleitet, um deren begriffliche Abgrenzung er sich auch hier wieder im Sinne seiner Antrittsvorlesung und früherer Aufsätze bemüht.

Kinderspiele und Lieder (leider die Texte ohne die Weisen) leiten zur Darstellung jener besonderen Gemeinschaftssitten über, die eben die Walser in ihrer Eigenart kennzeichnen und auf alte Überlieferungen zurückgehen. Hier ist für die soziologische Volkskunde viel Neues geboten, das einer komparativen Untersuchung harret. Tracht (mit etlichen guten Bildern) und Brauch im Lebenslauf wie im Jahresring beschließen den Band. Bedauerlich ist, daß die Zitate großer Nachschlagewerke (HDA, Lexikon f. Theologie und Kirche) oft Band und Seitenzahl vermissen lassen, wodurch Überprüfung und Weiterarbeit erschwert wird, zumal das beigegebene Register wohl einen für beide Bände gegebenen Ortsweiser enthält, jedoch keine Sachhinweise gibt.

Alles in allem ist auch dieser II. Band, der den Walser-Toten des Lawinenunglückes vom 11. und 12. Jänner 1954 gewidmet ist, ein willkommener Beitrag zur volks- und heimatkundlichen Literatur jenes Bundeslandes, dessen volkskulturelle Überlieferungen in der österreichischen Wissenschaft, ausgenommen das reiche Gebiet der Sagensammlung und -forschung (R. Beitzl) und der auch volkskundlich außerordentlich fruchtbaren Mundartkunde (L. Jutz), viel zu wenig erkannt sind und verwertet werden.

Leopold Kretzenbacher.

Die Wiener Schule der Völkerkunde. The Vienna School of Ethnology. Festschrift anlässlich des 25jährigen Bestandes des Institutes für Völkerkunde der Universität Wien (1929—1954). Herausgeber: J. Haekel, A. Hohenwarth-Gerlachstein und A. Slawik. VIII + 568 Seiten mit 11 Tafeln, 21 Textillustrationen und 2 Karten. Horn-Wien 1956, Verlag Ferdinand Berger.

Der stattliche Festband legt Zeugnis für Geschichte und Leben des hochangesehenen Wiener Institutes ab, alte und neue Institutsmitglieder haben ihre Forschungsergebnisse dafür zur Verfügung gestellt, so daß man sich hier von zahlreichen Stoffen und Problemen der Völkerkunde und ihrer nächsten Nachbarwissenschaften, wie sie an diesem Institut gepflegt oder doch interessiert verfolgt werden, ein gutes Bild machen kann. Der Band ist den beiden Leitern des Institutes, Wilhelm Koppers und Robert Heine-Geldern gewidmet, mit einem ehrfurchtsvollen Gedenken an den großen Anreger der Wiener Schule, P. Wilhelm Schmidt. Das bedeutet nicht zuletzt, daß der Band in mancher Hinsicht über den heutigen Stand der Ansichten dieser Schule Auskunft zu geben vermag. Eine kurze sachliche Geschichte des Institutes und das Verzeichnis der zahlreichen hier gearbeiteten Dissertationen geben einen dankenswerten Überblick über das Werden der Arbeit in diesem Kreise.

Der Abhandlungsteil wird mit einem vorzüglichen Übersichtsbeitrag „Zum heutigen Forschungsstand der historischen Ethnologie“ von Josef Haekel eingeleitet. Der Beitrag ist auch für die Nachbar-

disziplinen von größtem Interesse, weil hier einmal klar und sozusagen schul-offiziell ausgesagt wird, wie es mit dem Lehrgebäude der „Wiener Schule“ heute steht, was diese Schule von ihrer vielgerühmten Methode und von der Kulturkreislehre noch hält, was sie als revisionsbedürftig ansieht und was sie preisgegeben hat. Haekel bespricht alle diese Fragen, zum Teil in einer fruchtbaren Auseinandersetzung mit Kunz Dittmers „Allgemeiner Völkerkunde“ (1954), mit schöner Sachlichkeit und einer gewissenhaften Heranziehung der ganzen modernen Fachliteratur, um im wesentlichen zu dem Schluß zu kommen: Was sich methodisch nicht halten läßt, und wenn es die gesamte Kulturkreislehre sein sollte, das kann und soll ruhig fallen. Aber: „Unberührt von den erwähnten Revisionen bleibt jedoch der historische Grundcharakter der Ethnologie und das Kernstück ihrer Methode, die Beziehungsforschung.“ (S. 25.) Und zweifellos wird man wissenschaftsgeschichtlich hierin wirklich die eigentliche Bedeutung der „Wiener Schule“ erkennen können und anerkennen müssen. Damit ist sie auch für die Nachbardisziplinen, vor allem für die Volkskunde, von wesentlicher Bedeutung geworden, auch wenn dies fast nie zum Ausdruck kommt, auch nicht in diesem Festband.

Von den anderen Beiträgen des Bandes können hier nur einige wenige namhaft gemacht werden. Anna Hohenwarth-Gerlachstein beschäftigt sich mit der Frage „Hochkultur und Ethnologie“, wobei im wesentlichen die archaischen Hochkulturen gemeint sind. Walter Graf berichtet aus seinem Spezialgebiet „Musikethnologie und Quellenkritik“. Von den afrikanistischen Beiträgen muß Walter Hirschberg „Die Zeitrechnung der Buschmänner und Hottentotten“ erwähnt werden, weil auch hier Einflüsse aus Hochkulturgebieten hervorgehoben erscheinen. Die interessantesten Sachbeiträge sind im Asien-Teil des Bandes zu finden. Christoph Fürer-Heimendorf berichtet über „The Economy of the Sherpas of Khumbu (Easter Nepal)“, Umar Rolf Ehrenfels über „A Malayalar Mock Fight“, Eberhard H. Kaufmann „Zu den Steinsetzungen und Gräbern der Naga.“ Bezeichnend erscheint der Beitrag von Stephan Fuchs, „Der Hochgottglaube bei den Primitivstämmen des nordöstlichen Vorderindien“, der in der Bhagwan-Frage zu Ergebnissen kommt, die denen von Koppers genau entgegengesetzt sind. Der archäologischen Nachbardisziplin gehört Karl Jettmar „Zur Wanderungsgeschichte der Iranier“ an, der heute auf Grund der neueren russischen Veröffentlichungen strikt das Gegenteil von dem schreibt, was er 1952 noch veröffentlichte. Bewundernswert an Kenntnis und Erkenntnis, wie übrigens alle Arbeiten des Verfassers, von Josef Henninger „Zur Frage des Haaropfers bei den Semiten“. Aufschlußreich von Matthias Eder „Der Raumgedanke in der japanischen Volkskunde“, ein Beitrag, aus dem man u. a. wohl auch entnehmen kann, daß sich in Japan eine wirkliche Volkskunde im europäischen Sinn zu entfalten scheint¹⁾.

¹⁾ Das geht auch aus anderen Erscheinungen hervor. Auf dem Veröffentlichungsgebiet tritt das sehr beachtliche Journal of Far Eastern Folklore „Folklore Studies“ hervor, das vom S. V. D. Research Institute in Tokio herausgegeben wird, von Matthias Eder, S. V. D. geleitet. Und museal ist das Museum in Kurashiki zu erwähnen (Präfektur Okayama), das von Tokomura geleitet wird und volkskundliche Vergleichssammlungen anstrebt. Das Museum wurde 1956 schon zehn Jahre alt, seine Arbeit ist aber erst jetzt hier bekanntgeworden.

Von den drei Europa-Beiträgen entfällt der erste direkt auf die österreichische Volkskunde: Adolf Mais „Die Maisspeicher in Österreich“. Und Rossina Zdansky berichtet über „Die Feuertreter in Thrazien“.
Leopold Schmidt.

Robert Wildhaber, Der „Feiertagschristus“ als ikonographischer Ausdruck der Sonntagsheiligung (Sonderdruck aus der Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte, Bd. 16, 1956, Heft 1, 34 Seiten und 30 Abbildungen auf 12 Tafeln).

Die Kunstwissenschaft hat die Ikonographie wieder einmal zu entdecken begonnen, und man kann wohl sagen, daß die Volkskunde an dieser Entdeckung nicht ganz unbeteiligt ist. Gerade zur gleichen Zeit, da zumindest ein Teil der zeitgenössischen bildenden Kunst den „Gegenstand“ aus den Augen verloren hat und „abstrakt“ geworden ist, beginnt sich dieser „Gegenstand“ wieder des Interesses der Kunstforschung zu erfreuen, vor allem der mittelalterlichen Kunstgeschichte. Und auf dem Gebiet der mittelalterlichen Kunst, besonders der Malerei, gibt es auch tatsächlich noch immer beträchtliche ikonographische Probleme, zahlreiche Bildtypen sind entweder überhaupt noch nicht gedeutet oder doch ihren wesentlichen Grundlagen nach noch ungeklärt. Eine derartige Bildtype von großer Wichtigkeit hat nunmehr Wildhaber mit wahrer Freude am Stoff herausgearbeitet. Die Darstellung des totlebendigen Christus umgeben von einer Reihe von Arbeitsgeräten findet sich fast über ganz Europa verstreut vor, zumal auf vielen Fresken, die ja zum Teil erst in den letzten Jahren wieder zum Vorschein gekommen sind. Es scheint sich um eine Darstellung aus der praktischen Mystik zu handeln, wie sie von den Dominikanern im 14. Jahrhundert gern verbreitet wurde: Das sprechende Bild sollte besagen, daß der dauernd mystisch weiterleidende Heiland durch die Werktagsarbeit am Feiertag immer wieder verwundet, gemartert werde. Wildhaber weist nach, daß Bilderbogen, Einblattdrucke, diese Tendenz mit diesem einprägsamen Bild verbreiteten, und daß sich daraus auch die Streuung der Fresken und anderen ortsfesten Darstellungen erklärt. Er geht selbstverständlich auch auf die Gerätedarstellungen ein, die sich auf diesen Bildern finden, woraus denn auch ein beachtlicher Beitrag zur spätmittelalterlichen Gerätekunde erwächst.

Erfreulicherweise gehört die stoffgesättigte Abhandlung zu jenen Arbeiten, die zum Gespräch einladen, und so ist es nicht zu verwundern, daß sehr bald nach ihrem Erscheinen auch bereits ein österreichischer Diskussionsbeitrag geboten werden konnte. Leopold Kretzenbacher, der sich ausgehend von der Legendenforschung in steigendem Ausmaß auch mit der Ikonographie zu beschäftigen begonnen hat, konnte in einer instruktiven kleinen Notiz darauf hinweisen, daß sich ein beachtlicher derartiger „Feiertagschristus“ auch unter den soeben aufgedeckten Fresken in der Knappenkirche zu Oberzeiring gefunden hat¹⁾. Somit kennen wir für Steiermark nun ein derartiges Bildzeugnis des 15. Jahrhunderts; Wildhaber konnte aus Österreich erst zwei Darstellungen aus Kärnten (St. Markus-Kirche in Mauthen und Maria

¹⁾ Leopold Kretzenbacher, Der „Feiertagschristus“. Ein neuer Freskenfund aus dem mittelalterlichen Oberzeiring (Neue Chronik zur Geschichte und Volkskunde der innerösterreichischen Alpenländer, Nr. 37 vom 28. Juli 1956, S. 2 f.).

Rojach) in den Rahmen seiner Abhandlungen einfügen. Kretzenbachers Nachweis zeigt übrigens auch, daß eine Bildausgabe der steirischen Fresken des Mittelalters, besonders der zahlreichen Neuaufdeckungen der letzten Jahrzehnte, eine dringende Notwendigkeit wäre. Auch die volkskundliche Ikonographie würde es leichter haben, wenn derartige wichtige Bildwerke möglichst bald in möglichst guten Abbildungen vorliegen würden.

Leopold Schmidt.

István Györfly, *Matyó népviselet (Die Volkstracht der Matyó)*.

Verfaßt und zum Druck fertiggestellt von Edit Fél. 141 Bilder. LVI Tafeln, 205 Seiten. Verlag Képzőművészeti Alap Kiadóvállalata. Budapest 1956.

Die Matyó-Volksgruppe ist eine an Überlieferungen reiche ethnische Gruppe des Ungarntums. Sie wohnen im nördlichen Teil der Ungarischen Tiefebene (südlich vom Bükk-Gebirge) in drei Gemeinden des Komitats Borsod (Mezőkövesd, Szentistván, Tard). Es ist wahrscheinlich, daß sie — wenigstens teilweise — auch kumanische ethnische Elemente aufbewahrt haben. Unter den heutigen Familiennamen gibt es solche, die auf türkische Herkunft hinweisen. Diese Familien sind vielleicht Nachkommen der Osmanen-Türken. Die Matyó-Volksgruppe wurde vor allem durch ihre Tracht berühmt.

I. Györfly zeigt uns in seinem posthumen Werk die Ausbildung und Entwicklung der Matyó-Volkstracht. In seinem Werk beschreibt er nicht nur die einzelnen Kleidungsstücke, sondern beschäftigt sich auch mit dem Geschmack der Matyó, wie derselbe in ihrer Tracht zum Ausdruck kommt, mit den die Tracht formenden wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Faktoren, den das Lebensalter begleiteten Veränderungen der Tracht, der Kleidungsweise bei besonderen Gelegenheiten (Hochzeit, Trauer) und an Feiertagen usw.

Es kann nicht der Zweck dieser Rezension sein zusammenzufassen, was Györfly über die einzelnen Kleidungsstücke schreibt. Dem der ungarischen Sprache unkundigen Ethnographen geben die Illustrationen des Buches über die einzelnen Kleidungsstücke hinreichende Auskunft. Daher erwähne ich nur einige Resultate des Werkes. Bei den Matyó ist die Tracht der Frauen die farbenprächtigere und die reichere. Die Männer haben dagegen gewisse althergebrachte Kleidungsstücke besser bewahrt als die Frauen. Zu diesen uralten Kleidungsstücken der Männer gehören die ponchoartige Fellbekleidung, die hohe kegelförmige Kappe, das kurze Leinwandhemd, das nicht einmal die Hüften und den Bauch bedeckte, die bis zu den Fußknöcheln reichende, enge Unterhose (ung. *gatyá*), der zwölf bis fünfzehn Zentimeter breite Ledergürtel, welcher beim Tragen der kurzen Hemden den Bauch und den unteren Teil des Rückens schützte, die verschiedenen Pelzoberkleider. Nur in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts begann sich die weite leinene Unterhose (ung. *gatyá*) zu verbreiten, zu der man keine Oberhosen trug. Bis zu einem gewissen Grad war das weite Beinkleid der Ausdruck der gesellschaftlichen Stellung, weil es an Feiertagen von den wohlhabenden Burschen des Dorfes getragen wurde. Das weite Beinkleid ist im dritten Jahrzehnt des XX. Jahrhunderts schon eigentlich ein Galakleid. Der Gebrauch des weiten Beinkleides wurde auch durch die Verbreitung des Fahrrades in den Hintergrund gedrängt. Oft trug man zwei Beinkleider, von welchen das untere eng war. Das obere Beinkleid wurde mit Fett oder mit Ruß durchtränkt, um es vor Ungeziefer zu schützen, wasserdicht zu machen und schwarz zu färben. Der Bundschuh der

Matyó war verschieden gestaltet. Auf die Stiefel setzten sie einen Sporn. Dies wurde aber erst seit 1848 Mode. Die Sporen übernahm die Bauernschaft von den Adeligen. Im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts wurde das sogenannte szúr (ungarischer Bauernmantel) eines der charakteristischsten Kleidungsstücke des Matyó-Mannes. Dieses prunkvolle, gestickte Kleidungsstück erhielt der Bursche im 18. bis 20. Lebensjahr, er ging darin zur Hochzeit und trug es dann sein Leben lang. Der szúr verlor am Ende des vorigen Jahrhunderts seinen reichen Schmuck und wurde immer prunkloser und eintöniger. Die Männer tragen neuerdings Schürzen. Dieselbe bezeichnen sie mit einem Wort deutschen Ursprungs (ung. s u r c). Nach der Überlieferung hat sich die Schürze erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eingebürgert. Die Männer tragen die alte Tracht am häufigsten bei Hochzeiten.

In der Frauentracht ist die eigentümliche, turbanartige Kopfbedeckung, der glockenförmige, faltenreiche, lange Rock und die prunkvoll gestickte Schürze das auffälligste. Den Bundschuh trugen die Frauen am längsten bei der Ernte. Je nach dem Alter wechselte die Farbe und die Stickerei der Latsche. Der rote Stiefel verschwand nur am Anfang unseres Jahrhunderts von den Füßen der Frauen. Es ist sehr interessant, daß die Frauen ihren mit Ärmeln versehenen, bis zu den Hüften reichenden Pelzrock nicht ablegten, wenn sie Verwandte besuchten. Dieser Brauch war auch bei den Männern üblich. Es ist bemerkenswert, daß die Frauen bei regnerischem Wetter eine große, weiße Leinwanddecke über den Kopf und den Rücken warfen. Dies ist zweifellos ein Überrest uralter Tracht, welcher z. B. auch bei den Slowaken, Polen und Kleinrussen beobachtet werden kann. Bemerkenswert ist auch die Sitte, daß das Mädchen dem Burschen, der ihr gefiel, ein Taschentuch schenkte, auf welches sie mit dem eigenen Blut ihren Namen geschrieben hat. Den mit Blut geschriebenen Namen sticht sie dann mit roter Baumwolle aus. Früher ließ sich die Braut im schwarzen Kleid trauen. Die Aussteuer stellte die Mutter schon im voraus für die Tochter her. Das reiche Mädchen erhielt von ihrer Mutter 25 Faltenröcke und 30 Unterröcke.

Die farbenprächtige, reichgestickte Matyó-Tracht hat sich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ausgebildet. Vorher unterschied sich die Matyó-Tracht nicht von der auf der Großen Ungarischen Tiefebene allgemein verbreiteten Tracht der Hörigen. I. Görffy führt uns mehrere interessante Beispiele dafür an, wie die geistlichen und weltlichen Behörden versuchten, die Tracht der Matyó zu beeinflussen und zu gestalten. Vor dem zweiten Weltkrieg wurden die goldenen und silbernen Schnüre und Posamente auf behördliches Einschreiten von den Kleidern entfernt und auf dem Marktplatz des Dorfes öffentlich verbrannt. Mit derartigen Maßnahmen wollte man das Volk der Matyó-Dörfer vor überflüssigen Ausgaben bewahren, zum Teil wollte man damit erreichen, daß die alte Matyó-Stickerei weiter fortbestehe und dieselbe auch weiterhin an den Kleidungsstücken angewendet werde. Jene gesellschaftlichen Umstände verdienen ebenfalls Beachtung, infolge deren die Matyó ihre herkömmliche Tracht aufgeben. So legt z. B. das Matyó-Mädchen, wenn es einen Handwerker heiratet, auf Wunsch ihres Gatten, die Volkstracht ab. Die aus Amerika zurückgekehrten Frauen und Männer legen die Matyó-Tracht nicht mehr an. Wenn im Sommer die Matyó-Männer und -Frauen zu landwirtschaftlichen Arbeiten in entferntere Gegenden gingen, trugen sie die traditionellen Kleidungsstücke nicht, zogen sie dagegen im Winter zu Hause an. In unseren

Tagen ist dieser Wandel noch größer. Im Sommer 1955 trug in Mezőkövesd kein einziges Mädchen mehr das herkömmliche Matyó-Kleid. Die älteren Frauen tragen es größtenteils noch. Sie beabsichtigen auch nicht, die alte Tracht aufzugeben. Ihre „gotische“ Erscheinung spricht von der glänzenden Vergangenheit ihrer Tracht.

Diese inhaltsreiche Monographie von I. Györfy ist ein bedeutendes Dokument der ungarischen ethnographischen Literatur. Der Band wird durch die vollständige Bibliographie der Matyó — zusammengestellt von István Sándor — ergänzt. Béla Gunda.

Index ethnographicus, 1956 junius. Kézirat gyanánt. A Magyar Nemzeti Múzeum Néprajzi Múzeumának könyvtári tájékoztója. I. Bd. 1. Heft. Budapest 1956. 78 Seiten.

Zu den wohlbekannten großen Volkskunde-Zeitschriften Ungarns ist soeben eine kleine neue getreten, die als Anzeiger der Bibliothek des Ungarischen Ethnographischen Museums dienen soll und von István Sándor und Lajos Takács redigiert wird. Die kleine, im Vervielfältigungsverfahren hergestellte Zeitschrift scheint eine wertvolle Verbindungsaufnahme zwischen der ungarischen und der deutschsprachigen Volkskunde werden zu können, da sie Besprechungen der ausländischen Publikationen in ungarischer Sprache, und eine Erläuterung zu den angezeigten ungarischen Publikationen in deutscher Sprache bringt. Von den im 1. Heft besprochenen 94 Büchern sind nicht weniger als 13 österreichischer Herkunft, was zweifellos für sich spricht.

Im gleichen Format und Verfahren ist übrigens auch eine Bibliographie zur ungarischen Volkskunde des letzten Jahrzehnts erschienen: Magyar Néprajztudomány 1945—1955. Válogatott Bibliográfia (= Bibliográfiák az egyetemi oktatás számára, Nr. 8). Bearbeitet von István Sándor. Budapest 1956. 68 Seiten. Hier hätte sich die Übersetzung der Titel empfohlen, vielleicht wird ein nächstes Heft die Anregung aufnehmen können. Leopold Schmidt

Deutsche Philologie im Aufriß. Unter Mitarbeit zahlreicher Fachgelehrter herausgegeben von Wolfgang Stammer. 3 Bände. 1590, 2078 und 2300 Spalten. Berlin und Bielefeld 1952—1956, Erich Schmidt Verlag.

Nach insgesamt 31 Lieferungen ist nunmehr ein Werk fürs erste fertig geworden, das in vieler Hinsicht für uns beachtlich erscheint. Wolfgang Stammer, führender Germanist moderner Prägung, hat nach dem Ende des letzten Krieges mit rascher Entschlossenheit und großer Tatkraft die Organisation dieses Werkes in die Hand genommen, das damals besonders wichtig erschien, und das man heute, nach seiner Fertigstellung auch als geglückt ansehen kann: Ein großes Sammelwerk der deutschen Philologie, wie sie unsere Zeit betreibt. Und dabei hat Stammer sich verpflichtet gefühlt, auch die deutsche Volkskunde als einen Teil der Germanistik anzusehen, und sie als Ganzes wie ihre Teilgebiete von ausgesuchten Fachleuten behandeln zu lassen. Nun ist der Volkskunde unserer Tage der alte Zusammenhang mit der Philologie, auch mit der deutschen Philologie, schon ein wenig abhanden gekommen und es mag sein, daß weitere volkskundliche Kreise das Erscheinen des mächtigen Lieferungswerkes gar nicht zur Kenntnis genommen haben. Ich fühle mich gerade deshalb hier zu einem Hinweis darauf verpflichtet, obwohl unsere Zeitschrift kein Besprechungsexemplar erhalten hat, und obwohl ich selbst Mitarbeiter des Werkes,

nämlich Verfasser des kleinen Sonderabschnittes über das Volksschauspiel bin. Da ich auf die anderen Beiträge keinerlei Einfluß gehabt habe, wird man mir vielleicht doch die notwendige Objektivität dem Gesamtwerk sowie jenen anderen Beiträgen gegenüber zubilligen und ein kurzes Eigenreferat erlauben.

Das Werk umfaßt das Gebiet der deutschen Philologie in einem sehr weiten Umfang, mit Berücksichtigung der verschiedensten Sonderforschungen, die Stammler sogar mit einer deutlich spürbaren Vorliebe herangezogen hat. Der I. Band, noch auf wenig gutem Nachkriegspapier gedruckt und daher bereits in Neuauflage begriffen, enthält die fachgeschichtlichen und sprachwissenschaftlichen Grundlagen. Hervorgehoben, weil von Interesse für uns, sei davon Josef Dünningers „Geschichte der deutschen Philologie“ (Sp. 79 ff.) und die kurze „In-schriftenkunde“ von Friedrich Panzer (Sp. 269 ff.). Mit Gewinn liest man auch die „Deutsche Bibliotheksgeschichte“ von Ernst Mehl (Sp. 315 ff.). In der II. Abteilung dieses Bandes interessierten uns vor allem die „Orts- und Personennamen“ von Ernst Schwarz (Sp. 581 ff.).

Der ungleich wuchtigere II. Band, 1954 fertiggestellt, bringt die literarhistorischen Hauptbeiträge, welche die Lyrik, die Mundartdichtung und die ganze mittelalterliche Dichtung behandeln. Da steht die Zusammenfassung „Das Drama des Mittelalters“ von dem inzwischen verstorbenen Eduard Hartl (Sp. 903 ff.) und der in vieler Hinsicht besonders wichtige Beitrag über die „Mittelalterliche Prosa in deutscher Sprache“ von Stammler selbst (Sp. 1299). Ich hebe aus seiner Einleitung nur einen Satz hervor: „Die Anordnung des schier unübersehbaren Stoffes hat mir viel Kopfzerbrechen bereitet.“ (Sp. 1302.) Wenn das der beste Kenner sagt, dann weiß man, woran man ist, und wird den Beitrag mit umso größerer Dankbarkeit künftighin benützen. Was steht hier nicht über die geistliche Prosa, über Glaube und Glaubensbekenntnis, über die Gnadenmittel, über Gebete und Gebote, über die Sünden und die Guten Werke, die Katechismen usw. Nach Theologie, Bibelübersetzung und Kirchenvätern werden Scholastik und Mystik behandelt, und „Lehr- und Glaubenseifer“ schließen sich an. Die Predigt der Orden kommt zur Geltung, die Legende selbstverständlich, die Erbauungsbücher, und zwar bis zu den Drucken und ihren Illustrationen. Genau so geht es aber bei der Weltlichen Prosa, wo Sprachenkunde und Weltweisheit den großen Stoff-Kapiteln von der Antike und von der Unterhaltung voranstehen, Roman, Novelle und Kurzgeschichte des Mittelalters finden ihre Erörterung, wobei der Blick zur Erzählforschung hinüber sich von selbst ergibt. Eine gewaltige Bibliographie faßt das Gebiet, das vordem nicht zu bewältigen schien, nach dem Stand der bisherigen Erforschung zusammen: Alles in allem ein Hauptgewinn des ganzen Sammelwerkes. Die „Fachprosa des Mittelalters“ hat Stammler übrigens ihrem Spezialisten, Gerhard Eis (Sp. 1634 ff.) überlassen. Eine knappe Zusammenfassung „Mittelalterliche Literatur“ von Karl Hauck (Sp. 1842 ff.) fehlt diesem Band erfreulicherweise auch nicht, der sonst noch die Artikel über die Geschichte der Novelle und des Romans bis zu den Erscheinungen der Gegenwart enthält.

Der III. Band ist vor allem den Einflüssen der fremden Literaturen auf die deutsche gewidmet, wobei zahlreiche wertvolle Spezialartikel Gebiete erschließen, die man in diesem Zusammenhang fast noch nie gesehen hat. H. Borchardt gibt Sp. 418 ff. eine ganz beachtlich umfangreiche „Geschichte des deutschen Theaters“. Wertvoll erscheint mir der Beitrag von Elisabeth Frenzel „Stoff- und Motivesgeschichte“

(Sp. 739 ff.). Daran wird die volkskundliche Ikonographie, die sich ja zur Zeit einer beträchtlichen Beliebtheit erfreut, nicht vorübergehen können. Wie man sieht, hat Stammler seine „Philologie“ nach allen Seiten hin angereichert, die lange Zeit selbständig abseitsgestandenen Disziplinen der Altertumskunde, der Namenforschung usw. sind hier wieder durchaus gemeinsam vertreten, wenn auch nicht auf einen gemeinsamen Nenner gebracht. Die früher als „Altertumskunde“ bezeichnete Forschung ist durch den Artikel „Germanische Gegenstandskultur“ von Volkmar Kellermann (Sp. 1007 ff.) vertreten, an den sich ein Parallelartikel von Dietrich W. H. Schwarz „Sachgüter des Mittelalters und der Neuzeit“ (Sp. 1083 ff.) anschließt. Der sehr gediegene Überblick leitet zu den fast rein historischen Artikeln über, von denen Herbert Grundmann „Geschichtsschreibung im Mittelalter“ (Sp. 1273 ff.) besonders genannt sei. In dieser Nachbarschaft setzen dann die eigentlich volkskundlichen Artikel ein, die ich aber in einer anderen Reihenfolge aufzählen möchte, als sie das Werk selbst bietet. Bei einer vom Gesamtwerk unabhängigen Anordnung würden diese Beiträge ungefähr folgendermaßen zu reihen sein:

Mathilde Hain, Die Volkskunde und ihre Methoden III, Sp. 1723 ff.).

Hier werden die historisch-philologische, die geographische, die psychologische und die soziologische Methode vorgeführt, jeweils in kurzem forschungsgeschichtlichen Zusammenhang.

Werner Betz, Die deutsche Heldensage (III, Sp. 1459 ff.).

Ein konzentrierter und doch stoffreicher Überblick über den Begriff der Heldensage, ihre Stoffe und Formen, ihre Ursprünge, ihre soziologische funktionelle Bedeutung. Nach der Geschichte der Heldensagenforschung werden berechtigtmaßen die Heldensagen der anderen Völker herangezogen, vor allem die germanischen (gotische, englische, nordische) und die nichtgermanischen. Dann folgen die wichtigsten Stoffgruppen der Heldensage der Völkerwanderungszeit, anschließend die durch die mittelalterlichen Volksepen bekannten Sagen, sowie ein Ausblick auf die verlorenen Heldensagen.

Will-Erich Peuckert, Sage (III, Sp. 1742 ff.).

Eine kurze, klar gegliederte Darstellung der begrifflichen Probleme, der morphologischen, psychologischen und soziologischen Fragen. Besonders die Gedanken zum „Funktionalismus“ (Malinowski, Eskeröd) sind beachtenswert, wenn man die Fragestellung an sich vielleicht auch nicht für besonders fruchtbar halten mag. Peuckert überspitzt überhaupt die zweifellos vorliegenden Probleme der glaubensmäßigen Bindung der Sage. Ein Satz wie der folgende: „Wenn ich heute an die Hunderttausend-Volt-Spannung eines Blitzes glaube, so glaubten meine Väter an den strafenden Blitz in der Hand Gottes, an den Hammer des Donnergottes, an die Wetterhexe“, erscheint mir sinnlos, zumindest durchaus nicht geeignet, auch nur irgendeine der von Peuckert dargestellten Problemgruppen und Methoden aus Eigenart und Wesen der Sage zu erläutern. Das ist also ein Diskussionsbeitrag, aber kein Handbuchartikel.

Will-Erich Peuckert, Märchen (III, Sp. 1771 ff.).

Nach den „Begriffsbestimmungen“ sucht Peuckert zunächst das Märchen als „tatsächliches Geschehen“ auf, spricht dann über den „belehrenden Zweck“, dann über „Märchen als unterhaltende Erzählung“, und knüpft, ausgreifender, „literaturhistorische Fragen“ an, das heißt also das Verhältnis der Volkserzählung zu den verschiedenen literari-

schen Festlegungen. Eine Schau über die Märchenforschungsmethoden beschäftigt sich zunächst mit den historisch-kritischen Methoden (indische Hypothese, „Tausend und eine Nacht“, anthropologische Theorie), geht dann auf die katalogisierende Märchenarbeit ein, ferner im besonderen auf die Finnische Methode. Dann geht der Weg zu den Forschungen nach Urform und Entwicklung, zwischendurch zu den „formalkritischen Problemen“ (mit einer gerechten Kritik an den Arbeiten von Max Lüthi), schließlich zur „Märchenbiologie“, deren geringe Berechtigung dabei deutlich wird. Schließlich versucht Peuckert „Grundhaltungen“ herauszuarbeiten, wobei er weitgehend seine 1938 vorgebrachten Hypothesen heranzieht, und neuere Arbeiten, besonders Jan de Vries (FFC 150) kritisch mustert. An diesem bunten Gewebe erfreut selbstverständlich die Vielfalt, und die berechtigten Kritiker der an das Märchen von außen herankommenden Literaturhistoriker Lüthi und de Vries. Für ein Handbuch scheint mir auch dieser Beitrag reichlich problematisch.

Wolfgang Stammer, Seemanns Brauch und Glaube (III, Sp. 1815 ff.).

Der umfangreiche Spezialbeitrag des Herausgebers bedeutet eine angenehme Überraschung. Gerade jetzt, da sich die Forschung vor allem der Binnenschiffahrts-Volkskunde zugewendet hat, greift Stammer noch einmal auf die „christliche Seefahrt“ zurück und stellt Glaube und Frömmigkeit der Seeleute, ihr Brauchtum, ihre Sprache usw. stoff- und ergebnisreich zusammen. Was da über Seemannschaft, über Wind und Wetter, über Lied und Musik an Bord usw. gesagt wird, das ist handfestes Material, frisch und griffbereit zusammengeordnet. Ein Spezialkapitel, das nun freilich in einem derartigen Handbuch stattlich viele Parallelbeiträge erfordern würde, die aber nicht vorhanden sind.

Josef Göhler, Die Leibesübungen in der deutschen Sprache und Literatur (III, Sp. 1945 ff.).

Vielleicht nicht ganz zur Volkskunde gehörig, aber als bescheideneres Gegenstück zu Stammers Seemanns-Kapitel am ehesten hier anzureihen. Eine kommende Sport-Volkskunde wird hier doch einiges finden können.

Mathilde Hain, Sprichwort und Rätsel (III, Sp. 1903 ff.).

Nach einem kurzen Überblick über die bisherige Sprichwortforschung folgt eine „Volkskundliche Betrachtung des Sprichworts“, wie sie Hain in ihrem Buch „Sprichwort und Volkssprache“ (1951) schon angewendet hat. Gewissermaßen im Gegensatz zu ihrer eigenen Arbeitsrichtung steht die „Historische Betrachtung des Sprichworts“, die Hain in den Abschnitten „Das Sprichwort im volkstümlichen Recht“, „— in der volkstümlichen Predigt“, und „— in der lehrhaften Erzählung“ behandelt. Ein abschließender Blick gilt dem wichtigen Thema „Sprichwort und bildende Kunst“. Für das Volksrätsel wird zunächst wieder die Geschichte der Rätselforschung dargetan, ferner Lebensformen und Wesen des Rätsels kurz behandelt. Die verwandten Gattungen der „Kleindichtung“ fehlen leider, so die dem Sprichwort benachbarte „Redensart“, aus der doch gerade im Sinne Hains manches zu holen gewesen wäre.

Erich Seemann und Walter Wiora, Volkslied (II, Sp. 1 ff.).

Seemann gibt in dem gedrängten Überblick eine Übersicht über Sammlung und Quellen, behandelt dann das Liedleben, also Anlaß und Funktion des Singens, Sänger als Träger des Volksliedes, Übernahme

und Wanderung der Lieder, die Volksliedlandschaften und das Entstehen, Sein und Vergehen des Volksliedes. Unter dem Titel „Das Volkslied als Dichtung“ bespricht Seemann Form und Sprache des Liedes, das Problem: Volksdichtung und Kunstdichtung, schließlich die Gattungen des Volksliedes. Man sieht, ein durchaus moderner, sehr klar aufgebauter Beitrag, der als Musterbeispiel eines Handbuchartikels gelten darf.

Wiora behandelt die Singweise des deutschen Volksliedes, und zwar zunächst das Verhältnis von Wort und Weise, überblickt Eigenart und Mannigfaltigkeit der Singweisen, ihre Stilgemeinschaften und ihre Geschichtlichkeit. An Hand von Notenbeispielen werden die Anfänge und das Mittelalter, sowie die neuere Zeit behandelt. Die beiden Beiträge hätten eine den anderen Artikeln entsprechende Bibliographie mitbekommen sollen.

Leopold Schmidt, Volksschauspiel (III, Sp. 1881 ff.).

Ich habe eine etwas breitere Ausführung dessen gegeben, was ich in der Einleitung meines Buches „Das deutsche Volksschauspiel in seinen zeitgenössischen Zeugnissen“ (Berlin 1954) vorlegen konnte. Nach Begriff und Definition sowie Forschungsgeschichte, werden also kurz die „Volksgesellschaftlichen Grundlagen“ und dann die „Hauptgattungen“ dargelegt, worauf die wichtigsten Stoffe und Motive mehr minder als Aufzählung in ihren Hauptgruppen (Jahreslaufspiele, Erzählstoffe) folgen.

Josef Dünninger, Brauchtum (III, Sp. 2007 ff.).

Eine ausführliche Übersicht, die sich auf die großen Vorgänger Spamer und Paul Geiger stützt, aber die Forschungen der Gegenwart fruchtbringend heranzieht. Nach Wesensbestimmung, Forschungsgeschichte und Forschungsmethoden werden die „Grundformen“ behandelt, mit dankenswert ausführlicher Berücksichtigung der österreichischen Forschung des letzten Jahrzehnts. Sogar meine „Masken in Mitteleuropa“ (1955) sind für den Beitrag noch zurechtgekommen. Neben der Formenkunde gilt Dünningers Aufmerksamkeit der „Soziologie“, also der gesellschaftlichen Bindung des Brauchtums, und der „Geschichte“, was in Bayern angesichts Hans Mosers Archivforschungen besonders berechtigt erscheint. Man wird dem großen Beitrag kaum vorwerfen wollen, daß sich der Verfasser vielfach auf fremde Erarbeitungen gestützt und daher auch manche Ergebnisse übernommen hat, die eigentlich in seine eigenen Gedankengänge nicht recht hineinpassen. So verhält sich Dünninger wohl mehrfach kritisch gegen die germanischen Männerbundtheorien, übernimmt aber doch en passant die Hypothese Stumpfls, die Passionsspielszene vom Wettlauf der Apostel Petrus und Johannes stamme von kultischen Osterwettläufen ab. Sp. 2030: „Im Wettlauf der Apostel zum Grabe ist eine solche agonale Form auch in den kultischen Bereich der Osterspiele eingedrungen.“ Innerhalb der Volksschauspielforschung vermag das niemand mehr zu glauben: die Evangelienstelle Joh. XX, 3—4 genügt zur Erklärung der Szene durchaus. Auch jüngerer Literatur gegenüber ist Dünninger zu wenig kritisch, übernimmt vielleicht manchmal Urteile, die mit der Wirklichkeit wenig zu tun haben. Sp. 2052: „Die Männerbünde werden natürlich im besonderen Maße Jägerbrauchtum bewahrt haben.“ Das wäre schon ethnologisch unwahrscheinlich, in weit höherem Ausmaß gilt es erst recht nicht für die europäische Volkskunde. Aber da sind vielleicht Grenzen einer germanistischen Volkskunde überhaupt erreicht.

Mathilde Hain, Die Volkstracht (III, Sp. 1929 ff.).

Einsam auf weiter Flur schließlich ein Trachtenkapitel, das am ehesten mit den Kapiteln über die germanische Gegenstandskultur und die Sachgüter des Mittelalters und der Neuzeit korrespondiert. Nach einem Überblick über geographische Verbreitung und historische Vorbilder, einer Zusammenfassung von Forschungszustand und Methode, geht Hain auf die von ihr besonders erforschten Gebiete „Wesensgesetze und Lebensformen der Volkstracht“ ein. Die Beziehung des Trachtenträgers zur Tracht steht hier ebenso im Vordergrund wie bei ihren Sprichwortforschungen das Leben des Sprichwortes im Volk. Diese gewissermaßen funktionelle Einstellung ermöglicht hier einen ganz erfreulichen Überblick, der durch ein Schlußkapitel „Tracht und Volkskunst“ noch etwas ergänzt wird. Die wenigen Bemerkungen über den Volksschmuck, nicht zuletzt an Hand meines „Männerohrings“ (1947) vermögen freilich dieses beachtliche Sonderkapitel nicht zu erschöpfen.

Man sieht, Stammer hat sich bemüht, das Gebiet der Volkskunde zur Geltung zu bringen, elf Beiträge von neun Autoren sind immerhin eine beachtliche Leistung, auch rein umfangmäßig, denn diese 11 Artikel würden allein schon einen stattlichen Band füllen. Ich bin freilich froh, daß sie nicht in einem eigenen Band zusammengestellt sind, denn dann würde man die völlige Ungleichmäßigkeit der einzelnen Beiträge noch stärker bemerken als jetzt. Ungleichmäßig mußten sie freilich schon deshalb ausfallen, weil ihnen kein gemeinsamer Auftrag zugrundelag, nicht einmal im Technischen. Auch Anmerkungen und Bibliographien sind ungleichmäßig. Weit stärker freilich macht sich die Differenz der Standpunkte bemerkbar. Zwischen Hain, Peuckert, Dünninger und mir gibt es nicht gerade viele Verbindungen. Das Gemeinsame kommt vielleicht erst dann zu Bewußtsein, wenn man die Beiträge als Gesamtheit mit einer älteren Gesamtdarstellung der Volkskunde vergleicht, und seien es nur die nicht viel mehr als zwanzig Jahre alten Sammelwerke von Spamer und Peßler: Es hat sich doch sehr viel geändert, und gerade die Änderungen, das Zuwachsen neuer Meinungen, die Diskussionen über neue Standpunkte und Hypothesen, die sind eigentlich den meisten der jetzigen Autoren gemeinsam. Gemeinsam ist ihnen auch, daß sie sehr viele der neuen Ansichten positiv werten, oder doch wenigstens in Erwägung ziehen. Das ist zweifellos gut, soweit es sich um Lehrmeinungen innerhalb des Faches handelt, weniger gut, wenn dadurch die Heranziehung fachfremder Hypothesen gefördert erscheint. So ist die Berufung auf die Archetypenlehre von C. G. Jung durch Hain und Peuckert zweifellos nicht sehr glücklich. Mit solchen Gespinnten muß sich zunächst die Fachkritik auseinandersetzen, dann kann man in allgemeiner gehaltenen Darstellungen dazu Stellung nehmen. In der Märchenforschung hat diese Fachkritik ja schon begonnen, das Märchenwerk der Jung-Schülerin Hedwig Beit ist von Lutz Röhrich erbarmungslos kritisiert worden. Aber alle diese Dinge müssen noch viel ausführlicher durchbesprochen werden, um die Ernsthaftigkeit unserer Forschung derartigen luftigen Kombinationen gegenüber deutlich zu machen.

Kehren wir zu Stammers Sammelwerk als solchem und seiner Bedeutung für unser Fach zurück. Der Gewinn der Volkskunde ist durch die aufgenommenen Beiträge zweifellos beträchtlich. Für das Werk wäre es wohl von Nutzen gewesen, die Beiträge noch etwas strenger auszuwählen, und eine deutliche Richtlinie zu ziehen. In diesem Rahmen wäre es meiner Ansicht nach von Nutzen gewesen, jeweils die sprach-

liche, bzw. literarische Seite der Einzelkapitel der Volkskunde zu betonen. Nicht die Tracht an sich, sondern die sprachliche Bindung der Trachtenstücke usw. gehört doch in diesem Zusammenhang behandelt, nicht der Brauch an sich, sondern die sprachliche Bezogenheit der Brauchelemente, die brauchtümliche Namengebung usw. Bei einer solchen Anordnung wären auch die beträchtlichen Lücken spürbar geworden, von denen nur eine besonders große deutlich hervorgehoben werden soll: Es fehlt doch die ganze Wallfahrtsvolkskunde, die man heute als zentrale Disziplin in der Volkskunde ansehen darf. Nicht als Wallfahrtsvolkskunde an sich hätte sie aufgenommen gehört, sondern in ihren sprachlich-literarischen Beziehungen, von den Wallfahrtslegenden und Mirakelspielen bis zu den Wallfahrerliedern, -gebeten, -sprüchen, den Mirakelbüchern und der ganzen erstaunlich breiten Literatur dieser breitschichtigen Kulturerscheinung, die sich eigentlich nur mehr spezialisiert behandeln läßt. Ein einziges Mal im ganzen Werk ist der Ton der alten Volkswallfahrt angeschlagen: Panzer bildet eine Votivtafel ab (Bd. I, Sp. 303, Sammerei 1741), selbstverständlich der Ex-voto-Aufschrift halber. Die ist aber nur ein winziges Beispiel für eine ganze volkstümliche Literaturgattung. Bei Einbeziehung einer solchen Spezialdisziplin wäre sogleich auch klar geworden, daß wichtige Erzählgattungen wie die Legende einerseits, aber der Schwank ebenfalls, und Spott und Witz, Parodie usw. andererseits fehlen.

Auch wenn man all das bedenkt, bleibt jedoch der Eindruck eines bedeutenden Sammelwerkes immer noch bestehen. Eines Werkes, dem die Volkskunde im eigenen engeren Bereich derzeit nichts gleichwertiges gegenüberstellen kann, so daß sie der deutschen Philologie für die Gastfreundschaft, und ganz besonders Wolfgang Stammler für seine Initiative und Obsorge herzlich danken muß.

Leopold Schmidt.

Paolo Toschi, *Le Origini del teatro italiano*. Torino, Edizioni Scientifiche Enaudi, 1955. 767 Seiten, 81 Bilder, z. T. farbig. Preis 5000,— Lire.

In geradezu prachtvoller Ausstattung liegt nun das gewichtige Werk über die Ursprünge des italienischen Theaters aus der Feder eines der bedeutendsten Folkloristen unserer Zeit, Paolo Toschi, Rom, vor. Toschi, dessen zahlreiche Studien und Bücher in gleicher Weise dem Volksliede, insbesondere seinen Formgesetzen wie seinen Funktionen im Rahmen der Volkskultur gelten (zuletzt: *Fenomenologia del canto popolare*, 2 Teile, 1948 und 1951, gemeinsam Rom 1951, 305 Seiten) wie dem mittelalterlichen und neueren Volksschauspiel bzw. Hochkunsttheater, faßt im vorliegenden Monumentalwerke seine Studien aus 30 Jahren zusammen unter dem Gesichtspunkte der Ursprünge des italienischen (wie jeglichen) Theaters aus dem Ritus. In dieser Grundtendenz wäre es vielleicht besser gewesen, bei dem vom Verlag vorgesehenen Titel „Le origine ritualistiche del teatro italiano“ zu bleiben. Soweit es das religiöse Drama betrifft, hatte Toschi schon vieles in Einzeluntersuchungen vorgelegt. So z. B.: *L'antico dramma sacro italiano*, 2 Bde, Florenz 1925/1926; *Il dramma del medioevo*, Mailand 1936; *Dal dramma liturgico alla rappresentazione sacra*, Saggi, Florenz 1940; *La figura di Cristo Re nell'antico dramma sacro italiano*, Assisi 1942; *L'incarnazione del nostro antico dramma sacro*, ebenda 1948 usw. Im übrigen konnte sich der gelehrte Vf. weithin auf die bisherigen Standardwerke, auf Alessandro D'Ancona, *Origini del Teatro italiano*, Turin 1891 und für das Mittelalter auf Vincenzo De Bartholomaeis, *Le origini della poesia drammatica italiana*, Bologna 1924

und Turin 1952, stützen. Aber Toschi geht wesentlich weiter und eigene Wege. Für ihn ist jegliches Theater, auch das „profane“, das Volksschauspiel wie die berufsmäßige *Commedia dell'arte* oder die *Commedia erudita* letztlich aus einer einzigen Wurzel, aus dem Ritus, dem Brauchtum erwachsen. Der Vf. hält sich in manchem methodisch an das Werk von H. Theodor Gaster, *Thespis. Ritual, Myth and Drama in the Ancient Near-East*, New York 1950. Er geht aber doch nicht jene fernab führenden Wege des Schweizer Theaterwissenschaftlers Oskar Eberle, der sein Material zur Erkenntnis der Formen und Lebensbedingungen des Ur-Theaters, jeglichen Theaters, aus ethnographischen Quellen über Primitivvölker herleitet und den „Kult“, die religiöse Grundlage und Ausformung des Ritus erst als sekundäre Stufe in der Entwicklung des Phänomens „Theater“ ansieht. (O. Eberle, *Leben, Glaube, Tanz und Theater der Urvölker*, Olten und Freiburg i. B. 1954; dazu die Rezension *ÖZV* X, 1956, 84–86.) Toschi bleibt bewußt im Umkreise des italienischen Volksbrauchtums, ohne den Blick auf die analogen Erscheinungen in Gesamteuropa zu verlieren. Die zentrale Wurzel jeglicher dramatischer Entfaltung ist für Toschi das ursprünglich kultisch-rituelle Jahres- und Lebenslauf-Brauchtum, insbesondere die Feiern für Neujahr, Karneval und Frühling (Capodanno, Carnevale, Calendimaggi). Funktionsmäßig in die Bedürfnisse der arbeitenden und feiernden Gemeinschaft verflochten entsprechen diesen „riti“ auch bestimmte, immer mehr zeitlich und landschaftlich sich differenzierende Maskengestalten als Personifikationen: il Carnevale, la vecchia, il Quaresimo u. ä., die Vf. in reizvollen Einzeluntersuchungen bis zu den unsterblichen und eben nicht aus literarischen (etwa antiken) Ursprüngen entsprossenen Gestalten von Arlecchino, Pulcinella, Zanni usw. verfolgt. Er scheut auch nicht, in vornehmer Auseinandersetzung seinen „ritualistischen“ Standpunkt etwa gegen die Ansichten eines Benedetto Croce über den Ursprung der *commedia dell'arte* oder *erudita*, über die Etymologien für „lazzi“ usw. zu verfechten. Gleichwohl scheint uns manchenorts der Gedanke des Fruchtbarkeitskultischen (*riti di fertilità e propiziazione*) überbetont gegenüber der nicht nur zweck- bzw. kultgebundenen elementaren Ausdrucksform des Spielerischen, wie dies Eberle so glücklich betont hatte. Auch dürfte die im Gange befindliche Diskussion über das Totenkultische als letzten Ursprung der Maske wie über die Kontinuität der Teufelsdarstellung von den „paganen“ Kulturen über den christlichen Volksbrauch zu den Waffentanzspielen (*moresca*) und zum geistlichen Volksschauspiel noch nicht abgeschlossen sein. Im ganzen aber sieht Toschi den Begriff der „riti“ in weitestem Sinne. Er bezieht in den Begriff des kirchlichen wie außerkirchlichen Brauchtums (*liturgia, paraliturgia*) bewußt auch dramatische Losbräuche zu Jahresbeginn mit mittelalterlicher Kontinuität der „Prophetien“ (*le zingaresche* u. ä.) mit ein und gliedert sie nach den üblichen Grundformen des Brauchtums (Prozession, Tanz, Musik, Drama und Mischformen) auf, unter denen man zunächst das agonale Prinzip als Sondergattung vermißt, später aber insbesondere in den bestausgeführten Kapiteln über Prozeß und Verurteilung, Testament und Tod des „Carnevale“ ausführlich wiederfindet.

Es ist eine sehr anregende Untersuchung, wenn Toschi nach breiter Darstellung der „profanen“ italienischen Bräuche des Jahrlaufes und der Hochzeit dazu übergeht, auch die Geburt des „geistlichen“ Dramas aus der zunächst ebenfalls volkhafte bestimmten byzantinischen wie lateinisch-westlichen frühmittelalterlichen „uffizi drammatici“ bis zur

„sacra rappresentazione“ zu beleuchten und dabei darauf hinzuweisen, daß es bislang nur ein Mangel der Forschung war, wenn die Wurzeln des mittelalterlichen Mysteriendramas in Deutschland, Frankreich und England (Stumpfl, Young, Chambers) besser bekannt waren als jene in Italien, für die Toschi auf wichtige Liturgica aus Montecassino usw. hinweisen kann.

Im ganzen ein hochwillkommenes Werk für die kulturhistorische Volkskunde und Theaterwissenschaft, für dessen reiche Bildbeigaben (prachtvolle Aufnahmen von Masken, z. B. aus der Carnia, Sammlung Perusini-Udine!) und Musiknoten (teatro epico) besonders zu danken ist.

Leopold Kretzenbacher.

Sigurd Erixon, **Landbrug og bebyggelse**. Teknisk kultur II (= Nordisk kultur Bd. XIII). 316 Seiten, mit zahlreichen Abb. Stockholm. Oslo, Kopenhagen. Albert Bonniers Verlag. 1956.

Die immer schon erstaunlich intensiv betriebene Geräteforschung der skandinavischen Länder hat durch die Kopenhagener Pflugforscherkonferenz von 1954 nur neuen Auftrieb erfahren. Allenthalben regen sich da neue Arbeiten, und zahlreiche Veröffentlichungen der letzten drei Jahre haben erwiesen, in welche Richtungen man auszugreifen gedenkt. Um den starken Band schwedischer Forschungen, der hier von Sigurd Erixon vorgelegt wird, richtig würdigen zu können, sei wenigstens darauf hingewiesen, welche besonders einschlägige Veröffentlichungen aus diesem Gebiet uns in den letzten Jahren erreicht haben.

Zunächst die Arbeiten der dänischen Kollegen vom Nationalmuseum, die zumeist nicht nur dänische Stoffe, sondern deren Parallelercheinungen in weitem Umkreis behandeln. So schreibt Steensberg selbst über die finnische Brandrodung:

Axel Steensberg, *Med bragende flammer. Braendingskulturens metoder i fortid og nutid* (In Crackling Flames) (KUML, 1955, S. 65—130, mit 33 Abb.).

Dann Holger Rasmussen, der von den Färöern bis nach Kalabrien auszugreifen vermag, hier mit einer färöischen Arbeit:

Holger Rasmussen, *Korntørring og -taerskning pa Faeroerne. (Corn Drying and Treshing in the Faroe Islands)* (KUML 1955, S. 131 bis 157, mit 12 Abb.).

Schließlich Michelsen, der Norwegen und Tirol ebenso gut wie Dänemark bearbeitet, nunmehr mit einer irischen Arbeit:

Peter Michelsen, *Inishmore. Traek af livet pa en vest irsk ø.* (Fra Nationalmuseets Arbejdsmark, 1955, S. 82—93, mit 19 Abb.)

Auf schwedischer Seite seien besonders die Veröffentlichungen von Ragnar Jirlow genannt:

Arder och plog i Skane. (Skanes hembygdsförbunds Arsbok, 1954, 36 Seiten, Abb.)

Anders Berch, *metod att utröna folkens ursprung med hjälp av deras jorsbruksredskap.* Utgiva med en inledning (Lynchos, Lärdomshistoriska samfundets arsbok, 1954, Uppsala, S. 92—100.)

Oestgötskt jordbruk genom seklen. Redskap och metoder (Farmer in Oestergötland through the Centuries. Implements and Methods). (Oestergötlands och Linköpings Stads Museum Meddelanden 1954—1955. 30 Seiten, 16 Abb.)

Von den in Schweden lebenden estnischen Gelehrten sei schließlich die neue Pflugarbeit von Ränk genannt:

Gustav Ränk, Die Hakenpflüge Estlands (Suomen Museo, Bd. LXII, 1955, S. 5—42, mit 25 Abb.).

Man sieht, bewährte Forscher sind hier am Werk, um ihre Sammlungen zu erweitern und ihre Kenntnisse zu vertiefen, und alle diese Bemühungen stets wieder der Öffentlichkeit vorzulegen. Die Publikationsorgane sind freilich häufig etwas landschaftlich eng, die breitere Fachwissenschaft wird die zitierten Zeitschriften kaum recht zur Kenntnis nehmen können.

Es ist daher besonders zu begrüßen, daß Erixon mit bewährter Hand nun wieder die Ergebnisse all dieser Arbeiten auf breiter Basis zusammengefaßt und in einem Band der altbewährten großen Serie „Nordisk Kultur“ vorgelegt. Das Hauptinteresse des Bandes gilt dem Arbeitsgerätewesen des Nordens in prähistorischer und historischer Zeit. Ole Klindt-Jensen gibt S. 1—42 einen gründlichen Überblick über die Landarbeit im Norden in prähistorischer Zeit, mit eingehender Bezugsetzung zu den maßgebenden Arbeiten von Steensberg und Glob. Erixon selbst bringt S. 43—215 (mit 54 Abb.) einen weitgespannten Überblick über die Landarbeit des Nordens in historischer Zeit. In klar gegliederter Systematik wird da von der Rodung an bis zum Drusch alle einschlägige Arbeit und das dazugehörige Gerät behandelt, und zwar auf Grund der großartigen Sammlungen des Nordens wie mit Heranziehung verschiedener Bildquellen, die bisher zweifellos zu wenig ausgewertet wurden. Das schöne Spaten-Fresko aus der Kirche von Häverö in Uppland beispielsweise (S. 83, Abb. 18) freut selbstverständlich auch die mitteleuropäische Spatenforschung, deren Ergebnisse im übrigen von Erixon fruchtbar herangezogen werden. Die mit 653 Anmerkungen versehene Arbeit Erixons bedeutet zweifellos eine ganze Summe der derzeitigen nordischen Geräteforschung. Es wäre aber sehr schön, wenn sie in einer Sonderausgabe in deutscher Übersetzung vorgelegt würde. Ich bin überzeugt davon, daß sie dann noch weit stärker wirken würde. — Das Kapitel der Brotbereitung hat Erixon dem schwedischen Spezialisten Ake Campbell überlassen (S. 216—235), der dafür ja durch sein großes Werk: *Det Svenska Brödet. En jämförande etnologisk-historisk undersökning*. Stockholm, 1945—50 (VII und 268 Seiten, mit zahlreichen Abb. und 1 Karte) längst legitimiert war. — Sinnvoll ist hier noch eine Abhandlung von Sten Simonsson über die alte Steinbierbrauerei im Norden angeschlossen, S. 236—253, mit 6 Abb., wodurch hier also genau der gleiche Umkreis des alten „Bauernwerks“ ausgeschrieben erscheint, den ich 1954 in meiner Ausstellung (Museum für Völkerkunde in Wien) auszudecken bemüht war.

Leopold Schmidt.

Anzeigen / Einlauf 1956 / Glaube, Brauch, Wallfahrt

- Karl Amon, Aus dem kirchlichen Leben des Hallortes Aussee im späten Mittelalter (Jahresbericht des Gymnasiums am Bischöflichen Knabenseminar Carolinum-Augustineum in Graz, 1954/55, erschienen 1955, S. 3—27, und 1955/56, erschienen 1956, S. 3—52).
- James H. Barnett, The American Christmas. A Study in National Culture. New York 1954, XI und 173 Seiten. Mac Millan Company.
- Hermann Baumann, Das doppelte Geschlecht. Ethnologische Studien zur Bisexualität in Ritus und Mythos. Berlin 1955. 420 Seiten. Dietrich Reimer.
- Peter Beck, Von alten Bräuchen im Laufe des Kirchenjahres (= Luzern im Wandel der Zeiten, Heft 3). Luzern 1956. 32 Seiten. Komm.-Verlag Eugen Haag.
- Ernst Benz, Adam, Der Mythos vom Urmenschen. München-Planegg 1955. 328 Seiten. Otto W. Barth.
- Denis van Berchem, Le martyre de la Legion Thebaine. Essai sur la formation d'un legende. Basel 1956 (= Schweizerische Beiträge zur Altertumswissenschaft, 8). 64 Seiten. Friedrich Reinhardt.
- Haralds Biezais, Die Hauptgöttinnen der alten Letten. Uppsala 1955. XII und 435 Seiten. Almquist und Wiksell.
- Peter von Bomhard, Die Kunstdenkmäler der Stadt und des Landkreises Rosenheim. 1. Teil. Die Kunstdenkmäler der Stadt und des Gerichtsbezirkes Rosenheim. Rosenheim 1954. XII und 464 Seiten, 72 Bildtafeln. Verlag des Stadtarchivs.
- Rudolf Brandts, München-Gladbach. Aus Geschichte und Kultur einer rheinischen Stadt. M.-Gladbach 6953. 566 Seiten, 191 Abb. Verlag der Stadtverwaltung.
- Brassai, Fest in Sevilla. Photographien. Einleitung von Henry de Montherland. Text von Dominique Aubier. Feldafing 1954. 153 Seiten, zahlreiche Abb. Buchheim-Verlag.
- Hilding Celandner, Förkristen Jul enligt norröna källor. Mit deutscher Zusammenfassung. Stockholm 1955. 91 Seiten. Almquist und Wiksell.
- Teresa Ceruti, Un intrepido lottatore. S. Ambrogio. Mailand 1956. 40 Seiten, 16 Abb. Aditrice le stelle.
- Franz Colleselli, Hochzeitsbräuche in Colle S. Lucia, Buchenstein (Der Schlern, Bd. XXVII, 1953, S. 321—322).
- Franz Colleselli, Jahresbrauchtum in Buchenstein (Der Schlern, Bd. XXX, 1956, S. 39—41). Mit 4 Skizzen.
- Henri Daniel-Rops, Die apokryphen Evangelien des Neuen Testaments. Deutsche Übertragung von Oswald von Nostitz. Zürich 1956. 301 Seiten. Verlag der Arche.
- Ludwig Deubner, Attische Feste (Neudruck). Berlin 1956. 267 Seiten, 40 Bildtafeln. Akademie-Verlag.

- Joachim Diemann, Der Kult des heiligen Kilian im 8. und 9. Jahrhundert. Beiträge zur geistigen und politischen Entwicklung der Karolingerzeit (= Quellen und Forschungen zur Geschichte des Bistums und Hochstifts Würzburg, Bd. X). Würzburg 1955. XII und 336 Seiten. Komm.-Verlag Ferdinand Schöningh.
- Josef Dünninger, St. Oswald und Regensburg. Zur Datierung des Münchener Oswald (Gedächtnisschrift für Adalbert Hämel, hg. Romanisches Seminar der Universität Erlangen. S. 17—26). Würzburg. Konrad Triltsch.
- Josef Dünninger, St. Erhard und die Dollingersage. Zum Problem der geschichtlichen Sage (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde, 1953, S. 9—15).
- Karl Eder, Die landesfürstliche Visitation von 1544/1545 in der Steiermark. Ein Beitrag zur Reformationgeschichte Innerösterreichs (= Forschungen zur Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der Steiermark, Bd. XV). Graz 1955. 105 Seiten. Selbstverlag der Historischen Landeskommission.
- Rudolf Egger, Von den letzten Romanen Vindobonas (Anzeiger der phil.-hist. Kl. der Österr. Akademie der Wissenschaften, 1955, Nr. 6, S. 76—81).
- Gerhard Eis, Wahrsagetexte des Spätmittelalters. Aus Handschriften und Inkunabeln herausgegeben (= Texte des späten Mittelalters, Heft 1). Berlin-Bielefeld, 1956. 75 Seiten. Erich Schmidt.
- Mircea Eliade, Forgerons et alchimistes. Paris 1956. 211 Seiten. Flammarion.
- Sven Eriksson, Wochentagsgötter, Mond und Tierkreis. Laienastrologie in der römischen Kaiserzeit (= Studia Graeca et Latina Gothoburgensia, III). Stockholm 1956. 128 Seiten. Almqvist und Wiksell.
- Gabriele Estay, Heilige Odilia bitt für uns. Aus dem sagenhaften Leben und Wirken unserer Schutzpatronin. Colmar o. J., 86 Seiten, 7 Abb. Alsatia.
- Ellen Ettlinger, Devotional Pictures 1460—1950 (= Ashmolean Museum, Department of Fine Art, March 1956). 8 Seiten.
- Hans Federer, Die (Wörgler) Kirche (= Wörgler Heimatschriftchen, Nr. IV). Wörgl 1955. 68 Seiten, Abb. im Text. Selbstverlag.
- (Rupert Feuchtmüller), Barocke Kunst aus Waldviertler Klöstern. Katalog der Ausstellung in den Kaiserzimmern des Stiftes Altenburg, Juni—September 1956. 35 Seiten, 14 Abb. (Wien 1956, Selbstverlag des N.-Ö. Landesmuseums.)
- Paul Fiebig, St. Reinoldus in Kult, Liturgie und Kunst. Dortmund. 1956. 200 Seiten, 56 Abb., 1 Karte. Historischer Verein Dortmund.
- Hans Findeisen, Das Tier als Gott, Dämon und Ahne. Eine Untersuchung über das Erleben des Tieres in der Altmenschheit. Stuttgart 1956. 80 Seiten, 14 Abb. Kosmos.
- Hans Findeisen, Mythologische Spiegelungen des soziologischen Mann-Weib-Problems und damit zusammenhängendes. Zur Typologie weiblicher Erd- und Himmelsgottheiten im eurasiatisch-nordamerikanischen Raum (= Abhandlungen und Aufsätze aus dem Institut für Menschen- und Menschheitskunde, Nr. 23). Augsburg 1956. 5 Seiten, 1 Abb. Nr. 32 der Veröffentlichungen des Instituts.
- Karl Borr. Frank, St. Christophen im Wienerwald — Österreichs Wallfahrtsort der Kraftfahrer (= Kulturberichte aus Niederösterreich, 1956, Folge 9, S. 71 f.).

- Ottavio Garana, *Siracusa e la sua Madonnina*, Catania 1954. 107 Seiten, 7 Abb. Edizione Paoline.
- Emil Goldmann †, *Hochzeitsgebräuche. Seelenreise. Mit einem Bild Goldmanns und dem Faksimile zweier Briefe Gerhart Hauptmanns* (= Arbeiten aus dem Institut für allgemeine und vergleichende Sprachwissenschaft, hg. Wilhelm Brandenstein, Heft 5). Wien 1956. VIII und 62 Seiten. Gerold & Co.
- Rudolf Glutz, *Miracles de nostre dame par personnages. Kritische Bibliographie und neue Studien zu Text, Entstehungszeit und Herkunft* (= Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Veröffentlichungen des Instituts für Romanische Sprachwissenschaft, Nr. 9). Berlin 1954. 239 Seiten. Akademie-Verlag.
- Hedwig Gollub, *Religionsgeschichte der Archaik*. Wien 1956. 58 Seiten, 51 Abb. Komm.-Verlag Gerold.
- Georg B. Gruber, *Historisches und Aktuelles über das Sirenen-Problem in der Medizin* (= Nova Acta Leopoldina. N. F. Nr. 117, Bd. 17). Leipzig 1955. 38 Seiten, 17. Abb. im Text, 10 Tafeln. J. A. Barth.
- P. F. Hatheyer, *Maria Loreto bei St. Andrä im Lavanttal* (= Kunstführer Nr. S 358/359). München. Schnell & Steiner.
- Gerhard Heilfurth, *Church and Labor in Western Germany. Presented by the Evangelical Social Academy in Germany*. Friedewald über Betzdorf an der Sieg. 1954. 30 Seiten.
- Walter Heim, *Heroldsbach und die Schweiz* (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde, 1955, S. 119—128).
- Walter Heim, *Das Prager Jesuskind in Immensee* (Schweizer Volkskunde, Bd. XLV, 1955, S. 74—78).
- Walter Heim, *Die Mauerinschriften der Kindli-Mordkapelle in Gersau* (Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte, Bd. 50, 1956, S. 161—184).
- Emmanuel Heufelder und Franz Lorenz, *1000 Jahre St. Gunther. Festschrift zum Jahre 1955. St. Gunther heute*. Köln 1955. 108 und 80 Seiten. Verlag Wort und Werk.
- Franz Holler, *Eine ländliche Primizfeier in Straden* (Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes, Bd. IV, Wien 1955, S. 46—51).
- Gottfried Holtz, *Kirchen auf dem Lande. Die Dorfkirchen von Mecklenburg*. Berlin o. J. 175 Seiten, zahlr. Abb. Evangelische Verlagsanstalt.
- Otto Jackmann, *Gebirgspflanzen in Sage und Brauchtum, Oberstdorf im Allgäu*, 1955. 64 Seiten, 3 Farbtafeln. Karl Hofmann.
- Hans Jänichen, *Bildzeichen der königlichen Hoheit bei den iranischen Völkern* (= Antiquitas, Reihe 1, Bd. 3). Bonn 1956. 55 Seiten, 30 Tafeln. Habelt.
- Francis Jones, *The Holy Wells of Wales*. Cardiff, 1954. XXI und 226 Seiten, 6 Karten. University of Wales Press.
- P. Klingler, *Die Karlskirche in Volders*. (Innsbruck 1956.) 23 Seiten, 6 Abb. Selbstverlag.
- Franz König, *Religionswissenschaftliches Wörterbuch. Mit 4 Religionskarten*. Wien 1956. LXIV und 955 Seiten. Herder.
- Rochus Kohlbach, *Steirische Bildhauer. Vom Römerstein zum Rokoko*. Graz 1956. XII und 500 Seiten, 391 Abb. im Text, 160 Tafeln. Domverlag.
- Karl Kolb, *Bildstöcke im Taubertal. Tauberbischofsheim 1952*. 60 Seiten, zahlr. Abb. im Text. Wig-Verlag.

- Erik V. Kraemer, Les maladies designées par le nom d'un saint (= Societas Scientiarum Fennica. Commentationes Humanarum Litterarum XV. 2). Helsingfors 1949. 150 Seiten. Nordiska Antikvariska Bokhandeln.
- P. Adalbert Krause, Die Admonter Weihnachtskrippe. Graz 1955. 16 Seiten, 4 Abb. Styria.
- Edgar Krausen, Zisterziensertum und Wallfahrtskult im bayrischen Raum (Analecta Sacri Ordinis Cisterciensis, XII, 1956, H. 1/2, S. 115—129).
- Edgar Krausen, Die Pfarrkirche in Raitenhaslach/Salzach. Ehemalige Zisterzienserabteikirche (= Kunstführer Nr. 22). 2. Aufl. München-Zürich 1956. 16 Seiten, 13 Abb. Schnell & Steiner.
- Edgar Krausen, Vom Pferdepatron zum Schutzheiligen der Kraftfahrer. Christophorus-Verehrung in Altbayern (Unser Bayern, Heimatbeilage der Bayerischen Staatszeitung, September 1956, 5. Jg., Nr. 9, S. 67f.).
- Rudolf Kriss, Heroldsbad. Statistiken und jüngste Entwicklung (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde, 1955, S. 106—118).
- David Marshall Lang, Lives and Legends of the Georgian Saints. Selected and Translated from the Original Texts. London-New York 1956. 180 Seiten, 1. Karte. Allen & Unwin—Macmillan.
- Erwin Rudolf Lange, Sterben und Begräbnis im Volksglauben zwischen Weichsel und Memel (= Beihefte zum Jahrbuch der Albertus-Universität Königsberg/Pr. XV). Würzburg 1955. IX und 176 Seiten. Holzner.
- Franz Leskoschek, „Jetzt kimmt scho bald die Liachtmeßzeit . . .“ Lichtmeßlied und Lichtmeßbrauch in Steiermark (Blätter für Heimatkunde, Bd. XXX, Graz 1956, S. 118—121).
- Peter Liebenrain (= Hans Hochenegg), Führer durch die Pfarrkirche St. Nikolaus zu Solbad Hall in Tirol. Hall, o. J. 16 Seiten, 9 Abb. Dekanat.
- Herbert Ludat, Das Jerusalemer Kreuz. Ein russisches Reliquiar im Hildesheimer Domschatz. Köln-Graz 1956. 31 Seiten, 8 Abb. Böhlau.
- V. O. Ludwig und A. Botkowski, Der Bisamberger Kreuzweg. Ein Denkmal österreichischer Heimatkunst und gläubiger Zuversicht in Wort und Bild. Bisamberg bei Wien, 1955. 34 Seiten, 14 Abb. Selbstverlag der Pfarre.
- Janos Manga, Morena a jej madjarske obmeny (Die „Todesgöttin“ bzw. das Todaustragen und ihre ungarischen Variationen) (Slovensky Narodopis, Bd. IV, 1956, S. 421—457). Mit deutschen Resumé.
- Johannes Maringer, Vorgeschichtliche Religion. Religion im steinzeitlichen Europa. Zürich-Köln-Einsiedeln, 1956. 328 Seiten, 23 Taf. 66 Abb. im Text. Benziger.
- Karl Mayer, Spinne und Fadenkreuz. Zur Geschichte der Schädlingsbekämpfung (Naturwissenschaftliche Rundschau, 1956, Heft 8, August, S. 313—315, mit 3 Abb.).
- Franz Gebhard Metzler, Von der Wiege bis zum Grabe, Sitte und Brauch im Menschenleben. Bregenz 1955. 119 Seiten. Eugen Rul.
- Helmuth Metzler-Andelberg, Blasiuspatroninnen in Steiermark (Blätter für Heimatkunde, Bd. XXX, Graz 1956, S. 101—109).
- Ludwig Radermacher, Vom Würfelspiel, Tod und Teufel. Aus dem Nachlasse mitgeteilt von Albin Lesky. Mit einer Ergänzung von Moritz Enzinger (Anzeiger der phil.-hist. Kl. der Österr. Akademie der Wissenschaften, 1955, Nr. 3, S. 15—23).

- Gustav Ränk, Die Schlange als Schwellenschutz in der schwedischen Volksüberlieferung (Ethnos, Stockholm 1956, S. 57—72, mit 3 Abb. und 1 Karte).
- Otto Rainer, Der Dom zu Klagenfurt (= Kunstführer Nr. S 376/377). München. 16 Seiten, 22 Abb. Schnell & Steiner.
- Erwin Richter, Jedermann und die Jüngste-Gericht-Mühle. Von oberbayerischen Jedermann tafeln in Frauenneuharting und Frauenreuth (Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes, Bd. IV, Wien 1955, S. 111—121, 4 Abb.).
- Erwin Richter, Das Heiltumbuch des Degenhart Pfäffinger (Das Mühlrad. Blätter zur Geschichte des Inn- und Isengau's, 1956, Nr. 4, S. 14 f.).
- Erwin Richter, Einwirkung des Paracelsismus auf die Entwicklung des Votivwesens (Actes du IVe Congres International des Sciences Anthropologiques et Ethnologiques. Vienne 1952, erschienen 1956. Bd. III, S. 91—100).
- Margarete Riem Schneider, Fragen zur vorgeschichtlichen Religion. Bd. I. Augengott und heilige Hochzeit. 1953. 317 Seiten, IV Tafeln, 72 Abb. im Text.
Bd. II. Der Wettergott. 1956. 186 Seiten, XVIII Tafeln, zahlr. Abb. im Text.
Leipzig. Kochler & Amelang.
- Josef Rittsteu er, Das Heiligtum in Oberberg-Eisenstadt (= Heiligtümer der Heimat. Schriftenreihe über die kirchlichen Denkmäler des Burgenlandes, 1). Eisenstadt, o. J. 24 Seiten, Abb. St. Martins-Verlag.
- Helen Roeder, Saints and their Attributes. With a Guide to Localities and Patronage. London-New York-Toronto, 1955. XXVIII und 391 Seiten, Abb. im Text. Longmanns-Green & Co.
- Hellmut Rosenfeld, Alemannischer Ziu-Kult und SS. Ulrich- und Afra-Verehrung in Augsburg (Archiv für Kulturgeschichte, Bd. XXXVII, 1955, S. 306—335).
- Winand Roukens, Limburgse Meigebruiken international beschouwd (De Bronk. Limburgs maandblad, 3e jaargang, no. 8, April 1956, S. 232—239).
- Romain Roussel, Les Pelerinages a travers les siecles. Chretiens — Musulmans — Buddhistes — Indons — Taoistes — Shintoistes. Histoire — Coutumes — Geographie — Ethnologie — Rites etc. Preface de Rodolphe Guillaud. Paris 1954 (= Bibliotheque Historique). 327 Seiten. Payot.
- Herbert Schäfer, Hexenmacht und Hexenjagd. Ein Beitrag zum Problem der kriminellen Folgen des Hexenaberglaubens der Gegenwart. Unter Mitarbeit von Hugo H. Wendte. Hamburg, o. J. 94 Seiten. Verlag für kriminalistische Fachliteratur.
- Hermann Schießl, Mariabrunn. Mariabrunn, 1955. 20 Seiten und XVI Abb. Röm.-kath. Pfarramt.
- Heinrich Schiffers, Karls des Großen Reliquienschatz und die Anfänge der Aachenfahrt. Aachen 1951. 111 Seiten, VIII Tafeln, 3 Abb. im Text. Johannes Volk.
- Leonhard Schilcher, Die Wallfahrtskirche Maria-Hohenburg ob Pusarnitz am Lurnfeld, Oberkärnten, Klagenfurt, o. J. (1956). 9 Seiten, 2 Abb. Carinthia.
- Robert Schindler, Die neun mal neun Tage nach der Sonnenwende (Der Schlern, Bd. XXIX, 1955, S. 381—383, 3 Abb.).

- Leopold Schmidt, Der Stephansturm in der Wiener Redensart (Lebendige Stadt. Literarischer Almanach. Herausgegeben vom Amt für Kultur und Volksbildung der Stadt Wien. 1956. S. 255—260).
- Leopold Schmidt, Der Maibaum in Niederösterreich (Bauernbund-Kalender, Wien 1957, S. 60—63).
- Philipp Schmidt, S. J., Frömmigkeit auf Abwegen. Besprechen — Gesundbeten — Zauberbriefe. Berlin 1955. Morus-Verlag (= Morus-Kleinschriften). 32 Seiten.
- Hugo Schnell, Amberg-Maria Hilf, Wallfahrtskirche. 2. Aufl. (Kleine Führer Nr. 36). München 1954. 12 Seiten, 9 Abb. Schnell & Steiner.
- Georg Schreiber, Irland im deutschen und abendländischen Sakralraum. Zugleich ein Ausblick auf St. Brandan und die zweite Kolumbusreise. Köln-Opladen 1956. 120 Seiten, 20 Abb. Westdeutscher Verlag.
- Georg Schreiber, Kultproduktives Volkstum mit besonderer Berücksichtigung des Eigenkirchenzeitalters. Vortrag auf der Generalversammlung der Görres-Gesellschaft in Freiburg/Br. (Jahres- und Tagungsbericht der Görres-Gesellschaft 1955, S. 19—34).
- L. Schürenberg, Vierzehnheiligen. 47 Aufnahmen von Helga Schmidt-Glaßner. Königstein im Taunus, o. J. 48 Seiten. Langewiesche.
- Johannes Schweizer, Kirchhof und Friedhof. Eine Darstellung der beiden Haupttypen europäischer Begräbnisstätten. Linz 1956. 276 Seiten, 42 Tafeln, 35 Abb. (Pläne und Zeichnungen) auf Tafeln, und XXXII Seiten. Oberösterreichischer Landesverlag.
- Fritz Simhandl, D'Fürbittä, Zwölf Heiligenlegenden. Amstetten, o. J. (1956). 80 unpag. Seiten, 12 Abb. Sepp Ramharter. [Mundartdichtungen.]
- Sudetensland — Marianisches Land. Königstein/Taunus, Ostdeutsche Akademie.
- I. Die deutschen Marienwallfahrtsorte der Diözesen Prag und Budweis. Zusammengestellt von J. Blumrich und J. Zakl. 1954. 88 Seiten, 67 Abb. auf Tafeln, 4 Karten.
 - II. Die deutschen Marienwallfahrtsorte der Diözesen Leitmeritz und Königgrätz. Zusammengestellt von J. Blumrich und J. Zakl. 1954. 94 Seiten, 66 Abb. auf Tafeln, 4 Karten im Text.
 - III. Wallfahrtsorte des Ostsudetenslandes. Zusammengestellt von Josef Matzke. 1956. 126 Seiten, 71 Abb.
(= Schriftenreihe des Sudetendeutschen Priesterwerkes, Königstein im Taunus).
- Karl Storch, Mythische Weihnachtsgestalten des Egerlandes (= Bücher der Egerländer, Bd. 12). Geislingen/Steige, 1955. Egerland-Verlag.
- Herbert Thurston, S. J., Poltergeister. Mit einem Vorwort von Gebhard Frei (= Grenzfragen der Psychologie, 1). Luzern 1955. 288 Seiten. Räder & Cie.
- Herbert Thurston, S. J., Die körperlichen Begleiterscheinungen der Mystik. Mit einem Vorwort von Gebhard Frei (= Grenzfragen der Psychologie, 2). Luzern 1956. 501 Seiten. Räder & Cie.
- Ruben Vargas Ugarte, S. J., Historia del Culto de Maria en Iberoamerica y de sus imagenes y santuarios mas celebrados. 3. Aufl. 2 Bd. I: XXVIII und 449 Seiten, 9 Bildtafeln.
II: XVI und 423 Seiten, 12 Bildtafeln.
Madrid 1956. Talleres Graficos Jura.

- Mathilde Uhlirz. Forschungen und Vorarbeiten zu den Jahrbüchern und Regesten Kaiser Ottos III, Bd. I. Die Krone des heiligen Stephan, des ersten Königs von Ungarn (= Veröffentlichungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung Bd. XIV). Graz-Wien-Alttötting, 1951. 49 Seiten, 19 Tafeln. Stiasny.
- Mathieu Varille. Chapelles votives dans la Campagne Provencale. Mit einem Vorwort von Louis Pize, Bilder von Joanny Drevet. Casteuse, 1955. 171 Seiten, 20 Bildtafeln, 1 Radierung. Lourmarin en Luberon.
- Ludwig Andreas Veit † und Ludwig Lenhart, Kirche und Volksfrömmigkeit im Zeitalter des Barock. Freiburg 1956. XI und 331 Seiten. Herder.
- C. Heinrich Wendt, Rumänische Ikonenmalerei. Eine kunstgeschichtliche Darstellung. Eisenach 1953. 67 Seiten, 7 farbige, 31 einfarbige Tafeln. Erich Röth.
- Franz Wolf, Ein neuer Reiner-Schlüssel (Mitteilungen der Österr. Numismatischen Gesellschaft, Bd. IX [XXV], Wien 1956, S. 57—59).
- Richard Wolfram, Das Aufhängeverbot in den Zwölfen (Blätter für Heimatkunde, Bd. XXVIII, Graz 1954, S. 49—58).

Wien 1957

Selbstverlag des Vereines für Volkskunde

Alle Rechte vorbehalten

Druck: Holzwarth & Berger, Wien

Das Nachleben des „Etana-Mythos“

Von Karl Spieß

Martti Haavio bringt neue märchenhafte Belege aus Finnland zum Etana-Mythos¹⁾. Der Verfasser kommt dann auf den Etana-Mythos selbst zu sprechen. Erstaunlicherweise hat er keine Kenntnis von meiner Arbeit „Der vom Vogel Getragene“, in der bereits im Jahre 1957 — meine Vorarbeiten reichen viel weiter zurück — alles Wesentliche der Öffentlichkeit vorgelegt worden ist²⁾. Da ich damals von der Ganymedes-Gestalt ausgegangen bin, will ich in Kürze mit einigen inzwischen dazugetretenen Ergänzungen alles übersichtlich zusammenstellen, was zur Etana-Überlieferung gehört. Das ist dringend notwendig, weil dieses Saggut, über bestimmte Gebiete verbreitet, von etwa 2000 v. Chr. bis zur Gegenwart verfolgt werden kann, wobei das Bild das Wort ergänzt und unterstützt.

I. Die unvollständig erhaltenen Texte aus Assurpanibals (668—626 v. Chr.) Bibliothek³⁾. Streit des Adlers mit der Nachtschlange nach vorherigem Freundschaftsbunde. Der Adler frißt die Jungen der Nachtschlange. Diese bekommt den Adler durch eine List (sie verbirgt sich in einem toten Wildochsen [remu]) in ihre Gewalt, „schlägt ihm die Flügel ab“, zerrauft ihm das Gefieder und wirft ihn in die Grube — —

Etana sucht den Adler im Gebirge auf und pflegt ihn gesund. Im 9. Monate tritt er eine Reise mit ihm an, um das Gebärkraut für seine Frau (die bis dahin unfruchtbar ist oder nicht gebären kann) zu erlangen. Nach je einer Doppelstunde des Fluges läßt der Adler den Etana hinabschauen. Das „Hinabblick-Motiv“: 1. Die Erde — ein Berg, das Meer — ein Wasserlauf, 2. die Erde — eine Baumpflanzung, 3. das Meer — der Graben eines Gärtners.

¹⁾ F F Communications Nr. 154, Helsinki 1955, Der Etana-Mythos in Finnland.

²⁾ K. v. Spieß, Marksteine der Volkskunst I, S. 168 ff., Der vom Vogel Getragene, mit 39 Bildern; Jahrb. f. histor. Volkskunde, V. und VI. Bd., Berlin 1937.

³⁾ H. Großmann, Altorientalische Texte zum Alten Testamente, S. 235 ff.

Nach der dritten Doppelstunde gelangen die Beiden zum Himmel Anus; dort erlangen sie das Gebäck nicht — —

Sie müssen sich noch höher erheben, offenbar nochmals je drei Doppelstunden, bis zum Himmel der Ishtar. Wieder das „Hinab-blick-Motiv“: 1. die Erde — eine Hütte, das Meer — ein Hof, 2. die Erde — ein Kuchen, das Meer — ein Brotkorb. Beim dritten Male sieht Etana von der Erde und vom Meer nichts mehr. Er will nicht weiter zum Himmel aufsteigen. Etana und der Adler stürzen ab. Der Schluß des Textes ist nicht erhalten.

Zur Zeit, da eine Kultur einen Höhepunkt erreicht oder ihn bereits überschritten hat, sammelt man Altertümer. Die besprochenen Texte sind Archivstücke einer aus alter Zeit herüber geretteten Überlieferung.

II. Die Bilder der Rollsiegel. Aus akkadischer Zeit sind einige Rollsiegel erhalten, die, abgerollt, folgendes Bild bieten⁴⁾. Ein großer Vogel erhebt sich mit einem Manne, den er vor sich mit den Fängen hält, gerade in der Luft. Zwei gegensätzlich gestellte Hunde (auf einem Siegel ist es nur einer) bellen dem entschwindenden Manne nach. Ringsherum unterscheiden wir drei Gruppen: es werden Brote bereitet und ausgelegt, es werden Gefäße mit einem besonderen Tranke gefüllt, es werden Schafe herbeigeführt. Das geschäftige Treiben bezweckt die Zusammenstellung eines tüchtigen Mundvorrates für den Mann, noch mehr für den großen, stets hungrigen Vogel. Wir werden diesem Motive noch begegnen. — Die Rollsiegel stammen aus der Zeit um 2000 v. Chr. Man hat diese Auffahrtsszene mit der Überlieferung von Etana zusammengebracht und das mag stimmen, wengleich der Name des Mannes auf den Rollsiegeln anders gelautet haben mag. Auf jeden Fall handelt es sich um eine Fahrt mit dem Vogel in die andere Welt zu dem Zwecke, etwas Besonderes, das kostbare Gut, herbeizubringen.

Zu beachten ist nun Folgendes: 1. Die Überlieferung von Etana paßt trotz manchen Angleichungen nicht zu dem Kulturgefüge, das uns aus der damaligen Zeit des Zweistromlandes sehr wohl bekannt ist. Wir haben eine Überlieferung vor uns, die als gesetzmäßig gegliederte Zwei-Welt-Erzählung gut gekennzeichnet ist. Wir haben es daher mit einem fremden Zuschusse zu tun. Welche Völker — es sind deren ja manche in das Zweistromland eingebrochen — es waren, die Träger einer nur einmal zustandegewonnenen Überlieferungswelt waren und diesen Zuschuß mit-

⁴⁾ Spieß. Markst. d. Volksk. I 184. Tf. 1.

gebracht haben, wissen wir nicht ⁵⁾. 2. Daß die Bildszenen der sogenannten Etana-Rollsiegel Fremdgut sind, geht auch daraus hervor, daß sie alsbald verschwinden, um nie mehr aufzutauden.

Der aufgezeichnete „Etana-Mythos“, durch eine Zeitkluft von mehr als 1500 Jahren von den Rollsiegelbildern getrennt, ist ein in einem Archive gehütetes Altertum, das außerhalb seines Geheges keine Bedeutung mehr besessen hat.

III. Im Zuge der Eroberung des Zweistromlandes durch die Perser kam iranisches Mythen- und Saggut in diese Gebiete. Auf alten, zum Teil fremden Grundlagen entstand alsbald eine persische Hochkultur mit dem Königspalaste als Mittelpunkt, deren Zeugen nur in geringen Resten auf uns gekommen sind, vor allem fehlen nahezu gänzlich die Denkmäler des Kunsthandwerkes. Das iranische Saggut ist in dieser Zeit und in den folgenden Hochkulturen, die durch wiederholte, rücksichtslose Kriegsführung völlig zerstört wurden, zum Schweigen verurteilt ⁶⁾. Erstaunlich lange hat es sich erhalten, denn um 1000 n. Chr., nachdem das Sasanidenreich lange vernichtet war (651), schuf ein Perser, Abul Kasim Mansur, genannt Firdousi, der Paradiesische, das gewaltige Epos von den persischen Königen, das Schahname, das von Herrschern erzählt, die Träger sehr alter sagtümlicher Überlieferung sind und deren Namen zum großen Teil auf altiranische Namensformen zurückgehen. Im Schahname wird von dem Himmelsfluge des Kai Kawus ⁶⁾, dessen Vater Kobad im Awesta Kawata heißt und Begründer einer gefeierten Dynastie ist, deren Fürsten den Titel Kaway, der bei Firdousi Kai lautet, führen ⁷⁾. Die Erzählung von der Auffahrt des Kai Kawus läßt religiöse, mazdaistische Beeinflussung erkennen. Sie wird durch die Einflüsterung eines schönen Jünglings, hinter dem sich ein von Ahriman gesandter Diw verbirgt, angeregt. Kai Kawus wollte die Vorgänge am Himmel erkunden und die Sterne von einem Ende bis zum anderen zählen. Er ließ einen Thron aus leichtem Holze bauen, an dessen Seite man lange Lanzen aufrichtete. Vier kräftige Adler wurden an den Thron angebunden, auf den sich Kawus gesetzt

⁵⁾ G. Hüsing's Übersetzung der Awestastelle (Jascht V 61 ff.) im Arch. f. Religionsw. 6 (1903) 182, von mir in Markst. d. Volksw. I 179 genannt, muß ich ausscheiden, da der Autor die Voraussetzungen nicht angibt, die ihn zu der von allen anderen Übersetzungen stark abweichenden Übersetzung bewogen haben, dann auch weil Thretonas (Thraitanas) Flug einer anderen Überlieferungsgruppe angehört als der Flug Etanas.

⁶⁾ Jul. Mohl, Le Livre des Rois II 33 f.; J. Görres, Heldenbuch von Iran I 210 f.

⁷⁾ Jascht 14. 39; 19. 71 ff.

hatte, einen Becher mit Wein vor sich. Angeregt durch die an die Lanzenspitzen befestigten Viertelstücke von Lämmern (Anreiz für die Adler empor zu fliegen; abgeblatter Rest des Motives „Mundvorrat“) erhoben sich die Adler mit dem Thron in die Lüfte. So wurde Kawus hoch emporgetragen. Als den Adlern die Kräfte ausgingen, stürzten sie mit Kawus und seinem Throne herab in einen Wald. Der Herrscher kam mit dem Leben davon, erholte sich alsbald, bereute und flehte um Gnade für seine Missetat.

Wir spüren deutlich, daß dieser Bericht unter dem Einflusse andersartiger Vorstellungen steht, was den Verlust der bedeutenden Einleitung (Kampf des Adlers mit der Schlange, Pflege des beschädigten Vogels) zur Folge hat, so daß das Ganze nur ein Bruchstück alter Überlieferung ist. Das gilt auch für den folgenden Himmelsflug.

Alter der Aufzeichnung nach ist ein sagenhafter, auf den König Alexander den Großen übertragener Himmelsflug bei Pseudo-Kallisthenes (II 41), dem angeblichen Verfasser einer mit märchen- und sagenhaften Zügen ausgestatteten, um 200 v. Chr. in Alexandria zusammengetragenen „Geschichte Alexanders des Großen“. In diesem Romane wird von einem Himmelsfluge des Königs Alexander berichtet, der die Verhältnisse am Himmel erforschen will. Er wählt zwei starke, zahme Vögel aus, die drei Tage lang nichts zu fressen bekommen. Am dritten Tage wird ein Joch gemacht und an den Hälsen der Vögel befestigt. Alexander steigt auf die Mitte des Joches und hält zwei Speere, an deren Spitzen Stücke einer Roßleber befestigt sind. Die Vögel, nach der nicht erreichbaren Leber schnappend, steigen mit dem Könige auf (umgewandeltes Mundvorrat-Motiv). In großer Höhe warnt ein Vogel von menschlicher Gestalt den König und mahnt zur Umkehr. Alexander blickt zur Erde hinab und glaubt unter sich eine große, um eine kreisrunde Tenne gelegte Schlange zu sehen (Hinabblick-Motiv). Der seltsame Vogel erklärt ihm, die Schlange sei das Meer und die Tenne die von ihm umschlossene Erde. Ermattet stoßen seine zwei Vögel rasch zur Erde hinab. Der König landet ohne Schaden, aber weit entfernt von seinen Kampfgenossen.

In den zwei frühen lateinischen Übersetzungen der griechischen Vorlage (Julius Valerius, um 500 n. Chr. [ed. Bernh. Kübler 1888]; *Historia de Proeliis* [ed. Fried. Pfister, 1915]) wird das vorgenannte Abenteuer Alexanders ganz ähnlich erzählt. Die *Historia de Proeliis* bildete die Grundlage für die zahlreichen mittelalterlichen literarischen Bearbeitungen des Lebens Alexanders als

Epos, Reim- und Weltchronik, Prosaroman, Fasnachtspiel (Hans Sachs). Hier sind als emportragende Tiere statt der zwei Vögel bereits Greifen eingesetzt, die mit Ketten an das Sitzbehältnis angebunden sind.

Es sei kurz angeführt, daß die Auffahrt Alexanders auch Gegenstand von bildlichen Darstellungen (in Reliefs, auf Erzeugnissen des Kunsthandwerkes) wurde, deren Ursprung im Vorderen Orient liegt⁸⁾. Der Vorwurf kam dann nach Byzanz und von da über Italien nach Deutschland und Frankreich (12. Jhdt., Zeit der größten Beliebtheit und Verbreitung). Der König auf seinem Sitze mit den Fleischstücken oder ganzen Tieren auf zwei Speeren ist in Vorderansicht, die Greifen sind in Seitenansicht wiedergegeben. Statt der Greifen werden vereinzelt auch die der Überlieferung nach ursprünglichen Vögel eingesetzt. Nicht die älteste, aber die schönste Darstellung im Sinne überlieferungsgebundener Kunst bietet die mesopotamische Kupferschmelzschale des Landesmuseums in Innsbruck, vor 1144 gearbeitet⁹⁾.

IV. Aus der glanzvollen Sasanidenzeit ist nur ein kleiner mit Holzmodellen in den Farben Schwarz, Rot, Gold bedruckter Leinwandgewebe-Rest¹⁰⁾ für unser Thema erhalten, der aber von großer Bedeutung ist. Ein großer adlerartiger Vogel mit Ohren und einer Bartlocke hält mit den Fängen einen Mann vor sich, der einen mit zwei kleinen Scheiben gezierten Halsring trägt und zwei Zweigstücke mit den Händen emporhält. Dieser sassanidische Geweberest (6.—7. Jhdt.) stellt die Verbindung zu einer Darstellung auf einer Goldkanne des Schatzes von Nagy-St. Miklos dar¹¹⁾, deren Auftraggeber ein skytho-sarmatischer Fürst gewesen sein mag. Das Bild ist unverkennbar der iranischen Vorstellungswelt verpflichtet, wobei die Frage, welche Künstler und Kunstkreise hier mitgeholfen haben, für unsere Belange zunächst zurücktritt. In dem Medaillon dieser Kanne trägt ein großer adlerartiger Vogel mit Ohren und einem Bart¹²⁾ einen jungen Mann empor, den er vor sich mit den Fängen hält. Der nackte Jüngling hat einen Halsring mit drei kleinen Scheiben zum Schmucke und hält in der einen Hand einen Zweig, in der anderen eine flache Schale

⁸⁾ Übersicht im Reallex. z. Deutsch. Kunstg. I 332 ff. Zahlreiche Abbildungen bei R. S. Loomis, Alexander the Great's celestial journey (The Belington Magazine Bd. 32 [1918] 136 ff. und 177 ff.).

⁹⁾ RDK I 334, Abb. 1.

¹⁰⁾ Spieß, Markt, d. Volksk. I 192, Tf. 5, 27.

¹¹⁾ Ebenda S. 185, Tf. 4, 26.

¹²⁾ Die Ahnenreihe dieses eigenartigen Vogels reicht bis in das alte Zweistromland zurück, worauf hier nicht näher eingegangen werden kann.

empor. Er hat seinen Auftrag erfüllt, er ist der Bringer des kostbaren Gutes der Außenwelt.

Die Übereinstimmung der Darstellungen des vom großen Vogel Getragenen auf den beiden Denkmälern ist überraschend und erstreckt sich auf die wesentlichen Merkmale. Sie ist dadurch bedingt, daß die Skythen, besser die Saken (der weitere Begriff), und die Perser zu den iranischen Völkern zählen, daß zwischen diesen im Verlaufe der Geschichte Verbindungen bestanden (so stammen z. B. die Begründer des persischen Königshauses aus dem Sakenlande, was noch aus dem Schahname des Firdousi ersichtlich ist). Die Saken und auch deren Nachfolger, die Sako-Sarmaten, zeichnen sich dadurch aus, daß ihnen, den auf ihren Rossen durch ganze Weltteile Schwärmenden, die unbehinderte Freiheit als das Höchste galt, da sie allein die Möglichkeit bot, die Eigenart ungeschmälert zu erhalten. Der Goldschmied arbeitete im Auftrage des Fürsten einer Tafelrunde und Mahlgemeinschaft. So entstand die Darstellung auf der Goldkanne von Nagy-St. Miklos, ein unschätzbares Denkmal iranischer Ausdruckskunst unter Zuhilfenahme späten hellenistischen Formkönnens. Die Goldkanne wird daher etwa dem 6. Jhdt. n. Chr. angehören. Die Nachwirkung dieser Darstellung und ähnlicher, die wir nicht kennen, die verloren gingen, ist erstaunlich. Nicht viel später sind die ungezählten Klein-Bronzefunde, die als permische Altsachen bezeichnet werden, weil das Kreisgebiet der Stadt Perm (etwa 58 n. Br.) als Mitte einer Verbreitung angesehen wird, die südlich etwa bis Kasan, nördlich bis zur unteren Petschora und nach Archangelsk reicht und Ausläufer nach Sibirien entsendet. Die Fundstücke sind Anhänger oder anderwärtig verwendete Zierplatten aus Bronze und ein großer Teil dieser wiederholt unermüdlich nur einen Vorwurf in hundertfältigen Abwandlungen: den großen Vogel mit ausgebreiteten Flügeln, der mit den Fängen einen Menschen vor sich hält¹³⁾. Der Vogel ist ein richtiges Tier sagtümlicher Überlieferungswelt, der gelegentlich zwei, ja auch drei Köpfe hat. Die Menschenfigur läßt verschiedene Stufen der Rückbildung und der Verkürzung erkennen, so daß schließlich von ihr nur der Kopf übrig bleibt.

Ein in Schweden (Aske, Oestergötland) in einem Frauengrabe aus der Wikingerzeit gefundener kleiner silberner Anhänger beweist, daß diese Leitgestalt von demselben Kulturströme weit nach dem Westen getragen wurde. Man sieht zunächst nur einen

¹³⁾ Zusammenstellung bei A. Spitzyn, Sapiski der Russ. Archäol. Ges. Petersburg. Bd. 8.

Männerkopf und darüber den Kopf des Vogels. Alles übrige ist stärkstens rückgebildet¹⁴⁾.

V. Sollte auf dem Boden, wo im Bilde immer wieder eine Auffahrtsszene mit dem Vogel dargestellt wird, nicht auch die dahinter stehende Überlieferung, vom Volksmunde bewahrt und geformt, zu finden sein? Das ist tatsächlich der Fall. Zwei russische und ein finnisches Märchen sollen es bezeugen. Bevor wir an sie herangehen, wollen wir kurz noch einmal die Hauptzüge der Etana-Legende herausstellen, um die Übereinstimmungen mit ihr besser hervortreten zu lassen: 1. Streit des Adlers und der Schlange; 2. Etana pflegt den arg zugerichteten Adler gesund; 3. der Flug des Helden mit dem Vogel; das Hinabblick-Motiv; 4. Erlebnisse in der anderen Welt; es wird nur das erste Reich in der Außenwelt (Himmel des Anu) erreicht, dann folgt der Absturz.

Die folgenden Märchen setzen sich aus zwei Teilen zusammen: 1. aus einer Vorgeschichte, welche die Erlebnisse des Vaters (Etana), und aus der Hauptgeschichte, welche die des Sohnes zum Gegenstande hat. Die Hauptgeschichte, die für diese Untersuchung nicht in Betracht kommt, verläuft nach der Märchenform „Die Meisterjungfrau“, vermischt mit einigen verblaßten Zügen aus dem Schwanfrau-Märchen.

1. Die Entenjungfrau. Märchen aus dem Gouv. Riazan¹⁵⁾.

Vorgeschichte. 1. Einleitung. Der Streit einer Maus und eines Sperlings, nach Art einer Tierfabel erzählt, führt zum Kriege der Vögel und Vierfüßer (Vervielfältigung des Kampfes der zwei Gegner). In diesem Kampfe wird ein Adler verwundet, der zu einer Eiche flieht.

2. Pflege des Adlers. Ein Bauer, der dort jagt, legt dreimal auf den Adler an. Beim dritten Male versagt die Flinte (es ist der „Schuß ohne Wirkung“). Schließlich nimmt der Bauer den verwundeten Adler nach Hause mit und pflegt ihn gesund (unbestimmte Zeit, zu der noch drei Tage kommen). 3. Flug des Helden mit dem Vogel. Zum Dank für die Pflege erhebt sich der Adler mit dem Bauern in die Luft. Der Flug geht über das blaue Meer. Das Hinabblick-Motiv, dreimal wiederholt, ist verblaßt und abgeändert (Was ist hinter uns, was vor uns? Was ist über uns, was unter uns?). Dreimal läßt der Adler den Bauer fallen und fängt ihn jedesmal wieder auf (Vergeltung für die Angst, die der Vogel ausgestanden, als der Bauer dreimal auf ihn angelegt hat).

¹⁴⁾ B. Brehm, German. Tierornamentik; J. Strzygowski, Heidnisches und Christliches um d. Jahr 1000. S. 86. Tf. 24. 5 a. b.

¹⁵⁾ Aug. Löwis of Menar, Russ. Volksmärchen, Jena 1914, Nr. 32, S. 181.

4. Erlebnisse in der anderen Welt und Rückkehr in diese. Die Reise geht nun zu den drei Schwestern des Adlers. Von der dritten Schwester erhält der Bauer das goldene Kästchen mit dem goldenen Schlüsselchen. Das Verbot, das Kästchen vor Eintreffen in der Heimat zu öffnen, wird übertreten. Aus dem Kästchen kommt heraus: die ganze große goldene Stadt. Der Bauer sieht sich gezwungen, dem dunklen Gegenspieler das zu überlassen, was er zu Hause habe, von dem er jedoch nichts wisse. Als er daheim eingetroffen ist, kommt ihm sein Weib mit einem inzwischen geborenen Knäblein entgegen. — Nachdem der Säugling zu einem starken Burschen herangewachsen, wird er der Held der Hauptgeschichte („Meisterjungfrau“ mit einigen verblaßten Motiven aus dem Schwanfrau-Märchen).

2. Der Wasserkönig und Wasilissa die Weise. Märchen aus dem Gouv. Woronesch¹⁶⁾.

Vorgeschichte. Die Einleitung fehlt. 2. Der König sieht auf der Jagd einen Adler auf einer Eiche. Dreimal legt er auf ihn an. Der Adler verlangt, er möge ihn mit nach Hause nehmen und ihn drei Jahre lang füttern. Er werde ihm noch einen großen Dienst leisten. Der König füttert ihn zwei Jahre lang. Der Adler hat alles Vieh aufgefressen. Schließlich füttert ihn der König doch noch ein drittes Jahr mit erborgtem Vieh. — 3. Als die ausbedungene Frist vorüber ist, fliegt der Adler mit dem Könige empor. Der Vogel läßt ihn bei drei verschiedenen Seen ins Wasser fallen (bis zum Knie, bis zum Gürtel, bis zum Hals). Er fängt ihn aber stets wieder auf. — 4. Dann fliegen sie über 5×9 Länder. Nun erst erfolgt am unpassenden Orte, wo es kein Wasser mehr gibt, das abermals veränderte Hinabblick-Motiv, das jedesmal einsetzt, sobald sich die beiden dem Ansitze einer der drei Schwestern des Adlers nähern. Bei der ältesten Schwester des Adlers erhält der König zwei Koffer, einen roten und einen grünen. Er darf die Koffer erst daheim öffnen, den roten hinter dem Hofe, den grünen vor diesem. Der König öffnet vorzeitig den roten Koffer, aus dem eine große Menge verschiedenen Viehs herauskommt. Um das Vieh wieder in den Koffer zu bringen, bedarf er der Hilfe des Wassermannes, der dafür von ihm das verlangt, was er ohne sein Wissen zu Hause habe. Daheim erfährt der König dann, daß ihm seine Frau in seiner Abwesenheit einen Sohn geboren hat. Er öffnet den roten Koffer hinter dem Hofe, da kommen Stiere und Kühe, Schafe und Widder in so großer Menge hervor, daß sie alle

¹⁶⁾ W. R. S. Ralston, Russian Folktales, London 1873, S. 120.

Ställe und Weiden erfüllen. Aus dem vor dem Hofe geöffneten Koffer kommt ein wunderbarer Garten (eine Art Abbild des umhegten Haines mit dem Lebensbaume in der anderen Welt) hervor. Der König hat ganz vergessen, daß er seinen Sohn verpfändet hat. Als dieser herangewachsen, meldet sich der Wassermann und die Hauptgeschichte beginnt.

Zu den zwei russischen Märchen kann ich noch ein finnisches stellen, das mir erst 1945 bekannt geworden ist.

3. Die Schachtel ohne Schlüssel. Märchen aus Karelien, aus der Märchensammlung des Eero Salmelainen (Rudbeck)¹⁷⁾.

Vorgeschichte. 1. Einleitung fehlt. — 2. Der Sohn eines Bauern trifft auf einen Auerhahn bei der Jagd. Dreimal legt er auf ihn an und setzt wieder ab. Der Auerhahn verlangt, der junge Mann möge ihn nach Hause nehmen. Dort wird er drei Jahre lang gefüttert. Im ersten Jahre wächst ihm eine kupferne Feder und fällt ab, im zweiten eine silberne, im dritten Jahre eine goldene, mit denen es ebenso geht. — 3. Zum Dank für die Fütterung fliegt der Auerhahn mit dem Burschen empor. Es folgt das Hinabblick-Motiv. Das Meer erscheint wie der Boden eines Siebes, wie ein Ring, wie ein Nadelöhr. Dazwischen läßt der Vogel den jungen Mann dreimal hinabfallen und fängt ihn wieder auf. — 4. Der Flug geht zu den drei Schwerstern des Adlers im kupfernen, im silbernen, im goldenen Schlosse. Von der Herrin des goldenen Schlosses erhält der Bursche die verlangte Schachtel ohne Schlüssel. Es erfolgt der Abflug mit dem Auerhahn, der ermüdet und den Burschen auf dem Gipfel eines Berges absetzt. Die Schachtel ein Behälter der Fülle, öffnet sich beim zufälligen Hinabfallen von selbst. Ein Schloß mit allem, was dazu gehört, mit Speisen, Getränken, Herren und Dienern der Schloßwirtschaft kommen daraus hervor. Heimweh treibt den jungen Mann nach Hause. Da er sich auf den Weg macht, trifft er auf einen Mann, der ihn heimführen will, wenn er ihm das gibt, was er in seinem Hause inzwischen dazu bekommen hat. Der Angesprochene denkt sich, meine Frau hat zuvor kein Kind geboren und gewiß auch während dieser Zeit nicht, und schlägt zu. Die Sachen und die Schachtel werden zusammengepackt und im Nu ist der junge Bauer unter Führung des Unbekannten zu Hause — aber da tritt ihm seine Frau mit einem schönen Kinde, das sie inzwischen zur Welt gebracht, entgegen.

Als das Kind zu einem Burschen mit außergewöhnlichen Kräften herangewachsen ist, muß sein Vater seinem Versprechen

¹⁷⁾ A. Swan-Manninen, Finnische Volksmärchen, Wien 1945, S. 68.

nachkommen und ihn dem ehemaligen Weggefährten, hinter dem sich der dunkle Gegenspieler Krumrad verbirgt, ausliefern. Beginn der Hauptgeschichte.

VI. Im Hinblick auf die vorangestellte Gliederung der Etana-Legende vermögen wir deutlich die Übereinstimmung der Märchen hinsichtlich ihrer Vorgeschichte mit ersterer zu erkennen.

In der Einleitung des 1. Märchens — nur dieses besitzt sie — wird deutlich gesagt, daß der Adler einen Kampf zu bestehen hatte und verwundet wurde. Der Bauer pflegt ihn gesund. Das in der Etana-Legende klar herausgestellte Motiv von der Feindschaft zwischen Adler und Schlange und die schwere Beschädigung des Adlers durch die Schlange sind hier arg verblaßt. Die Erzählung beginnt wie eine Tierfabel mit dem Streite von zwei Tieren, einem Vogel und einem Vierfüßer, und wird zu einem Kampfe zwischen den Vögeln und den Vierfüßern ausgeweitet (Vervielfältigung), in dessen Verlaufe ein, nicht der Adler, eine alte Leitgestalt, zu Schaden kommt. Leicht erkenntlich sind die Übereinstimmungen mit der Etana-Legende hinsichtlich des Auffluges und des Hinablick-Motives.

Nun aber kommen wir zu der überraschendsten und wichtigsten Übereinstimmung der Märchen mit der Etana-Legende. Etana wendet sich an den Gott Schamasch, beruft sich auf die vielen Opfer, die er ihm dargebracht, und fleht eindringlich zu ihm: „Gib mir Kraut des Gebärens! Nimm meine Last (meinen Kummer) von mir und schaffe mir einen Namen (d. h. einen Erben, der seinen Namen erhalten soll)!“¹⁸⁾

Schon die ersten Bearbeiter der Etana-Sage sind zu der Ansicht gelangt, daß diese von der ersehnten Geburt des ersten Königs handle, daß sie mithin die Stammsage eines Königsgeschlechtes sei¹⁹⁾.

Etana hat mit dem Adler das erste Reich in der Außenwelt, den Himmel Anus, bereits erreicht und erfährt, daß er, um das Gebärkraut zu erlangen, höher fliegen müsse, daß dieses im Himmel der Göttin Ishtar, der Herrin alles Lebens, sei. Bei dem Weiterfluge verläßt den Etana der Mut, noch höher mit dem Vogel empor zu steigen. Er stürzt mit dem Adler ab und gelangt nicht dorthin, wo er das Gebärkraut erlangen sollte.

Prüfen wir nun die Volksmärchen hinsichtlich der Erlebnisse des vom Vogel Getragenen in der anderen Welt. Über den Zweck

¹⁸⁾ A. Ungnad, Die Religion der Babylonier und Assyrer, Jena 1921, S. 136.

¹⁹⁾ O. Weber, Die Literatur der Babylonier und Assyrer, Leipzig 1907, S. 71.

und das Ziel der Reise wird bei deren Antritt nichts bekanntgegeben, aber aus den folgenden Ereignissen ist doch deutlich zu erkennen, worum es eigentlich geht. Der Vogel bringt den jungen Mann zu den Schössern seiner drei Schwestern. Dort verwandelt sich der große Vogel in einen Mann (im Märchen Nr. 5 wird es eigens erwähnt, im Märchen Nr. 2 ist es eine selbstverständliche Voraussetzung), er nimmt menschliche Gestalt an, die Gestalt, die auch seine Schwestern dort haben. Diese werden aber so wie ihr Bruder sich gelegentlich auch in Vögeln verwandeln können²⁰⁾. Sie haben Behausungen von verschiedener „Farbe“, wohnen in kupfernen, silbernen und goldenen Schlosse. In Märchen, wo der junge Mann nicht vom Vogel emporgetragen wird, sondern auf einem großen Baume emporsteigt, gelangt er nach einer Fassung²¹⁾ in die kupferne, silberne, goldene Stadt, nach einer andern²²⁾ trifft er der Reihe nach auf heilige Frauen, die Freitag, Sonnabend und Sonntag heißen, die Zeitgestalten, die Schicksalsfrauen sind. In einer Variante der Märchenform vom „Tierbräutigam“²³⁾ tritt die verlassene Frau, die hochschwanger ist und nicht gebären kann, allein die Reise in die Außenwelt an und kommt zu den drei heiligen Müttern, Mittwoch, Freitag und Sonntag, die ihr Hilfe gewähren, so daß die Geprüfte von ihrer Bürde befreit wird²⁴⁾.

²⁰⁾ Wir bleiben in demselben Kreise, wenn wir einer Stelle bei Pseudo-Kallisthenes II c 40 gedenken, wo gesagt wird, Alexander dem Großen seien bei einem seiner Züge nach dem Norden von Iran drei Vögel mit menschlichem Antlitze erschienen, die, Schicksalsfrauen gleich, ihn warteten, nach dem Lande der Seligen vorzudringen.

²¹⁾ J. Haltrich, Deutsche Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen, Wien 1885, Nr. 16, Der Wunderbaum.

²²⁾ P. Schullerus, Rumän. Volksmärchen aus dem mittleren Harbachtale, Nr. 85, Der Birnbaum, welcher zum Himmel hinausgewachsen: Arch. d. Ver. d. siebenb. Landeskunde, N. F. 33 (1906) 562.

²³⁾ I. G. von Hahn, Griech. u. alban. Märchen, Nr. 73; Schott, Walachische Märchen, Stuttgart 1845, Nr. 23, S. 239.

²⁴⁾ Einen Einblick in das Geflecht verwandter Überlieferungen gewährt ein altiranischer Sagenstoff in Firdousis Schahname. Zals Gattin Rudabe kann die in ihrem Leibe außergewöhnlich groß herangewachsene Frucht nicht gebären. Da ruft ihr Gemahl mittels einer ins Feuer geworfenen Feder den großen Vogel, die ihm freundlich gesinnte Simurgh, herbei, die ihm rät, das Kind aus dem Leibe der Mutter zu schneiden. Auf diese Weise erblickt der größte Held Irans, Rostahm, der alle übrigen Helden des Schahname mit seiner Taten Ruhm überstrahlt, das Licht der Welt. (Er gilt als der Ungeborene.) Die Simurgh hat „Balsam“ (Lebenswasser) mitgebracht und heilt Rudabe sogleich. Dieser Vogel, der auch die Weissagungsgabe besitzt, ist eine hilfreiche Schicksalsgestalt der Familie, denn er hat sich schon des kleinen Zal, der wegen seiner weißen Haare gleich nach seiner Geburt ausgesetzt

Aus diesen Gegebenheiten an entscheidender Stelle in der Außenwelt entnehmen wir, daß der junge Mann unserer Märchengruppe in den Bereich der Schicksalsfrauen, der „Mütter“, gekommen ist, die über Geburt und Tod gebieten und das Los der Geborenen bestimmen. Es geht auch hier, wenngleich nicht deutlich ausgesprochen, um die Gewährung von Fruchtbarkeit für die Ehegattin (König und Königin im Märchen Nr. 2 haben keine Kinder und im Märchen Nr. 5 sagt der junge Mann: „Meine Frau hat zuvor keine Kinder geboren und auch während dieser Zeit [seiner Abwesenheit] nicht.“) oder darum der Schwangeren das verhinderte Gebären zu ermöglichen. Die Schicksalsfrauen haben die Bitte stillschweigend gewährt und nun wird auch gleich das Schicksal des Kindes bestimmt, in eigenartiger Weise durch ein goldenes Kästchen (mit oder ohne Schlüssel), das die dritte Schicksalsschwester dem jungen Manne als unheilvolles Geschenk überreicht, doch das daraus erwachsene Unheilvolle wird schließlich doch wieder zu einem guten Ende geführt.

Der junge Mann öffnet das Kästchen, das ein Sitz der Fülle und der Fruchtbarkeit ist, entgegen dem Verbote vorzeitig, und das führt dann zur Verpfändung dessen, was er zu Hause als das Wertvollste besitzt, von dem er aber nichts weiß, an den dunklen Gegenspieler. Die Vorgeschichte ist damit abgeschlossen und die Hauptgeschichte kann beginnen.

Somit sind wir zu einem wichtigen Ergebnisse gelangt: wie die Etana-Legende ist auch die Vorgeschichte der genannten Märchen eine Stamm- oder Geschlechtersage. Es geht in der Vorgeschichte, was ganz deutlich wird, nur um eines, um die unter merkwürdigen Umständen zustandegekommene Geburt des Kindes, das der Held der folgenden Geschichte wird.

Dem geschärften Auge fällt auf, daß die mit sehr alten Eingangsmotiven ausgestattete Etana-Sage nicht so verläuft, wie es die Anlage erwarten läßt. Etana soll das Gebäckkraut aus der anderen Welt holen und er wird es in der ursprünglichen Fassung der Vorlage sicherlich auch gebracht haben. Dieser Ausgang ist das selbstverständliche Ende der Zwei-Welt-Erzählung, der mythischen Überlieferung. Im Sinne des im Zweistromlande herrschenden Götterkultes mit dem Tempel als Mittelpunkt

wurde, angenommen, ihn in seinen Horst getragen und ihn dort aufgezogen. — Zal braucht daher, um Hilfe in bedrängter Lage zu erhalten, nicht die Reise in die Außenwelt anzutreten. — Die Simurgh, zurückgehend auf den altiranischen Vogel Sena-Mrgha, den Homa-Bringer, lebt im iranischen Ausstrahlungsgebiete heute noch in den Sagen als Samurak, Samrak, Samruk, Sumrau und unter vielen anderen abgeleiteten Namensformen weiter.

wird das Vordringen eines Menschen in himmlische Bereiche als Überheblichkeit angesehen, die bestraft werden muß. Daher verliert Etana plötzlich den Mut, mit dem Vogel noch höher zu steigen und stürzt hinunter. Seine Bemühungen müssen vergeblich sein, das Unternehmen kann keinen Erfolg haben. Man erkennt deutlich, daß das Ende des Berichtes nicht zum Anfange paßt. Es sind zwei völlig verschiedene Vorstellungsbereiche am Werke, ein mythischer und ein kultischer, die das bewirken. — Kärghche Reste einer ursprünglich ganz anders angelegten und gegliederten Erzählung sind die aus Wissensdurst unternommenen Himmelsflüge der beiden Könige, des Alexander und des Kai Kawus. Bei dem des letzteren läßt die eingangs eingeführte Truggestalt eines teuflischen Verführers keinen Zweifel darüber, wohin diese Erzählungen gehören.

Zweierlei Quellen standen uns bei der Untersuchung des vorliegenden Überlieferungstoffes zur Verfügung, schriftliche Aufzeichnungen einer sehr alten Zeit und aus dem Volksmunde gewonnene Märchen der letzten Vergangenheit. Ihre kritische Prüfung hat ergeben, daß beide ihre Mängel haben, daß die alte, durch die Schrift vermittelte Quelle nicht das Ursprüngliche gibt, vielmehr bereits eine tiefgreifende Abänderung erfahren hat, daß die ganz jungen, von Erzählern dargebotenen Märchen zwar den gegliederten Ablauf mit dem richtigen Ende weit besser erhalten, aber bei einzelnen Motivgruppen weitgehende, bis zur Verdunkelung führende Abschwächungen erfahren haben. Immerhin ist es erstaunlich, wie gut dieser Überlieferungstoff über Jahrtausende hinweg gereicht wurde, wobei wir in Anschlag bringen müssen, daß es wohl nicht die besten Erzähler waren, die uns die Unterlagen geliefert haben.

Wesentlich unterstützt wurden wir durch die Bildaussagen einer überlieferungsgebundenen Kunst, die eine Zeit von 2000 v. Chr. bis zum 6.—7. Jhdt. n. Chr. umspannen.

Es liegt somit der einzig dastehende Fall vor, daß wir einen ungemein wichtigen Überlieferungstoff in Wort und Bild durch Jahrtausende auf einem räumlich abgegrenzten Gebiete verfolgen können, welches das Zweistromland, Persien und Südrußland als Kerngebiet mit anschließenden Ausläufern umfaßt.

VII. Nun kommen wir zu den von Martii Haavio dargebotenen sieben Stoffproben zum Etana-Mythos von finnischem Boden. Brauchbar für unsere Zwecke sind nur solche Belege, die in überzeugender Weise im Sinne der Titelgebung die Gesamtheit der Etana-Überlieferung umfassen. Dieser Forderung entsprechen nur zwei Märchen. Das eine deckt sich mit dem bereits angeführten

finnischem Märchen, das andere ist ein von Heikki Kokkonen im Jahre 1909 aus Erzählermund aufgezeichnetes Märchen (S. 7 f.).

Einleitung. Der Streit einer Maus und einer Meise bei der Verteilung der Ernte von einem gemeinsam bestellten Acker führt zu einem Kriege zwischen den Vögeln und den Säugetieren. Als die Vögel zu erliegen drohen, fliegt der Greif (ein großer Seeadler) zu ihrer Unterstützung herbei, verhilft ihnen zum Siege, wird aber im Kampfe schwer beschädigt. 1. Der verwundete Greif läßt sich auf einer Birke bei einer Darre nieder. Ein Jäger sieht den Vogel, schießt dreimal nach ihm, aber „der Vogel macht sich gar nichts daraus“. (Der Schuß ohne Wirkung.) Der Greif spricht: „Wenn du ein tüchtiger Mann bist, so nimm mich von der Birke und pflege mich. Ich werde dich gut dafür bezahlen.“ 2. Der Mann nimmt den Greif vom Baume herunter und bringt ihn nach Hause, wo er ihn füttert, bis er gesund wird (keine bestimmte Frist für die Fütterung). Dreimal übt sich der Vogel im Fluge, bis ihn seine Flügel wieder tragen. 3. Nun folgt die Belohnung für die Pflege und die Fütterung. Es wird zunächst der Mundvorrat für eine Reise hergerichtet. Er besteht aus dem Fleische einer geschlachteten Kuh und einem Sacke Mehl. Dann erhebt sich der Mann mit dem Vogel in die Luft. Es wird nicht gesagt, zu welchem Zwecke die Reise angetreten wird. Es kommen die bekannten Auffahrtsmotive zum Einsatze: Das Hinabblicken auf das immer kleiner werdende Meer und das Fallenlassen und Wiederauffangen des Mannes. Zwei Monate fliegt der Vogel ununterbrochen, es ist nur mehr wenig Nahrung da. 4. Die beiden kommen zuerst zu dem kupferfarbenen, dann zu dem silberfarbenen und schließlich zu dem goldfarbenen Gutshause. Die Besitzerinnen sind die Schwestern des Greifs. Von der Herrin des goldfarbenen Gutshauses erhält der Mann für die Pflege des Greifs eine goldene Kiste. Der Greif geht dann von neuem in den Krieg der Vögel. Der Mann zerbricht die goldene Kiste und daraus entsteht ein goldenes Gutshaus. Die Frau des Mannes, die schwanger gewesen, hat während seiner Abwesenheit einen Sohn geboren.

Dieses Märchen ist deshalb wertvoll, weil es auch die Einleitung enthält, in der von dem Kampfe des großen Vogels mit einem tierischen Gegner berichtet wird, in dessen Verlaufe er arg beschädigt wird. Auch hier hat der alte mythische Kampf von Schlange und Adler eine Übermalung mit den Farben einer harmlosen Tierfabel und anschließend eine Vervielfältigung der am Kampfe Beteiligten erfahren, aber im weiteren Verlaufe treten bei der Pflege des Greifen und der Wiedergewinnung des Flugvermögens die alten Züge der Etana-Überlieferung deutlich genug

hervor. Die Schleier der Ungewißheit sind auch hier über den Antrieb zur Reise in die Außenwelt und über die wahren Hintergründe für das Erlangen eines kostbaren Gutes gebreitet, aber das Ende zeigt es deutlich, daß die Erfüllung aller dieser so seltsamen Bemühungen eingetreten ist: die Frau hat das erwartete Kind geboren.

Dieses Märchen hat auch das Motiv von der Vorbereitung eines Mundvorrates für die Reise. Wir kennen es bisher nur von den Rollsiegelbildern und abgewandelt von der Auffahrt des Kai Kawus und Alexanders des Großen. Noch haben wir keinen ausreichenden Vergleichsstoff, um festzustellen, ob dieses Motiv in dem vorliegenden Märchen etwa nur zufällig an dieser Stelle steht. Die Auffahrt mit dem Vogel kommt in ähnlicher Weise auch in einer andere Märchengruppe, in der des Dreibrüdermärchens, vor. Dort trägt der große Vogel, der im steten Kampfe mit einer Schlange steht, den Helden aus der Unterwelt zum Danke dafür empor, daß er seine Jungen gegen die Angriffe der Schlange beschützt hat. Es werden dort eingehend die Mengen von Brot, Fleisch und Getränk aufgezählt, die für den sehr gefräßigen großen Vogel als Wegzehrung mitgenommen werden. Und nun kommt noch ein kennzeichnendes Motiv hinzu. Trotz aller Vorsorge reicht der Mundvorrat nicht aus. Nahe am Ziele droht der Vogel vor Schwäche mit seinem Fahrgaste abzustürzen. Da schneidet sich dieser aus seiner Wade ein Stück Fleisch heraus, füttert damit den Vogel und überwindet so das letzte kritische Wegstück. Es ist sehr bezeichnend, daß dasselbe Gebiet die reichsten Belege für diese Motivgruppe liefert, über das die Etana-Überlieferung verbreitet ist: Irak, Iran, Kaukasus, Rußland²⁵⁾.

Martii Haavio erwähnt (S. 12), daß Walter Anderson die in Osteuropa verbreiteten Märchen, die zum Etana-Stoffe gehören, gut kenne und in Aussicht gestellt habe²⁶⁾, dieses Thema ausführlich zu behandeln. Wir wären ihm sehr dankbar, wenn er uns diesen schwer zugänglichen Stoff erschlösse.

²⁵⁾ Nachweise bei „Ferse, Abschlagen der“. Handwörth. d. Deutsch. Märchens II 97.

²⁶⁾ W. Anderson. Über P. Jensens Methode der vergleichenden Sagforschung (Acta et Commentationes Universitatis Tartuensis [Dorpatensis] B XXI 3, Dorpat 1930, S. 48).

Dialen, Unifrauen und Vilen

Motivgeschichtliches zu den weiblichen Sagengestalten mit Tierfüßen im Alpen- und Karstbereich

Von Werner Lynge

Mischwesen besonders zwischen Mensch und Tier gibt es seit ältesten Zeiten in Kunst und Sage sowohl der Hochkulturen als auch der Primitiven, ohne daß sich bisher eine plausible Erklärung über den Sinn derselben finden ließe. Einen einheitlichen kann es angesichts der mannigfachen Gründe ihrer Herausbildung, der ständigen Übernahme von anderen Kulturen durch Jahrtausende auch gar nicht geben. Diese verwirrenden Erscheinungen waren wohl auch die Ursache, weshalb bisher Versuche, durch Klassifikation der einzelnen Formen dem Ziel doch etwas näher zu kommen, nur sehr spärlich und nie vollständig unternommen worden sind. Vielleicht lassen sich Gruppen so erzielen, wenn die Mischwesen nach den Beimengungen von Säugetieren, Vögeln und Fischen, welche letztere auch durch Schlangen ersetzt werden können, unterteilt, zeigen sich doch besonders bei den beiden letzteren Abteilungen Beziehungen zum Seelen- und Wassergeisterglauben¹⁾. Auch der Unterschied, ob der Kopf, allenfalls der Oberkörper, tierisch und der Unterleib menschlich oder umgekehrt sind, scheint nicht gleichgültig zu sein. Mit dieser kaum beachteten Unterscheidung konnte aber die Archäologie Vorderasiens und Kretas sehr beachtliche Resultate erringen, stammen doch die meisten der folgenden Angaben von dieser Methode²⁾.

Es zeigt sich, daß die oben angeführte Unterteilung im allgemeinen fest eingehalten wird, wobei ein Wechsel der Tierbestandteile nur ausnahmsweise einmal vorkommt. So z. B., wenn die altsemitischen Cherubim einerseits in Babylon als adlerköpfige Genien den in Form eines Dreisprosses dargestellten Baum des

¹⁾ Georg Wilke, Kulturbeziehungen zwischen Indien, Orient und Europa. (= Mannus-Bibl.) Leipzig 1923, 176, 104, 179, 180. — Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens IX 129. — Louis Leger, La mythologie slave. Paris 1901, 171. — Flora Andersson, The ancient secret. London 1953, 114.

²⁾ Ludolf Malten, Der Stier in Kult und mythischem Bild. (Jahrbuch des Deutschen Archäologischen Institutes. XLIII, 1928, 123, 130.)

Lebens begießen und andererseits in Südarabien und Palästina die im Islam das Teufelszeichen bildenden Pferefüße besitzen ³⁾, um endlich wohl unter dem Einflusse der Mischwesenvorstellungen ablehnenden römischen Haltung ⁴⁾ in rein menschlicher Gestalt in die christliche Mythologie einzugehen. Angesichts des ungeheuern Materials und wegen des besonderen Zweckes dieser Untersuchung kann hier nur auf die Verbindung Mensch-Säugetier eingegangen werden.

Die ältesten Bilder derartiger Wesen aus dem Paläolithikum stellen kaum Geister dar, sondern Masken zu rein praktischen (Jagd), sozialen (Männerbund) und kultischen (jagdmagistischen Tänzen) Zwecken ⁵⁾. Wenn hier vielleicht auch schon Gebilde des Fieberwahns, der Ahnenfurcht und des Glaubens an die Doppelexistenz, den allein treibenden Faktor der papuanischen und melanesischen Mischwesendarstellungen ⁶⁾, wirksam geworden sein können, so müssen sie doch wegen der in unserem Wissen derzeit noch bestehenden Zusammenhanglosigkeit mit den späteren Schöpfungen unberücksichtigt bleiben.

Grundlegend anders erscheinen die zuerst im 3. vordhr. Jahrtausend in Mesopotamien erfaßbaren, der Ackerbaukultur Elams zugehörigen Mischwesen aus Mensch und Stier, bei denen das Tierische Kopf und Unterkörper umfaßte ⁷⁾. Sie stehen bereits in einem erreichbaren Zusammenhang zu uns bekannten Sagen gestalten. Denn abgesehen von einer im Zweistromlande entstehenden Fülle von Verbindungen der verschiedensten Tierkörper trat dort sehr bald eine Unterteilung ein, die noch heute bestehende Gebilde lieferte. Gestaltete das südliche Babylonien meistens nur den Unterkörper tierisch, so bevorzugte Assyrien, wie überhaupt der Norden, dies nur bei Kopf und allenfalls noch Ober-

³⁾ Waldemar Liungmann, Traditionswanderungen Euphrat—Rhein. (= Folklore Fellows Communications Nr. 119). Helsinki 1938, II 606. — August Wünsche, Die Sagen vom Lebensbaum und Lebenswasser. Leipzig 1905, 2. — Taufik Canaan, Dämonenglaube im Lande der Bibel. Leipzig 1929, 17.

⁴⁾ Fernand Benoit, La Provence et le comtat Venoissin. Paris 1949, 351.

⁵⁾ Hugo Obermaier und Josef Fraunholz, Der skulptierte Ren-geweihestab aus der mittleren Klausenhöhle bei Essing. (Ipek, Jahrbuch f. prähist. und ethnograph. Kunst. Leipzig I, 1927, 8.)

⁶⁾ B. Lévy-Bruhl, Die Seele der Primitiven, Wien 1930, 40, 43, 45, 3. — Hedwig von Beit, Symbolik des Märchens. Bern 1952, 197. — Franz Altheim, Römische Religionsgeschichte. Baden-Baden 1951, I 142.

⁷⁾ G. Wilke, Kulturbez., a. a. O. 175. Eduard Meyer, Reich und Kultur der Hethiter. 151.

körper anzuwenden⁸⁾). Blieben alle phantastischen Tiermischwesen einmalige Erzeugnisse, denen nur in den Bereichen der subaräischen Kultur Ostanatoliens und der minoischen Kretas etwas Ähnliches entsprach, so lassen sich die überwiegend der nördlichen Art angehörenden Stiermischwesen durch alle alten Hochkulturen Vorderasiens und des Mittelmeerraumes verfolgen⁹⁾. Dies dürfte aber ihre Zugehörigkeit zu dem in seinen letzten Resten noch am Beginn der historischen Zeit in Griechenland und Italien faßbaren Stiergottglauben als Trabanten, Kultdiener usw. wahrscheinlich machen¹⁰⁾, dessen äußerste Ausläufer Spuren man in den Rinderkopffurnen des bronzezeitlichen Mallorca¹¹⁾ und der nachhallstädtischen, illyrischen Typen Lebarn-Statzenndorf in Niederösterreich sowie Wies in der Steiermark zu finden glaubt¹²⁾.

Im Gegensatz dazu läßt sich eine Wanderung oder Weitergabe der anderen, von den Babyloniern bevorzugten und im heutigen Europa infolge der Teufelsvorstellungen weitaus überwiegenden Mischwesenart, Mensch mit Säugetierunterkörper, mangels bildlicher Darstellungen nicht verfolgen. Nur vereinzelt tauchen in Sage und Kunst des Altertums solche Gestalten auf, zu denen ein ziegenfüßiger Dämon im mittleren Reiche Ägyptens, ein gleicher, außerdem noch gehörnter Gott auf dem Beaurer Altar der gallischen Aduer¹³⁾, Pan, die Satyren und die pferdefüßigen Silene der klassischen Zeit Griechenlands zählen. Aber der Umstand, daß die Hellenen letztere mit dem Dionysosglauben von den thrakischen Reiternomaden übernommen haben, läßt die

⁸⁾ G. Wilke, Kulturbez., a. a. O. 166—170. — Eduard Meyer, Reich, a. a. O. 150.

⁹⁾ Ludolf Maltz, Der Stier, a. a. O. 99, 111, Abb. 34. — Gudmund Schütte, Gotthod, die Welt der Germanen, Jena 1939, § 74, 60. — Max Frh. v. Oppenheim, Der Tell Halaf, Leipzig 1931, 150.

¹⁰⁾ Franz Altheim, Röm. Religionsgesch., a. a. O. 21, 23, 29, 36, 37. — Martin Schultze, Handbuch der Ebräischen Mythologie, Nordhausen 1876, 159. — Mircea Eliade, Die Religionen und das Heilige, Salzburg 1954, 106, 114—122. — Eduard Beninger, Der Bronzestier aus der Bičiska-Höhle und die Urrindplastiken von Hallstatt. (Ipek. Berlin VIII, 1934, 80.)

¹¹⁾ Dominik Josef Wöfl, Die Religionen des vorindogermanischen Europas. (Christus und die Weltreligionen. Wien 1950, I 194.)

¹²⁾ Richard Pittioni, Urgeschichte des österreichischen Raumes. Wien 1954, 585, 596, 609—10.

¹³⁾ Willibald Kirfel, Die dreiköpfige Gottheit. Bonn 1948, 134. — Dagegen hat der Gott in A. Bertrand, La Religion des Gaulois, Paris 1897, 317, Fig. 43, keine Ziegenfüße, auch der Wetterfleck über der linken Achsel fehlt.

Vermutung aufkommen, die Überträger und vielleicht sogar die Herausbilder seien die Hirtenvölker des asiatischen Stepperraumes gewesen, die einerseits mit ihrer auf vergänglichem Material hergestellten Ornamentkunst keine noch erhaltenen Beweise liefern konnten, deren Mentalität aber andererseits zur Entstehung derartiger Vorstellungen das Wesentlichste beigetragen haben kann. Sieht man so von einmaligen, meist unter Heranziehung von Teilen wilder, durch Herrschaftssymbole oder Götterkulte zu einer gewissen Bedeutung gelangter Tiere entstandenen Mischwesen, wie den bereits erwähnten assyrisch-minoischen oder dem die mittelalterliche Greifengestalt, geflügelter Löwe mit Adlerkopf, wenigstens teilweise in umgekehrten Sinne vorzunehmenden sumerischen Stadtgotte Imgig¹⁴⁾ ab, so scheint doch die zwar nicht an Mannigfaltigkeit, aber dafür an Häufigkeit weit überwiegende Verwendung von Haustieren und darunter wieder besonders die der für die Hirtenvölker so maßgeblichen Herdentiere Pferd, Rind und Ziege bei den sonstigen Wesensvorstellungen die Berechtigung einer solchen Vermutung wenigstens wahrscheinlich zu machen.

Dem nicht bloß für die Mehrzahl der heutigen Glaubenswesen so tonangebenden Teufel wurde seine so wohl vertraute, auf der gleichen Form beruhende Gestalt in Oberitalien erst spät am Ende des Mittelalters gegeben¹⁵⁾. Das Streben des 15. Jahrhunderts war jedoch keineswegs darauf gerichtet, ein Mischwesen herauszubilden, sondern einen möglichst häßlichen Menschen darzustellen. Dies gelang durch verkrüppelte Gesichter und Füße, aus denen im 14. Jahrhundert schweinsrüssel- und hufähnliche Gebilde entstanden, durch bekrallte Hände und Füße und allegorische Zusätze, Hörnern, Schweif und den Schwingen des Vogels Finsternis, der Fledermaus. Aber Tierfüße hatte der Teufel damals nur sehr selten, die erst am Ende des 15. Jahrhunderts infolge humanistischer Erinnerungen an Pan allgemeiner wurden. Aber auch nicht restlos, denn sonst könnten die Payayua des Gran Chaco, die niemals mit den Weißen in einen näheren Kontakt getreten, aber dafür auf den merkwürdigen Gedanken verfallen waren, die Bilder der biblischen Geschichte, die sie frühestens am Ende des 16. Jahrhunderts vielleicht bloß durch ein einziges Individuum übernommen haben können, zum ausschließlichen Thema ihrer Volkskunst zu machen, nicht noch heute den Teufel rein

¹⁴⁾ H. Parker, *Village Folk-tales of Ceylon*. London 1910, I 300.

¹⁵⁾ Fogg Art Museum, Harvard University, Cambridge, Mass. 1919, 138. — Reinhard Herbig, *Pan, der griechische Bocksgott*. Frankfurt a. M. 1949, 71.

menschlich und nur ausnahmsweise mit Hörnern und Schweif darstellen¹⁶⁾. Und wie staunten die frühesten Erforscher der Sagen Tirols, Alpenburg und Bechstein, daß im westlichen Südtirol die Merkmale des infolge der religiösen Aufgeregtheit des ausgehenden Mittelalters zu überhöhter Bedeutung Gelangten trotz andauernder Propaganda durch Predigt und Schule in wesentlich anderen Dingen als tierischen Attributen bestanden¹⁷⁾.

Entgegen den sonst bei mitteleuropäischen Mischwesen vorherrschenden Teufelsvorstellungen gibt es in Alpen und Karst eine Anzahl zusammenhangsloser Gruppen tierfüßiger weiblicher Geisterwesen, die kaum solcher Herkunft entstammen dürften¹⁸⁾. Handelt es sich bei ihnen doch durchwegs um Glaubensgestalten, die zufolge den Berichten stets als gut und hilfreich galten, keinerlei dämonische Charakterzüge entwickelten und denen eine gewisse Verehrung nicht abzusprechen ist. Trotz ihrer etwas ominösen Gestalt ähneln sie doch noch am ehesten den antiken Nymphen und heutigen seligen Fräulein, Feien und Saligen. Merkwürdigerweise wurden sie infolge einer Kette von Mißverständnissen bei den frühesten, aus der Mitte des 19. Jahrhunderts stammenden Berichten bisher kaum beachtet, obwohl in unseren Gegenden gerade weibliche Mischwesen, abgesehen von mit Vogel-, Fisch- und Schlangenkörpern behafteten, von jeher ziemlich selten sind. Die scheinbaren Vorbilder, die ihnen noch am ähnlichsten Paninnen des klassischen Altertums waren jedoch nur übermütige städtische Erzeugnisse hellenistischer Zeit, als man begann mit dem bis dahin gefürchteten Pan zu spielen, ihn als Familienvater auszubilden usw., die aber alsbald wieder verschwanden, als Rom tonangebend geworden war¹⁹⁾. Trotz mangelnder historischer Nachrichten scheinen hier alle landläufigen Gründe für eine neuzeitliche Entstehung solcher Vorstellungen zu

¹⁶⁾ Erland Nordenskiöld, Indianische Kultur in postkolumbischer Zeit. Ipek, a. a. O. I 118.

¹⁷⁾ Johann Nep. R. v. Alpenburg. Mythen und Sagen Tirols. Zürich 1857, 249 ff. Auch bei den Rättern werden nur gelegentlich Hufe erwähnt. Gian Bundi, Märchen aus dem Bündnerland. Basel 1935, 85.

¹⁸⁾ Als Symbol der Fülle ist die in vielen Märchen erwähnte Stelle zu werten, daß ein Kuhhorn abgeschraubt wird, das dann Lebensmittel liefert. Eine solche Stelle findet sich jedoch bei den Osseten bezüglich eines Widders, anscheinend weil dort die Schafe den Rang einnehmen, den sonst das Rind, in den Ostalpen früher die Ziege inne hatte. Die Ziegenfüße der westlichen Gruppe rühren scheinbar weniger von den Teufelsvorstellungen, sondern wie die des Pan, Faunus, Sylvanus von altillyrischen Viehnomaden her.

¹⁹⁾ Wilhelm Mannhardt. Wald- und Feldkulte. Berlin 1875, II. 132. — Reinhard Herbig, a. a. O. 37.

versagen. Gegen eine allfällige Verteufelung dieser Glaubensgestalten spricht die, wenn auch bloß in einem einzigen Tale, frühestens im 17. Jahrhundert durchgeführte Umwandlung derartiger Geisterwesen zu schutzengelhaften Sagenfiguren. Aber auch die Annahme, tierische Anhängsel wie diese Haustierfüße und die Kuhschwänze der norwegischen Huldren seien Zugehörigkeitsmerkmale zum geisterhaften Zwischenreich, ist anscheinend nicht ganz zutreffend²⁰⁾. Denn letzteres kommt hauptsächlich im Orient vor, wo die Ghulen der Araber und die Dschinnen des Suleimanne als Zeugen erscheinen, die ihrerseits wieder auf den Gestaltwandel des Teufels in Italien eingewirkt haben²¹⁾.

Angesichts des ersten Vorstoßes in dieses Gebiet darf natürlich nicht mit einer restlosen Erfassung gerechnet werden, umso mehr die Grundlagen nur aus hier vorhandenen Büchern und nicht aus flächenmäßig viel mehr erfassenden Umfragen genommen werden konnten. Aber nach der Zahl darf man doch mit einer ziemlichen Vollständigkeit rechnen, wenn auch die Ausdehnung der einzelnen Gruppen oft noch nicht festliegt.

Die größte und auch am längsten bekannte Art sind die ziegenfüßigen Dialen der Rätoromanen Graubündens²²⁾. Durchaus gutartig bewohnen sie reich eingerichtete Höhlen der Almenregion und tragen fast durchwegs die solchen Geisterwesen von den Xanas Asturiens und den Fairies Irlands im Westen bis zu den Samovilen Bulgariens im Osten eigentümlichen weißen Kleider. Allerdings in der zu Guarda im mittleren Engadin für die besonderen mit ihr beabsichtigten Zwecke adaptierten, ursprünglich aus Kleinasien stammenden und am Oberrhein sehr häufigen Sage vom Selbtan, Salton o. ä., in der Gewandung gar nicht erwähnt wird, kommen einige Stellen vor, nach denen man annehmen könnte, die Diale wäre nackt gewesen. Wenn es hier auch bedeutungslos erscheinen mag, so wäre die sonst als Wahrzeichen hohen Alters angesehene Nacktheit immerhin ein Verbindungsglied zu den anderen Gruppen, bei denen meistens Kleiderlosigkeit ausdrücklich bezeugt wird. Allem Anschein nach wurden einst die Dialen als höhere Wesen betrachtet, denn dem

²⁰⁾ George Dumézil, *Le Problème des Centaures*. Paris 1929.

²¹⁾ Hammer-Purgstall, *Rosenöl. Sagen und Kunden des Morgenlandes*. Stuttgart 1813, 14.

²²⁾ F. J. Vonbun, *Beiträge zur deutschen Mythologie*. Chur 1862, 65 f. — Theodor Vernaleken, *Alpensagen*. Salzburg 1938, 63. — Otto Henne-Am Rhyñ, *die deutsche Volkssage im Verhältnis zu den Mythen aller Zeiten und Völker*. Wien 1879, 449, 452.

Sinne des Wortes nach könnte man sie als Halbgöttinnen bezeichnen, da zufolge *diela* = Göttin *diala* ungefähr göttinähnlich bedeuten dürfte²³⁾.

Bereits bei der Verbreitungsbestimmung dieser Vorstellungen beginnen Ungewißheiten. In allen Dialekten erwähnenden Berichten werden sie als allgemein rätoromanisch bezeichnet. Dieses Volk beschränkt sich derzeit auf das Vorder- und Oberrheintal bis etwa Chur sowie den vom Malojapaß bis zur Klause von Finstermünz reichenden Engadin nebst einigen Seitentälern. Verbunden sind diese beiden Sprachgebiete durch das schmale, tief eingeschnittene untere Albulatal, das die zwei auf dem zwischen Rhein und Inn liegenden Gebirgsland sie trennenden großen deutschen Sprachinseln von einander scheidet, nämlich einerseits die von den Staufern zum Schutze der damals einen höheren Wert als Brenner und St. Gotthard besitzenden Italienpässe des Maloja, Lukmanier und Septimer angelegte Ansiedlung im Hinterrheintal und andererseits die spätmittelalterlichen Walserorte um Davos, im Prätigau und im Rhätikon²⁴⁾.

Abgesehen davon, daß aus dem abgeschlossensten Teile Graubündens, dem Vorderrheintal, keinerlei Angaben zu erlangen waren, scheint jedoch aus den Sagen der übrigen Gegenden hervorzugehen, daß Dialektvorstellungen keineswegs im gesamten Sprachbereich vorhanden sind, sondern vielmehr auf den Unterengadin und das angrenzende, schon zum Einzugsgebiete der Etsch gehörende Münstertal, d. h. bei den infolge der Hochgebirgsnatur vielfach auftretenden Mundartunterschieden auf den wie in Südtirol ladinisch genannten Dialekt beschränkt bleiben

Die scheinbare Diskrepanz vieler hier angeführter Angaben gegenüber denen der bisher größten Sammlung im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens erklärt sich damit, daß in letzterem wohl die frühesten Berichte von 1844 herangezogen wurden, die eine damals noch nicht als solche erkannte lokale Weiterentwicklung beschrieben, dagegen diejenigen übergangen worden waren, welche weiter verbreitete und sicher auch ältere Verhältnisse schilderten. Das sich gegen das oberste Etschland, die Malser Heide, öffnende Münstertal hat seit jeher mehr zur großen Straße durch den Vinschgau über den Reschenpaß hin gravitiert als zum verkehrsarmen, außerdem noch durch den 2100 m hohen, straßen-

²³⁾ Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens II 193.

²⁴⁾ A. Sartorius Frh. v. Waltershausen. Die Germanisierung der Rätoromanen in der Schweiz. Stuttgart 1900, 369, 405, 409, 412, 427. — Notker Curti, Im Bündner Oberland, Luzern o. J., 46.

losen Ofenpaß abgeriegelten Engadin. Auch die politische Abtrennung von Tirol im 14. Jahrhundert durch Anschluß an den Grauen Bund und die Reformation 1620 konnten daran nicht allzu viel ändern, weshalb die infolge des Überganges der Malser Heide zur deutschen Sprache im 18. Jahrhundert nun dort einströmenden neuen Gedanken ihr Echo bald auch hier fanden. Die, wie in den protestantischen Gemeinden um den Dachstein, seit der Reformation durch das fühlbare Fehlen aller Heiligen bedingte erhöhte Bedeutung der Schutzengel veranlaßte hier anscheinend die Übernahme ostalpiner, diesem Gedanken Rechnung tragende Sagen, in denen, dem dortigen weiblichen Almpersonal gemäß, als Retter in der Not stets strahlende Jünglinge erscheinen²⁵⁾. Das ausschließlich männliche Wesen des Münstertales ersetzte diese bezeichnenderweise durch die seiner Mentalität als weibliche Wesen viel näherstehenden, allerdings zu schönen Kindern abgeänderten Dialen, deren Ziegenfüße stillschweigend verschwanden, als nach dem Muster Ostfrankens das Gefolge in der ungefähr gleichzeitig in den Vinschgau gelangten Sage von der Wilden Jagd solche gleichfalls erhalten hatte²⁶⁾. Die Berechtigung einer solchen Annahme erweisen nicht bloß das durch hundert Jahre verfolgbare Anwachsen des Schutzengelgedankens zum ausschließlichen Inhalt der münstertaler Dialensagen, sondern auch die von den sonst üblichen weit abweichenden roten mit Gold verzierten Gewänder, die sichtlich ihre Vorbilder in Kostümen barocker Weihnachtskrippenengel haben. Unglücklicherweise gebrauchte der erste Sammler dieser Sagen, Gian Leonardi, für diese umgeformten Dialen den Ausdruck Männchen, aus denen später Rodholz, als er in seinen mythologischen Werken dieses in Appenzell aufgelegte Büchlein der Allgemeinheit aufzeigte, Zwerge machte²⁷⁾. Die Umbenennung schien ihm angesichts der weitgehenden, hauptsächlich im Helfen bei der Feld- und Heuarbeit, dem Bewirten mittels silbernen Geschirrs usw. bestehenden Inhaltsgleichheiten beider Sagenkreise und des Vorkommens in einem schmalen, von Basel über den Aargau bis ins obere Rhonetal reichenden Streifen von ziegenfüßigen inmitten der sonst in der Schweiz gänse-

²⁵⁾ Aus der Seckauer Gegend: Hanns von der Sann, Sagen aus der grünen Mark. Graz 1952, 213.

²⁶⁾ Ignaz V. Zingerle, Sagen aus Tirol. Innsbruck 1891, 14 nr. 21. — Franz Bauer, Helden, Gespenster und Schalksnarren. München 1954, 148.

²⁷⁾ Gian Leonardi, Rätische Sagen und Gebräuche. St. Gallen 1844, 40. — F. J. Vonbun, a. a. O. 53. — Ernst Ludwig Rodholz, Schweizer-sagen aus dem Aargau. Aarau 1856, I 318, 382.

fäßigen Zwerge²⁸⁾ nur zu berechtigt zu sein. Zufolge dieser Klassifizierung wurde die Sache als abgeschlossen betrachtet und erscheint in dieser Form nun in allen neueren Arbeiten, ohne daß jemand nachprüfte, ob nicht hier ein Mißverständnis vorwalte. Als ein Anzeichen, daß es sich im Münstertale um eine Weiterentwicklung und keineswegs um etwas völlig Selbständiges handelt, können die Sagen des Talschlusses gewertet werden, in denen man die auf den Almen um den Ofenpaß hausenden Dialen stets als weiblich, ziegenfüßig und weißgekleidet wie sonst im Engadin beschrieben hat²⁹⁾. So erweist sich Vernaleken für die allgemeinen Verhältnisse immer noch als treuerer Berichterstatter als Rodholz und seine Nachfolger.

Natürlich verhinderten die Füße eine Übernahme vieler sonst bei den Wildfrauen und Saligen sehr beliebten Sagenmotive, wie das Verdingen auf Höfen und den damit zusammenhängenden, die Namen jener Wesen enthüllenden Heimruf. Gleichzeitig bedingte dieses Versetzen auf eine außermenschliche Ebene aber auch, daß das sonst eine gewisse Rolle spielende erotische Moment fast zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken ist. Bemerkenswert ist, daß die einzige letzteres enthaltende, ansonst durchaus auf eine moderne Entstehung hindeutende Sage zur Schilderung der Vorzüge von Klauen- gegenüber den Menschenfüßen im felsigen Hochgebirge³⁰⁾ eine weitgehende Entsprechung in der 1151 verfaßten Vita Merlini des Walisers Galfried von Monmouth findet³¹⁾. Die dort erwähnten Gorgaden sind nach dem Zeugnis englischer Schriften des 15. Jahrhunderts die westlich Skandinavians gelegenen, von Nordgermanen besiedelten Orkneyinseln³²⁾, auf denen heute angeblich nur mehr der Zwergenkönig Balkin noch Bocksbeine hat³³⁾.

Gorgades habitant mulieres corporis hirci
Que celori cursu lepores superare feruntur³⁴⁾

²⁸⁾ Ernst Ludwig Rodholz, Naturmythen, Leipzig 1862, 123, 103, 126. — E. L. Rodholz, Schweizergsagen, a. a. O. I 334, 338, 280. — Otto Henne-Am Rhyn, Die deutsche Volkssage, a. a. O. 348. — Im Sundgau; Oswin P. Gath, Das Naturgeisterbuch, Köln 1941, 68.

²⁹⁾ Georg Luck, Rätische Alpensagen, Chur 1945, 22.

³⁰⁾ Derselbe, 22.

³¹⁾ John Jay Parry, The Vita Merlini. University of Illinois studies in language and literature 1925, 82.

³²⁾ Captain Thomas, De Orcadibus Insulis. Bannatyne Miscellany 1855, 82.

³³⁾ Reginald Scot, The discoverie of Witchcraft, Suffolk 1930, II c. 4. — Wilhelm Mannhardt, a. a. O. II 153.

³⁴⁾ Vita Merlini. Vers 898.

Spuren, daß die Dialekte auch außerhalb der beiden Täler gewesen wären, sind nur sehr spärlich vorhanden, wobei es ungewiß bleibt, ob sich das vielfach Veränderte tatsächlich auf diese bezieht. So sagt in einer im über dem obersten Inntal gelegenen Fendels aufgezeichneten Heimrufsage eine Salige beim Abschied: Ehret den haarigen Fuß, damit es euch stets wohl ergehe, wogegen bereits unweit Landecks der haarige Wurm, die in Tirol als dämonisch aufgefaßte Katze erwähnt wird³⁵⁾. Im Fassatale lautet eine der oft sehr merkwürdigen Ehebedingungen einer der dort Delle Vivane genannten Saligen, sie nie Geiß zu nennen³⁶⁾. Die sonst als Beziehung zu ihrer Verwandlungsgestalt aufgefaßte Benennung könnte aber ebensogut ein Relikt einer durch den vom Münstertal einst sehr lebhaft betriebenen Schleichhandel übermittelten Dialensage sein. In dem nur durch die Silvretta vom Unterengadin getrennten hinteren Montavon bemerkt ein heimgartender Bursche die Ziegenfüße seiner Angebeteten in einer allerdings dem Hexenglauben zugerechneten, derzeit noch nicht veröffentlichten Erzählung³⁷⁾. Vom mittleren Vinschgau bis ins Albulatal kommt eine Reihe von Höfen mit dem Namen Thial vor, der anscheinend auf das heute nicht mehr existierende männliche Gegenstück der Dialekte hinweist³⁸⁾. Von diesen ist der im Suldentale unterm Ortler gelegene, wegen einiger sich dort erhebenden, teils Dial-, teils Opferknott genannten Kalkzinnen der Bemerkenswerteste. Leider konnte nicht ermittelt werden, wem die bei Letzterem von Kindern mit dem Wunsche nach Geschwistern hinterlegten Waldbeeren und Tannenzapfen, von Erwachsenen zur Erlangung von Nachkommenschaft dargebrachten Libationsopfer eigentlich gelten³⁹⁾. Finden sich derartige verschiedenen Waldgeistern zwecks Ergiebigkeit der Beerensuche gewidmete

³⁵⁾ Ignaz V. Zingerle, a. a. O. 602, 47 nr. 71. — J. N. Sepp, Alt-bayrischer Sagenschatz. München 1893, 599. — Hermann Holzman, Wipp-taler Heimatsagen. Wien 1948, 93.

³⁶⁾ (Karl Spieß), 100 Volksmärchen treu nach den Quellen in ihren Beziehungen zur Überlieferungswelt. Wien 1947, 80. — Ludwig Hörmann, Mythologische Beiträge aus Welschtirol. Innsbruck 1870, 8. — Das Verbot, die Herkunft der magischen Frau zu erwähnen, in Europa so selten, taucht in primitiven Ländern als Tierhehe wieder auf. Hedwig v. Beit, Symbolik, a. a. O. 308, 310, 316.

³⁷⁾ Richard Beitzl, Im Sagenwald. Feldkirch 1953, 364. Ehemalige Verbindung zum Engadin: 303.

³⁸⁾ Alois Schoen-Pontarra, Terriolis II, Innsbruck 1938, 68.

³⁹⁾ Josef Pardeller, (Der Schlern. Bd. XXIII, 1949, 55, 460.)

Handlungen auch öfters in Westdeutschland⁴⁰⁾, so sind doch mit dem Seelenglauben zusammenhängende abseits von Gewässern etwas Seltsames, deren Klärung uns vielleicht mehr über das Wesen der Dialen in der Vergangenheit mitteilen könnte.

Die Annahme, die Margarete des in seinen Anfängen aus dem 8. Jahrhundert stammenden, nur im Surselvischen, dem Dialekt des Vorderrheintales, vorkommenden Kanzun de la sontgia Margarita, des noch stark heidnischen Liedes von der heiligen Margarete sei eine Diale gewesen, verliert angesichts des wahrscheinlichen Vorkommens der letzteren und des westlich des Oberrheines südlich von Ragaz gelegenen Schauplatzes wesentlich an Wahrscheinlichkeit⁴¹⁾. Allem Anschein nach hätte hier nur eine mit einem Eigennamen ausgestattete numinose Einzelpersönlichkeit, der infolge des Vererbens desselben sowie ihrer Funktionen auf die nachfolgenden Alemannen unter den Rättern eine höhere, vielleicht sogar göttliche Bedeutung zugekommen sein müßte, Aussicht gehabt, in christlicher Zeit von der Wetterherrin Margarete abgelöst zu werden, der gerade in dieser Gegend im Frühmittelalter so viele Weihstätten gewidmet worden waren⁴²⁾. Diese Bedingungen könnte noch am ehesten die Madrisa erfüllen, ein für die Fruchtbarkeit jener Zonen sorgender weiblicher Almgest Voralbergs und des Sarganserlandes⁴³⁾. Nimmt sie doch in den Sagen eine gewisse Rolle ein, daß man sogar ihren Zusammenhang mit der Matria, der terra mater der Inntaler Veneter zur Zeit Christi, für möglich gehalten hatte⁴⁴⁾, obwohl sie anscheinend erst kürzlich eine größere Ausweitung erfahren hatte. Das zeigen viele Namen der nach ihr benannten Berge, die im Sprachgebrauch als der Madrisa oder in Urkunden des 17. Jahrhunderts als Madresch oder Madera auftauchen⁴⁵⁾.

⁴⁰⁾ Adolf Becker, Aus Nassaus Sagenschatz, Idstein 1922, 10. — Walter Diener, Hunsrücker Volkskunde, Bonn 1925, 83. — Ernst Ludwig Rothholz, Glaube und Brauch im Spiegel heidnischer Vergangenheit, Berlin 1867, I 323. — Edmund Schneeweis, Slavische Sagen aus der Tschechoslovakischen Republik, Prag 1935, 41.

⁴¹⁾ Christian Caminada, Das Rätoromanische St. Margarethalied. (Schweizerisches Archiv für Volkskunde, Basel XXXVI, 1937, 197.) — Richard Weiß, Art. Alp im Dicziunari rumantsch grischun, Chur 1940, II 10.

⁴²⁾ Walther Staffler, Willeweiß-Hexenküchl, (Der Schlern, Bozen XXIV, 1950, 36.)

⁴³⁾ Richard Beitzl, a. a. O., 292 nr. 547. — Schweizerisches Archiv für Volkskunde, Basel XXXVIII (1939).

⁴⁴⁾ G. Ipsen, Der Name Matria, 1700-Jahrfeier. (= Schlernschriften Nr. 84) 1950, 9 ff. — Richard Pittioni, a. a. O. 770, 771, 782.

⁴⁵⁾ Carl Schmidt, Bild und Bau der Schweizer Alpen. (Schweiz. Alpen-Club, Basel, XLII, 1907, 52.) — Alois Schoen-Pontarra, a. a. O. 126.

Mit keiner Berechtigung glaubte man Vergleiche und Vorläuferinnen der Dialektal in den ihnen ähnlichen Abbildungen der Geißmanninnen in Konrad Geßners Tierbuch, Heidelberg 1612, gefunden zu haben. Die frühere Ausgabe dieses Werkes, gedruckt 1560 bei Froschauer in Zürich, kennt dagegen nur Geißmannli. Das ist aber die in der Schweiz noch heute übliche Bezeichnung jener schon vorhin erwähnten Aargauer Zwerge, denen im Elsaß — angeblich auch jenseits des Rheines im Schwarzwald — an einer Stelle ebenso ziegenfüßige Zwerginnen beigegeben sind⁴⁶⁾. Letztere waren es wohl, welche die Heidelberger Neuherausgeber mit der Erweiterung des früheren Titels zu jenem grammatikalischen Monstrum meinten und nicht die Dialektal, von deren Dasein in den damals so entlegenen Alpentälern sie wahrscheinlich gar nichts wußten. Übrigens mag sich hiemit vielleicht der Rest einer weiteren Gruppe ankündigen, die schon vor längerer Zeit zu Zwerginnen gewandelt worden ist.

Auch der gleichfalls als Vorlage herausgesuchte rein literarische, aus den Hexenschriften des 15. und 16. Jahrhunderts hervorgegangene Buhlteufel⁴⁷⁾ paßt nicht zu den Dialektal, eher noch zu einem weiteren Geisterwesen der hier untersuchten Art, dem Gäismädli des Haslitalles bei Interlaken⁴⁸⁾. Zwar könnte wegen der Nähe des ins Vorderrheintal führenden Oberalppasses vielleicht an eine Übernahme von den dortigen Rätoromanen gedacht werden, wenn diese selbst Dialektal in ihren Sagen hätten und das Gäismädli nicht so andersartig als letztere wäre. Nicht daß es sich etwa hexen- oder böseartig aufführe, bei einer anderen Schicht als alpinen Hirten vorkäme oder in seinem klaren Einzeldasein einen Gegensatz zu dem anonymen der Dialektal bildete, keine dieser nicht zutreffenden Eigenschaften macht die Verschiedenheit aus. Diese ist vielmehr allein in seinem einzigen, erotischen Wunschträumen abseitig lebender Sennen entsprungenen Sagenmotiv dem außerordentlichen, sich bis zur aktiven Kiltgängerei (Fensterln) steigenden Liebesverlangen begründet⁴⁹⁾. Nach den bisher erreichten Sagen kann wohl die Übernahme von den Ladinern des Unterengadins als fraglich gelten, selbst wenn man annehmen würde,

⁴⁶⁾ Auguste Stöber, Die Sagen des Elsaßes, St. Gallen 1858, 4. — Paul Sébillot, Folklore de France, Paris 1904, I 460. — Friedrich Ranke, Die deutschen Volkssagen, München 1910, 137.

⁴⁷⁾ Will-Erich Peukert, Deutscher Volksglaube des Spätmittelalters Stuttgart 1942, 123. — Martha Bringemeier, Volkswelt in Westfalen, Münster 1948, 17.

⁴⁸⁾ Melchior Sooder, Zelleni us em Haslital, Basel 1943.

⁴⁹⁾ Will-Erich Peukert-Otto Lauffer, Volkskunde, Bern 1951, 218. — Gunnar Granberg, Skogrætt i yngre folktradition, Uppsala 1935.

der Charakter sei durch eine andersartige Bevölkerung so völlig verändert worden. Da wäre selbst ein Zusammenhang mit den vorhin erwähnten Zwerginnen des Sundgaues noch wahrscheinlicher.

In älteren Berichten wird gewöhnlich das Gäismädli wegen seiner Einzelpersönlichkeit sehr zu Unrecht zwei anderen angeblich auf den Gletschern des Jungfraumassivs hausenden weiblichen Sagengestalten gleichgestellt, dem Gauli- und dem Engstweiblein, die sich jedoch als Totengeister darstellen⁵⁰⁾. Ist doch das Gauliweiblein ein etwas korrumpierter Abkömmling der Berner Klaridensage von der Blümelisalpe⁵¹⁾, der westalpinen Version der östlichen Geschichte von der übergossenen Alm. Das darin vorkommende mutwillige Vergeuden des Almnutzens, in den Augen der Viehhauern eines der größten, wenn nicht überhaupt das verdammenswerteste Verbrechen, hat sie wohl reif gemacht für die Verbannung auf einen Gletscher, nach der landläufigen, vielfach durch Sagen bestätigten Ansicht dem Ort der „kalten Pein“. Dem entgegen verlaufen Dasein und Abenteuer des Gäismädli stets in der Zone der Almen, sein Umgang sind die dortigen Hirten und es gehört demnach keinesfalls zu den beiden Weiblein, sondern erweist sich vielmehr durchaus als ein reiner Naturgeist.

Könnte man bei den rätischen Dialekten noch von einer räumlich zwar eng begrenzten, aber durch einheitliche Bezeichnung und Vorstellung sich deutlich abhebenden und im Bewußtsein des Volkes lebenden, natürlichen Gruppe sprechen, so ist derartiges bei der nächsten, der steirischen, nicht mehr möglich. Dazu sind die einzelnen Glieder allzu weit verstreut, durch andersartige Traditionen von einander getrennt und verändert, als daß noch ein Zusammenhang bestünde.

Ursprünglich waren nur die Unifrauen in einer Höhle am Waltrastein auf dem im oststeirischen Hügellande südlich der Raab gelegenen Stradnerkogel bekannt, die aber anscheinend

⁵⁰⁾ Brüder Grimm, Deutsche Sagen, Hgg. Floerke, München o. J., I 122. — Ernst Ludwig Rochholz, Schweizer sagen, a. a. O. 334. — Theodor Vernaleken, a. a. O. 259.

⁵¹⁾ Scheuchzer, Naturgeschichte der Schweiz, Zürich 1746, II 83.

⁵²⁾ Hans Pirchegger, Sagenkränzlein aus der grünen Steiermark, Graz 1924, 9. — Franz Hausmann, Oststeirische Sagen und Schwänke, Graz 1931, 93. — Hanns von der Sann, Volkssagen aus den steirischen Bergen, (Heimgarten, Graz XI, 1887, 139.) — Franz Brauner, Die Raubritter von Ehrenfels und andere Sagen aus unseren Bergen, Graz 1951, 28, 29. — Franz Brauner, Was die Heimat erzählt, Graz 1953, Heft X 110. Der Stradnerkogel als Hexenberg, ebdo., Heft X 106.

wegen der mehrfach erwähnten, entsprechend einer Ausdrucksweise mythologischer Bücher des 19. Jahrhunderts als mißgestaltet bezeichneten Füße gar nicht zu der hier untersuchten Art gerechnet worden waren⁵³⁾. Erst in diesem Jahrhundert folgten genauere Angaben wie hufartige Klump-, Klauen- und endlich in einer örtlichen Heimatkunde die für uns wichtigen und erst eine Zusammenfassung ermöglichenden Kuhfüße⁵⁴⁾. Solche sind, zumindest im heutigen Europa, eine ziemlich seltene Angelegenheit, deren spärliche Repräsentanten hauptsächlich nur am Ostrande der Alpen zu finden sind. Denn nach den bisherigen Feststellungen werden sie bloß dem Teufel an der Ennsmündung, den als Töchter desselben geltenden südslawischen Pestfrauen und einigen Wildfrauen der nördlichen Steiermark zugeschrieben⁵⁴⁾. Außerdem bestand noch kürzlich ein nun durch Bombentreffer zerstörtes romanisches Steinrelief eines Stierkentauren zu Deutsch-Schützen im benachbarten südlichen Burgenland⁵⁵⁾.

Am interessantesten sind wohl die Wildfrauen um den im östlichen Teile des Dachsteinstockes gelegenen Stoderzinken bei Gröbming im oberen Ennstale, denn sie verdanken ihre Kuhfüße nicht irgendwelchen Sagen, sondern der Meinung, die dortigen Abdrücke der ziemlich großen und dickschaligen Muschel *Megalodus* in den Riffkalken der oberen Triasformation seien ihre Spuren⁵⁶⁾. Bezeichnet auch die eine südliche Abart des Salzkammergutdialektes sprechende, um den nördlichen und westlichen Gebirgsfuß bis Haus an der Enns reichende Bevölkerung letztere ohne weitere Folgerungen bloß ihrem Aussehen als „Kuhtritte“, so scheinen die sicherlich als willkommene Bestätigung lang gehegter Ansichten über das Wesen und Aussehen der Wildfrauen empfundenen Funde beim Gröbminger Liebhartstlehen und der Neubergeralm auf eine einst größere Ausdehnung solcher Vor-

⁵³⁾ August Artner, Heimatkunde des Gerichtsbezirkes Fehring. Fehring 1914, 57.

⁵⁴⁾ Ferdinand Adl, Sagen aus dem Mostviertel. Amstetten 1951, 39. — Friedrich S. Krauß, Volksglaube und religiöser Brauch der Südslawen. Münster 1890, 60. — Krauß, Sagen und Märchen der Südslawen. Leipzig 1884, II 332 nr. 135. — Krauß, 1000 Sagen und Märchen der Südslawen. Leipzig 1914, I 386 nr. 113. — Krauß, Slawische Volksforschungen. Leipzig 1908, 92.

⁵⁵⁾ Alfred Ratz, Gefährdete, unbekannte und verlorene Bau- und Kunstdenkmäler des südlichen Burgenlandes aus dem Mittelalter (= Burgenländische Forschungen, Sonderheft). Eisenstadt 1951, 31.

⁵⁶⁾ Hans Pirchegger, a. a. O. 8. — Hanns v. d. Sann, Sagen, 1890, 72. — Othenio Abel, Vorzeitliche Tierreste in deutschem Mythos, Brauchtum und Volksglauben. Jena 1939, 3.

stellungen inmitten der eigentlichen Steirer hinzuweisen⁵⁷⁾. Eine gleiche Meinung soll nämlich auch aus der Nähe von Mautern im mittleren Liesingtal vorliegen, dieserart die Richtung zu den Unifrauen einhaltend, obgleich diese Meldung noch nicht bestätigt ist. Rings in der Nachbarschaft im Paltental, um den Schoberpaß und im Liesingtal hinab bis zur Mur, vom Pfaffenstein bei Eisenerz, dem Zeiritzkampel und der Kießlingalm bei Kalwang bis zum Käsofen und Saurüssel bei Pusterwald sowie zum Ringkogel und Zinken in den Seckauer Alpen bereits südlich der Mur werden die hier „kleine Hufeisen“ Genannten den Pferden des wilden Gjajds zugeschrieben⁵⁸⁾.

In der südlichen Steiermark finden sich noch etliche Wildfrauen, deren Sagenmotive bezüglich Kleiderlosigkeit und nächtlicher Hilfe bei der Feldarbeit weitgehend denen der Unifrauen gleichen. Aber ihre Zugehörigkeit zu der hier behandelten Gruppe muß mangels einer Aufhellung ihrer Fußformen vorderhand noch offen bleiben. Dies sind die in den Wildgruben von Afram bei Wildon, von Kirchbach bei Feldbach⁵⁹⁾ und im Bomböckwald bei Unterfriesen unter der Koralpe⁶⁰⁾ Hausenden, die angeblich noch niemand „gesehen“ hat, ferner die Muerfrauen im Kogel auf dem Lebernfeld bei Feldbach⁶¹⁾ und die Salkweiber bei Rosegg im Kärntner Rosental⁶²⁾. Der beiden letzteren Füße werden wieder miß- bzw. umgestaltet geschildert. Daß sie, wie einmal behauptet wurde, die von Schwänen oder Gäusen seien, ist wenig wahrscheinlich, denn Vogelfüße kommen in keiner Geistersage nicht bloß Kärntens, sondern auch der weiteren Umgebung vor⁶³⁾. Selbst die im Westen bei Alemannen und Schwaben die Hauptmasse der Vertreter dieser Art stellenden Zwerge haben in den Ostalpen nie Tierfüße. Erst bei der Lutschl, einer oststeirischen

⁵⁷⁾ Norbert Krebs, Die Dachsteingruppe. (Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins [Jahrbuch], Wien XLVI, 1915, 8.) — Anton Kieslinger, Untersuchungen über die Entstehung von Volkssagen. (Wiener Zeitschrift für Volkskunde, Wien XXXI, 1926, 126.)

⁵⁸⁾ Hanns v. d. Sann, Sagen, a. a. O. 1890, 156. — Franz Brauner, Heimat, a. a. O. Heft V 94, Heft VI 49. — Viktor Jabornik, 94 Sagen aus den Bezirken Judenburg, Knittelfeld, Obdach und Oberzeiring. Judenburg 1931, 86. — Franz Brauner, Raubritter, a. a. O. 28, 29.

⁵⁹⁾ Hanns v. d. Sann, Sagen, a. a. O. 1890, 71.

⁶⁰⁾ Franz Brauner, Heimat, a. a. O. Heft XII 108.

⁶¹⁾ Hanns v. d. Sann, Sagen, a. a. O. 1890, 71.

⁶²⁾ Georg Graber, Sagen aus Kärnten, Leipzig 1914, 53 nr. 63.

⁶³⁾ Georg Graber, Deutsche Einflüsse in Brauchtum, Sitte und Sage der Kärntner Slowenen. (Wiener Zeitschrift für Volkskunde, Wien XXXVI, 1931, 13.)

Perchtengestalt, und der Katschinka, einer Abart der nordasiatischen Herrin des Waldes beiderseits der unteren March, erscheinen sie wieder ⁶⁴).

Unter den wenigen bekleidet gedachten Wildfrauen dieser Gruppe fallen besonders die bei Gröbming durch die schwarze Farbe ihrer Gewandung auf, die, auf einen kleinen Umkreis beschränkt, sich bloß von Mitterndorf am Ostfuße des Dachsteinstockes bis zum westlichsten Seitentale der Enns auf steirischem Boden, dem Preuneggtales, erstreckt ⁶⁵). Sind auch Abweichungen von der weißen Kleiderfarbe bei diesen Sagengestalten nicht unbedingt mit einer Charakteränderung verbunden, wofür grün und gelb bei den irischen Fairies, blau bei den slawonisch-serbischen Vilen und grün bei den Wildfrauen des niederösterreichischen Ötschers zeugen, so ist dies bei schwarz durch überwiegendes Hinzutreten von Kontrastierungen zwischen gut und böse schon wesentlich anders ⁶⁶). Merkwürdigerweise tauchen die einzigen Ausnahmen von dieser in den Alpen in jüngerer Zeit scheinbar allgemein gültig gewordenen Regel in allernächster Nähe der uns beschäftigenden Mischwesen auf, denn schwarze Kleidung findet sich außer an der oberen Enns nur noch im unterhalb des Suldentales bei Latsch in den Vinschgau einmündenden Martelltale ⁶⁷). Steht auch angesichts der Mischwesenvorstellungen strikt ablehnenden Haltung der Mitterndorfer und Schladminger — welch letzteren das Preuneggtales als Almengebiet gehört — und der wohl auch nicht viel anderen der in dem sonnseitigen Vinschgauer Tale seit alters durchaus deutschen Bevölkerung, derzeit diese Farbensymbolik kaum mehr in irgend einer Beziehung zu Vorstellungen tierfüßiger Glaubensgestalten, so könnte sie doch wegen ihrer Einmaligkeit der Rest einer von den Dialekten zu den Ennstaler Wildfrauen, vielleicht sogar zu den windischen žark žane (Klage-

⁶⁴) Leopold Schmidt, Berchtengestalten im Burgenland. (Burgenländische Heimatblätter. Eisenstadt XIII. 1951. 133.) — Josef Pöttinger, Niederösterreichische Volkssagen. Wien 1950, 251, 313 nr. 15.

⁶⁵) Franz Brauner, Heimat, a. a. O. Heft VIII 18, 92, 77.

⁶⁶) Willibald Leeb, Sagen Niederösterreichs. Wien 1892, 12. — Adalbert Muhr, Gedicimnisse aus'm Wienerwald. (Neues Österreich XI 48, 13, 1955; Nr. 2992.) — Literaturangaben über die andersfarbigen Gewänder im äußersten Westen und Osten wurden hier nicht aufgenommen.

⁶⁷) Hugo Neugebauer, Sagenumwobene Südtiroler Bauernhöfe. (Der Schlern, Bd. XXII. 1948. 21.)

weibern) im südöstlichen Kärnten führenden Brücke sein⁶⁵⁾. Mag doch die schwarze Kleiderfarbe der letzteren, die scheinbar aus einer Verbindung einer der im östlichen Österreich und Deutschland bestehenden, bis an die Ostsee reichenden Sagen von der Klag mit den ihrerseits wieder von einer ebensolchen zwischen slowenischen Rojenice und deutschen Saligen herrührenden žalk žane hervorgegangen sind, ebensogut der Übernahme des deutschen Trauerbrauches wie einer weiteren, derjenigen des Ennstales gleichenden Ausnahme entstammen, zumal die das Winseln des Windes erklärende Klag die verschiedensten, durchaus keine Trauerfarbe bedingenden Sagengestalten umfaßt⁶⁹⁾. Bewirkt durch die moderne Entwicklung kann heute der Glaube an Dialen und Unifrauen bereits als erloschen gelten, welche Tatsache in den Sagen so bemäntelt wird, daß entweder der Teufel, oder nach anderer Version, die Hexen die Höhle der Unifrauen zerstört und letztere umgebracht hätten, wobei sich noch die Möglichkeit der Unterbringung verschiedener Wilde-Jagd motive wie das vom ekelhaften Bissen usw. bot⁷⁰⁾. Bedingt durch das höhere Ansehen der Dialen lauten dort die Begründungen wesentlich weniger blutrünstig, denn es wird gesagt, diese hätten ihre Höhlen verlassen und seien beleidigt durch vorwitzige Handlungen der Menschen, wie das Hineinwerfen schwarzer Katzen in diese Wohnstätten, fortgezogen⁷¹⁾. Errettet aus diesem allgemeinen Glaubenschwund haben sich bloß bei den Dialen die zu Schutzengeln umgewandelten des Münstertales, bei den steirischen Wildfrauen nur solche, über die auch schon früher keinerlei Sagengeschichten im Umlauf waren. Dazu gehören u. a. die vom Bombäckwald, von Feldbach und Mautern, aber denselben Vorgang findet man auch

⁶⁵⁾ F. S. Copeland, Slovene Folklore. (Folklore, London XLII, 1931, 431.) — Georg Graber, Deutsche Einflüsse, a. a. O. 13. — Karl Rhamm, Ethnographische Beiträge zur germanisch-slavischen Altertumskunde, 2. Abtlg. 1. Teil, Braunschweig 1908, 142 Anm. 1. — Georg Graber, Sagen und Märchen aus Kärnten, Graz 1935, 232, 241. — Doch scheinen noch weitere kleine Inseln solch schwarzer Gewandung in der Umgebung zu bestehen, wie z. B. in St. Margareten am Silberberg — Hanns v. d. Sann, Sagen, a. a. O. 1952, 208.

⁶⁹⁾ Wien und Leithagebirge: Anton Pischinger, Sagen aus Österreich, Wien 1951, 9, 75. — Gustav Korkisch, Die schönsten Sagen aus dem Schönhengstgau, 1953, 56. — Franz Weidmann, Sagen des Greizer Reußenlandes, Zeulenroda 1920, 43. — Paul Drechsler, Sitte, Brauch und Volksglauben in Schlesien, Leipzig 1906, 541.

⁷⁰⁾ Hanns v. d. Sann, Sagen, a. a. O. 1890, 73.

⁷¹⁾ Georg Luck, Alpensagen, a. a. O. 22. — Theodor Vernaleken, Alpensagen, a. a. O. 63. — Dietrich von Jecklin, Volkstümliches aus Graubünden, Chur 1916, 153.

sonst in der Umgebung bei nicht zu unserer Art zählenden Saligen, wie den Sonnenjungfern des Salzkammergutes, deren Gedächtnis unbeschadet von Auffassungsänderungen des Volkes immer noch lebt.

Die örtliche Anordnung solcher Vorstellungen längs des Hauptkammes der Alpen und am Ostufer der Adria ließe die Vermutung aufkommen, der Ausgangspunkt sei in dem seit der mittelalterlichen Zusammensetzung der Teufelsgestalt in dieser Beziehung als klassisch angesehenen Oberitalien zu suchen, wenn nicht die bisherigen Nachforschungen so völlig negativ verlaufen wären. Die Rätoromanen haben wohl seit dreihundert Jahren eine temporäre Auswanderung nach Venedig, wo sich die Männer als Pastetenbäcker und Cafetiers einen Zuschuß zum heimatlichen bäuerlichen Haushalt verdienen. Aber obwohl diese Berufe für Übertragungen solcher Volksmeinungen als ausgesprochen günstig zu betrachten wären, sind die Träger dieser Gewohnheit nur die sursetisch sprechenden Oberengadiner und Oberhalbsteiner, bei denen sich bisher überhaupt keine Dialensagen fanden ⁷²⁾.

Die erste Gegend, die sowohl Vorstellungen tierfüßiger weiblicher Geister hat als auch deutlich in Sitte und Tracht italienischen Einfluß verrät, ist die Lika im zentralen Teile des kroatischen Karstes an der großen und kleinen Kapela, wo als Zeugen solch fremder Einwirkungen auf diese Gestalten neben allegorischem Beiwerk, wie Flügeln und goldenen Hauben, Ziegenbeine auftauchen, die im Gebiete der Vorherrschaft der aus orientalischem islamischen Tradition stammenden Pferde-, bzw. Kuhbeine ein ausgesprochenes Unikum bilden ⁷³⁾. Das schon am Beginne des 16. Jahrhunderts infolge der dauernden Türkeneinfälle so bevölkerungsarme Karstgebiet, das bereits 1514 in einem österreichischen Bericht als desertum primum, Wüste Nr. 1, bezeichnet worden war, verödete, als es die Türken eroberten, so vollends, daß nach der unter dem Eindrucke der Wiener Niederlage 1684 erfolgten Rückgewinnung durch die Grenzerscharen dringend Neusiedler notwendig waren, deren Hauptmasse aus dem damals venezianischen Dalmatien um Zara kam ⁷⁴⁾. Da sich jedoch dort bisher keinerlei Spuren solcher Vorstellungen fanden, müssen die Tierfüße hier in der Lika als autochthon betrachtet werden, zu

⁷²⁾ A. Sartorius Frh. v. Waltershausen, a. a. O. 409, 427. — Reto R. Bezzola, Volkskunst aus Graubünden. Zürich, Orell-Füßli o. J., 15 f. — Nicolin Sererhard, Einfalte Delineation. Chur 1944, 99.

⁷³⁾ Friedrich S. Krauß, Volksglaube, a. a. O. 72.

⁷⁴⁾ Rupert S. Schumacher, Des Reiches Hofzaun. Darmstadt 1942, 23, 31, 26, 77, 86.

denen der aus Dalmatien mitgebrachte italiënische Einfluß lediglich als Zusatz hinzutrat.

In verschiedenen Abhandlungen werden ziegenfüßige Vilen typisch für Kroatien angegeben, aber nach den peinlich genauen Untersuchungen Friedrich S. Kraußs ist die Lika tatsächlich die einzige Gegend, die solche kennt ⁷⁵⁾. Umso merkwürdiger muß sein Stillschweigen über eine weitere, in der dalmatinischen Inselwelt heimischen Gruppe allerdings pferdefüßiger Vilen berühren, von der es unklar bleibt, ob er sie bloß dieser Andersartigkeit oder einer vermeintlichen Nichtzugehörigkeit zum südslawischen Volksglauben wegen in seinen zahlreichen Schriften kaum erwähnt hat. Diese kinderbehütenden, Lohn und Strafe austeilenden, in vielen Beziehungen mehr den neuzeitlichen Feen als den sonst oft dämonischen Vilen ähnlichen Glaubenswesen sind im Gebiete des ehemaligen, unter türkischer Herrschaft autonomen Freistaates Ragusa, der Halbinsel Sabioncello ⁷⁶⁾, den benachbarten Inseln Hvar oder Lesina ⁷⁷⁾ und Curzola ⁷⁸⁾, aber auch auf der weit entfernten nördlichsten der Adria, auf Veglia zu finden ⁷⁹⁾. Maultier- und Eselfüße werden von ersteren, Pferdefüße allerdings nur in einer einzigen Sage von Veglia berichtet. Hier kommt dieselbe Erzählung auch ohne solche tierische Anhängsel und demgemäß auch anderem Ausgange vor, aber mangels Unterlagen muß es vorderhand noch offen bleiben, liegt hier Glaubensschwund vor oder führten verschiedenartige, wie in der Steiermark, derartige Vorstellungen teils bewahrende, teils ablehnende Auffassungen zur Ausbildung zweier verschiedener Sagentypen.

Die sonst durchwegs nackten Vilen tragen nur auf Sabioncello Hemden, nicht etwa aus einem zunehmenden Bekleidungsbedürfnis heraus, sondern als Zeichen ihrer magischen Macht die an denselben haftet, weshalb man sie rauben und wohl verwahren muß, will man Gewalt über eine solche Vila erlangen. Damit erweist

⁷⁵⁾ Edmund Schneeweis, Grundriß des Volksglaubens und Volksbrauches der Serbokroaten. Cilli 1935, 18. — Waldemar Liungmann, Traditionswanderungen, a. a. O. II 627. — Martin P. Nilsson, Die Griechen. (Lehrbuch der Religionsgeschichte hgg. A. Berthold und E. Lehmann, Tübingen 1925, II 416.)

⁷⁶⁾ Oskar Hovorka, Aus dem Volksglauben von Sabioncello. (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, III, 1897, 299.) — Breton übersetzt von Janus Pannonius, Illyrien und Dalmatien. Leipzig 1830, II 103 f.

⁷⁷⁾ Anton Elias Carić, Volksaberglaube in Dalmatien. (Wissenschaftliche Mitteilungen aus Bosnien und der Hercegowina, VI, 1899, 600.)

⁷⁸⁾ Friedrich S. Krauß, 1000 Sagen, a. a. O. I 220.

⁷⁹⁾ Anton v. Mailly, Sagen aus Eriaul und den Julischen Alpen. Leipzig 1822, 116 nr. 23 und 23 III.

sich aber dieses Sagenmotiv als westlichster Ausläufer einer fernöstlichen Abart der bekannten, auf keltisch-germanischer Grundlage beruhenden Schwanfrauensage. Die Verwendung der nur auf Nordseeinseln durch Seehunde⁸⁰⁾ ersetzten Schwäne findet an Alpen und Pyrenäen ihre Südgrenze und wird erst im arabischen Raume von Portugal und Estremadura bis zum Indus durch eine solche der anscheinend aus syrischer Quelle hervorgegangenen Taubenmädchen abgelöst⁸¹⁾. Wohl gelangten letztere durch die Kreuzzüge auch in die Wielandsage, wo sie im Friedrich von Schwaben die in dessen nordfranzösischen Vorläufern auftretenden Schwanfrauen verdrängten, blieben aber sonst in Nordeuropa bedeutungslos und fanden nur in einer kleinen, dem Goldenen Vogel zugehörigen Märchengruppe Westmittelschwedens nebst den wohl erst modernen Ausläufern derselben nach Finnland und Holstein Aufnahme⁸²⁾. In ganz Süd- und Ostasien, der Südsee und dem Nordwesten Nordamerikas kommt die dritte Art vor, keinerlei Tierverwandlung, sondern das Fliegen wie die magische Gewalt haften an verschiedenen Kleidungsstücken. Sie hat sich auch westlich zwischen den Bereich der Schwanfrauen und den der Taubenmädchen eingeschoben, wo zu ihren namhaftesten Vertretern die Griechen und teilweise auch die Perser zählen⁸³⁾.

⁸⁰⁾ Alfred Ehrentreich, *Englische Volksmärchen*, Jena 1938, 275 nr. 56. — E. S. Hartland, *The Science of Fairy Tales*, London 1935, 266. — Oskar Loorits, *Pharaos Heer in der Volksüberlieferung*, Tartu 1935, 4. 5. — Konrad Maurer, *Isländische Volkssagen der Gegenwart*, Leipzig 1860, 172. — M. Lehmann-Filhés, *Isländische Volkssagen*, Berlin 1891, II 16.

⁸¹⁾ Doch können hier nur einige Muster angeführt werden: Wolfram Eberhard und Pertev Naili Boratav, *Typen türkischer Volksmärchen*, Wiesbaden 1953, 90. — Theodor Benfey, *Pantschatantra*, Leipzig 1859, I 263. — Harri Meier, *Spanische und portugiesische Märchen*, Jena 1940, 85. — H. Parker, *Village, a. a. O.* I 310, II 353.

⁸²⁾ (Karl Spieß), *100 Volksmärchen, a. a. O.* 21. — W. Schwartz, *Indogermanischer Volksglaube*, Berlin 1885, 223. — Ludwig Wolff, *Eddisch-skaldische Blütenlese*, (Edda, Skalden, Saga, Heidelberg 1954, 94.) — Jan de Vries, *Bemerkungen zur Wielandsage*, (Ebenda 189.) — Klara Stroebe, *Nordische Volksmärchen*, Jena 1915, II 253. — Carl Oberleitner, *Schwedische Volkssagen und Märchen nach Gunnar Hyltén-Cavallius*, Wien 1848, 175. — Wilhelm Wissler, *Wat Grotmoder vertelt*, Jena 1914, III 5. — Hermann Brockhaus, *Dresdener Album* 1847, 193.

⁸³⁾ *Journal asiatique* VII (1902), 37. — Georg Eckert und P. E. Formozis, *Mazedonischer Volksglaube*, Thessaloniki 1943, 26, 27, 30, 39. — Dieselben, *Geister- und Dämonenglaube im Pontus*, Ebendort 23. — Friedrich v. der Leyen, *Die Welt der Märchen*, Düsseldorf 1954, II 89. — Macleod Yearsley, *The folklore of fairy tale*, London 1924, 178. — August Leskien, *Balkanmärchen*, Jena 1915, 61. — I. A. Macculloch, *The childhood of fiction*, London 1905, 343.

Bevorzugen letztere hauptsächlich Hemden, so begnügen sich erstere wie die Inder mit Kappen, Kopftüchern und anderen nebensächlichen Dingen. Nur die mazedonischen Griechen haben wieder Hemden, von denen dieses Sagenmotiv wahrscheinlich mit albanesischer Unterstützung nach Sabioncello gelangt ist.

In den schon vorhin erwähnten Abhandlungen werden Ziegenfüße außer bei den kroatischen Vilen auch noch bei den griechischen Neraiden allerdings ohne Literaturangabe erwähnt. Leider konnte bisher nur auf dem Gipfel des Skardamyla im Taygetos der Alten etwas Ähnliches gefunden werden, wobei es allerdings noch fraglich bleibt, ob man in den drei nackten, ewig im Kreise tanzenden und jeden sich Nähernden unweigerlich in den Abgrund schleudernden, ziegenfüßigen Jungfrauen überhaupt Nereiden erblicken darf⁸⁴⁾. Denn viel wahrscheinlicher wäre es, darin allegorische Gestalten oder Erinnerungen an spätantike, auf diesen Bergeshöhen nächtlich abgehaltene Frauentänze eines Dionysoskultes zu vermuten⁸⁵⁾.

Schließlich seien hier noch zwei derartige Glaubensgestalten angeführt, die jedoch zeitlich und räumlich so weit von den bisher betrachteten abstehen, daß sie kaum in einem Zusammenhang zu ihnen stehen dürften. Da außerdem die wenigen ungenauen Angaben, wegen der Unmöglichkeit die Originalwerke zu erreichen, aus zweiter Hand stammen, sollen sie hier bloß auszugsweise erwähnt werden, damit sie nicht in Vergessenheit geraten. Gleich die auf einer frühböotischen Vase dargestellte pferdefüßige Medusa, hinter welcher Bezeichnung sich wahrscheinlich eine lokale Unterweltsgöttin verbirgt, muß mangels einer Abbildung vorderhand unberücksichtigt bleiben, denn weil sie einmal roßleibig genannt wird, könnte sie gar nicht der hier betrachteten Art von Mischwesen angehören, sondern bereits die im 7. vordhr. Jahrhundert entwickelte Zentaurengestalt besitzen⁸⁶⁾. Die andere Glaubensgestalt ist eine Art Flußnymph, die ziegenfüßige Aīša Qandiša nordmarokkanischer Araber⁸⁷⁾. Sie wurde als Rest eines

⁸⁴⁾ Firmenich, *Tragoudia Romaika*. Berlin 1840, 57. — Wilhelm Mannhardt, a. a. O. II 140.

⁸⁵⁾ Rudolf Beer, *Heilige Höhen der alten Griechen und Römer*. Wien 1891, 46 f.

⁸⁶⁾ Friedrich Schachermeyr, *Poseidon und die Entstehung des griechischen Götterglaubens*. Salzburg 1950, 40, 31. — Roland Hampe, *Frühe griechische Sagenbilder aus Böotien*. 1936, 58, Tfl. 38. — Paula Philippson, *Thessalische Mythologie*. Zürich 1944, 80.

⁸⁷⁾ R. U. Saice, *The Origins and Development of the Belief in Fairies*. Folklore, London XLV (1934), 119. — Edvard Westermarck, *Ritual and Belief in Marocco*. London 1926, II 151.

Astartekultes erklärt, trotzdem nur die syrischen Äquivalente dieser Göttin, Atargatis und Derketo sowie die hebräische Muserar die in ihren Legenden wohlbegründete Gestalt des Fischweibes, niemals aber die eines Ziegenmischwesens zeigen. Wichtiger scheint eine andere Erscheinungsform jener manchmal auch eselfüßigen 'Aiša Qandiša, eine Ziege mit Menschenkopf zu sein, von der wir leider nicht wissen, entstammt sie bloß einer örtlich verschiedenen Auffassung oder stellt sie eine Verwandlungsgestalt desselben Wesens dar, welch untrüglich dämonisches Merkmal allen bisher besprochenen Wesen fehlt. Andererseits gleicht diese zweite Form völlig der Gestalt der Dienerinnen des Berggeistes Dio Silvano im einst so stillen, von Ladinern bewohnten südtiroler Ampezzotale⁸⁸⁾. Dieser trotz anderthalbtausendjähriger Herrschaft des Christentums noch so wohlerhaltene Nachfahre des altrömischen Gottes Silvanus hat entsprechend seinem eigenen Zustande anscheinend in seinen Menschenziegen getreulich auch die Urform der Silvanac, der steten Begleiterinnen des alten Gottes bewahrt, die nur dank des römischen Einflusses zu ihrer Zeit rein menschlich gestaltet worden waren.

Der durch die in Mitteleuropa sowohl in gegenwärtiger als auch bereits in frühgeschichtlicher Zeit feststellbare Seltenheit weiblicher Mischwesenvorstellungen bedingten Annahme eines gemeinsamen Ursprungsortes solcher Gestalten steht hindernd entgegen, daß einerseits die Suche nach diesem in dem für derartige Angelegenheiten allein als zuständig erachteten Oberitalien bisher völlig ergebnislos verlaufen ist und es andererseits angesichts der derzeitigen Verteilung auf minimale Teile dreier, sonst kaum dafür in Betracht kommende gleichartige Unterlagen aufweisender Völker samt der damit begründeten Zusammenhangslosigkeit fast ausgeschlossen erscheint, eine gegenseitige Beeinflussung oder Übernahme vorauszusetzen. Demgemäß mußte versucht werden, eine geschichtliche Situation zu erfassen, in welcher in allen erwähnten Gebieten annähernd ähnliche Bedingungen herrschten. Solchem Vorhaben stellt sich zwar die absolute Geschichtslosigkeit dieser Vorstellungen hindernd entgegen, die aber durch die allgemeine Zugehörigkeit der Träger der letzteren zum Hirtenstande wesentlich gemildert wird. Trotz des großen zeitlichen Abstandes scheinen diese Forderungen noch am ehesten bei den Illyrern, als sie zur Zeitwende ins Licht der Geschichte traten, erfüllt zu werden, denn sie weisen doch noch die meisten der hier

⁸⁸⁾ Johann Adolf Heyl, Volkssagen, Bräuche und Meinungen in Tirol. Brixen 1897, 572.

erforderlichen Übereinstimmungen bezüglich Siedlungsgebiet, Hirtenkultur und Götterglauben auf. Ersteres erstreckte sich damals von Dalmatien an der oberen Adria über die Alpen südlich des Hauptkammes bis ins Engadin und kannte ihr Hirtenwesen auch nicht mehr das Nomadenleben, so doch seit jeher den jahreszeitlichen Pendelbetrieb zwischen Hof und Alm. Und endlich finden wir bei diesen Völkern nicht nur die Ziegenfüßigkeit ihrer Götter, sei es bei dem von den anlässlich der Dorerwanderung auch in Arkadien Eindringenden den Griechen vermachten Pan⁸⁹⁾ oder dem in den Alpen stets nur unter der römischen Bezeichnung Silvanus⁹⁰⁾ auftauchenden Gotte, — vom dritten, dem in Kroatien auf Weihestein von Topusko erwähnten Vidasus⁹¹⁾ wissen wir zu wenig, — sondern auch den noch nicht geklärten Zerfall der weiblichen Gottheit in eine Mehrzahl von untergeordneten Wesen wie den Nymphen des Pan und den Silvanæ, Sulevæ und Quadrivæ des Silvanus. Die Thana von Topusko ist wohl kein Erzeugnis unbeeinflusster, sondern eher schon römisch zivilisierter Illyrer, die statt der Vielzahl doch wieder die große Göttin Diana verehrten. Aber auch bei diesem Sprachstamm scheinen sich die Vorstellungen nicht über alle Völker erstreckt zu haben, denn die nach dem Zusammenbruch der Lausitzer Kultur nach Friaul ausgewanderten, durch den Einbruch der cisalpinischen Gallier erneut vertriebenen und sich dann langsam durchs Unterinntal bis Vorarlberg verschiebenden Veneter haben nirgends ähnliche Spuren wie ihre südlichen Vettern hinterlassen. Außerdem waren es anscheinend sie, die bereits ein Jahrtausend früher die großen Göttinnen Rethia und Orthia entwickelt hatten. Die im gebirgigen Teile Friauls mehrfach zu findenden, allerdings männlichen ziegenfüßigen Geister müßten, wenn sie so alt wären, daher viel eher den seit jeher dort ansässigen Illyrern als den Venetern zugeschrieben werden⁹²⁾. Diese neuerliche Unterteilung drängt aber die allerdings noch ziemlich vage Vermutung auf, das Ganze stamme aus einer noch älteren, vielleicht noch vorindo-

⁸⁹⁾ Reinhard Herbig, a. a. O. 17.

⁹⁰⁾ Alfons Barb, Österreich zur Römerzeit. (= Jedermann, Heft 6.) Klosterneuburg o. J., 30. — Alphons Barb, Noreia und Rehtia, (Festschrift für Rudolf Egger, Klagenfurt 1952, I 167.) — Josef Zehrer, Keltisches und illyrisches Namengut in den Personennamen der frühesten Urkunden Vorarlbergs, (Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseumsvereins, Bregenz 1955, 13.)

⁹¹⁾ A. Mayer (Glotta 1951, 238). — Michael Abramič, Antike Kopien griechischer Skulpturen in Dalmatien, (Festschrift f. R. Egger, Klagenfurt 1952, I 321.) — Alphons A. Barb, a. a. O. I 159.

⁹²⁾ Anton v. Mailly, Sagen, a. a. O. 23 nr. 25.

germanischen Wurzel. Der Hauptgrund aber, weshalb trotz des zeitlichen Abstandes und der seither eingetretenen Umvolkungen das Bestehen derartiger Vorstellungen innerhalb des Illyrertums für möglich gehalten wurde, liegt in der geradezu frappierenden Gleichartigkeit der Verbreitungsgebiete sowohl solcher Glaubensgestalten als auch dieser Völker, zumal sich seither ein absoluter Wechsel der Bevölkerung weder bei den Rätoromanen noch auf den adriatischen Inseln nachweisen ließ. Zur Zeit der römischen Eroberung, 16 v. Chr., waren nach den einhelligen Berichten Strabos und Anderer das westlichste Illyrervolk die Venosten⁹³⁾, die den Vinschgau von Meran bis über den Reschenpaß hinaus, aber auch das Münstertal und den Unterengadin besiedelt hatten. Im Oberengadin und Rheingebiet saßen damals ganz andere Völker, die teils mit geflüchteten Etruskern vermischt, teils von Kelten überschichtet worden waren⁹⁴⁾. Sieht man von den sicherlich späteren und fraglichen Fällen von Ähnlichkeiten im Fassatale und Montavon ab, so fallen auch alle früher bei den Dialekten angeführten Örtlichkeiten noch ins Gebiet der Venosten. Wohl wurden sie von den Legionen bei den Eroberungskämpfen im Vinschgau teilweise vernichtet und durch die auf der großen Straße dann neu eindringenden Einflüsse überdeckt, aber abseitig scheint dieses Volk von den Römern wenig beachtet worden und ziemlich ungestört geblieben zu sein. Dies beweist auch das archäologische Fundmaterial, das sich in den Gebieten um den Ofenpaß seit der letzten Phase der Hallstattkultur bis weit über die Völkerwanderungszeit hinaus kaum verändert zeigt⁹⁵⁾, so daß sogar die Meinung aufkommen konnte, die romanische Sprache sei gar nicht das Ergebnis der vierhundertjährigen Zugehörigkeit zum römischen Imperium, sondern der iro-schottischen Mission St. Gallens im 7. Jahrhundert⁹⁶⁾. Ähnliches, wenn auch nicht in diesem Ausmaße, erscheint auch auf den adriatischen Inseln, wo in denselben Gebieten, in denen sich die pferdefüßigen Vilen fanden und nach den bisherigen Ermittlungen nur dort, bis in verhältnismäßig späte Zeiten eine Sprache bestand, die trotz jahrhundertlanger

⁹³⁾ Richard Heuberger, Die Venosten, (Der Schlern, Bd. XXIII, 1949, 399.) Vergleiche dazu: Ebendort XXIV (1950), 378, 431; XXV (1951), 11. — Friedrich Stolz, Die Urbevölkerung Tirols, Innsbruck 1892. — Gero v. Merhart, Archäologisches zur Frage der Illyrer in Tirol, (Wiener Prähistorische Zeitschrift, Wien XIV, 1927, 657.)

⁹⁴⁾ Montfort, Zeitschrift für Geschichte, Heimat und Volkskunde Vorarlbergs, Bregenz II (1947), 155.

⁹⁵⁾ Richard Pittioni, Urgeschichte, a. a. O. 726, 728, 732, 782.

⁹⁶⁾ F. T., Die Langobarden in Südtirol, (Der Schlern, Bozen XXVI, 1952, 30.)

venezianischer Herrschaft keinesfalls vom Italienischen stammen konnte, sondern wahrscheinlich eine Weiterentwicklung des bei der Romanisierung der dortigen Illyrer in altrömischer Zeit entstandenen Dialektes war. Erlösch dieses Idiom auch auf Sabioncello bereits am Ende des 15. Jahrhunderts, so starb dagegen auf Veglia dessen letzter Vertreter erst 1899⁹⁷⁾. Die einzige Gegend, die bisher keinerlei Anhaltspunkte lieferte, ist der seit Jahrtausenden unzähligen Völkern und Kulturen als Durchzugsland dienende Ostfuß der Alpen, die Steiermark.

Hiemit sei diese nur als erster tastender Versuch zu wertende Abhandlung geschlossen, bei der manches noch ungewiß bleiben muß, ob es überhaupt dazugehört und besonders ob derartige Vorstellungen wirklich nur dort zu finden sind, wo sie nach den erreichbaren Sagen angenommen wurden und worauf sich die weiteren Folgerungen, in welcher Richtung weiter zu suchen sei, gründeten. Mag es angesichts der fehlenden geschichtlichen Belege auch allzu kühn und fraglich erscheinen, die Ursprünge in ferner Vergangenheit zu suchen, so muß man doch bedenken, daß es einerseits etwas von der Norm Abweichendes unbedingt gegeben haben müsse, damit so ähnliche Gebilde an so verschiedenen Stellen entstehen konnten und andererseits gerade in Mitteleuropa mehrere Beispiele bestehen, daß schon längst totgeglaubte Vorstellungen nach vielen Jahrhunderten auf einmal oft mit ganz anderer Sinnggebung wieder zu neuem Leben erwachen. Solche Beispiele sind die keltischen, von den Legionären übernommenen Matronen mit ihren Nachfahrinnen, den bayrischen drei heiligen Madln Ainbet, Wilbet und Warbet⁹⁸⁾ und den ostfranzösischen drei Marien⁹⁹⁾, bei denen die Unterbrechung mehr als sechs Jahrhunderte dauerte, oder die von der Kirche seit mehr als einem Jahrtausend immer aufs neue so leidenschaftlich und ebenso vergeblich bekämpfte Trinitätsdarstellung des Dreigesichtes. Voraussetzung dazu ist, daß die Bevölkerung nicht grundlegend wechselte, so viele Veränderungen sie währenddessen auch erlitten haben mag, damit die Auffassungen latent weitervererbt werden konnten. Und gerade diese Bedingung ist bei den für uns in Betracht kommenden Gebieten durchaus gegeben.

⁹⁷⁾ Eugen Oberhummer, Zur historischen Geographie von Küstenland, Dalmatien und der Herzegowina (in: Ed. Brückner, Dalmatien und das österreichische Küstenland, Wien 1911, 80, 84, 85, 101).

⁹⁸⁾ Wolfgang Heiligendorff, Der keltische Matronenkultus und seine Fortsetzung im deutschen Mythos: (= Form und Geist 33.) Leipzig 1934. — Bruno Schweizer, Volkssagen aus dem Ammerseegebiet, Diessen 1950, 100, 104, 108.

⁹⁹⁾ Karl Lohmeyer, Die Sagen der Saar. Saarbrücken 1952, 229, 354, 549.

Im Zeichen Gregors des Großen

Von Anton Avanzin

1. Der Stein des Gehorsams

An die von Hippolyt Guarinoni 1620 begründete St. Karls-Kirche neben der Brücke, die bei Volders über den Inn führt, ist eine Kapelle zur Schmerzhaften Mutter Gottes, auch Flieger-Kapelle genannt, angebaut. In dieser befindet sich rechts vom Eingang über einem Altar, in die Wand eingelassen, der Stein des Gehorsams, „der bei Sprengungen für den Kirchenbau in seinem Sturze auf den Ruf: Im Namen Gottes bleib stehen! in der Luft stehen blieb, um ein vorbeikommendes Fuhrwerk unbeschädigt vorbeizulassen“¹⁾.

Vgl. hiezu die Dialoge Gregors des Großen²⁾, wo es (ins Deutsche übersetzt) heißt: Eines Tages brach von dem Berge, der über seinem Kloster (sc. Fundi des Abts Honoratus) ragte, die Masse eines ungeheuren Steines los, welche, sich über die abschüssige Seite des Berges bewegend, mit dem Einsturz des ganzen Klosters und dem Untergang aller Brüder drohte. Als ihn der heilige Mann von oben kommen sah, rief er mehrmals den Namen Christi an und hielt ihm mit ausgestreckter Rechten das Zeichen des Kreuzes entgegen. So machte er den Stein, der an der Stelle des abschüssigen Berges herabfiel, fest, wie der fromme Mann Laurentius berichtet. Und weil es keinen Punkt gab, an dem der Stein hätte stecken bleiben können, sehen ihn die Beschauer des Berges bis heute so, als ob er im Begriffe sei zu fallen.

Ähnlich a. a. O. I, 7, wo es heißt: Weil aber sein (sc. des Nonnosus) Kloster auf dem höchsten Gipfel des Berges (sc. Soracte) gelegen ist, stand den Brüdern kein ebener Platz zur Anlage eines, wenn auch kleinen Gartens zur Verfügung. Ein einziger kleiner Platz ragte an der Seite des Berges hervor, den eine ungeheure Steinmasse, die der natürlichen Beschaffenheit entsprechend, herausstand, bedeckte. Während an einem Tage der verehrenswürdige Nonnosus dachte, daß derselbe Ort für die Erzeugung der Gemüsegewürze geeignet werden könne, wenn ihn die Masse jenes Steines nicht einnehme, fiel ihm ein, daß eben die Last 50 Paar Ochsen nicht bewegen könnten. Als er so an der menschlichen Leistungsfähigkeit verzweifelte, wandte er sich zum Trost an Gott und gab sich dort in nächtlicher Stille dem Gebet hin. Als am nächsten Morgen zum gleichen Ort die Brüder kamen, fanden sie, daß die große Steinmasse von dem Orte weiter zurückgewichen war und daß sie durch ihr Zurückweichen den Brüdern einen breiten Raum frei gemacht habe³⁾.

¹⁾ S. Hocheneegg, Die Kirchen Tirols, S. 66.

²⁾ ed. Migne, Patrologia Latina Bd. LXXVII S. 156, I. 1.

³⁾ Vgl. die Darstellung obiger Legende bei Helene Raff, „Tiroler Legenden“ S. 213 ff. (nach Zingerle, Sagen, Märchen und Gebräuche S. 253, P. S. Schmid, Heiliger Ehrenglanz der gefürsteten Grafschaft Tirol, Augsburg 1732).

2. Die Botschaft aus dem Jenseits

Bei Alpenburg ⁴⁾ findet sich auf S. 149 f. folgende Sage:

Der Pfarrer von Thaur und der Eremit, der in den Ruinen des Schlosses Thaur wohnte, waren Freunde. Sie machten aus, daß derjenige, welcher zuerst sterbe, dem andern erscheine. Zuerst starb der Pfarrer und erschien dem Eremiten. Er bat diesen, er möge für ihn Buße tun, da er drei Sünden begangen habe: er habe mehrere bestellte Messen zu lesen vergessen und sei auf seine Hände und auf seinen Bart eitel gewesen. Der Eremit versprach, die Bitte zu erfüllen, und zum Beweise der Wahrheit drückte der Geist seine Hand auf einen Schachteldeckel, so daß die Form einer Hand wie von einem glühenden Brenneisen eingebrannt wurde. Der Eremit tat Buße für seinen toten Freund und als zu den nächsten Allerseelen der Geist wieder erschien, war er schon ganz weiß. Ähnlich: Zingerle Sagen Nr. 429 (S. 246 f.), wo als Sünde des Pfarrers nur die vergessenen Messen vorkommen. Der Schachteldeckel mit der eingebrannten Hand ist noch heute in dem Romedikirchlein oberhalb Thaur zu sehen. S. Zingerle a. a. O. Die Geschichte bezieht sich auf den seinerzeitigen Pfarrer Mehringer. Dieser erwarb sich laut frdl. Mitteilung des gegenwärtigen Herrn Pfarrers dadurch Verdienste, daß er die St. Peterskirche restaurierte und große Stiftungen dafür und für die Armen der Pfarrgemeinde machte. Der jetzige Pfarrhof, einst ein Bauernhaus, wurde von ihm gekauft und zum Wittum umgestaltet. Seine Amtszeit in Thaur reichte von 1618 bis 1643, in diesem Jahre wurde er Pfarrer in Fügen. Gest. am 22. Mai 1652. Zingerle gibt a. a. O. 1648 als das Jahr an, in welchem das Peterskirchlein zu Thaur renoviert wurde, was im Widerspruch zu den Angaben des gegenwärtigen Herrn Pfarrers steht. Ebenso stimmt das Attest, das der Bischof von Brixen dem Eremiten Josua Franciskus Nily, Mehringers Freund, auf dessen Anzeige der Geistererscheinung nach Zingerle ausgestellt hat, nicht ganz mit der Transskription überein, die jetzt in dem Romedikirchlein unterhalb des unleserlichen Originals angebracht ist. Als Name des Eremiten wird in der Erneuerung C. S. B. M. V. angegeben, das Datum der Geistererscheinung (27. Okt. 1659 11 Uhr nachts) stimmt in beiden Fällen überein, der Tag der Ausstellung des Attests (nach Zingerle 7. Februar 1660) ist in der Erneuerung weggelassen: der Text des Originals ist (nach Zingerle a. a. O.) weitschweifiger als der der Erneuerung.

Für das zunächst Folgende wurde die Schrift Schönbachs „Die Reuner Relationen“ ⁵⁾ benützt:

Berichte über die Wiederkehr Verstorbenen sind zuerst in den 593 verfaßten Dialogen Gregors des Großen enthalten ⁶⁾. Der Verfasser verfolgt die Absicht, durch Schilderung der Qualen oder Wonnen des Jenseits die Guten im Vertrauen auf eine schöne Zukunft zu stärken, die Bösen zur Umkehr zu bewegen. Ein gewisser Zeitraum mußte verfließen, damit sich diese Anregungen literarisch auswirken konnten, und so stehen solche Wundergeschichten erst in dem etwa 500 Jahren später verfaßten Gesta Regum Anglorum des Wilhelm von Malmesbury (gest. 1142). Hier findet sich eine Geschichte, in der folgendes für uns wichtig ist: „Zwei durch Freundschaft eng verbundene Genossen, die nach gemeinsamen gelehrten Studien Priester geworden sind, aber ein lockeres

⁴⁾ Mythen u. Sagen Tirols. 1857.

⁵⁾ (= Sitzungsberichte der phil.-hist. Klasse der Wiener Akademie. 139. Bd., S. 1 ff.)

⁶⁾ Vgl. A. E b e r t, Gesch. d. lat. Lit. d. Mittelalters I a (1889) S. 348.

Leben führten, gelobten sich, daß, wer von ihnen zuerst stirbt, dem anderen ... erscheinen wolle. Als nun einer wirklich rasch abscheidet, löst er sein Versprechen ein und schwebt vor dem Lebenden als ein blutloser Schatten: er klagt, daß er ob seiner Sünden ewiglich zur Hölle verdammt sei. überzeugt den zweifelnden Freund von der Wirklichkeit seiner Pein dadurch, daß er seine mit Geschwüren bedeckte Hand vorweist und drei Tropfen eiterigen Blutes auf Stirne und Schläfen des Genossen fallen läßt, wodurch sofort nußgroße Löcher in die Haut gefressen werden“, und rät ihm, zur Vermeidung der Qualen des Fegefeuers sich zu bessern und in ein Kloster einzutreten. Der andere befolgt diesen Rat. Der Pakt, der zwischen zwei Freunden geschlossen wird, und die Verletzung, die der Tote dem Überlebenden zum Beweis der Realität der Höllenstrafe beibringt, sind bei Gregor noch nicht vorhanden und bilden gegenüber diesem ein Mehr der Erzählung. Der Verfasser der ersten der sogenannten Reuner Relationen (nach dem Kloster Reun bei Graz) machte aus dem Berichte des Wilhelm von Malmesbury einen kleinen Roman (Ende des 12. Jhs.). Helinand von Froimont (gest. 1227) verlegt in seinem Chronicon die Geschichte Wilhelms in das Jahr 1095 als wirklich geschehen. Entscheidend hat zur Verbreitung das Vorkommen in dem vielgelesenen Speculum historiale des Vinzenz von Beauvais (gest. 1256) beigetragen. Weitere Vorkommen sind bei: Odo von Ceritona (ungef. 1185—1247), Robert de Serlon (1201—1274), Jakob de Vitry (ungef. 1180—1240), Etienne de Bourbon (ungef. 1195—1261), Jacobus de Voragine (geb. um 1227, gest. 1298), durch dessen Legenda aurea die Geschichte die größte Verbreitung gewann ⁷⁾.

Von den Zisterziensern wird die Geschichte im Kampfe gegen die Cluniacenser und von den Minoriten im Kampf gegen die Zisterzienser benützt. Dementsprechend wird sie mit dem Schluß versehen, daß der durch die Erscheinung aus dem Jenseits Bekehrte in den Zisterzienserbzw. in den Minoritenorden eintritt. In einer der Fassungen erleidet der Erschienene deswegen die Strafe des Fegefeuers, weil er neue Strümpfe angezogen und die alten nicht abgeliefert hat. Der Verfasser bringt hiedurch eine Tendenz gegen das Eigentum der Mönche herein. Auch das Schuldenmachen wird geißelt, gegen zu weit gehende Wirtschaftsinteressen wird Stellung genommen und bekannte Persönlichkeiten wie Hugo von St. Victor werden noch nach ihrem Tode gebrandmarkt, indem sie als Verdammte erscheinen müssen. Ein schönes Beispiel für die praktische Verwendung der Jenseitsbotschaft finde ich auch in Veldekes „Servatius“. Hier sieht der Held Gott selbst auf seinem Thron inmitten seiner Heiligen. Er bekommt von Petrus einen Schlüssel und damit die Gewalt zu binden und zu lösen. Der Dichter überträgt damit seinem Legendenhelden die Machtbefugnis eines Papstes und drückt seine Weltanschauung im Sinne der antipapistischen, kaiserlichen Machtpolitik aus ⁸⁾.

Zur Empfehlung einer Messereihe, die Befreiung von den Leiden des Fegefeuers bewirken soll, muß die Geschichte im 15. Jh. erhalten. S. Franz, Die Messe im deutschen Mittelalter S. 255 f. Von den sieben Messen zur Verehrung des Leidens Christi und der hl. Jungfrau heißt

⁷⁾ Siehe noch Klapper, Erzählungen des Mittelalters (= Wort und Brauch, 1914), Nr. 8, 22, 24, 53) derselbe, Exempla aus Handschriften des Mittelalters Nr. 4) Franz, Die Messe im Mittelalter, S. 221.

⁸⁾ Wilhelm Schmitz, Traum und Vision in der erzählenden Dichtung d. d. Mittelalters, 1934, S. 32 f.!

es im Codex Monacensis, daß sie zur Sühnung des Anklagezustandes der im Fegefeuer befindlichen Mutter Gregors des Großen diesem geoffenbart worden seien, eine freie Erfindung, dazu bestimmt, die Messereihe in Aufnahme zu bringen. Eine weitere Bemerkung, die aus dem Codex Strassburgensis stammt, besagt, daß „Papst Leo III. diese Messen Karl dem Großen übersandt und ein Papst Innocenz sie bestätigt habe“. „Eine Seele sei einem Priester erschienen und habe ihm mitgeteilt, daß sie bis zum jüngsten Tag leiden müsse, wenn ihr nicht mit den sieben Messen geholfen werde. Der Priester las die Messen, und die Seele erschien ihm wieder und verkündete ihm dankbar ihre Erlösung. Das erzählte der Priester von der Kanzel herab, zwei Frauen, die es hörten, versprachen sich gegenseitig, daß die zuerst Gestorbene erscheinen und über ihren Zustand berichten solle. Für die zuerst Gestorbene ließ ihre Freundin die sieben Messen lesen, die Seele erschien und meldete, daß sie erlöst sei. Daraufhin verkündete ein greiser Doktor des Predigerordens die sieben Messen überall.“ Das Gleiche kommt noch in zwei Messereihen des 15. Jhs. vor⁹⁾.

Auch in das 1603 erschienene *Magnum Speculum Exemplorum*, die Exemplarsammlung des Jesuiten Johannes Maior, die das *Speculum Exemplorum* von 1481 vermehrt auflegt, wurde die Geschichte von der verabredeten Rückkehr aus dem Jenseits (nach Wilhelm) aufgenommen.

Aus dem 17. Jahrhundert erwähnt Schönbad noch die Fassung in des Erasmus Francisci „Höllischem Proteus“ (wörtlich aus Vinzenz von Beauvais), erschienen 1690, und „an diesen Bericht anschließend ein Exzerpt aus den *Annales Eccles.* des Kardinals Baronius, worin derselbe Vorfalle von dem bekannten Marsilius Ficinus 1433—1499) und seinem Freunde Michele Mercato in Florenz erzählt wird“. Die Fassung des Baronius soll der des Wilhelm näher stehen als der des Vinzenz.

Das Brandmal als Beweis der Realität der Geistererscheinung kommt auch noch in zwei anderen Tirolersagen vor, wovon eine wieder in Thaur spielt. Bei Alpenburg¹⁰⁾ wird von dem Thaurer Pfarrer Brock zu Weißenburg erzählt: Ein Ritter auf Schloß Thaur eignete sich ein Grundstück des dieser Pfarre gehörigen Ortes Weißenburg an. Deshalb mußte er nach dem Tode die heiße und kalte Pein erleiden. In einer Nacht wurde dem Pfarrer Brock zu Weißenburg geläutet. Als er öffnete, gestand ein riesiger Ritter zitternd und zähneklappernd jene Schuld, seine Hände aber glühten und flammten. Der Pfarrer betete beständig. Als der Morgen kam, fand sich, daß der Strang der Glocke ganz verkohlt war. — Brock zu Weißenburg war 1782—1810 Pfarrer in Thaur, von ihm stammen mehrere „Stücke“, ein „Anderl von Rinn“ und ein „Romedius“, beide leider verschollen. Von Brock handelt noch die bei Zingerle¹¹⁾ enthaltene Sage vom Typus des Zauberlehrlings.

Bei Dörler¹²⁾ wird erzählt: Einer Pfarrerköchin zu Hall erschien zweimal der Geist ihres verstorbenen Vates und eröffnete ihr, er habe ein hölzernes Kreuz vom Wege fortgenommen und sie müsse, um ihn zu erlösen, zwanzig Jahre auf einem großen Kreuze liegen. Bevor der Geist verschwand, drückte er noch die Hand in ein aufgeschlagenes Buch und die Form einer Hand war auf dem betreffenden Blatte eingebrennt. — Ein dem Thaurer ganz ähnliches Mirakel ereignete sich in

⁹⁾ S. Franz a. a. O. S. 259, 261 f.

¹⁰⁾ Mythen und Sagen Tirols, 1857, auf S. 151.

¹¹⁾ Sagen, Märchen und Gebräuche aus Tirol (1856) als Nr. 551.

¹²⁾ Sagen aus Innsbrucks Umgebung (1895) Nr. 48, S. 50.

der Wildschönau¹³⁾: Zwei Freunde gelobten einander, welcher von ihnen zuerst sterbe, dem andern Kundschaft vom Jenseits zu geben. Der eine starb bald darauf und kam in die Hölle. Er erschien dem Überlebenden und meldete ihm, was er an schrecklichen Qualen zu leiden hatte. Als sich der Lebende beim Abschied die Hand reichen lassen wollte, verweigerte sie der Tote wegen der unerträglichen Glut, die davon ausging, und drückte sie in den Fensterbalken, wo ein Brandmal in Form einer Hand erzeugt wurde.

Die mittelalterliche Tendenz, auf die Guten und Bösen durch Schilderungen die Wonnen und Qualen des Jenseits einzuwirken, fehlt in der Kärntner aus dem Rosental stammenden Sage von einem Bauer namens Ferm, dem sein abgestorbener Freund erscheint¹⁴⁾:

Ferm und sein Freund

In Berg, einem Dorfe bei Rosegg, wohnte ein Bauer, der unter dem Namen der alte Ferm im ganzen Rosentale bekannt war. Er hatte einen Freund, mit dem er sich besonders gut verstand und alles Mögliche besprach. So gaben sich die beiden einst das Versprechen, daß der, welcher zuerst sterbe, zurückkommen und erzählen müsse, wie es in der anderen Welt sei. Es geschah nun, daß der Freund des alten Ferm starb. Am dritten Abend nach dessen Tode begab sich Ferm eben zu Bette, des alten Versprechens schon lange nicht mehr gedenkend.

Als die Wanduhr zwölf schlug, wurde er mit einem Male durch ein Geräusch geweckt, und er erkannte alsbald die Stimme seines Freundes, der an der Türe pochte und ihn dringend bat, hinaus zu kommen. Ferm, dem unheimlich zu Mute war, zögerte anfangs, doch es blieb ihm nichts anders übrig, als der Aufforderung zu folgen. Als er vor die Türe trat, bat ihn der Verstorbene, mit ihm zu gehen. So wandelten sie miteinander Seite an Seite die ganze Nacht hindurch und führten ein lebhaftes Gespräch, denn der Verstorbene hatte viel, sehr viel zu erzählen. Aber den Inhalt seines Berichtes durfte kein Mensch erfahren, und Ferm mußte hoch und teuer versprechen, daß er darüber schweigen werde. Endlich kamen sie zur Draubrücke, wo das Mauttor ihrer Wanderung ein Ziel setzte. Doch als sie hinkamen, ging es von selbst auf und beide schritten über die Brücke. Dann schlug der Tote die Richtung nach Klagenfurt ein. Eben läuteten die Stadtglocken den Morgengruß, als die Wanderer vor der Kapuzinerkirche anlangten. Die Tür öffnete sich, noch ein letztes Lebewohl, und dann verschwand der Verstorbene, um nie wiederzukehren.

Noch interessanter ist eine aus dem Sudetenland stammende Variante¹⁵⁾:

Die Kunde aus dem Jenseits

Vor vielen Jahren oblagen zwei gute Freunde ihren Studien in der Kreisstadt Olmütz. Der jüngere war aus Meedl und wollte Priester werden, der andere stammte aus Frankfurt und hieß Bienert. Es war in den Tagen, als die große Sterb ungezählte Opfer forderte. Traurig saßen sie in ihrer Stube, denn am Tag vorher hatte man einen Kameraden von ihnen zu Grabe getragen. Bienert machte nun den Vorschlag,

¹³⁾ Siehe J. A. Heyl, Volkssagen etc. aus Tirol Nr. 13, S. 57.

¹⁴⁾ S. Graber, Sagen aus Kärnten, S. 162.

¹⁵⁾ Bei Jungbauer, Das Volk erzählt, S. 63 f.

da sie im Leben stets so treu zusammengehalten hatten, so sollten sie auch nach dem Tode einander einen letzten Dienst erweisen. Wer früher stirbe, der sollte dem anderen Nachricht bringen, wie es im Jenseits sei. Sein Freund war einverstanden. Beide schüttelten sich zur Bekräftigung die Hände und gingen dann zu Bette. Am nächsten Morgen erwachte Bienert und fand seinen Freund im Fieber mit allen Anzeichen der Seuche. Alle Hilfe war umsonst, am vierten Tage starb der junge Mann. Nach einiger Zeit erwachte einmal Bienert mitten in der Nacht, denn es hatte leise an das Fenster geklopft, Schlürfende Schritte waren hörbar, eine schattenhafte Gestalt nahte sich seinem Lager und wohlbekannte Züge blickten ihn mit tieftraurigen Augen an. Mit müder Stimme hob die Erscheinung an: „Mein lieber Freund, unendlich viel Mühe hat es mich gekostet, dir mein Versprechen zu halten. Aber ich rate es niemandem an, sich an ein solch frevelhaftes Versprechen zu binden.“ „Und wie ist es im Jenseits?“ fragte Bienert mit bebenden Lippen. „Nichts!“ seufzte die Gestalt und zerrann im Nebel. Am nächsten Morgen fanden die Kostleute Bienert am Nervenfieber schwer erkrankt. Es dauerte lange, bis er wieder genesen war. — Hier erscheint die alte Geschichte im Geiste des Rationalismus umgestaltet. Die Rechnung geht aber nicht glatt auf. Von einer Klage des toten Theologen über den Zusammenbruch seiner Ideale und seines ganzen Lebenswerkes hört man nichts.

In neuerer Zeit wird die Verabredung zweier Freunde, daß der früher Verstorbene dem Überlebenden erscheinen werde, auch dazu benützt, um eine schwankmäßige Wirkung zu erzielen. Vgl. nach Reinhold Köhler¹⁶⁾ folgenden spanischen Schwank, den Fernan Caballero dem Volksmunde abgelauscht hat...: Es waren einmal zwei Freunde, die sich sehr lieb hatten und sich versprachen, daß der, welcher früher sterbe, dem andern Nachricht bringen solle, wie es ihm in jenen Leben ergehe. Beide verheirateten sich, und der zuerst starb, erfüllte sein Wort und erschien dem andern. „Wie geht es dir?“ fragte dieser. — „...Vortrefflich“ antwortete der Geist. „Als ich mich oben vorstellte, sagte Petrus zu mir: Wie ist es dir im Leben ergangen?“ „Sennor“, versetzte ich, „ich war ein armer Mann, war verheiratet.“ „Sag nicht mehr“, fiel mir seine Gnaden in die Rede, „geh vorwärts, denn du hast für alles gebüßt“ und ich ging ein in die ewigen Freuden.“ — Damit verschwand er, seinen Freund ebenso befriedigt wie getröstet hinterlassend. Nach Verlauf einiger Zeit starb diesem seine Frau und bald darauf vermählte er sich wieder. Als seine Stunde gekommen war, stellte er sich keck dem heiligen Petrus vor. „Wie ist dein Leben?“ fragte der Heilige. „Ich war zweimal verheiratet“, erwiderte der Ankömmling sehr zuversichtlich, indem er einen Schritt vorwärts machte, um einzutreten. Aber der Kahle versetzte ihm einen Schlag mit dem Schlüsselbund und sagte: „Zurück Gevatter, denn der Himmel ist nicht für die Dummen gemacht.“

Hier geht die Skepsis an den Glauben an Jenseitsvisionen noch einen Schritt weiter. Es ist ein Schwank, und Schwänke entstehen, wenn man sich über eine überwundene Kulturstufe lustig macht.

Weitere Fassungen finden sich in der Schweiz, so im Oberwallis. Mehrere dieser Schweizer Fassungen der Sage vom gegenseitigen Versprechen der Jenseitsbotschaft scheinen mir belanglos. so¹⁷⁾

¹⁶⁾ Aufsätze über Märchen und Volkslieder, S. 70.

¹⁷⁾ J e g e r l e h n e r, Sagen aus dem Unterwallis (1909). S. 169.

Après la mort

Deux pâtres qui avaient alpiné à Rouaz, étaient devenues de bons amis. A la descente des vaches ils se donnaient la main en se promettant que le premier qui mourrait donnerait des nouvelles à l'autre. Pierre retourna à la montagne l'année suivante. Baptiste étant aller flotter du bois sur la Rhône malheureusement s'y noyait. Pierre fut tout surpris, de voir arriver son amis Baptiste à la montagne et lui dit: „Comme te trouves — tu ici?“ Il lui répondit: „Pour te dire que je suis mort en Sombant dans la Rhône, et tu rappelles de notre promesse que le premier mort donner ait des nouvelles à l'autre. Tu annonceras ma mort à mes parents.“ Pierre lui demanda: Qu'as — tu trouvé dans l'autre monde?“ Baptiste répondit en soupirant: „J'ai pu passer au nombre des bienheureux. Bien fera, bien trouvera, mal fera, mal trouvera.“

(Sierre.)

Vom Wiedersehen nach dem Tode¹⁸⁾

Ein Bursche und ein Mädchen hatten sich lieb. Da verabredeten sie einst: „Sollte das eine von uns sterben, bevor wir verheiratet sind, so soll es zurückkommen in die Kuhmatt-Kapelle und sagen, wie es ihm ergangen ist.“ Bald darauf erhielt der Bursche eine Stelle in Brämis bei Sitten. Da erhielt er die Nachricht, daß seine Braut gestorben sei. Er erinnerte sich des Versprechens und reiste hinauf ins Lötschental und hinein zur Kuhmatt-Kapelle. Am anderen Morgen war er dort. Er setzte sich vor die Kapelle auf einem Stein nieder, nahm ein Stück Holz und stocherte damit in der Erde herum. Es schien ihm, nur eine halbe Stunde habe er gewartet und doch war es schon wieder Abend. Er rief das Holz fort und sagte: „Jetzt kommt sie nicht mehr, jetzt gehe ich.“ Aber als er aufschaute, stand sie vor ihm und sagte: „Herrgott, wie lange hast du auf mich warten lassen!“ „Du hast noch länger warten lassen“, entgegnete er. „Solange du an der Arbeit warst, durfte ich dich nicht anreden. Ich bin selig gestorben, aber du mußt mir versprechen, keine andere zu heiraten: denn du lebst nur noch drei Jahre.“ — Der Bursche versprach es, und als die drei Jahre um waren, starb er auch.

Vom Versprechen nach dem Tode¹⁹⁾

Ein Liebespaar aus Platten hatte ausgemacht, wer zuerst sterbe, solle sich dem andern beim Gemeindehaus in Platten offenbaren. Der Bursch starb zuerst und die Tochter trat nun einen Dienst an in Sitten. Nun zupfte sie immer etwas an der Schürze und sie wußte schon, was das bedeute, wagte aber nicht, nach Platten zurückzugehen. Sie wurde ganz schwermütig und klagte ihren Kummer einem Priester. Dieser riet ihr, sofort ins Heimattal zu gehen und den Geist, der auf sie warte, anzureden. Sie folgte dem Rat, sprach aber im Tal zuerst beim Pfarrer vor. Dieser geleitete sie ein Stück weit und sagte dann, weiter dürfe er nicht mitkommen, da er mit ihrem Liebsten seinerzeit verabredet habe, sie sollten sich ungesehen treffen. Die Jungfrau setzte den Weg fort und gewährte schon von weitem ihren Liebsten am vereinbarten Orte. Was sie zusammen gesprochen haben, hat niemand erfahren: sie bekannte nur, der Geist hätte gesagt, es sei gut, daß sie gekommen sei, da er schon lange auf sie gewartet habe, sonst hätte er sie in Stücke zerissen.

¹⁸⁾ Jegerlehner, Sagen aus dem Oberwallis, S. 207 f.

¹⁹⁾ Jegerlehner, Aus dem Oberwallis, S. 208; danach Stith Thompson, Motif-Index of Folk Literature, Bd. V, S. 38 f.; dazu Graber, Sagen aus Kärnten, S. 162; Jungbauer, Volk erzählt, S. 63 f.

Auf der Suche nach der verlorenen Volkskunde

1. Bericht über eine Winterreise 1957 zu den Sammlungs- und Forschungsstätten der Volkskunde in Süd- und Westdeutschland

Von Leopold Schmidt

Seit zwölf Jahren, in mancher Hinsicht schon seit zwanzig Jahren, nimmt die deutsche Volkskunde nicht mehr die gleiche Stellung im Gefüge der europäischen und internationalen Forschung ein wie vorher. Besonders seit 1945 hat sich ein ganz wesentlicher Teil des wissenschaftlichen Betriebes rund um Deutschland abgespielt, wichtige Kongresse und Aussprachen sind in den verschiedenen neutralen Staaten ringsum veranstaltet worden, und bedeutende Forschungspläne gehen ohne direkten Zusammenhang mit der Volkskunde vor sich, wie sie in Deutschland betrieben wird.

Die Gründe für diese Erscheinungen sind zumeist bekannt, das heißt, soweit es sich um historisch-politische handelt. Die Ergebnisse sind wissenschaftsgeschichtliche, und sie werden wohl erst zum Teil gesehen. Sie werden vor allem von den verschiedenen Seiten und Standpunkten aus verschieden beurteilt. Für uns geht es vom Standpunkt der österreichischen Volkskunde besonders darum, die Verhältnisse in unserem wichtigsten nachbarlichen Raum richtig zu kennen und aus der detaillierten Kenntnis der mannigfachen Verhältnisse auf den Gebieten der Sammlung und der Forschung, der musealen Darbietung und der akademischen Lehre die entsprechenden Folgerungen zu ziehen. Das gilt insbesondere für das uns historisch besonders nahestehende süd- und westdeutsche Gebiet, das, wie Österreich, zum größten Teil alten Kulturboden auf der römischen Seite des Limes darstellt. Hier, in Bayern, Württemberg und Baden und im Rheinland, sind die tausendfachen Übereinstimmungen aus gleichen historischen Voraussetzungen immer wieder festzustellen, dieses im weiteren Sinn oberdeutsche Land steht uns näher als jedes andere Nachbarland, außer der Schweiz selbstverständlich, mit der uns aber außer unseren alpenländischen Gemeinsamkeiten gerade auch jene oberdeutschen Übereinstimmungen verbinden. Alle historischen Differenzierungen, die sich selbstverständlich in allen diesen Landschaften ausgeprägt zeigen, dienen unserer Betrachtungsweise als wertvolle Hilfslinien zur Nachzeichnung des volkskundlichen Landesbildes. Dafür haben wir durch die historische Sonderstellung Österreichs besonderes Verständnis, und unsere eigene historisch-geographische Arbeitsweise, die Methode der Herkunfts- und Verbreitungsforschung unterstützt diese Möglichkeit der Anschauung in besonderem Ausmaß.

Nun bedarf es unter solchen Umständen weniger einer neueren Kenntnisnahme der Zentren der volkskundlichen Arbeit in diesen Ländern. Der Stand der volkskundlichen Einrichtungen in München wie in Stuttgart bzw. Tübingen ist im wesentlichen bekannt, was dort geleistet wird, ist auch der internationalen Fachwelt der Hauptsache nach geläufig. Stuttgart ist als Sitz des Verbandes der Vereine für Volkskunde

gleichzeitig der Erscheinungsort der „Zeitschrift für Volkskunde“, also der Nachfolge der alten Berliner Zeitschrift, und der Präsident des Verbandes, Helmut Dölker, leitet zudem auch noch die Württembergische Landesstelle für Volkskunde, so daß die Verbindung zwischen gesamtdeutscher und landschaftlicher Forschung gegeben ist. Die Landesstelle hat sich nun auch ihr eigenes „Württembergisches Jahrbuch für Volkskunde“ geschaffen, dessen II. Band, 1956, vor kurzem erschienen ist, eine deutliche Bekundung des wissenschaftlichen Lebens dort, wo die Landesuniversität Tübingen an eine gewisse Tradition der Pflege der Volkskunde gemahnt. Freilich wird das Fach dort noch nicht durch eine ordentliche Professur vertreten, aber die Bestände der volkskundlichen Abteilung des Ludwig-Uhland-Institutes sind gut und werden auch mit Hinblick auf die mögliche Weiterentwicklung richtig verwaltet. In München bildet das Zentrum unserer Fachforschung nach wie vor die Bayerische Landesstelle für Volkskunde mit ihrem großen und immer wieder geförderten Bibliotheks-, Phototheks- und Archivbestand. Durch die unermüdlchen Bemühungen Hans Mosers um die Archivalienforschung ist die Landesstelle vielleicht stärker als vorher zu einem Begriff geworden; während man früher München eher als Stätte der Volkskunsthistorie einschätzte, die auch heute durch die volkskundlich eingestellten Kunsthistoriker des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege tatkräftig vertreten wird, denkt man heute besonders an die dort betriebene historische Volkskunde im Sinn der archivalischen Quellenforschung. An der Universität besteht die Bindung zur Germanistik durch Otto Basler, und Josef Hanika vertritt das Fach mit einem Extradonariat. Die museale Begründung durch die volkskundliche Abteilung des Bayerischen Nationalmuseums besteht wieder wie vor dem Kriege: die dem gleichen Museum angegliederte Sammlung Rudolf Kriss, die eigentlich ein eigenes Gebäude benötigen würde, ist leider noch nicht aufgestellt. Publizistisch vereinigen sich alle hier genannten Kräfte zur Herausgabe des „Bayerischen Jahrbuches für Volkskunde“, heute eine der bezeichnendsten, stoffreichsten und vielseitigsten Publikationen unseres Faches.

Es mag auch in Württemberg und in Bayern so mancher Wunsch nach weitergehender Vertretung der Volkskunde an den hohen Schulen und an den Museen noch offen sein. Die Geltung der hier geleisteten Arbeit ist doch allgemein, die Verbindungen publizistischer und persönlicher Art gliedern die genannten Institute und die an ihnen arbeitenden Gelehrten weitgehend in das internationale Fachleben ein. Für weite andere Gebiete in Süd- und Westdeutschland gilt das nicht in diesem Ausmaß. Auch in den vielen anderen deutschen Städten des Südens hat es aber früher Institute und Museen für Volkskunde gegeben, so manche Veröffentlichung früherer Jahrzehnte berief sich darauf. In den offiziellen Museumsführern, wie den von Oswald A. Erich so vorzüglich organisierten¹⁾, stehen derartige Sammlungen drin, von denen man seit vielen Jahren nichts mehr gehört hat. Selbst normale Reiseführer²⁾ geben Museen als bestehend an, von denen sich in der Literatur der Gegenwart aber nie eine Erwähnung findet. Umgekehrt haben sich an manchen Hochschulen Institute gebildet oder auch umgebildet, deren Wirksamkeit sich aus der Entfernung kaum beurteilen läßt. Das sind also Verhält-

¹⁾ Oswald A. Erich, Die deutschen Museen, Bd. 1. Die Museen in Bayern, Berlin 1939.

²⁾ C. Harald Hartinghausen und Hartmuth Merleker, Nagels Reiseführer Deutschland, Genf 1954.

nisse, über die man zumindest von außen her keinen Überblick gewinnen kann. Vollends bei den Museen entscheidet letzten Endes doch überhaupt nur die Autopsie, man muß Gebäude und Bestand gesehen haben, wenn man darüber eine begründete Meinung haben will. Hochschulinstitute können in den verschiedensten Gebäuden und mit verhältnismäßig geringen materiellen Mitteln eingerichtet werden, wenn nur die personellen Voraussetzungen gegeben sind. Museen aber, die eigentlichen Schatzkammern der ganzen Sachvolkskunde, der ganzen Volkskunstforschung, bedürfen ihrer Gebäude, ihrer Bestände, und genau so der Persönlichkeiten, die sie zu bearbeiten und aufzustellen verstehen. Die Erkundigungen der letzten Jahre haben gezeigt, daß es in vielen Städten einmal in dieser, einmal in jener Hinsicht mangelte, und daß von vielen Verhältnissen und Zuständen materieller und personeller Art überhaupt nur unklare Kenntnisse vorhanden waren oder doch weitergegeben wurden. Auf die Suche nach der in diesem Sinn verlorenen Volkskunde mußte ich mich also selbst begeben und habe im Februar 1957 eine stattliche Reihe der für uns in Betracht kommenden Institute aufgesucht, soweit sie vorhanden waren³⁾. Mitunter war ja wenig oder auch gar nichts mehr davon zu finden, in dieser Hinsicht ist der Krieg noch lange nicht überwunden. An manchen Stellen scheint es heute noch, zwölf Jahre nach Kriegsende, daß die deutsche Volkskunde diesen Krieg in ganz besonderem Ausmaß verloren hat. Ich habe mich bemüht, neben den Verlusten auch das Erhaltene oder neu Gewonnene zu sehen.

Regensburg, die kulturgeschichtlich unglaublich reiche, sehr gut erhaltene mittelalterliche Stadt, steht am Anfang. Die Altstadt, in guten kunsthistorischen Bildbüchern dankenswert erschlossen⁴⁾, ist ein Museum für sich, und jede der Kirchen wieder erscheint reicher als eine Sammlung von kirchlicher Kunst zu sein vermöchte. Erfreulicherweise sind die wichtigsten Denkmäler, die voll von Stoff der religiösen Volkskunde sind, auch jeweils durch kleinere oder größere Monographien zugänglich gemacht, das großartige St. Emmeram⁵⁾ ebenso wie das durch sein Schottenportal berühmte St. Jakob⁶⁾. Auch die wallfahrtlich so wichtige Stiftskirche „U. L. Frau zur Alten Kapelle“ erschließt sich durch eine zugängliche Sonderstudie⁷⁾. Das alles bereitet auf das „Museum der Stadt Regensburg“ vor, ein wider Erwarten großes Institut im ehemaligen Minoritenkloster. Konrad Weiß, der zu früh dahingegangene Verfasser von „Deutschlands Morgenspiegel“ hat einmal darauf hingewiesen⁸⁾, daß in Regensburg ein „Zentralmuseum“ notwendig sei: Das derzeit ausgebaute Museum stellt tatsächlich schon so etwas wie ein Zentralmuseum der altbayerisch-oberrheinischen Landesteile Bayerns dar. Die vielgliedrigen

³⁾ Ich bin dem Österreichischen Bundesministerium für Unterricht für den dafür gewährten Studienurlaub und die damit verbundene Reisekostensubvention zu ergebenstem Dank verpflichtet.

⁴⁾ Walter Boll, Regensburg. Aufnahmen von Hans Retzlaff. Deutscher Kunstverlag 1955.

⁵⁾ Bernhard Hermann Röttger, St. Emmeram zu Regensburg (= Kleine Kunstführer Nr. 575). München 1952.

⁶⁾ A. Stiegler, St. Jakob in Regensburg. Regensburg 1955.

⁷⁾ J. Boll, Die Stiftskirche U. L. Frau zur Alten Kapelle in Regensburg. Regensburg 1952.

⁸⁾ Konrad Weiß, Regensburg. Morgenbilder der Geschichte. Mit einem Nachwort von Josef Dünniger. Regensburg 1948. S. 50 ff.

Sammlungen sind vor allem in den Teilen I: Vor- und frühgeschichtliche Abteilung, II: Minoritenkloster und -Kirche, Grabmäler, Steinplastik, Waffen, und V: Volkskundliche Abteilung durch eigene Kataloge erschlossen⁹⁾. Für die große, reiche Gemäldegalerie vermißt man zur Zeit leider noch einen derartigen Führer. Auf den Führer durch die Volkskundliche Abteilung von Oskar von Zaborsky habe ich vor einiger Zeit bereits aufmerksam gemacht, weil er auch das dieser Abteilung eingegliederte „Egerland-Museum“ erläutert, auf das im Zusammenhang mit den anderen in Deutschland gegründeten sudetendeutschen Museen hinzuweisen war¹⁰⁾. Die Abteilung selbst ist aber weit bedeutender als dieses Egerland-Museum. Es handelt sich um eine reichhaltige Sammlung zur Volkskunde dieses Raumes, vor allem zur Volkskunst. Die malerisch lockere Aufstellung leitet sich offenbar noch von der Museumspraxis Georg Hagers in München ab. Die starke Betonung der religiösen Volkskunst, nicht zuletzt der Zeugnisse des Wallfahrtsglaubens entspricht dem nicht zuletzt durch die Sammlung Rudolf Kriss geförderten Aufblühen dieser Sammlung und Forschung in Bayern. Der sachkundige und zureichend illustrierte Katalog erschließt die Abteilung sehr gut.

Die reichen Schätze des Museums lassen sich aus der reichen lokal-historischen Literatur Regensburgs heraus noch vielfach erläutern. Zur Wallfahrtsvolkskunde wird man beispielsweise noch mit Nutzen das Büchlein von Franz Hiltl, *Auf Kunstfahrt in der Alten Stadt*¹¹⁾, heranziehen. Auf die Volkskunde außerhalb des religiösen Bereiches wird man weniger hingewiesen. Aber Regensburg beherbergt auch ein „Institut für Musikforschung“, das seit einigen Jahren für die Volkslied- und Volksanzelforschung wichtig geworden ist¹²⁾. Felix Hoerburger beschäftigt sich intensiv mit der europäischen Volksmusik, von der dort zahlreiche Schallaufnahmen verwahrt sind. Das Institut wird allmählich auch landschaftlich wichtig, da von dort auch dem Lied- und Tanzgut der Oberpfalz steigende Anteilnahme zugewendet wird¹³⁾. An der Regensburger Hochschule dagegen ist derzeit die Volkskunde wieder nicht vertreten. Einige Jahre hindurch hatte Josef Dünninger sie hier gelehrt und dabei den Regensburger Problemen seine besondere Aufmerksamkeit zugewendet.

Nürnberg, die vom Krieg überaus hart getroffene alte Reichsstadt, lebt noch nicht ein eigenes Leben, der Neuaufbau über dem Schutt

⁹⁾ Führer durch die Sammlungen der Stadt Regensburg:

- I. Armin Ströh, Vor- und frühgeschichtliche Abteilung, Regensburg 1955.
- II. Irene Diepolder, Minoritenkloster und -Kirche, Grabmäler, Steinplastik, Waffen, Regensburg 1955.
- III. Oskar von Zaborsky, Volkskundliche Abteilung, Regensburg 1954.

¹⁰⁾ Leopold Schmidt, *Sudetendeutsche Museen in Deutschland* (Mitteilungsblatt der Museen Österreichs, Bd. IV, Wien 1955, H. 5/6, S. 54 f.).

¹¹⁾ Franz Hiltl, *Auf Kunstfahrt in der alten Stadt, Regensburg o. J.*

¹²⁾ Felix Hoerburger, *Katalog der europäischen Volksmusik im Schallarchiv des Institutes für Musikforschung Regensburg (= Quellen und Forschungen zur musikalischen Folklore, Bd. I), Regensburg 1955.*

¹³⁾ Felix Hoerburger, *Die Zwiefachen, Gestaltung und Umgestaltung der Tanzmelodien im nördlichen Altbayern (= Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Volkskunde, Bd. 9), Berlin 1956.*

läßt das eigentliche Gesicht dieser betriebsamen Stadt kaum erkennen. Alte museale Festpunkte Nürnbergs sind erhalten, bzw. stilgetreu wieder errichtet worden: Die denkmalmäßig ausgestattete Kaiserburg mit ihrer Kapelle¹⁴⁾, das Wohnhaus Albrecht Dürers, und die wichtigsten Kirchen. Das gewaltige Germanische Nationalmuseum ist erst zum Teil wiedererstanden¹⁵⁾. Wie es sich heute präsentiert, entspricht es seinem Namen noch weniger als früher. „Germanisch“ muß man im Sinn der Romantiker verstehen, nämlich als bedeutsame Erweiterung von „deutsch“. Auf dem deutsch-mittelalterlichen, dem „altdutschen“ Sektor, liegt jedenfalls das Hauptgewicht, und innerhalb dieses Bereiches ist die Geltung des Frankenlandes und der Stadt Nürnberg selbst nicht zu verkennen. Das Germanische Nationalmuseum ist in vieler Hinsicht doch auch das historische Stadtmuseum von Nürnberg, und alle anderen Bestände erscheinen dementsprechend etwas akzessorisch beigelegt. Die Gegenwart hat da manchen Zug des „Nationalmuseums“ stärker unterstrichen. Die Ausstellung des Paramentenschatzes der St. Marien-Kirche in Danzig bedeutet einen derartigen Ausgriff. Der jüngst erworbene Echternacher Kodex, der in einer sehr teuren Aufstellung gezeigt wird, steht den Kernbeständen des Hauses noch etwas näher. Aber die Danziger Ausstellung weist zu der Heimat-Ausstellung hinüber, die in Lichtbildern und Schrift- und Sachzeugnissen die Bedeutung des deutschen Ostens zu erweisen versucht. Eine eigene Ausstellung galt 1955 der „Kunst und Kultur in Böhmen, Mähren und Schlesien“¹⁶⁾.

An dieser Unterstreichung des gesamtdeutschen Zuges des Museums hat die Volkskundliche Abteilung wesentlichen Anteil. Erich Meyer-Heisig hat die bedeutenden Bestände wieder in die beiden traditionellen Hauptteile gegliedert, in die Stuben- und Hauseinrichtungen und in die Sammlung der Trachten. Während die Stuben- und Möbelsammlung, die Meyer-Heisig durch sein Bauernstubenbuch neu erschlossen hat¹⁷⁾, im wesentlichen noch den Charakter der schon von Otto Lauffer geformten Raumlagerung trägt, mit den seitlich aufgeschnittenen Stuben, an denen man außen vorbeigeht, ist die Trachtensammlung¹⁸⁾ in einer modernen Halle in weiträumigen Vitrinen untergebracht, locker beigegebene Volkskunstbestände begleiten die landschaftlich angeordneten Trachtenfiguren. Die Halle ist durch eine Stockteilung geschickt ausgenutzt, auf dem Dach der Trachtenvitrinen geht man wie auf einem Schiffsdeck von der Maskenwand den Kranz der Einzelvitrinen aus, die Volkskunstgegenstände in verschiedenen Stoff- und Motivgruppen angeordnet dar-

14) Erich Bachmann, Kaiserburg Nürnberg. Amtlicher Führer. München 1955.

15) Wegweiser durch das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg. 1956/57.

16) Kunst und Kultur in Böhmen, Mähren und Schlesien. Ausstellung im Germanischen National-Museum zu Nürnberg vom 22. Mai bis September 1955. Nürnberg 1955.

17) Erich Meyer-Heisig, Die deutsche Bauernstube. Art und Entwicklung der Stube im deutschen Bauernhaus nebst einem Anhang mit Beispielen heutiger Stubengestaltungen. Nürnberg 1952.

18) Den alten Bestand vgl. bei Rudolf Helm, Deutsche Volkstrachten aus der Sammlung des Germanischen Museums in Nürnberg. München 1952.

bieten¹⁹⁾. Aus diesem und dem Depotmaterial sowie verschiedenen Leihgaben hat Meyer-Heisig die schönen Ausstellungen der letzten Jahre veranstaltet, die dermaßen weite Gebiete wie die volksmäßige Töpferei²⁰⁾ und das alte Textilwesen²¹⁾ umfaßten. Die Erinnerung an diese Ausstellungen wird durch die Kataloge bzw. großen Bildbände festgehalten, die zu den wichtigsten Erscheinungen der Volkskunsthochschule der Gegenwart gehören. Auf diese Weise stellt Nürnberg zur Zeit ein ausgesprochenes Zentrum der Volkskunsthochschule dar. Die besondere Stellung des Germanischen Nationalmuseums bedingt dabei, daß sowohl in der Sammlung wie bei den Ausstellungen ständig das gesamte deutsche Sprachgebiet berücksichtigt wird. Dafür ist das Material der Volkskundlichen Abteilung wohl nicht ganz ausreichend und die Sammlungsergebnisse aus der Entstehungszeit der Abteilung, also aus der Zeit vor dem ersten Weltkrieg, befriedigen heute wohl auch nicht mehr ganz, weil sich unsere Vorstellungen von der Volkskunst stark gewandelt haben. Man erinnert sich eher an das ehemalige Museum für deutsche Volkskunde in Berlin zur Zeit von Konrad Halm als an die Forschung der Gegenwart. Aber selbstverständlich hat diese denkmalpflegerisch-kunstwissenschaftliche Grundhaltung durchaus ihre eigene Berechtigung, besonders eben im Rahmen des Nürnberger Museums.

Die Volkskundliche Abteilung läßt das Germanische Nationalmuseum nicht so stark als Franken-Museum erkennen, wie dies andere Abteilungen des gleichen Hauses tun. Die Franken-Forschung geht außerdem weitgehend von der Universität Erlangen aus, an der die fränkische „Landesforschung“ aber vorwiegend in historischer Hinsicht betrieben wird²²⁾. Die Volkskunde ist in Erlangen nicht vertreten. Museal ist sie in der fränkischen Landschaft in einigen Heimatmuseen gewahrt, von denen das „Hirtenmuseum“ in Hersbruck besondere Beachtung verdient. Das nette und saubere Lokalmuseum liegt in einer wenig begangenen Gegend, deren landschaftliche und kulturelle Schätze durch einen freundlichen Führer von August Sieghardt sehr ansprechend erschlossen werden²³⁾. Sieghardt schildert auch dieses 1928 eröffnete Heimatmuseum, das 1955 durch den Ausbau des Dachgeschosses auch zum Hirtenmuseum wurde, in dem die Erinnerung an das Wirken von Konrad Hörmann, den Begründer der Hirtenvolkskunde, weiterlebt²⁴⁾. Der Hersbrucker Kaufmann Rudolf Wetzer bemüht sich tatkräftig, die Hirtensammlung auch durch Vergleichsstücke zu beleben. Im Grunde wird hier im kleinen ein Beispiel dafür gegeben, wie eine volkskundlich-kulturhistorische Sammlung eigentlich aussehen sollte. Gerade der uns

¹⁹⁾ Erich Meyer-Heisig, Deutsche Volkskunst. Mit einem Geleitwort von Ludwig Grote. München 1954.

²⁰⁾ Erich Meyer-Heisig, Deutsche Bauertöpferei. Geschichte und landschaftliche Gliederung. München 1955.

²¹⁾ Erich Meyer-Heisig, Weberei — Nadelwerk — Zeugdruck. Zur deutschen volkstümlichen Textilkunst. München 1956.

²²⁾ Vgl. Jahrbuch für fränkische Landesforschung, Herausgegeben vom Institut für fränkische Landesforschung an der Universität Erlangen. Kallmünz 1952 ff.

²³⁾ August Sieghardt, Die Hersbrucker Alb. Landschaft und Volkstum. Kunst, Kultur, Geschichte (mit Hinweisen für Ferienaufenthalt und Wandern). Nürnberg 1956.

²⁴⁾ Conrad Hörmann, Herdengeläute und seine Bestandteile (Hessische Blätter für Volkskunde, Bd. XII—XIV, Gießen 1915—1916).

in Wien wie in Basel so geläufige Grundsatz der „Vergleichenden Volkskunde“ wird ja nur hier in Hersbruck wenigstens im Prinzip befolgt, in den größeren Sammlungen Süddeutschlands dagegen nicht^{24a)}.

Die greifbare Literatur dieser Landschaft ist volkskundlich nicht allzu reich. Einen Hinweis wenigstens verdienen einige neuere Sagensammlungen. Für Alt-Nürnberg hat Franz Bauer 1955 eine Sammlung Sagen, Legenden und Geschichten vorgelegt, die wohl leicht übersehen werden mag²⁵⁾. Und für die Nürnberger Landschaft, besonders für die Gebiete um Lauf und Schnaittach sowie um Hersbruck hat Hanns Seibold im gleichen Jahr 1955 eine wertvolle Auswahl aus verschiedenen, zum Teil auch eigenen Sammlungen vorgenommen²⁶⁾. Ähnliche Neuerscheinungen sind sonst zur Zeit nicht häufig im Buchhandel anzutreffen.

Bamberg, die wunderbar erhaltene herrliche alte Stadt hat an sich keine volkskundlichen Einrichtungen²⁷⁾. Wie immer bieten die Kunstsammlungen selbstverständlich reiches Anschauungs- und Vergleichsmaterial, soweit sie eben zugänglich sind. Manche Bamberger Museen, auch die Domschatzkammer, sind im Winter geschlossen, wie übrigens ja die Volkskundliche Abteilung des Germanischen Nationalmuseums auch. Der Besucher, der studienhalber dennoch in solche Sammlungen eindringen muß, hat dementsprechend unter der Kälte zu leiden.

Außer an den großen Bildbänden orientiert man sich über Bamberg an Heinrich Meyers vorzüglicher „Kunst im alten Hochstift Bamberg“²⁸⁾ und mehr lokalgeschichtlich an dem Bamberger Führer von Hans Leitherer²⁹⁾. Mit volkskundlicher Literatur steht es wesentlich schlechter. Aber zum großen Bamberger Volksfest, der „Sand-Kerwa“, erscheint jährlich eine kalenderartige Festschrift mit recht beachtenswerten Beiträgen³⁰⁾. Das läßt an die Wallfahrten der Gegend denken, von denen doch etwas zu wenig bekannt ist. Eine so große mittelalterliche Verehrung wie die des hl. Otto von Bamberg in der Kirche des ehemaligen Benediktinerklosters Michelsberg würde stärkere Beachtung verdienen, das Ottograb mit der Durchkriechöffnung ebenso wie die lange Serie von dazugehörigen Mirakelbildern des 17. Jahrhunderts³¹⁾. Aber die rege Bamberger Heimatforschung wird sich zweifellos gelegentlich auch

^{24a)} Soeben ist ein neuer, sehr gut ausgestatteter Führer durch das Hersbrucker Museum erschienen: *Heimatismuseum Hersbruck*. Das deutsche Hirtenmuseum, Hersbruck, Museumsausschuß 1957, 8 Seiten und 40 Abbildungen.

²⁵⁾ Franz Bauer, *Alt-Nürnberg. Sagen, Legenden und Geschichten*. München 1955.

²⁶⁾ Hanns Seibold, *Sagen aus der Nürnberger Landschaft* (= *Schriftenreihe der Altnürnberger Landschaft*, Bd. III). Hersbruck 1955.

²⁷⁾ Harald Keller, *Bamberg*. Aufgenommen von Walter Hege. München-Berlin 1950.

²⁸⁾ Heinrich Meyer, *Die Kunst im alten Hochstift Bamberg und seinen nächsten Einflußgebieten*, mit besonderer Berücksichtigung der kirchlichen Kunstdenkmäler, 2 Bände, Bamberg 1952.

²⁹⁾ Hans Leitherer, *Bamberg*, Führer durch seine Kunst, Bamberg 1951.

³⁰⁾ *600 Jahre Sand-Kerwa der Bartholomei-Kirchweihe zu St. Elisabeth im Sand zu Bamberg*, Heiter-Ernste Festschrift, Bamberg 1954.

³¹⁾ Leitherer, *Bamberg*, wie Anm. 29, S. 99.

solcher Dinge annehmen, wie sie erst vor kurzem wieder die Bamberger „Tattermannsäule“ in Erinnerung gebracht hat³²⁾.

So besucht man also mit Gewinn nur die Neue Residenz und die im gleichen Gebäude untergebrachten Gemäldesammlungen (Staatsgalerie Bamberg und Städtische Gemäldesammlung), die zusammen einen sehr bedeutenden Bestand alter Kunst repräsentieren, der auch für uns quellenmäßig ergiebig ist³³⁾. Ähnlich gewinnbringend ist der Besuch der Staatlichen Bibliothek Bamberg, die gewissermaßen als fränkische Landesbibliothek anzusprechen ist. Im alten Jesuitenkloster verbirgt sich da unter anderem eine hervorragende Handschriftensammlung, schöne Proben davon sind ausgestellt. 1955 waren die Prachtstücke zu einer vorzüglichen Jubiläums-Ausstellung zusammengeordnet, ein schöner Katalog hält die Erinnerung daran wach³⁴⁾. An dieser Bibliothek mit ihrem eminent fränkisch-landesmäßigen Auftrag könnte man sich auch eine volkskundliche Stelle untergebracht vorstellen.

Denn an einer derartigen Stelle fehlt es in Franken. Das merkt man nicht zuletzt, wenn man sich der nächsten Kapitale des mainfränkischen Landes, der alten Herzogs- und Bischofsstadt Würzburg zuwendet³⁵⁾.

Die einstmals so herrliche, nun freilich sehr schwer zerstörte Stadt bietet für unsere Forschung vor allem zwei Anhaltspunkte, die Universität und das Mainfränkische Museum. An der Universität ist für die Volkskunde bei der Germanistik gesorgt, der religionsgeschichtlich so lebhaft interessierte Vertreter der Altgermanistik, Franz Rolf Schröder, hat der Volkskunde eine eigene Abteilung seines Seminars eingeräumt, und Josef Dünninger vertritt dementsprechend mit stark heimatlfränkischer Bindung das Fach als Dozent. Seine Arbeiten zur Wallfahrtsvolkskunde, insbesondere zur fränkischen Großwallfahrt Vierzehnheiligen³⁶⁾, wirken weithin anregend. Man muß da an die Würzburger Hauswallfahrt, das Käppele, selbst denken, zu dem es zahlreiche Lokalstudien und Kunstführer³⁷⁾ gibt, aber auch an bekannte ländliche Wallfahrten wie Retzbach³⁸⁾, das nicht nur im Namen an unsere niederösterreichische Wallfahrt Mitter-Retzbach³⁹⁾ erinnert. Die andere große Fran-

³²⁾ Johann Joseph Morper, Bamberg, die Mitte Deutschlands. Zur Reichssymbolik der Tattermannsäule. Bamberg 1957.

³³⁾ Erich Bachmann, Neue Residenz Bamberg. Amtlicher Führer. München 1956.

³⁴⁾ Alois Fauser und Hermann Gerstner, Aere perennius, Jubiläums-Ausstellung der Staatlichen Bibliothek Bamberg zur Feier ihres 150jährigen Bestehens. Bamberg 1955.

³⁵⁾ Würzburg, Amtlicher Führer, Bearbeitet vom Mainfränkischen Museum und dem Stadtarchiv, Würzburg 1956.

³⁶⁾ Josef Dünninger, Die Wallfahrtslegende von Vierzehnheiligen (Festschrift für Wolfgang Stammerl zu seinem 65. Geburtstag dargestellt von Freunden und Schülern, Berlin 1955, S. 192 ff.).

³⁷⁾ Max Domarus, Die Wallfahrt zum Würzburger Käppele, Gerolzhofen 1955. — Hugo Schnell, Wallfahrtskirche Käppele, Würzburg (= Kunstführer Nr. 506), 5. Aufl. München 1956.

³⁸⁾ V. Rosel, Retzbach, Marktgemeinde und Wallfahrtsort, Retzbach 1955.

³⁹⁾ Gustav Gugitz, Niederösterreichische Schalensteine im Volksglauben (ÖZV IV [53] 1950, S. 97 ff.). — Gustav Gugitz, Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch, Bd. 2: Niederösterreich und Burgenland, Wien 1955, S. 207 f.

kenwallfahrt, Walldürn, weist schon nach Mainz hinüber und ist bezeichnenderweise auch von Frankfurt aus bearbeitet worden.

Würzburg hat vor dem Krieg das „Fränkische Luitpold-Museum“ besessen, eine ungemein reiche Sammlung, die freilich an Raumnot litt⁴⁰⁾. Das Museum existiert nicht mehr, der Krieg hat das Gebäude zerstört. Die wichtigsten künstlerischen Objekte wurden geborgen, sehr viel heimatkundliches Material jedoch ist zugrunde gegangen. Gerade die fränkische Volkskunde scheint da Verluste erlitten zu haben. Was vorhanden war an Museumsgut, und was neu dazu erworben wurde, ist nun im Mainfränkischen Museum auf der Festung Marienberg zusammengeordnet worden⁴¹⁾. Daraus hat Max von Freeden ein ausgezeichnetes, modernes Museum gestaltet, das auch der volkskundlichen Beachtung wert ist, nicht nur der großen Kelterhalle wegen, die eigentlich ein ganzes Weinmuseum darstellt. Wie bei allen ähnlichen Kunstsammlungen sind auch hier die Gemälde- und Plastik-Abteilungen quellenmäßig für uns wichtig, man kann ja sogar an kunsthistorisch so viel bearbeiteten Materialien wie den hier besonders liebevoll gesammelten Werken Tilmann Riemenschneiders noch für uns bedeutsame Eigenzüge entdecken.

Frankfurt, die Stadt, die nach den Franken heißt, aber kaum fränkisch ist, birgt im Rahmen einer sehr lebendigen Großstadt die verschiedensten Möglichkeiten⁴²⁾. Das alte reichsstädtische Frankfurt mit der schönen Innenstadt, den erst in unserem Jahrhundert sanierten Altstadtvierteln von Fachwerkhäusern, ist im letzten Krieg restlos untergegangen⁴³⁾. Man findet daher auch an den teilweise wieder aufgebauten Hauptzeugnissen jener Vergangenheit keinen sehr sicheren Halt mehr. Das historische Museum im Saalhof, an sich eine reiche Sammlung, befindet sich erst im Wiederaufbau. Wertvolle kunsthistorische Publikationen bekunden jedoch seinen besonderen Lebenswillen⁴⁴⁾. In seinem Depot stehen freilich kistenweise unausgepackt jene Bestände, die man lokalmuseal als volkskundlich bezeichnet. Da wird also die Mitwirkung von volkskundlich geschulter Seite her notwendig sein.

Die Möglichkeit dafür ist durch die Vertretung der Volkskunde an der Frankfurter Universität gegeben. Schon seit der Zeit eines Hans Naumann und eines Adolf Spamer hat die Volkskunde hier eine besondere Geltung, unter Julius Schwietering, dem volkskundlich-methodisch interessierten Altgermanisten, ist es zu einer volkskundlichen Abteilung des germanistischen Seminars gekommen. Mathilde Hain leitet heute als Dozentin das in jeder Hinsicht groß gewordene Institut. Es ist einerseits als Aufbewahrungsort des Materials des Atlas der deutschen Volkskunde bekannt geworden, aber auch als Verhandlungsort der „Frankfurter Gespräche“ von 1955. Die breitere Öffentlichkeit hat davon hauptsächlich

⁴⁰⁾ Führer durch das Fränkische Luitpold-Museum in Würzburg. 2. Aufl. Würzburg 1915.

⁴¹⁾ Mainfränkisches Museum Würzburg. Neuerwerbungen 1946—1956. 1. Teil. Würzburg 1956.

⁴²⁾ Frankfurt am Main und seine Kunstschätze. Ein Wegweiser durch Kunststätten und -museen. Frankfurt 1956.

⁴³⁾ Das Goethehaus, nunmehr wiederaufgebaut, ist das einzige Beispiel der Frankfurter Althäuser. — Vgl. (Ernst Beutler), Das Goethehaus in Frankfurt am Main. Freies Deutsches Hochstift — Frankfurter Goethemuseum. 1954.

⁴⁴⁾ Kunst und Altertum in Frankfurt am Main. Aus den Sammlungen des Historischen Museums. München 1955.

durch die kritischen Äußerungen Mosers in München erfahren⁴⁵⁾, ein vervielfältigter Bericht über diese Arbeitstagung „Probleme und Methoden der heutigen Volkskundewissenschaft“ hält die Erinnerung daran fest, daß hier einmal der verdientliche Versuch gemacht wurde, die Hochschullehrer unseres Faches zur fachlichen Aussprache auf hoher Ebene zu bringen⁴⁶⁾. Das wären also Ansätze, die weiterhin beachtet werden sollten. Auch die kritischen und polemischen Äußerungen in derartigen Veranstaltungen haben ihren Wert, bei richtiger Dosierung wirken sie nicht zuletzt auf den wissenschaftlichen Nachwuchs belebend. Man vergleiche dazu die kritischen Ansichten der Assistenten dieses Institutes, ob es sich nun um Brückner mit seiner Dissertation über die Wallfahrt Walldürren⁴⁷⁾ oder um Braun mit seiner Erzähler-Auseinandersetzung zu Gottfried Henßen handelt⁴⁸⁾. Man sieht, hier sind fruchtbare Verbindungen nach den verschiedensten Richtungen hin möglich. Durch das Atlas-Material, das in Bonn bearbeitet wird, ziehen sich die Fäden rheinabwärts, durch die Wallfahrtsforschung zum bayerischen Südosten hinüber, durch die Erzählforschung in die hessische Mitte. Übrigens ist auch die Verbindung zu Münster nicht zu unterschätzen, wo Martha Bringemeier ein Volkskundliches Archiv aufgebaut hat, das die von ihm gesammelten Originalaufzeichnungen in ganz schlichten Textabdrucken der Öffentlichkeit zur Verfügung stellt⁴⁹⁾. Nun, Mathilde Hain ist ebenso Schwieterring-Schülerin wie Martha Bringemeier, sie hat auch diesen Gedanken aufgegriffen und eine ähnliche Aktion ins Leben gerufen. Die „Hessische Abteilung im Institut für Volkskunde“ sammelt also auch archivmäßig derartige Berichte und veröffentlicht sie fallweise in schmalen Heften, die so gutes Quellenmaterial bieten⁵⁰⁾.

Frankfurt erscheint da in mehrfacher Hinsicht als Mittelpunkt. Es ist auch die Zentrale für die religiöse Volkskunde hier an Main und Rhein geworden, nicht zuletzt durch die Verbindung zur Kirchengeschichte. Die Diözesen Limburg, Mainz, Trier und Speyer geben hier seit einem Jahrzehnt ein „Archiv für mittelrheinische Kirchengeschichte“ heraus, das aller Beachtung wert ist, weil es eben auch den volkskundlichen

⁴⁵⁾ Hans Moser, Gedanken zur heutigen Volkskunde. Ihre Situation, ihre Problematik, ihre Aufgaben (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde, München 1954, S. 208 ff., besonders S. 215).

⁴⁶⁾ Bericht über die Arbeitstagung „Probleme und Methoden der heutigen Volkskundewissenschaft“ in Frankfurt am Main vom 14. bis 16. Oktober 1955 im Institut für Volkskunde der Universität Frankfurt, veranstaltet vom Verband der Vereine für Volkskunde.

⁴⁷⁾ Dissertation, derzeit im Druck.

⁴⁸⁾ Werner Braun, Zur Problemstellung und Methodik volkskundlicher Erzählforschung (Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde, Bd. II, 1955, S. 67 ff.). Dagegen: Gottfried Henßen, Zur Methodik der Erzählforschung. Eine Antwort an Werner Braun (ebendort, Bd. II, 1955, S. 185 ff.).

⁴⁹⁾ Martha Bringemeier, Über Schäfer und Schafzucht. Berichte (= Archiv für westfälische Volkskunde, H. 1), Münster 1954. — Martha Bringemeier, Berichte zum religiösen Brauchtum (= Archiv für westfälische Volkskunde, H. 2), Münster 1955.

⁵⁰⁾ (Mathilde Hain), Das Backen im Dorfbackhaus (= Hessische Abteilung im Institut für Volkskunde, H. 1), Frankfurt 1955. — (Mathilde Hain), Tod und Begräbnis (= Hessische Abteilung im Institut für Volkskunde, H. 2), Frankfurt 1956.

Stoffen, welche die Diözesanarchiv in so reichem Maße enthalten, verständnisvoll geöffnet erscheint ⁵¹⁾).

Von den Kunstsammlungen Frankfurts muß selbstverständlich auch hier das „Städelsche Kunstinstitut“ genannt werden, obgleich es noch sehr unter den Kriegsfolgen leidet und nur einen ganz geringen Teil seiner Bestände zeigen kann, auch keinen Katalog dazu bietet. Aber auch die wenigen zur Schau gestellten Bilder sind für uns quellenmäßig wichtig. Das derzeit im gleichen Gebäude untergebrachte Museum für Kunsthandwerk enthält übrigens auch Kostlichkeiten für uns, die Schau seiner Neuerwerbungen erweist das erstaunlich hohe Maß von Möglichkeiten, auch heute noch Sammlungen solcher Art fruchtbar zu erweitern ⁵²⁾.

Wiesbaden ist keine Stadt der Volkskunde. Aber die im „Neuen Museum“ untergebrachten Sammlungen (eigentlich vier voneinander getrennte Museen) erfordern doch den Besuch, der sich besonders bei der Ausstellung „Europäische Plastik aus fünf Jahrhunderten“ sehr lohnt. Hier wie an verschiedenen anderen ähnlichen Sammlungen hätte die volkscundliche Ikonographie übrigens Gelegenheit, ergänzende Bemerkungen zu Beschreibungen und Katalogen zu machen ⁵³⁾.

Mainz, das goldene Mainz ⁵⁴⁾, ist auch eine vom Krieg furchtbar zerschlagene Stadt. Aber sie hat, im Gegensatz zu Frankfurt, doch wesentliche Teile ihres Stadtgesichtes bewahrt. Der gewaltige Eindruck des Domes wird durch das Dommuseum unterstützt, das bei aller heutigen Dürftigkeit der Unterbringung die reiche Vielfalt des volkstümlich-mittelalterlichen Kunstgutes an solcher Stätte doch erkennen läßt ⁵⁵⁾. Sonst birgt Mainz zwei Museen von großer Geltung, die freilich noch unter Raumnot zu leiden haben. Aber das Römisch-Germanische Zentralmuseum im Kurfürstlichen Palais zeigt doch schon in seinen wenigen neu aufgestellten Räumen, die vor allem den Beständen der Frühgeschichte bis zur Karolingerzeit gewidmet sind, sein charakteristisches eigenes Gesicht, die jeweiligen Einführungshefte, für die frühchristliche Kleinkunst von W. F. Volbach ⁵⁶⁾, für das Kunstgewerbe der Merowingerzeit von Hans Bott ⁵⁷⁾, lassen den besonderen Auftrag des Hauses erkennen. Die Städtischen Sammlungen haben einstweilen dem Gutenberg-Museum gastliche Unterkunft gewährt.

Das sind also Voraussetzungen auch für ein Gedeihen der Volkskunde, die es vordem in der Vaterstadt Adolf Spamers nicht gegeben

⁵¹⁾ Archiv für mittelhheinische Kirchengeschichte. Herausgegeben von den Diözesen Limburg, Mainz, Trier, Speyer. Frankfurt 1946 ff.

⁵²⁾ Museum für Kunsthandwerk Frankfurt am Main. Erwerbungen 1949—1956. Frankfurt 1956.

⁵³⁾ Städtisches Museum. Gemäldegalerie. Kunstwerke aus Galeriebesitz. Wiesbaden 1956. — Alte Kunst am Mittelmeer. Ausstellung im Neuen Museum in Wiesbaden 1955.

⁵⁴⁾ Fritz Arens. Das goldene Mainz. Bauten und Bilder aus zweitausend Jahren. Mainz 1952.

⁵⁵⁾ Fritz Viktor Arens. Der Mainzer Dom und das Dommuseum. 3. Aufl. Mainz 1948.

⁵⁶⁾ W. F. Volbach. Frühchristliche und byzantinische Kleinkunst (= Bilderhefte des Römisch-Germanischen Zentralmuseums Mainz, 1). Mainz 1954.

⁵⁷⁾ Hans Bott. Kunstgewerbe der Merowingerzeit (= Bilderhefte des Römisch-Germanischen Zentralmuseums Mainz, 2) Mainz 1954.

hat. Aber die Besatzungszeit hat Mainz eine Universität gebracht, und Kurt Wagner hat in seinem Germanistischen Seminar der Volkskunde eigenen Raum eingeräumt, und wesentliche Neuerwerbungen der Seminarbibliothek erweitert nun die Arbeitsmöglichkeiten hier sehr beträchtlich. Insbesondere hat Lutz Röhrich, als Dozent für Volkskunde, die Erwerbung der Bibliothek von Friedrich Panzer betrieben, die nicht zuletzt Röhrichs eigenste Arbeitsvorhaben auf dem Gebiet der Märchen- und Sagenforschung wesentlich zu fördern vermag. An sich müssen ja die weiteren Arbeitsziele dieser jungen Universität, die in einer weitläufigen Kaserne untergebracht ist, wohl erst festgestellt werden, und sie dürften bis zu einem gewissen Grade mit der innenpolitischen Situation Westdeutschlands parallel erwachsen. Mainz ist heute die Hauptstadt des neugeschaffenen Landes Rhein-Pfalz, und die Volkskunde an seiner Universität hat wohl künftig auch Verpflichtungen in dieser Hinsicht. Der landschaftliche Auftrag, den früher Heidelberg wahrnahm, wechselt vielleicht nach Mainz hinüber. Das Historische Landesmuseum der Pfalz freilich ist in Speyer. Aber für die religiöse Volkskunde mag sich doch schon eine Anknüpfungsmöglichkeit zeigen. Das bei Frankfurt erwähnte Archiv für mittelhheinische Kirchengeschichte umfaßt ja auch die Diözesen Mainz und Speyer und wird von den dortigen Diözesanarchiven wesentlich mitgestaltet. Und an der Katholisch-Theologischen Fakultät von Mainz liest Karl Brück religiöse Volkskunde, mit besonderer Berücksichtigung des Mainzer Raumes.

Köln, die andere rheinische Erzbischofsstadt, liegt heute wie die Regierungsstadt Bonn im deutschen Bundesland Nordrhein-Westfalen, und bis zu einem gewissen Grad schon außerhalb unserer Reiseabsichten. Aber die historische Situation in der Germania Romana zwingt doch dazu, wenigstens kurzen Umblick auch hier zu halten. Von den berühmten Kunstsammlungen, die quellenmäßig so stark auch für uns in Frage kommen, befindet sich das Wallraf-Richartz-Museum noch im Stadium des Wiederaufbaues. Es wird ein großer Gewinn für uns alle sein, wenn sein stilistisch sehr interessanter Neubau wieder eröffnet werden wird. Das Gegenstück zu ihm, das Schnütgen-Museum, ist im Cäcilienkloster wiederaufgestellt worden, und zwar beispielhaft und glanzvoll. Die Herrlichkeiten des mittelalterlichen Kunstgewerbes kommen schatzkammerartig zur Geltung und sind auch in einem prächtigen Katalog entsprechend dargeboten⁵⁸⁾.

Wenn man hier von Volkskunde spricht, denkt man weniger an die engräumige Gebundenheit des Mittelrheins als an die Weiträumigkeit des Niederrheins und an die benachbarten bergischen Lande, ja darüber hinaus an Westfalen und den weiten niederdeutschen Bereich überhaupt. Fragt man hier nach den Volkskunde-Museen, wird man auch dort hinaus verwiesen, man spricht vom Freilichtmuseum in Cloppenburg⁵⁹⁾, und Bruno Schier hat von Münster aus schon den Plan eines westfälischen Freilichtmuseums vorgetragen⁶⁰⁾. Dennoch wird man auch in und um Köln an die kleinen Heimatmuseen denken müssen, die vielfach ihre volkskundlichen Bestände über den Krieg hin bewahrt haben, so etwa

⁵⁸⁾ Alte Kunst im Schnütgen-Museum. Köln 1956.

⁵⁹⁾ Niederschrift über die Tagung des Arbeitskreises für deutsche Hausforschung in Cloppenburg i. Oldbg. vom 22.—24. August 1952.

⁶⁰⁾ Bruno Schier, Der Plan eines westfälischen Freilichtmuseums (Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 52, 1955, S. 259 ff.).

Bensberg auf seiner luftigen, aussichtsreichen Höhe im Bannkreis der Domtürme von Köln.

Bonn wahrt die wissenschaftliche Seite der Volkskunde, da es an der Universität einen ordentlichen Lehrstuhl dafür aufzuweisen hat, dessen Inhaber Karl Meisen in einem Jahrzehnt ein ganzes Institut für Volkskunde aufzubauen wußte, das heute so umfangreich wie kaum ein anderes ist. Es steht in enger Verbindung mit dem Institut für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande und wahrt daher auch die traditionelle Verbindung mit dem Mittelrhein. Das Institut beherbergt das Rheinische Wörterbuch, das nach den Richtlinien Josef Müllers von Heinrich Dittmaier weiterbearbeitet wird. Rheinische, kölnische und bergische Volkskunde greifen da fruchtbar ineinander. Das Institut beherbergt im gleichen Sinn das Rheinische Volksliedarchiv und die Rheinische Flurnamensammlung. Die Wörterbucharbeiten stehen im Vordergrund, wie in Frankfurt und in Mainz ist es also eine germanistische Volkskunde, die hier zum Zuge kommt. Aber diese einzelnen Wörterbücher enthalten und verwerten viel volkskundliches Material, es sind ja auch immer wieder volkskundlich interessierte Germanisten, die daran arbeiten, wie etwa Adam Wrede an seinem „Neuen kölnischen Sprachschatz“⁶¹⁾. Köln ist eine sehr volkstümliche Stadt, zur Großstadtvolkskunde geeignet wie wenige andere. Da bereiten diese Wörterbücher vielleicht erst den Boden auf, Bonn, die Regierungsstadt, stellt die wissenschaftlichen Möglichkeiten zur Verfügung. Meisen hat ja nicht nur das Institut geschaffen und mit einer schon sehr stattlichen Bibliothek versehen, sondern auch die zwei maßgebenden Periodica geschaffen, bzw. wieder ins Leben gerufen, nämlich das „Rheinische Jahrbuch für Volkskunde“ und die „Rheinisch-Westfälische Zeitschrift für Volkskunde“, die in Münster von Schier und Bringemeier geleitet wird, in Bonn von Meisen und Dittmaier, und gewissermaßen das verbindende Organ der Volkskunde in diesem Raum Nordrhein-Westfalen bildet, die Fortsetzung eines der traditionsreichsten Organe unseres Faches, der „Zeitschrift für rheinisch-westfälische Volkskunde“, die hinsichtlich der Gründungszeit mit den Zeitschriften von Berlin, Wien, Basel und Gießen konkurrieren kann.

Man wird in Bonn übrigens nicht an dem, leider auch nur zum Teil erhaltenen Rheinischen Landesmuseum vorbeigehen. Die herrliche Antikensammlung der Parterreräume ist ebenso aufschlußreich wie die vielleicht überraschend reiche Gemäldegalerie des ersten Stockwerks quellenmäßig bedeutend erscheint. Leider wieder eine Galerie ohne Katalog, was besonders für den fachlich interessierten Besucher, der seine Eindrücke späterhin nacharbeiten will, sehr bedauerlich ist. Es bleibt wieder der Eindruck, daß die archäologischen Sammlungen methodisch unvergleichlich durchgearbeitet sind. Die Kartenbeigaben in den Abteilungen der rheinisch-römischen Götterverehrung, des Matronenkultes usw. sind vielleicht sogar etwas zu ausführlich. Aber der Museumsfachmann weiß, wie eine solche Fülle aus ernster Innenarbeit heraus zu verstehen ist, die sich ja seit Jahrzehnten in der glänzenden Reihe der „Bonner Jahrbücher“ spiegelt⁶²⁾.

⁶¹⁾ Adam W r e d e, Neuer kölnischer Sprachschatz. Bd. I. Köln 1956.

⁶²⁾ Bonner Jahrbücher des Rheinischen Landesmuseums in Bonn und der Gesellschaft der Freunde und Förderer des Rheinischen Landesmuseums in Bonn.

Der kurze Blick den Niederrhein abwärts hat genügt. Es ist klar, daß hier nördlich des hochdeutschen Sprachgebietes nicht die Anknüpfungen für unsere Forschung gegeben sind. Der im weiteren Sinn mitteleuropäisch-nachbarliche Raum erstreckt sich für uns vielmehr nun noch westlich des Rheins: Eifel und Ardennen sind Mittelgebirge, die uns näher stehen als die norddeutsche Tiefebene, kultur- und kirchengeschichtlich hat uns das Gebiet der Diözese Trier mindestens ebensoviel zu sagen wie die Bereiche von Mainz und Köln.

Trier, die ehrwürdige, freilich auch stark kriegsbeschädigte Stadt im äußersten Westen, ist wie Bamberg etwa eine still-vornehme Stadt-Erscheinung, bei der nur eben dem deutsch-mittelalterlichen Element das tatsächlich antik-römische noch unglaublich stark entgegentritt⁶³). Dementsprechend ist das Gewicht der Archäologie hier besonders groß, das Landesmuseum, zur Hälfte wieder aufgebaut und großartig modern gestaltet, ist eine Antikensammlung, die einstweilen nur die römische Abteilung zeigt. Es hat noch keinen Katalog, aber anlässlich der Wiedereröffnung 1956 eine sehr instruktive Festschrift herausgebracht⁶⁴). Die sehr schön dargebotenen Objekte gewähren viele Einblicke ins Volksleben des trierischen Altertums. Man denkt immer wieder an die erst seit kurzer Zeit von der landesgeschichtlichen Forschung herausgearbeitete romanische Sprachinsel, die sich von hier moselabwärts erstreckte und bis ins Hochmittelalter weitergelebt hat. Eugen Ewig hat das ja vor kurzem historisch sehr aufschlußreich dargetan⁶⁵). Die volkskundlichen Konsequenzen sind wohl kaum schon gezogen.

Neben und über dem römischen Trier steht vor allem das mittelalterliche Stadtwesen mit seinen großartigen Kirchen. Von all diesen Herrlichkeiten ist hier besonders Sankt Matthias zu erwähnen, das einzige Apostelheiligtum nördlich der Alpen, das auch eine lebensvolle Wallfahrt geblieben ist⁶⁶). Außer dem Apostelgrab wirkt hier besonders die Gnadenkapelle mit dem byzantinischen Marienbild anziehend. In dieser Welt, die ja auch die des hl. Rockes im Dom ist, muß der religiösen Volkskunde besondere Wirksamkeit beschieden sein. Das Diözesanarchiv ist durch Alois Thomas daran auch tatsächlich stark beteiligt. Das überaus reiche Bischöfliche Museum, das dafür besonders in Betracht käme, ist leider noch immer geschlossen. Das einst in Trier vorhandene Weinmuseum existiert überhaupt nicht mehr, es wurde im letzten Krieg völlig zerstört⁶⁷).

An der sehr reichen Trierer Stadtbibliothek soll aber ein volkskundliches Archiv für diese Mosellandschaft aufgebaut werden. Damit würde eine Stadt, die an sich die verschiedensten Voraussetzungen für eine ersprießliche volkskundliche Arbeit besitzt, auch einen Mittelpunkt dafür bekommen, wie man sich ihm ähnlich in Bamberg an der Staats-

⁶³) Hans Eichler, Trier. Aufgenommen von Helga Schmidt-Glassner. München-Berlin 1952. — Wilhelm Reusch, Augusta Treverorum, Rundgang durch das römische Trier, 2. Aufl, Trier 1955.

⁶⁴) Hans Eiden, Das Rheinische Landesmuseum Trier, Festgabe zur Wiedereröffnung am 21. Juli 1956, Trier 1956.

⁶⁵) Eugen Ewig, Trier im Merowingerreich, Civitas, Stadt, Bistum, Trier 1954.

⁶⁶) Sankt Matthias, Basilika und Abtei, Hg. von der Benediktiner-Abtei St. Matthias, Trier (1955).

⁶⁷) Nagels Reiseführer Deutschland, wie Anm. 2, S. 500, die positive Nachricht über das Weinmuseum dort beruht auf einem Irrtum.

bibliothek vorstellen könnte. Westlichster und östlichster Stadtpfeiler der fränkischen Welt stehen da vor den gleichen Problemen.

Mit den kleineren Museen im Moselgebiet steht es noch nicht gut. Die gewaltige Neuschöpfung⁶⁸⁾ des Landesmuseums in Trier benimmt den bescheidenen Heimatmuseen vielleicht ein bißchen die Lebenslust. So hatte das Weinstädtchen Bernkastel ein Heimatmuseum, das für die Gegend selbstverständlich wichtig war. Der Krieg hat es zerstört, die Objekte sollen weitgehend entwendet worden sein. Gerade angesichts des Fehlens eines Weimmuseums in Trier würde aber Bernkastel eine eigene Aufgabe erwachsen, das Weinbäuerlich-Volkskundliche örtlich herauszustellen.

Von der Mosel die Saar aufwärts erschließt sich das Saargebiet, das in früheren Jahrzehnten manche gute volkskundliche Bearbeitung gefunden hat⁶⁹⁾. Die letzten Jahrzehnte mit Krieg und Besatzung haben nicht förderlich gewirkt. Das Land an der Saar hat die Nachkriegsentwicklung in Westdeutschland nicht mitgemacht. So nimmt es nicht wunder, daß man weder an der Universität noch am Museum in Saarbrücken die Volkskunde berücksichtigt findet. Das Saarland-Museum, in einem hübschen historischen Gebäude untergebracht, wird etwas erweitert. Es ist aber hauptsächlich auf Kunst und Kunstgewerbe der Rokoko-Zeit eingestellt, da lebt jene kurze kurfürstliche Blütezeit der Stadt nach, die mit dem gewaltigen industriellen Aufschwung des Landes im letzten Jahrhundert so wenig zu tun hat. Die schöne Sammlung von Gußeisen-Ofenplatten erinnert daran, daß wir uns dem oberrheinischen Verbreitungszentrum dieser volkstümlichen Handwerkskunst nähern. Die Porträts und Möbel der Hauptsammlung sind noch durch keinen Katalog erschlossen.

Die junge Universität Saarbrücken, wie die Mainzer in einer Kaserne untergebracht, ist eine Gründung der Besatzungsmacht und daher lange Jahre ohne richtige landschaftliche Verwurzelung. Die Zielsetzung als „Europäische Universität“ ließ keine örtliche Bindung zu, von Volkskunde ist daher nicht die Rede. Die Altgermanistik wird zwar zur Zeit von einem geschulten germanistischen Volkskundler vertreten, nämlich von Hugo Moser, doch ist eben die Volkskunde selbst hier nicht seine Aufgabe. Man mag sich wohl überlegen, wie der künftige Auftrag der Volkskunde hier überhaupt lauten müßte. Es geht um eine Sammlungs- und Forschungsstelle für die Volkskunde des Saarlandes selbst, die nicht nur die historische, sondern auch die gegenwärtige Volkskultur dieses wichtigen Grenzlandes erheben müßte. Einer neuzeitlichen Arbeitervolkskunde könnte hier besonderes Augenmerk zugewendet werden. Es geht aber vielleicht auch um eine Stelle des weiteren Ausgriffes nach dem Westen. Nach dem ersten Weltkrieg hat es an der Universität Frankfurt ein Institut der Elsaß-Lothringer im Reich gegeben. Heute ist nirgends mehr eine verwandte Forschungsstelle tätig. Der Auftrag der volkskundlichen Betreuung von Elsaß und Lothringen bleibt jedoch bestehen. Das müßte doch besonders in Saarbrücken gesehen werden, wo man beispielsweise das Wirken der Geschwister Lonis und Angelika Pinck nicht als ein allmählich in Vergessenheit versinkendes Zwischenstück ansehen kann.

⁶⁸⁾ Vgl. Karl Lohmeyer. Die Sagen der Saar von ihren Quellen bis zur Mündung. Saarbrücken 1952. Der ungewöhnlich reiche Anmerkungs- teil dieses Werkes gestaltet es geradezu zu einem Handbuch der saarländischen Volks- und Heimatkunde.

An alle diese Möglichkeiten denkt man, wenn man vom Saarland zurück nach dem Südosten fährt. Die Pfalz, heute zum Bundesland Rhein-Pfalz gehörig, ist ein den politischen Geschicken Westdeutschlands besonders stark preisgegebenes Land. Die heftigen politischen Wechselfälle sind hier immer besonders intensiv gespürt worden. Die Lostrennung von Bayern, zu dem die Pfalz zwei Jahrhunderte lang gehörte, bedingt so manche Umorientierung, endgültige Lösungen zeichnen sich für unsere Forschungsbereiche noch nicht ab. Die Landesuniversität ist derzeit Mainz, das Historische Museum steht in Speyer. Das volkskundliche Zentrum aber war Kaiserslautern, und der Besuch der vom Krieg und von der Besatzung besonders mitgenommenen Stadt bleibt daher wichtig.

Kaiserslautern hatte in bayerischer Zeit neben dem Landesgewerbemuseum ein eigenes, nur unserem Fach gewidmetes Institut: das Theodor-Zink-Museum / Volkskundemuseum der Pfalz. Es handelte sich um eines der bedeutendsten landschaftlichen Volkskundemuseen Deutschlands, das besonders durch seine Erweiterung 1936 als repräsentative Sammlung gelten konnte. Einen guten Teil seiner Sammelergebnisse hat Theodor Zink erfreulicherweise in seinen Volkskunst-Veröffentlichungen abgebildet⁶⁹⁾, darauf muß man sich heute stützen. Denn schon zu Beginn des letzten Krieges wurden die Museumsbestände verpackt und verlagert, und heute, achtzehn Jahre nachher, liegen sie immer noch an ihrem Verlagerungsort in Bayern. Das Gebäude, die Spittelmühle am Stiftsplatz, ist spurlos verschwunden, und damit auch der Raum für eine eventuelle Wiederaufstellung der Sammlung verloren gegangen.

Fleißige Heimatforscher haben in der Pfalz immer schon gewirkt. Eine gewisse Verdichtung erfuhr die Arbeit seit der Planung eines „Pfälzischen Wörterbuches“ durch die Bayerische Akademie der Wissenschaften. Seit dem ersten Weltkrieg arbeitete Ernst Christmann an diesem gewaltigen Sammelwerk, das mehr und mehr auch volkskundliche Stoffe mit einbezog. 1932 gab Christmann einen Überblick „Volkskundeforschung in der Pfalz“, der die Bedeutung seiner Wörterbucharbeit für die volkskundliche Kartographie darlegte⁷⁰⁾. Diese Pfälzische Wörterbuchkanzlei wurde die Keimzelle für die weitere landes- und volkskundliche Arbeit in der Pfalz und einige Jahre hindurch weit darüber hinaus in dem ganzen Gebiet, das als „Westmark“ bezeichnet wurde, mit den Zentren Kaiserslautern, Saarbrücken und Metz. Von 1940—1944 arbeitete das Westmark-Institut mit dem Lothringischen Institut für Landes- und Volksforschung in Metz zusammen, die beiden Institute gaben gemeinsam auch die fünf Bände der „Westmärkischen Abhandlungen zur Landes- und Volksforschung“ heraus⁷¹⁾. Das in Kaiserslautern beträchtlich ausgebauten Institut, das Christmann leitete, löste sich 1945 auf, die lothringischen Bestände gingen nach Metz zurück, viele andere Aufzeichnungen, darunter auch die landschaftlichen Bestände des Atlas der deutschen Volkskunde wanderten durch Schuld von Heimischen in die Papiermühle.

⁶⁹⁾ Theodor Zink, Die Pfalz (= Deutsche Volkskunst, Bd. XII), München 1932. — Eine gute Übersicht über den Museumsbestand bei O. A. Erich, wie Anmerkung 1, S. 166 ff.

⁷⁰⁾ Ernst Christmann, Volkskundeforschung in der Pfalz (Sonderdruck aus „Heimat und Volkstum“, Bd. 10), München 1932.

⁷¹⁾ Westmärkische Abhandlungen zur Landes- und Volksforschung, Hg. von Hermann Emrich, Ernst Christmann und Christian Hallier, Kaiserslautern, 1940 ff.

In Behelfsräumen blieben nur zwei Kernbestände erhalten, das Pfälzische Wörterbuch, das heute von einem Galizien-Pfälzer, Fritz Kremer, nebenamtlich betreut wird, und die „Heimatstelle Pfalz“, ein von Fritz Braun geleitetes heimatgeschichtliches Unternehmen, das die Pfälzer in aller Welt persönlich-biographisch erfaßt. Dieses aus vorbildlichen Kartotheken bestehende Institut gibt heute auch wieder eine kleine Schriftenreihe „Zur Wanderungsgeschichte der Pfälzer“ heraus⁷²⁾.

Die merklich oberrheinische Orientierung der Pfalz ist hier im besonderen eine Orientierung nach Heidelberg. Aber Heidelberg, das Herz der Kurpfalz, liegt längst in einem anderen deutschen Staat, und ist durchaus nicht in erster Linie für die Pfalz da. Die beiden westlichen Bundesländer Saarland und Rhein-Pfalz werden sich also auch in ihren volkskundlichen Institutionen neue Möglichkeiten schaffen müssen.

Heidelberg, die internationale Universitätsstadt, bietet für eine landschaftliche Pflege der Volkskunde nicht die besten Voraussetzungen⁷³⁾. Ein gewisses Ausmaß volkskundlich angereicherter Landeskunde ist selbstverständlich auch hier möglich. Museal zeigt das Kurpfälzische Museum im Palais Morass, was hier an Kunstbeständen vorhanden ist, zu denen die reichen vor- und frühgeschichtlichen Sammlungen und die Bestände zur Universitätsgeschichte treten⁷⁴⁾. Aber das ergibt letzten Endes doch kleinräumigere Lokalgeschichte. Der Zusammenhang mit wiederhergestellten Teilen des Schlosses erlaubt den Ausgriff auf die kurpfälzische Geschichte, der Sonderband „Ottheinrich“, den Georg Poensgen 1956 herausgegeben hat, zeigt, was und wie Vielseitiges sich hier gewinnen läßt⁷⁵⁾. Die bekanntere museale Einrichtung ist die Eduard und Josefine von Portheim-Stiftung, ein richtiges Völkerkundemuseum, von Ferdinand Herrmann mit feinem kunstwissenschaftlichem Verständnis geleitet⁷⁶⁾. Herrmann hat in früheren Jahren für die Volkskunde viel getan, besonders für die Gebiete Volksglaube und Volksbrauch Italiens⁷⁷⁾. Er hat aber auch die volkskundlichen Bestände der Portheim-Sammlung zuerst der Öffentlichkeit dargeboten, und da bedeutende Tiroler Bestände dabei waren, ist auch das österreichische Interesse daran wach-

⁷²⁾ Fritz Braun und Friedrich Krebs. Amerika-Auswanderer des 18. Jahrhunderts aus südpfälzischen Gemeinden (= Schriften zur Wanderungsgeschichte der Pfälzer, H. 2). Ludwigshafen 1956.

⁷³⁾ L. Schmieder, Führer durch Heidelberg und Umgebung, 17. Aufl. Heidelberg 1956.

⁷⁴⁾ Georg Poensgen, Das Palais Morass und seine Kunstsammlungen, Wegweiser durch das Kurpfälzische Museum zu Heidelberg, Heidelberg 1955.

⁷⁵⁾ Ottheinrich, Gedenkschrift zur vierhundertjährigen Wiederkehr seiner Kurfürstenzeit in der Pfalz (1556—1559). Herausgegeben von Georg Poensgen (= Sonderdruck der Ruperto-Carola, Mitteilungen der Vereinigung der Freunde der Studentenschaft der Universität Heidelberg), Heidelberg 1956.

⁷⁶⁾ Vgl. Ferdinand Herrmann, Ansätze der Plastik (Schriftkunst). Ein Almanach alter und neuer Kunst, Bd. IV, Baden-Baden 1955, S. 58 ff.).

⁷⁷⁾ Ferdinand Herrmann, Beiträge zur italienischen Volkskunde (= Heidelberger Akten der von Portheim-Stiftung, Bd. 25), Heidelberg 1958. — Derselbe, Zu Grundfragen der italienischen Volkskunde. (Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, Bd. XIII, Bühl 1939).

geworden⁷⁸⁾. Leider sind die volkskundlichen Teile der Sammlung in der Zeit, als Eugen Fehrle ein Ordinariat für Volkskunde an der Universität Heidelberg bekleidete, als Studiensammlung in das Seminar Fehrles gelangt. Dort wurden sie zunächst wohl vermehrt und auch katalogisiert⁷⁹⁾, aber dann, 1945, ging nicht nur das Ordinariat verloren, sondern auch ein beträchtlicher Teil der Sammlung. Heute noch ist davon nichts recht zugänglich. Die Sammlung Porthheim geht erst jetzt daran, einen Teil der ihr verbliebenen Dinge, vor allem die Hausmodelle, wieder auszustellen. Die Nachwirkungen der Zeit jenes politisch bedingten Aufschwunges in Heidelberg sind bis heute noch nicht völlig überwunden.

Auch an der Universität blieb das Fach zwölf Jahre lang verwaist, und an ein Ordinariat ist nicht mehr zu denken. Aber die Germanistik hat sich nun auch hier der Volkskunde angenommen, und der Spezialist der spätmittelalterlichen Prosa und Handschriftenkunde Gerhard Eis hat einen dementsprechenden Lehrauftrag erhalten⁸⁰⁾. Da ergibt sich also wie in Frankfurt und Würzburg, wie in Mainz und Tübingen und eigentlich auch in München eine neue Verbindung der Volkskunde zur Germanistik.

Karlsruhe, die Hauptstadt von Baden, hat keine ältere Verbindung zur Volkskunde. Die moderne Regierungsstadt gewährt wenig landschaftliche Anknüpfungsmöglichkeiten. Die benachbarte alte Markgrafenstadt Durlach hat ein bescheidenes Pfanzbaumuseum im alten Teil des Schlosses, ein Heimatmuseum, das im Winter unzugänglich ist. Karlsruhe selbst besaß ein Badisches Landesmuseum im Erbherzoglichen Palais, mit kulturgeschichtlichen und volkskundlichen Sammlungen⁸¹⁾. Wenn man sie heute aufsuchen will, dann steht man freilich vor einer ausgebrannten Ruine. Wie überall, ist auch hier das kulturgeschichtliche Musealwesen zurückgesetzt, solche Sammlungen müssen warten. Die reinen Kunstsammlungen haben sich weitaus besser durchzusetzen vermocht, die Landesgemäldegalerie in Karlsruhe ist schön neu aufgebaut, und ihre wertvollen Bestände nimmt man selbstverständlich auch von unserer Seite her mit großer Freude zur Kenntnis. Der quellenmäßige Beitrag der oberrheinischen Kunst zur Volkskunde ist selbstverständlich bedeutend und hier auch gut einzuschätzen. Leider erleichtert auch hier wieder kein Katalog die Nachbearbeitung der gesammelten Eindrücke.

⁷⁸⁾ Ferdinand Herrmann. Die Federkielstickereien der Tiroler Lederfatschen (Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, Bd. VI, 1952, S. 104 ff.). — Derselbe. Inventar und Beschreibung der hauptsächlichsten Stücke der tirolischen volkskundlichen Sammlung aus der von Porthheimstiftung in Heidelberg (Der Schlern, Bd. 14, Bozen 1953, S. 429 ff.).

⁷⁹⁾ Anneliese Jonas. Die volkskundliche Lehrschau der Universität Heidelberg — eine Schöpfung Eugen Fehrles (mit 5 Abb.). (In: Brauch und Sinnbild. Eugen Fehrle zum 60. Geburtstag gewidmet von seinen Schülern und Freunden. Hg. Ferdinand Herrmann und Wolfgang Treutlein. Karlsruhe 1940, S. 15 ff.)

⁸⁰⁾ Vgl. Gerhard Eis, Meister Albrants Roßarzneibuch im deutschen Osten (= Schriften der Deutschen Wissenschaftlichen Gesellschaft in Reichenberg). Reichenberg und Leipzig 1939. — Derselbe. Wahrsagetexte des Spätmittelalters. Aus Handschriften und Inkunabeln herausgegeben (= Texte des Spätmittelalters, H. 1). Berlin-Bielefeld 1956.

⁸¹⁾ Vgl. Nagels Reiseführer Deutschland, wie Anmerkung 2, S. 127. Auch diese Musealangabe im „Nagel“ ist also irreführend.

Freiburg im Breisgau, die Stadt der südlichen Universität Badens, des Augustinermuseums und des Deutschen Volksliedarchives, bietet erfreulicherweise die Volkskunde so wie man sie hier erwarten kann, also in zureichendem Ausmaße und mit entsprechenden Spezial-einrichtungen. An der Universität lehren Erich Seemann und Wilhelm Heiske Volksliedforschung von der germanistischen, Walter Wiora von der musikwissenschaftlichen Seite her, und Johannes Künzig liest allgemeine Volkskunde. Man spürt also die enge Verbindung mit dem Volksliedarchiv, das als eines der wenigen großen deutschen Zentralarchive sich alles erhalten konnte und heute, nach der Übernahme durch den Staat, in einem gewissen Ausbau bibliotheksmäßig begriffen ist. Wie unter John Meier werden auch jetzt junge Assistenten und Hilfskräfte herangezogen, um die gewaltigen Sammelmassen rein archivalisch zu bewältigen. Der Geist des Hauses ist ein guter, man spürt geradezu den Segen, der über dieser großzügigen und doch bürgerlich proportionierten Schöpfung liegt.

Das Augustinermuseum ist ein Landesmuseum im kleinen, mit beträchtlichen Kunstschatzen in der Kirche und im Klostergebäude. Die Bestände sind wenigstens durch einen kursorischen Führer aufgeschlossen⁸²⁾, was darüber tröstet, daß die Sammlung der ungeheizten Räume halber im Winter eigentlich geschlossen ist. Das oberste Stockwerk beherbergt eine eigene Abteilung „Schwarzwälder Volkskunst“, so daß sich hier fast ein Gegenstück zum Regensburger Museum ergibt. Die Volkskunstsammlung mit ihren Stuben, Möbeln und Trachten ist erst seit vier Jahren wieder aufgestellt, ohne sonderliche Methodik und Hilfen, auch ohne eigenen Katalog, man muß sich also wieder an die älteren Volkskunst-Publikationen halten, die ja weitgehend schon von hier geschöpft haben⁸³⁾. Aber die geschnitzten Faßböden, die Schwarzwälder Uhren, die Votivbilder, die guten bemalten Möbel stellen zusammen doch einen beachtlichen Bestand dar, wie er als Kern eines echten Volkskundemuseums vorhanden sein muß. Die Kulturhistorische Abteilung zeigt außerdem noch Wirtshausschilder und die für den Oberrhein so charakteristischen gußeisernen Ofenplatten⁸⁴⁾, so daß man den Bestand wohl zu schätzen weiß. Freiburg bietet da doch das einzige Gegengewicht zu jenen Sammlungen, die jenseits der Reichsgrenze locken, vor allem das Schweizerische Museum für Volkskunde in Basel. Das hat aber freilich eine ganz andere Funktion, man sollte es nicht in gleichem Atem mit den landschaftlichen Sammlungen in Süddeutschland nennen⁸⁵⁾.

Freiburg hat noch andere Möglichkeiten der Intensivierung seines Volkskunde-Betriebes. Johannes Künzig leitet die Badische Landesstelle für Volkskunde, im gleichen Haus untersteht ihm auch die Zentralstelle

⁸²⁾ H. Gombert, Schätze im Augustinermuseum. Freiburg im Breisgau (1956).

⁸³⁾ Hermann Eris Busse, Baden (= Deutsche Volkskunst, Bd. XIII). München 1955.

⁸⁴⁾ Man mag da etwa in das Fricktaler Heimatmuseum in die Schweiz hinübergreifen: A. Senti, Das Fricktalische Heimatmuseum in Rheinfelden. Eine Einführung. Frick 1955.

⁸⁵⁾ Vgl. Zur Eröffnung des Schweizerischen Museums für Volkskunde Basel, 9. Mai 1955 (Sonderdruck), Basel 1955, insbesondere den Hauptbeitrag von Robert Wildhaber, Die Neuaufstellung des Schweizerischen Museums für Volkskunde in Basel, S. 11 ff.

für Volkskunde der Heimatvertriebenen⁸⁶⁾. Einige Jahre hindurch hat gerade diese Erfassung des Volksgutes der deutschen Ostflüchtlinge eine bedeutende Rolle gespielt, der Verband der Vereine für Volkskunde hat sie sogar durch die Herausgabe eines eigenen Jahrbuches gewürdigt. An seiner Zentralstelle hat Künzig jedenfalls zahlreiche Sammlungen und Tonbandaufnahmen gespeichert, die in Zukunft vielleicht systematisch ausgewertet werden können. Freilich wird wohl erst die Zeitgeschichte entscheiden, inwieweit das Interesse an diesen Erscheinungen anhält.

Die eigentlichen Probleme der Volkskunde in Süd- und Westdeutschland liegen jedenfalls nicht auf diesem Gebiet. Die von den ostdeutschen Flüchtlingsvolkskundlern angesagte Revolutionierung der deutschen Volkskunde ist ausgeblieben. Sogar der in vieler Hinsicht überholte Atlas der deutschen Volkskunde wird ja mit dem alten Sammelgut fertiggestellt; das Frankfurter Material wird in Bonn bei Matthias Zender aufgearbeitet, dessen Atlasstelle im Haus des Institutes für Volkskunde, aber selbständig und mit Mitteln der Deutschen Forschungsgemeinschaft arbeitet. Die Heimatvertriebenen geben innerhalb all dieser Entfaltungen nicht den Ton an, sondern gliedern sich mehr und mehr ein, schon die nächste Generation wird kaum mehr ihre Sprache sprechen⁸⁷⁾. Das allgemeine Erstarken der alten Heimatlandschaften wird sich aber auch in der jeweiligen landschaftlichen Volkskunde wieder äußern. So mancher Ansatz dafür scheint doch schon gegeben.

⁸⁶⁾ Johannes Künzig, Zentralstelle für Volkskunde der Heimatvertriebenen (Jahrbuch für Volkskunde der Heimatvertriebenen, Bd. I, Salzburg 1955, S. 205 ff.).

⁸⁷⁾ Vgl. Ulrich Engel, Die Sprache der Heimatvertriebenen und das Schwäbische (Württembergisches Jahrbuch für Volkskunde, Bd. II, Stuttgart 1956, S. 90 ff.).

Andersartige Beobachtungen und Überlegungen jetzt bei: Alfred Karasek, Neusiedlung in Bayern nach 1945, Einschnitt in unserer Volksgeschichte (Jahrbuch für Volkskunde der Heimatvertriebenen, Bd. II, Salzburg 1956, S. 24 ff., besonders S. 54 ff.).

Nachrichten aus dem Archiv der österreichischen Volkskunde

4. Die Befragung nach den Aussaatgefäßen

Von Leopold Schmidt

Als vorläufige Mitteilung soll hier kurz der Stand der Befragung nach den Säekörben und Säeschaffen in Österreich und seinen Randgebieten dargetan werden. Der völlige Mangel an Nachrichten über derartige Saatgefäße auf unserem Boden¹⁾ veranlaßte mich zunächst im Rahmen des im Museum bearbeiteten „Atlas der burgenländischen Volkskunde“ im Herbst 1954 eine Befragung des Südburgenlandes vorzunehmen²⁾. Der positive Erfolg regte zur Befragung weiterer Säekorbgebiete an, vor allem in Steiermark und Kärnten. Für Steiermark wurden wir durch die freundliche Hilfe des Steirischen Volkskundemuseums stark gefördert³⁾. Für Kärnten ergab eine 1955 ortsweise durchgeführte Befragung, daß das Land buchstäblich in eine östliche Säekorb- und eine westliche Säeschafflandschaft zerfiel. Über die Säeschaffe im Lande Salzburg berichtete Elfriede Lies, die auch die ersten Beispiele derartiger Geräte sammlerisch erfassen und unserem Museum zur Verfügung stellen konnte⁴⁾. Über die auffälligen Verhältnisse in Kärnten habe ich dann 1956 in einer ausführlichen, mit drei Verbreitungskarten belegten Arbeit berichtet⁵⁾. Die Karte „Säeschaff und Säekorb in Kärnten“ kann hier mit freundlicher Erlaubnis der Redaktion der „Carinthia“ (Hofrat Dir. Dr. Gotbert Moro) wiedergegeben werden. Die Säekorbverhältnisse in Niederösterreich konnten durch eine genaue Befragung des Viertels ober dem Wienerwald eingehend geklärt werden, wobei Elfriede Lies wieder örtlich genauere Einblicke gewinnen konnte. Diese große westniederösterreichische Säekorblandschaft wird auf der Gerätekarte des „Atlas von Niederösterreich“ von mir darge-

1) Vgl. allgemein Schmidt, Bauernwerk der Alten Welt, Betrachtungen über den Stand der Erforschung des bäuerlichen Arbeitsgerätes in Österreich (Archiv für Völkerkunde, Bd. X, Wien 1955, S. 254 ff.).

2) Laufende Berichte über den „Atlas der burgenländischen Volkskunde“ von mir in der burgenländischen Zeitschrift „Volk und Heimat“, Eisenstadt.

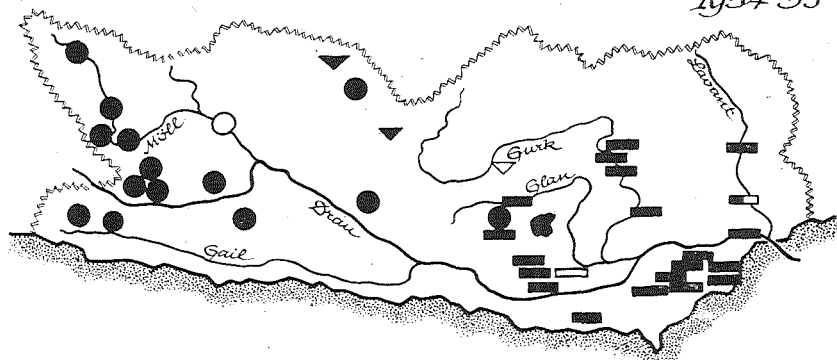
3) Ich bin insbesondere meinem Freund Prof. Dr. Leopold Kretzenbacher sehr zu Dank verpflichtet, der unsere Umfragen mit Fragebogen des Österreichischen Volkskundeatlas zusammen versandte und wieder einsammelte und uns übermittelte.

4) Elfriede Lies, Zum Säeschaff im Pinzgau (ÖZV X, 1956, S. 113 ff.).

5) Schmidt, Geschichtliche Grundlagen der Gerätekultur. Zu den Aufgaben der Erforschung des bäuerlichen Arbeitsgeräts, dargetan an den Säegeräten in Kärnten (Carinthia I, 147. Jg. Klagenfurt 1957, S. 173 ff.).

SÄESCHAFF UND SÄEKORB IN KÄRNTEN

Ergebnis der Befragung durch
das Archiv der österreichischen
Volkskunde in den Jahren
1954-55



▼ Säeschaff als Maßgefäß zum Sätuch

Entwurf:
L. Schmidt, N. Riedl,
Ausführung:
M. Niedenfürer 1955

■ Säekorb,
□ Setzen,
● Säeschaff,
○ war

stellt⁶⁾. Die sammlerische Erfassung der Säeschaffe in Salzburg und Tirol veranlaßte in den Jahren 1955 und 1956 ausführlichere Befragungen, die zum Teil, vor allem im alten „tirolischen Anteil“ des Erzbistums Salzburg, sehr gute Erfolge einbrachten. Probeweise Ausgriffe über das Wipptal nach Südtirol ergaben in die dortigen Verhältnisse. Dabei erwiesen sich Ost- und Südtirol als Teilhaber an einer alten Säekorblandschaft, die im Gegensatz zu den Strohkörben in den östlichen Landschaften nur Wurzelgeflechtkörbe kennt⁷⁾. Dr. Franz Colleselli vermittelte dabei dankenswerte Angaben aus dem Buchenstein. Die weiteren Zusammenhänge der Sägefäße am Südrand der Alpen habe ich in einer größeren Arbeit darzustellen versucht⁸⁾. Die Materialien sind durch diese Befragungen, die umfangreichste, die unser Archiv bisher durchgeführt hat, dermaßen angeschwollen, daß sie sich erst in der Zukunft genauer bearbeiten lassen werden. Die völlig neu gewonnenen Einblicke haben jedenfalls den Aufwand reichlich gelohnt.

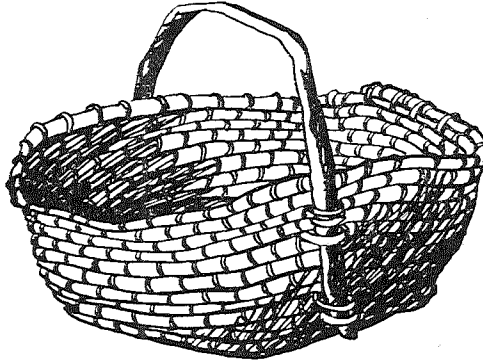
⁶⁾ Die Karte erscheint in der Abschluslieferung des Atlas von Niederösterreich, 1958.

⁷⁾ Vgl. dazu jetzt Franz Kollreider, Katalog zum Museum bäuerlicher Arbeitsgeräte in Schloß Bruck, Lienz (ÖZV XI, 1957, S. 7, Nr. 15).

⁸⁾ Im Erscheinen.

Säekorb aus Burgauberg, Burgenland

Erworben von Veterinärarzt Dr. Fritz Scheuhammer, Stegersbach, 1954 für das Österreichische Museum für Volkskunde. Inv. Nr. 50.294. Dieser Säekorb, in Burgauberg „Zistl“ genannt, wurde vom Großvater des letzten Besitzers, Krammer in Burgauberg Nr. 44, vor etwa fünfzig Jahren selbst erzeugt. In der Gemeinde wird das Säen aus solchen Körben in zwei Gehöften heute noch geübt. Vor Jahrzehnten war es dort allgemein üblich und wurde dann durch das Säen aus Tüchern ersetzt.



Federzeichnung von Liesl Freiinger-Wohlfarth.

Abgebildet in Leopold Schmidt, Bauernwerk der Alten Welt, Betrachtungen über den Stand der Erforschung des bäuerlichen Arbeitsgerätes in Österreich (Archiv für Völkerkunde, Bd. X, Wien 1955, S. 266). Hier mit freundlicher Erlaubnis der Redaktion des Archives für Völkerkunde und der Leitung des Verlages Wilhelm Braumüller in Wien wiedergegeben.

Chronik der Volkskunde

Verein und Museum für Volkskunde in den Jahren 1956/57

Am 26. April 1957 fand die Jahreshauptversammlung des Vereines bei stattlicher Beteiligung statt. Der Jahresbericht des Vereines verwies darauf, daß auch bei einem Stand von 413 Mitgliedern bedeutende Subventionen des Bundesministeriums für Unterricht, der Länder und der Stadt Wien, zum Teil durch den Notring der wissenschaftlichen Verbände Österreichs vermittelt, notwendig waren, um die Vereinsarbeit vorantreiben zu können. Insbesondere wurde mit Dank eine Spende der Zentralgenossenschaftskasse, vermittelt durch Herrn Dir. Plakolb, zur Kenntnis gebracht. Die Hauptleistungen für das Museumsgebäude mußte freilich die Gemeinde Wien beistellen, da im abgelaufenen Jahr und auch noch im heurigen, 1957, die sehr umfangreichen baulichen Instandsetzungsarbeiten an dem ehemaligen Palais Schönborn durchgeführt wurden. Diese Arbeiten haben ja auch verhindert, daß in diesem Vereinsjahr die sonst üblichen Vorträge abgehalten wurden. Die Zeitschrift erschien, nunmehr im Selbstverlag des Vereines wieder, in zwei Doppelheften, die Verdoppelung auf vier Einzelhefte wurde vorbereitet. Der Verein wählte die bisherige Vereinsleitung wieder. Herr Dr. Lein legte die Kassierstelle zurück und wurde in den Ausschuß gewählt, wogegen Frau Dr. Helene Grün neu als Kassierin gewählt wurde. Prof. Karl M. Klier wurde anlässlich des Erscheinens seines schönen Werkes „Volkstümliche Musikinstrumente in den Alpen“ (Kassel 1956) zum Ehrenmitglied, Prof. Dr. Richard Beitzl anlässlich der 2. Auflage seines „Wörterbuches der deutschen Volkskunde“ (Stuttgart 1955) zum Korrespondierenden Mitglied gewählt. Ferner wurde beschlossen, eine Arbeitsgemeinschaft für die Volkskunde von Niederösterreich im Rahmen des Vereines zu gründen.

Der Tätigkeitsbericht des Museums betonte die großen Schwierigkeiten, die sich in diesen beiden Jahren des Gebäudeumbaues ergaben und noch weiter ergeben. Der Finanzhaushalt beruhte wieder im wesentlichen auf den normalen wie auf den außerordentlichen Subventionen des Bundesministeriums für Unterricht. Zusammen mit verschiedenen Sondereinnahmen und Spenden konnten S 320.000.— gebucht werden, die freilich zur Gänze wieder ausgegeben werden mußten. Die Hauptversammlung wies am Jahresende 1956 einen Stand von 51.629 Inv.-Nummern auf, das heißt 1007 Nummern Zuwachs, von denen 128 Nummern Widmung waren. Von graphischen Neuerwerbungen ist besonders die 569 Nummern umfassende Sammlung von Hinterglasbild-Rißzeichnungen zu erwähnen, sowie eine Serie von 100 Zeichnungen zur Holzknechtarbeit im Öttschergebiet aus dem Nachlaß von Anton Velim, die durch die Kunstförderung des Bundesministeriums für Unterricht erworben und dem Museum als Dauerleihgabe zur Verfügung gestellt wurde. Infolge der Bauarbeiten konnten keine Ausstellungen veranstaltet werden, dagegen wurden wieder verschiedene Expositionen außer Haus

beschickt, so die internationale Masken-Ausstellung „Het Masker“ in Antwerpen, die Ausstellung deutscher Volkstextilien im Germanischen National-Museum in Nürnberg, und die beiden Krippenausstellungen in Mailand und in Paris. Von Katalogisierungsarbeiten ist vor allem die Weiterführung des Ortskataloges der Hauptsammlung bis Nr. 41.000 zu nennen. Für die Verzettlung der Hauptsammlung wurden die Gebiete Südtirol und Waldviertel besonders bearbeitet. Als Ergänzung zu den eigenen Kartotheken wurden weiters fremde Sammlungen bearbeitet. Die volkskundlichen Bestände des Heimatmuseums Asparn an der Zaya wurden durch Dr. Kundgraber inventarisiert und doppelt verzettelt. Die österreichischen Bestände der Volkskundlichen Abteilung des Germanischen National-Museums wurden gleichfalls kartothekmäßig durchgearbeitet, Kopien der neuen Tiroler Zettel wurden dem Tiroler Volkskunstmuseum zur Verfügung gestellt.

Das Archiv der österreichischen Volkskunde führte eine weitere Umfrage nach dem randbeschlagenen Spaten im Wald- und Mühlviertel durch, ferner eine Umfrage über Bauten und Bräuche beim Kirtag im niederösterreichischen Weinviertel. Die Ergebnisse der beiden Umfragen konnten zum Teil bereits für die neuen Karten des Atlas von Niederösterreich verwertet werden. Die Archivarbeit wurde 1956 besonders dadurch gefördert, daß der Niederösterreichische Bauernbund eine finanzielle Unterstützung beistellte.

Von der Buchreihe der „Veröffentlichungen“, die in weiteren volkskundlichen Kreisen schon sehr bekannt geworden ist, erschienen 1956 die Bände VIII (Aurenhammer) und IX (Schlosser). Außer den museums-eigenen Veröffentlichungen erschien Schmidt, Burgenländische Volkskunde 1951—1955 (= Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, Bd. 11), Eisenstadt 1956, worin weitgehend auf die im Museum durchgeführte Arbeit des Atlas der burgenländischen Volkskunde Bezug genommen wird.

Die Bibliothek erreichte Ende 1956 einen Stand von 13.229 Nummern, das heißt, der Zuwachs betrug 880 Nummern, von denen nicht weniger als 331 Nummern Widmungen waren. Die Bibliothek führt zur Zeit 202 laufende Zeitschriften, 1956 kamen allein 25 neue dazu, davon 15 als Tauschzeitschriften. Alle Kartotheken der Bibliothek wurden laufend weitergeführt. Ferner wurde in der Bibliothek der österreichische Anteil an der Internationalen Volkskundlichen Bibliographie bearbeitet. Das Aufbinden der broschierten Bände der Bibliothek konnte dank einer Sondersubvention des Bundesministeriums für Unterricht in verstärktem Ausmaß durchgeführt werden.

Der Stand der Photothek läßt sich heuer dank der honorierten Mitarbeit von Frau Elfriede Lies überblicken. Wir besaßen Ende 1956 6536 Negative und 20.758 Positive. Auch hier wurde der Zuwachs wesentlich durch Spenden und Überweisungen bestimmt, so durch 1948 Nummern des Museums für Völkerkunde. Nicht weniger wichtiger waren jedoch die sommerlichen Neuaufnahmen, besonders ausgeführt von Dr. Kundgraber, Frau Lies und Prof. Schmidt. Soweit wie nur möglich trachteten die Genannten, jeden Sommer eine Gegend oder eine Talschaft photographisch durchzuarbeiten, so daß auf diese Weise ganze photographische Monographien entstehen, wie sie dem immer mehr anzustrebenden Dokumentationscharakter des Museums entsprechen. Die Photothek wurde weiterhin geordnet, das Positivmaterial weitgehend (ca. 8000 Nummern) auf eigene Kartonblätter aufgezogen und in Ordnern untergebracht.

Von wissenschaftlichen Veranstaltungen usw. ist besonders die Teilnahme Prof. Schmidts an der Jahresversammlung der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde in St. Gallen und die Gestaltung der Sektion Historische Volkskunde an der Österreichischen Historikertagung in Klagenfurt zu erwähnen. Dr. Mais besuchte auf einer Studien-Urlaubsreise die Museen Rumäniens und Ungarns, auf einer zweiten die der UdSSR. Dr. Kundgraber verband die Aufstellung der Jaufenthalerkrippe in Mailand mit dem Besuch der wichtigsten dortigen Museen. Prof. Schmidt sprach in der Unesco-Woche der Museen über das Museum und seine Arbeiten, im Verein für Volkskunde über Dr. Rudolf Trebitsch, im Verein für Landeskunde von Niederösterreich und in der Gesellschaft für vergleichende Kunstforschung über die Erforschung des alten bäuerlichen Arbeitsgerätes. Dr. Mais sprach gleichfalls im Verein für Volkskunde und im Verein für Landeskunde von Niederösterreich und berichtete über seine Reisen auch in Graz und Innsbruck. An wichtigen Besuchern und Benützern des Museums von auswärts sind besonders Prof. Dr. Wolfgang Steinitz, Berlin, und Prof. Dr. Niko Kuret, Laibach, zu nennen.

Nach der Jahreshauptversammlung hielt der Präsident, Prof. Dr. Richard Pittioni, den mit sehr großem Interesse aufgenommenen Lichtbildervortrag „Zur Urgeschichte des Bauerntums“.

Leopold Schmidt

Josef Weingartner †

Am 11. Mai 1957 ist der bekannte Kunsthistoriker Monsignore Propst Dr. Josef Weingartner in Meran gestorben. Der 1885 in Dölsach in Osttirol geborene Forscher war Theologe, studierte aber auch Kunstgeschichte und übernahm 1912 das neu errichtete Denkmalamt in Innsbruck. 1921 wurde er Propst der Stadtpfarre von Innsbruck, blieb aber seinen kunsthistorischen Neigungen treu, die ihn befähigten, vor allem die Kunstdenkmäler von Südtirol zu inventarisieren. Der „Weingartner“ ist der „Dehio“ von Südtirol geworden, ein genaues Beschreibungswerk, das auch an der volksmäßigen Andachtskunst nicht vorübergeht. Weingartner hat die verschiedenen Grenzgebiete der Kunstgeschichte und Volkskunde gern bearbeitet, ein dauerndes Zeugnis seiner Anteilnahme an diesen Stoffen bleibt sein schönes Werk „Tiroler Bildstöcke (= Österreichische Volkskultur, Bd. 4) Wien 1948. Zahlreiche schöngeistige und autobiographische Werke haben den Lebensweg dieses bedeutenden Mannes begleitet, dessen Wirken vor allem aus der Tiroler Heimatforschung nicht wegzudenken ist.

Leopold Schmidt

Ausstellungen

Oberösterreichisches Landesmuseum, Linz, Volkskunde-Abteilung. Vom 14. Mai bis 10. Juni 1957 fand die Ausstellung „Denkmäler der Alten Bauernherrlichkeit Oberösterreichs“ zum Anlaß des Erscheinens des Volkskundewerkes von Max Kislinger (Volkskunst — Bauernmalerei — Aquarelle — Graphiken) statt. — Über das reich mit Abbildungen ausgestattete Buch von Max Kislinger wird noch eigens berichtet werden.

Heimatismuseum Trautenfels (Steirisches Ennstal)

Vom 27. Mai bis 5. August 1957 findet die erste Sonderausstellung dieses neuen Heimatismuseums, das ein Glied des Steirischen Landesmuseums Joanneum darstellt, statt, und zwar ist diese „Bienenzucht und Lebzelter-Handwerk“ betitelt.

Literatur der Volkskunde

Paul Schlosser, **Bachern-Sagen**. Volksüberlieferungen aus der alten Untersteiermark (= Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde Bd. IX). Wien 1956. Selbstverlag des Österreichischen Museums für Volkskunde. X u. 98 S. mit 4 Abb. im Text. S 72,—.

Es sind nur relativ wenige Volkserzählungen, die hier aus der Untersteiermark vorgelegt werden, aber es handelt sich um eine ungewöhnlich reichhaltige Sammlung. Das liegt z. T. daran, daß die Aufzeichnung dieser Stücke mehrfach schon vor dem ersten Weltkrieg zurückreicht¹⁾, und hinzu kommt die verkehrsmäßige Abgelegenheit des Bacherngebietes. Eine Beschreibung von Land und Leuten führt den ortsfremden Leser in die geographischen und historischen Gegebenheiten dieses Gebietes ein, das seit 1918 zum jugoslawischen Staatsverband gehört. Die Erzählungen selbst sind nicht in der Mundart abgedruckt, was sie dem nichtsteirischen Volkskundler lesbar macht und doch an Lokalkolorit für den Heimatfreund nichts einbüßen läßt. Stilistisch sind die Stücke meist leicht überarbeitet, zum Teil lassen sie aber auch den ursprünglichen Erzählton noch sehr deutlich erkennen (z. B. Nr. 10). Im Vordergrund stehen Gespenster-, Hexen- und Teufelssagen. Der Band enthält aber auch einige Sagen geschichtlichen Gepräges, ferner Legenden, Schwänke und vereinzelte Märchen (Varianten zu KHM 24, 40, 45, 54, 55, 64, 82, 193), die aber meist relativ kurze Schrumpfformen sind. Im einzelnen entspricht Nr. 76: Aa-Th 1030, 1060, 1062) Nr. 93: AaTh 675; Nr. 94: AaTh 571; Nr. 95: AaTh 500; Nr. 96: AaTh 313; Nr. 97: AaTh 480; Nr. 98: AaTh 700) Nr. 99 u. 100: AaTh 330) Nr. 101: AaTh 1685. Mit seinen insgesamt 101 Nummern stellt das Bändchen, wie gesagt, keine sehr umfangreiche Sammlung dar, aber ich kenne neben R. Beitzls Vorarlberger Veröffentlichungen kaum eine andere neue Sagensammlung, die so sorgfältig ediert und kommentiert ist. Den 56 Seiten Erzählungstext stehen allein 40 Seiten Vorwort, Anmerkungen und Register gegenüber. Die Anmerkungen nennen für jede Nummer die Gewährsleute. Inhaltlich stellen sie u. a. auch die wichtigen Beziehungen zu den benachbarten steirischen, kärntnerischen und slawischen Sammlungen her. Es ist wohl vor allem das Verdienst von Elfriede Moser-Rath, daß die Sammlung einen so vorzüglichen Anmerkungsteil erhalten hat, der die lokalen und regionalen Erhebungen in den größeren Rahmen der vergleichenden Erzählforschung einordnet, und zwar nach dem besten und neuesten Stand. Gut gewählte und dem Sagenforscher sofort verständliche Überschriften erleichtern demjenigen die Lektüre, der ein bestimmtes Motiv sucht. An bekannten und weitverbreiteten Erzählkomplexen nenne ich: Aufhocker (Nr. 2), Erlöser in der Wiege (8, 66), Co-walker (9), Wiederkehrende Wöchnerin (11), Lenore (13), Toter zum Gastmahl eingeladen (14), Wilder Jäger (17 ff.), Mahrtenehe (27), Poly-

¹⁾ Vgl. schon Paul Schlosser: Der Sagenkreis der Poštela. Ein Blick ins Bachernreich. Marburg a. d. Drau 1912.

phem (29), Wassermann (30 ff.), Drachen (39 ff.), Raub der Schlangenkronen (42), Hexen (43 ff.), Hufbeschlag (45), Freischütz (48 f.), Schatzsagen (51 f.), Waschtapu (66), Teufelssagen (67 ff.), Ernte als Lohn (76), Tierweisung für Kapellenbau (79), Räubergeschichten (83 ff.), Räuberbräutigam (87), Fleisch aus dem Leib schneiden (88), Christus u. Petrus (91). Manche Züge weisen eindeutig nach dem slawischen Raum (z. B. der gespenstige Barbier [Nr. 5], oder die „Tödin“, der Tod als weibliche Gestalt [Nr. 10, 16, 100]).

Im Vorwort berichtet Leopold Schmidt als der Herausgeber der Veröffentlichungsreihe eingehend über die österreichischen Arbeiten im geographischen Raum des alten Österreich und über die wissenschaftlichen Beziehungen der modernen österreichischen Volkskunde zu den Parallelbestrebungen in den jungen Nachbarländern. Im Dienste dieser weitgesteckten Arbeitsziele leistet die vorliegende Sammlung einen wesentlichen Beitrag.
Lutz Röhrich.

Franz Lipp, Volkskunst und Handwerk der Gegenwart in Österreich.
80 Seiten, mit 27 Textabbildungen und 24 Tafeln. Wien 1957. Österreichischer Bundesverlag.

Knapp nach dem zweiten Weltkrieg veranlaßte ich bei der Neuaufstellung der Möbelstuben unseres Museums die Herstellung einer Serie von Bildkarten über Volkskunst und Hausgewerbe in den einzelnen Bundesländern durch den Maler Robert Beck. Die Karten, als zarte Aquarelle hergestellt, bewährten sich sehr, sie dienen heute noch als die besten Führungsmittel für den Beschauer, der sich die räumliche Herkunft der Museumsobjekte, ihre Bindung dem Ursprung nach, erfahrungsgemäß am wenigsten vorstellen kann, und der noch dazu nicht lesen, sondern nur schauen will. Daß er nicht lesen will, ergab sich u. a. auch daraus, daß ich zu den Bildkarten auch Texthefte herstellen ließ. Die Serie „Volkskunst und Hausgewerbe von 1500 bis 1900“ von Ernst Kremeier, 7 Hefte in den Jahren 1946/48, nur vervielfältigt hergestellt und an der Museumskassa erhältlich: Die Hefte werden nur wenig gekauft, den Besuchern genügte der orientierende Blick auf die Karten.

Die Hefte waren jedoch aus unserem Museumsmaterial, mit Heranziehung aller damals verfügbaren Literatur gewissenhaft gemacht. Sie führten in mancher Hinsicht das weiter, was die großen Ausstellungen zur Zeit der Gründung unseres Museums eingeleitet hatten. Die ganze Erforschung der Volkskunst und des Hausgewerbes in der alten Monarchie ging ja auf die Gewerbeförderungsbestrebungen Wilhelm Exners zurück, dessen *Ausstellungsbericht* von 1890 klassisch geworden ist. Die theoretische Begründung durch Alois Riegl (1894) ist ohne Exner ebenso wenig denkbar wie die praktische Sammlungsaufnahme durch Michael Haberlandt. Damals, vor fast 70 Jahren, hat also all das angefangen, was sich dann zur österreichischen Volkskunsthochschule entwickeln sollte, und zunächst im Wiener Museum, dann auch in den anderen in Innsbruck und Graz, in Salzburg, Linz und Klagenfurt, schließlich in Bregenz und Eisenstadt, seinen sammlungsmäßigen Niederschlag fand.

Von dieser Basis Exner-Riegl-Haberlandt ist aber auch ein guter Teil der Bestrebungen der „Gewerbeförderung“ weiterhin ausgegangen und später zur „Heimatwerk-Bewegung“ umgeformt geworden. Was in

der alten Monarchie als Stärkung des nationalen Selbstbewußtseins der „Sprachnationen“ dieses Vielvölkerstaates dienen sollte, das wurde nunmehr auf die österreichischen Erblande übertragen, die zunächst mehr auf Volkslied und Volkstanz eingestellte Heimatbewegung der Zwanzigerjahre gewann in den Alpenländern diesen speziellen Zug der Volkskunstpflege dazu. Franz Lipp stellt in seinem Büchlein, das gleichzeitig ein Führer durch die gleichnamige Ausstellung ist, diesen Werdegang sehr aufschlußreich dar. Er zeigt den hohen Anteil von Persönlichkeiten der wissenschaftlichen Volkskunde an dieser Richtung der Kulturpflege, eben in jenem Sinn, in dem er schon vor etwa einem Jahrzehnt über „Angewandte Volkskunde als Wissenschaft“ gehandelt hat (Festschrift für Viktor Geramb, Graz 1949, S. 307 ff.). Er hat in den inzwischen vergangenen Jahren diese Heimatwerkbewegung persönlich tatkräftig gefördert, hat die Trachtenerneuerungsbewegung in Oberösterreich in ein ganz neues Stadium gestellt, und legt nun mit dieser Ausstellung, die als Wanderausstellung durch verschiedene österreichische Städte geplant war, und in Linz bei ihrer Erstaufstellung großen Zuspruch fand, wie mit diesem Bericht-Katalog gewissermaßen Rechenschaft über das Wachstum dieser Bewegung ab. Er gibt eine durchaus richtige Anschauung von den „Voraussetzungen“, und handelt dann die Arbeiten zweimal ab, einmal als „Volkskunst und Handwerk in den Bundesländern“, dann, in geschlossener Sicht, als „Das Wirkfeld von Volkskunst und Handwerk“. Ein kurzes Schlußkapitel behandelt „Die Aussichten für Volkskunst und Handwerk“. Vergleicht man den neungliedrigen Abschnitt über die Volkskunst der Bundesländer mit unserer Museumspublikation von Beck und Kremer, dann wird man wohl finden, daß die Heimatwerke hauptsächlich das sammeln, herstellen lassen und wiederverkaufen, was in den historisch gewordenen, hinter uns liegenden, sechzig Jahren die Museen als „Volkskunst“ angesprochen haben. Nur ab und zu bemerkt man einen „Schritt vom Wege“, die Einbeziehung dieser oder jener Objektgruppe, die von den Volkskundemuseen ob ihrer gar zu deutlichen Herkunft aus der Industrie nicht beachtet wurde. Das gilt zumal in besonderem Ausmaß von der Volkskunst in Wien, zu der auch Augarten-Porzellan und Lobmeyer-Gläser gestellt werden, als „traditionelles Wiener Kunsthandwerk“. Das nächste Kapitel ist in solchen Dingen noch weit großzügiger. Die „Frage nach einer österreichischen Wohnkultur der Gegenwart“ geht auf Bau und Einrichtung von Villen ein, ein besonderer Abschnitt gilt „Volkskunst und charakteristisches Handwerk als Reiseandenken“. Man merkt recht deutlich: Hier sind wir gewissermaßen durch die Epoche der Verbindung von Gewerbeförderung und Wissenschaft durch, hier beginnt immer stärker das reine Geschäft. Man könnte es vielleicht so formulieren: Die Beziehung zwischen der Volkskunde als Wissenschaft und dieser Art des Heimatwerkes von heute entspricht ziemlich genau der Beziehung der Kunstgeschichte als Wissenschaft mit dem Antiquitätenhandel. Es gibt Zonen, in denen sich diese Bereiche überschneiden, es gibt Kunsthistoriker, die im Altertums-handel tätig sind, wie es Volkskundler gibt, die im Heimatwerk ihren Beruf sehen.

Von der Seite der Gegenwartsvolkskunde, die möglichst leidenschaftslos zu beobachten hat, wird man diese Situation und ihre weitere Entwicklung mit Interesse zur Kenntnis nehmen. Man wird auch die von der Heimatwerkbewegung vorgetragenen Wertungen ihrer Gedanken und Bestrebungen, wie sie Lipp S. 76 programmatisch zusammen-

faßt, mit kritischem Abstand betrachten müssen. Man wird aber vor dem tatsächlichen Vorhandensein solcher Bestrebungen nicht die Augen verschließen können, sondern versuchen, sie im gesamten Kulturgeschehen der Gegenwart richtig zu erkennen und zu beurteilen. Der skeptisch-kluger Schweizer Eduard Strübin (Baselbieter Volksleben der Gegenwart, Basel 1952) hat darüber (S. 274 ff.) manches gute Wort geschrieben. Man lese sich etwa die Zeilen S. 286: „Der nüchterne Beobachter glaubt aber feststellen zu müssen, daß zwar viele einzelne Freude und innere Bereicherung erleben, aber das Volk in seiner großen Mehrheit nicht tiefer berührt wird. Die ‚gewöhnlichen Leute‘ gerade auch auf dem Lande stehen der Bewegung ferner als viele Leute aus dem geistig interessierten Mittelstand der Städte und großen Industriorte... Neben den vielen, die — echt volkstümlich — überhaupt gleichgültig bleiben, verhalten sich weite Kreise schroff ablehnend. Manche Fadileute aus dem Baugewerbe schätzen den Heimatsstil als Modesache ein, die ihren Höhepunkt bereits überschritten habe. Besonders unempfindlich zeigt sich der Großteil der Jugend... Als wertvoller Zweig der heutigen Individualkultur hat die Heimatbewegung ihre unbestrittenen Verdienste: eine genügend breite Grundlage für eine alle umfassende Volkskultur bietet sie nicht.“ Wer sich seinen österreichischen Realismus bewahrt hat, wird dieser nüchternen schweizerischen Feststellung nur zustimmen können. Sie trifft für die sagen wir männliche Seite der Kultur — es ist nicht nur die „technoide Industrieform“, von der Lipp spricht — vollinhaltlich zu. Für die weibliche und kindliche, die spielerische, wohl nicht ganz. Das sieht man vielleicht am besten, wenn man die Gegenstücke zu unserem „Heimatwerk“ in den slawischen Oststaaten ins Auge faßt. Da wird neben der bewußten Förderung der Technisierung ein Ventil für weibliches Schaffen, textiles und keramisches Kunsthandwerk, offengelassen. Die vielen Ausstellungen und Veröffentlichungen aus Polen, der Tschechoslowakei und Rumänien bezeugen, wie stark und mit welcher propagandistischer Absicht man dort diese Note zur Geltung kommen läßt. Von einer Volkskunst im alten Sinn kann dort ebensowenig die Rede sein wie bei uns und wie in der Schweiz. Ich würde etwas dafür geben, das Urteil eines Eduard Strübin über die Folklore-Bestrebungen in den Volksdemokratien zu hören. Hier, auf dem Weg des Erkennens der Probleme, des Vergleiches der verschiedenen Wachstumsvorgänge unter den verschiedenen politischen Regimen, liegen die Probleme der Wissenschaft. Einer Art von Volkskunde freilich, die mit politischer Psychologie gewappnet sein müßte, über die meines Erachtens heute kaum jemand verfügt.

Das ist ein Mangel, der gerade angesichts dieses Rechenschaftsberichtes von Lipp wieder besonders stark bewußt wird. Wir haben anläßlich der Bücher von Bednarik und von Schelsky bemerkt, daß der Volkskunde manche Jahre lang der Anschluß an die Großstadt- und Arbeiterforschung abhanden gekommen ist. Hier und da bahnt sich jetzt wieder Verständnis dafür an (vgl. Hermann Bausinger, Volkslied und Schlager: Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes, Bd. V, Wien 1956, S. 59 ff.). Ein so guter Kenner seines Materials wie Lipp wäre vielleicht dazu berufen, die vorliegenden Probleme einmal von diesem Gesichtspunkt her ins Auge zu fassen. Zumindest eine Psychologie der „angewandten Volkskunde“ wäre er uns wohl schuldig. Eine „Volkskunde der Heimatwerke“ freilich wird wohl erst die nächste Generation erleben.

Leopold Schmidt.

Beste Kenntnis einer Kulturlandschaft in Grenzlage sowie der sichere Spürsinn eines eifrigen und erfahrenen Sammlers haben in dem vorliegenden Heft der *Burgenländischen Forschungen* wieder eine reiche Ernte eingebracht. Dem geistlichen Volkslied, das von der Sammlung und Forschung leider noch als Stiefkind behandelt wird, erwächst hieraus ein beachtlicher Zuwachs. Mehr als 60 Lieder nebst vielen Varianten, die zur Totenwacht angestimmt werden, bilden den hauptsächlichlichen Inhalt. Das Burgenland gehört zu den wenigen europäischen Rückzugsgebieten, wo dieser Brauch heidnischer Herkunft noch in einigen Orten lebendig ist. Preisgesänge an der Bahre erklangen bereits zur Zeit Theoderichs des Großen, viele Kirchensynoden haben versucht, die „Lichlied“ und „teufflichen“ Gesänge zu verbieten. So wendet sich z. B. das Salzburger Provinzialkonzil von 1418 gegen das „Schreien“ neben der Leiche in nächtlicher Stunde, doch das Burgenland zeigt, wie wenig diese Erlasse fruchteten, wenngleich die heidnischen Relikte im Laufe der Zeit fast gänzlich untergingen. Statt stichischer Klagegesänge, wie sie heute noch etwa auf der Insel Sardinien lebendig sind, singt man hier gegenwärtig religiöse Erbauungslieder in rational-ebenenmässigen Formen, die von der einstigen Urkraft des stundenlangen Klagens, Beschwörens und Preisens nur mehr wenig in sich bergen. Das Totenwacht-Singen ist ein religiöser Hausbrauch, der abseits von der Kirche existiert, gestützt und in seinem Fortbestand offenbar abhängig von einer bewanderten Vorsängerschaft.

Viele Lieder gehen auf Flugblätter zurück mit all den Charakteristika neuzeitlicher, der Erbauung dienender „Kaplanspoese“ (H. J. Moser), andere hingegen erinnern in manchen Versen auffällig an spätmittelalterliche Totentanzdichtungen, Volkspredigten und an Lyrik in der Art des Hohenfurter Liederbuches (um 1460). Eine durchgehende, von diesen Quellen über mehrere Zwischenglieder abgeleitete Tradition ist sicher. Das wird vor allem auch deutlich an den zweizeiligen Melodien, die fast ausnahmslos unter den spätmittelalterlichen geistlichen Rufweisen begegnen. Die zweizeilige Quintmelodie mit Mollterz und dem Mittelschluß auf der Obersekunde von Nr. 5b ist aber auch bemerkenswerterweise außerhalb des deutschen Sprachraumes im Genre der Totenklage verbreitet, vgl. B. Bartók, *Volksmusik d. Rumänen v. Maramures*, 1923, Nr. 21d oder J. Marcaggi, *Lamenti... de la Corse*, 1926, 156 „Scäti nos“. Die zweite Zeile von Nr. 2d ist nach einem Vergleich mit der Fassung bei H. Commenda, *Vld. v. d. Eisenstraße* aus einer Übersingstimme verselbständigt hervorgegangen. Zu Nr. 59 sei außerdem noch auf den Text bei H. Moser, *Alte schwäbische Vld.* aus Sathmar, 1953, Nr. 66 verwiesen. Der Totentanz Nr. 42, motivisch bis ins 14. Jahrhundert zurückverfolgbar, repräsentiert in einer ausnehmend schönen Fassung die letzte der von Rezensenten in der Zs. „*Die Musikforschung*“ 9 (1956), S. 189 knapp skizzierten Entwicklungsstufen.

Dem Sammler und Herausgeber gebührt wie schon so oft wärmster Dank für diese erst während der letzten Jahre gehorteten Schätze.

Walter Salmen.

Robert Mayer, **Die Bergkirchen in den Ostalpen.** Ein Beitrag zur Kunstgeographie (= Kärntner Museumschriften, Nr. XVI). 64 Seiten. Klagenfurt 1956, Verlag des Landesmuseums für Kärnten.

Ein sehr schönes und sehr wichtiges Thema, das hier aber doch nur erst einmal angeschnitten erscheint. Der Grazer Geograph Mayer ist bereits 1950 gestorben, und es erscheint zweifellos begrüßenswert, daß Gotbert Moro die Skizze aus seinem Nachlaß nun doch noch herausgegeben hat. Mayer versucht eine von ihm wesentlich mitgegründete Forschungsrichtung, die „Kunstgeographie“, an dem sehr dankbaren Thema zu erproben und bringt nach der Definition des Begriffes „Bergkirche“ zunächst eine Übersicht über Lage, Verbreitung und Dichte der Bergkirchen in den Ostalpen, und schließt dann die „Übersichten“ an, worin die Beziehungen der Kirchen zur Landschaftsform, zu den Siedlungen, zum Verkehr, zur Burgenlage usw. kurz darzulegen werden. Es werden Lagetypen herausgearbeitet, die Frage nach den Beziehungen zu vorchristlichen Kultstätten sehr kurz, zum „Wunderglauben“ noch kürzer behandelt. Konsequenter sind die Überlegungen bis zur „Idee des Standortes und künstlerischen Idee“ weitergetrieben. Dennoch fehlt es an einer tieferen Durchdringung des Stoffes. Mayer hat die ganze neuere Wallfahrtsforschung versäumt, und ihre heute schon sehr gut zugänglichen Ergebnisse (besonders bei Gugitz, Wallfahrtsgeographie, 5 Bde.) konnten ihm leider nicht mehr zugutekommen. Die Berg-, insbesondere die Gipfelkirchen aber ohne stärkste Berücksichtigung des Wallfahrtswesens behandeln zu wollen, ist sinnlos. Mayer hat diesbezüglich leider auch zugängliches Material nicht gekannt. So schreibt er zu Maria Stein im Unterinntal als Wallfahrt: „Ob sie noch immer aufgesucht wird, ist mir unbekannt“. Das kann man angesichts einer zweibändigen Monographie über die bedeutende Gnadenstätte (Matthias Mayer, 1933) nicht so hinschreiben. Auffällig auch die schwache Berücksichtigung von Salzburg.

Vollkommen verfehlt ist es aber wohl, eine derart auf Anschauung abgestellte Arbeit ohne Bilder herauszugeben. Mindestens hundert typische Bergkirchen in besten Aufnahmen müßten hier beigegeben sein, um das wirklich bedeutende Phänomen dieser Höhenheiligtümer sofort für jedermann begreiflich zu machen. Eine derartige Ausweitung des begrüßenswerten Ansatzes wäre ein dankenswertes Unternehmen.

Leopold Schmidt.

Karl Felix Wolff, **Dolomiten-Sagen.** Sagen und Überlieferungen, Märchen und Erzählungen der ladinischen und deutschen Dolomitenbewohner. Neunte deutsche Auflage. Erste vollständige Textausgabe 1957. Innsbruck, Tyrolia-Verlag. 582 Seiten.

Der mächtige Band stellt die sozusagen endgültige Ausgabe jener Sagen-Sammlung dar, die Wolff seit 1913 immer wieder vorlegt, und die sich infolge ihrer romantischen Erzählungen auch stets großer Beliebtheit erfreut hat. Wolff hat vor dem ersten Weltkrieg bei den Ladinern gesammelt und die dabei erlauschten Motive in freier Ausschmückung wiedergegeben. Berufene Kritiker haben immer wieder behauptet, daß diese Ausgestaltung den tatsächlichen Überlieferungskern fast nicht mehr erkennen lasse, und daß von vielen Stoffen, die Wolff bearbeitet hat, überhaupt sonst nichts bekannt sei. Aber solche Einwendungen haben Wolff nicht gehindert, seine Märchen weiter um den Rosengarten spielen zu lassen, in der phantastischen Annahme, daß dort der „letzte heilige Hain“ der Nachfahren der alten Räter gewesen sei.

Er hat dementsprechend seine Erzählungen auch immer mit klingenden ladinischen Namen und Wörtern ausgestattet, von denen er nun allerdings in einer kleinen Vorbemerkung „für die wissenschaftlichen Benützer des Buches“ zugibt, daß ihre Überlieferung ganz unsicher sei. Romanistische Kritiker mögen klarstellen, ob man dieses Vorgehen nicht noch etwas deutlicher benennen könnte. Das Buch enthält also sicherlich viele begeisterte und liebevolle Einblicke in das alte Sagenwesen der Dolomitenladiner, wie es gewesen sein könnte, seine Erzählungen selbst aber sind so, wie sie hier dargeboten sind, quellenmäßig nicht zu verwenden.

Leopold Schmidt.

Salurner Büchl. Beiträge zur Heimatkunde von Salurn und Umgebung (= Schlern-Schriften Bd. 155). 102 Seiten, mit 15 Bildern. Innsbruck 1956. Universitätsverlag Wagner. S 87.—

Das empfehlenswerte Bändchen enthält neben geologischen, historischen, namenkundlichen und kunsthistorischen Beiträgen auch eine Zusammenstellung der Höfe von Außer-Buchholz und ihrer Besitzer, eine kurze Sagenübersicht von Karl Paulin und A. Orion, und von August Orion schließlich eine Schilderung vom „Faschingsbrauch in Salurn“, mit einem langen „Riepl“-Spruch des Egetmann-Brauches. Im heutigen Faschingsumzug Salurns ist der Egetmann nicht mehr vertreten.

Leopold Schmidt.

Elli Zenker-Starzacher, Es war einmal... Deutsche Märchen aus dem Schildgebirge und dem Buchenwald. 402 Seiten, mit vielen Zeichnungen und 7 Farbbildern von Erna Moser-Pifffl. Wien 1957. Pro Domo-Verlag.

Der Titel ist doppelsinnig. Er erinnert zunächst selbstverständlich daran, daß es sich um ein deutsches Märchenbuch handelt; dann aber auch daran, daß die Zeit, in der Elli Zenker-Starzacher diese Märchen bei den deutschen Bauern in Ungarn aufzeichnete, schon lang vorbei ist. Vor fast einem Vierteljahrhundert, in der letzten Blütezeit der deutschen Sprachinselforschung, sammelte eine Gruppe von Leuten aus der Wiener Jugendbewegung, gutenteils von den Märchentheorien Karl Spieß' eingenommen, in Westungarn. Elli Starzacher hat dann über ihre Sammlung und besonders ihre Gewährsleute eingehend berichtet (vgl. Wiener ZV, Bd. 45, S. 1 ff.), 1939 hat sie eine eigene Monographie (Eine deutsche Märchenerzählerin aus Ungarn. München) darüber veröffentlicht. Nun legt sie hier dreißig Märchen dieser deutschungarischen Erzähler in vollem Umfang vor, und zwar nach den Gewährsleuten geordnet, die sie jeweils in anschaulich geschriebenen Abschnitten charakterisiert, mit viel weiblicher Einfühlung in die besonderen Lebensumstände der Männer und Frauen in jenen verschollenen Walddörfern. Die Malerin Erna Pifffl, die damals zur Erfassung des Stoffes ihres schönen Buches „Deutsche Bauern in Ungarn“ (Berlin 1938) auszog, hat die Erzählerpersönlichkeiten in lebensvollen Skizzen festgehalten, die nun dieses Buch bringt, das ja auch sonst, buchsdruckmäßig, von Erna Pifffl gestaltet ist. Es handelt sich also in mancher Hinsicht um ein Erinnerungsbuch, da die von Aufzeichnerin und Malerin 1936 bis 1938 besuchten deutschen Dörfer nun längst nicht mehr von Deutschen bewohnt werden.

Arat und Zeit der Aufzeichnung verbindet die Sammlung eng mit den Arbeiten von Karl Haiding. Im Gegensatz zu dessen „Österreichs Märchenschatz“ (Wien 1953) hat aber Zenker-Starzacher ihre Sammlung absolut unkommentiert gelassen. Nicht einmal die Nummern der Grimm-

Märchen sind anhangsweise beigelegt, von anderen Erläuterungen ganz zu schweigen. Das muß sich also jetzt jeder Benützer selbst besorgen. Aber der Sammlerin war daran gar nichts gelegen, ihr erschien und erscheint das Erzählen selbst als wichtig, sie wendet sich in einem Schlußwort eigens noch „An alle, die Bedenken gegen das Märchen haben“, und versucht ihnen die großen Qualitäten der „Erzähler im Volk“ wertmäßig klarzumachen. Da lebt also die gute alte Bauernromantik ungebrosen weiter, für Märchenfreunde dieser Art vermag die Zeit offenbar stillzustehen, wie sonst eben nur — im Märchen.

Leopold Schmidt.

Das Gesicht der Völker. Kassel, Erich Röth-Verlag.

Vor beinahe einem halben Jahrhundert entschloß sich der Verlag Eugen Diederichs, eine große Reihe von Bänden mit Volkserzählungen herauszugeben, die er „Märchen der Weltliteratur“ nannte. Der Titel war völlig unzutreffend, aber die Sammlung wurde groß und gut, viele Bände sind für den Märchenforscher unentbehrlich geworden. Nun hat in den Jahren nach dem zweiten Weltkrieg wieder ein Verlag ein ähnliches Unternehmen in die Wege geleitet, und der von ihm gewählte Reihentitel ist wieder nicht gut gewählt. „Gesicht der Völker“ könnte eine anthropologisch-ethnologische Bildband-Reihe weit eher heißen als eine Sammlung von Märchenübersetzungen. Aber die Bände selbst sind auch diesmal wieder gut. Die Reihe umfaßt heute schon eine stattliche Zahl von Märchensammlungen außereuropäischer Völker (Korea, Eskimo, Tibet, Indonesien, Westafrika usw.), und allmählich treten auch einige europäische Bände dazu. Davon sind uns folgende zugegangen:

Die geflügelte Schwester und die Dunklen der Erde. Albanische Volksmärchen. Übersetzt und herausgegeben von Maximilian Lambertz. Kassel 1952. 201 (+ 24) Seiten.

Die Sammlung, von einem der besten Kenner des albanischen Volksmärchens zusammengestellt, empfiehlt sich von selbst. Einen Teil dieser Märchen hat Lambertz selbst schon in seinen früheren Sammlungen veröffentlicht, einen anderen aus albanischen Publikationen übersetzt. Er hat die Erzählungen auch märchenkundlich kommentiert: warum die Seiten des Anmerkungssteiles nicht paginiert sind, bleibt unerfindlich.

Diarmuid mit dem roten Bart. Irische Zaubermärchen. Aus dem Irischen übersetzt und herausgegeben von Ludwig Mühlhausen. Kassel 1956. 180 Seiten.

An deutschen Übersetzungen irischer Märchen ist seit Wilhelm Grimm gerade kein Mangel, aber dieser Auswahlband, von einem ausgezeichneten Kenner vorgelegt, hat durchaus selbständigen Wert. Er bringt vor allem Übersetzungen aus der für den kontinentalen Übersetzer meist unlesbaren Zeitschrift „Bealoideas“, mit Kenntnis und Einverständnis von Seamus O Duilearga. Aus diesem gedruckten Material hat Mühlhausen Beispiele aus allen gälischen Landschaften Irlands ausgewählt, die Beziehungen zu Aarne-Thompsons Typenkatalog haben. Damit ist die Vergleichsmöglichkeit zwar gesteigert — die sachkundigen Anmerkungen weisen dementsprechend noch genauer auf die Zusammenhänge hin — die Basis einer weiteren Kenntnis des irischen Volksmärchens aber nicht breiter geworden. Man würde sich nun schon auch einen umfangreicheren Auswahlband aus den gewaltigen Sammlungen der Irish Folklore Commission wünschen.

Dildrum Katzenkönig. Englische Volkssagen. Übersetzt und herausgegeben von Ingrid Kleine. Kassel 1937. 184 Seiten.

Im Gegensatz zu den oben angezeigten Märchenbänden hier nun der erste Sagenband der Reihe, der noch dazu durch einen bemerkenswerten Untertitel „Quellen zum ‚Handbuch der Volkssage‘“ eigens herausgestellt wird. Der Klappentext erläutert genauer „Quellensammlung zum ‚Handwörterbuch der Sage‘, das von der Universität Göttingen herausgegeben wird“. Eine deutsche Übersetzung englischer Volkssagen ist an sich sehr begrüßenswert, es hat ja bisher kaum eine ähnliche Veröffentlichung gegeben. Ingrid Kleine greift allerdings hauptsächlich Sagen heraus, die eng motivverwandt mit deutschen Sagen sind, und will dennoch „in den Sagen ein getreues Bild des englischen Menschen, der südlich des Firth of Forth und östlich Wales sitzt“, entwerfen (S. 24). Sie gruppiert zu diesem Zweck die Sagen in wohlbekannte Gruppen wie „Ritter, Magier und Mönche“, „Hexen“, „Pixies, Katzenkönige und Fairies“, „Riesen und Teufel“, „Das Unerklärliche“, „Spuk und Schätze“, und schließlich „Narrenstücke“. Im Gegensatz zu den oben angeführten Märchenbänden der Sammlung werden keine genauen Herkunftsnachweise in Anmerkungen gegeben, ein allgemein gehaltenes „Schrifttum“ zählt fünfzehn Werke auf, die als Quellen gedient haben, mit dem bemerkenswerten Hinweis „Die Auswahl unserer Sagen wurde durch den Bestand der Göttinger Universitätsbibliothek und der im Leihverkehr erreichbaren Sammlungen bestimmt“. Vielleicht wird sich das bei etwaigen weiteren Bänden, die als „Quellen“ für das erwähnte „Handwörterbuch der Sage“ dienen sollen, doch ändern.

Leopold Schmidt.

Wilhelm Koppers, *Der Urmensch und sein Weltbild*. 272 Seiten. Wien 1949, Verlag Herold. S 21,—.

Die Problembereiche dieses Buches aus der Feder des Wiener Ordinarius für Völkerkunde liegen zweifellos stofflich außerhalb des Gebietes der Volkskunde. Es handelt sich, wenn man ganz kurz zusammenfassen darf, was hier von vielen Seiten und über viele Distanzen hinweg gesehen und zu deuten unternommen wurde, um die Frage der Abstammung des Menschen in leiblicher und geistiger Hinsicht, und um die Religion des ältesten Menschen. Der Titel, der vom „Weltbild“ des Urmenschen spricht, wirkt also insofern irreführend, als in der Kulturforschung unter „Weltbild“ etwas ganz anderes verstanden wird als hier, wo es um die religiöse Weltanschauung, im besonderen um den von Koppers vertretenen Urmonotheismus geht. Um an die Kernfragen dieser von der „Wiener Schule“ der Ethnologie immer wieder erforschten Probleme heranzukommen, erörtert Koppers zunächst das „Mitspracherecht“ der Ethnologie in der Abstammungsfrage, die Urzeit des Menschen im Lichte seiner Heiratsverbote, die geistige Ausrüstung des ältesten Menschen im Lichte der Prähistorie, ferner die fast rein biologischen Fragen nach der Herkunft des Menschenleibes, wobei sich Koppers weitgehend auf die Schweizer Kälin und Portmann stützt, und schließlich und besonders ausführlich die Religion der „ältesten Menschen“, diesmal ethnologisch gesehen, also im Sinn der Kulturkreislehre Altvölker wie die Bhil in Zentralindien, die Chenchu in Dekkan und die Yamana auf Feuerland. Die Schlußfragen nach dem Urmonotheismus, der von Koppers bei diesen Altvölkern gefunden wird, und nach dem Ursprung dieses Eingottglaubens schließen dort an, wo das erste Kapitel mit der Frage nach den mythischen Überlieferungen von der Herkunft des

Menschen bereits gestanden hatte: bei dem Hinweis auf die Uroffenbarung.

Diesen mit eherner Konsequenz durchgeführten Untersuchungen, die sich in allen wesentlichen Fragen eng an Wilhelm Schmidts „Ursprung der Gottesidee“ anschließen, gebührt zweifellos die besondere Beachtung aller Volkskundler, die ihre Einstellung zum Volksglauben auch von der Seite der ethnologischen Religionswissenschaft fundieren wollen. Die Auseinandersetzung mit den Begriffen Religion und Magie, die durch dieses Buch erneuert wird, hat auch im Bereich der europäischen Volksglaubensforschung ihre Berechtigung.

Vielleicht werden sich gerade von hier aus auch mehrfach Zweifel und Kritik an den vorliegenden Untersuchungen einstellen. Im Bereich der Auseinandersetzung mit dem magischen Menschen, mit dem alogischen Denken geht Koppers scharf mit Levy-Bruhl ins Gericht, dessen Anregungen aus der Geschichte der Volksglaubensforschung doch nicht wegzudenken sind. Für uns kommt dabei weniger das Problem der Priorität des logischen oder des alogischen Denkens in Betracht, das Koppers hauptsächlich interessiert. Wesentlich bleibt die Anerkennung des Vorhandenseins eines alogischen Denkens, ohne das wir uns eine volksmäßige Überlieferung eben nicht vorstellen können.

Ein anderer Punkt, an dem die volkskundlich geschulte Forschung einsetzen könnte, ist der der Untersuchung des Mythos vom ersten Menschenpaar. Koppers geht darauf nur insofern ein, als er die „historische“ Wirklichkeit hinter dem Mythos sucht. Die Volkserzählforschung muß dazu wohl betonen, daß diese Suche im Bereich ihrer Arbeit im allgemeinen beendet erscheint. Diese sehr materielle Einstellung nach der allfälligen Wirklichkeit hin spielt bei uns keine Rolle mehr, der Mythos und alle seine verwandten Erzählformen werden als Erzählungen genommen und nach den diesen innewohnenden Eigenheiten geordnet und beurteilt. Es wäre zweifellos notwendig, diese Arbeitsmethode auch einmal an der Geschichte von Adam und Eva anzusetzen. Vielleicht ließe sich durch Sydowsche Methoden dabei zu Datierungen und Lokalisierungen gelangen.

Leopold Schmidt.

Erwin Mehl, **Troiaspiel und Trojaburg** (Sonderdruck aus Paulys Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft, Suppl. Bd. VIII, 1956, Sp. 888—905). Stuttgart, Verlag Alfred Druckenmüller.

Unser verehrter Mitarbeiter bietet hier einen verdienstvollen Überblick über das römische Reiterspiel, das besonders aus Vergils Beschreibung bekanntgeworden ist, und verfolgt die entsprechende Literatur chronologisch geordnet bis zur Gegenwart. Die anschaulichste Darstellung des Brauchs ist und bleibt einstweilen jedenfalls Carl Diem. Das trojanische Reiterspiel, 1942, mit seinen guten Abbildungen auf XVI Tafeln. Was das Spiel zu Pferd betrifft, ist man offenbar über diese sportgeschichtliche Abhandlung nicht hinausgekommen. Man hat nur in steigendem Ausmaß die Labyrinthforschung herangezogen, Mehl beschäftigt sich ernstlich mit den entsprechenden Zeugnissen, die durch den Krug von Tragliatella an das Reiterspiel herangerückt erscheinen. Freilich muß dadurch die ganze Problematik auch der jüngeren Labyrinthtänze und -spiele zu Fuß aufgearbeitet werden, was offenbar noch recht schwierig ist. Das schon durch Ernst Krause 1893 dargebotene Material müßte heute wohl noch kritischer behandelt werden. So sehr hier der Ausgriff in die Urgeschichte verlockt — Mehl versucht Rückführungen bis ins Megalithikum —, so darf doch die mittelalterliche

und neuzeitliche Gestaltung nicht zu leicht gewogen werden. Die Problematik der Labyrinth auf den Kirchenfußböden hat erst kürzlich A. A. Barb in einer seiner bemerkenswerten Studien (*Mensa sacra. The round table and the Holy Grail*, in: *Journal of the Warburg and Courtauld nstitutes*, Bd. XIX, 1956, S. 40 ff.) neu angeschnitten. Die jüngere Beschreibungsliteratur der norddeutschen „Windelbahnen“ ist auch umfangreicher als allgemein bekannt erscheint. Ich verweise z. B. auf Walter Witt. *Das Windelbahnfest zu Stolp in Pommern* (= Beiträge zur Heimatkunde Hinterpommerns, Nr. 10), Stolp 1937.

Leopold Schmidt.

Lutz Röhrich, **Märchen und Wirklichkeit**. Eine volkskundliche Untersuchung. 260 Seiten. Wiesbaden 1956, Franz Steiner Verlag.

Vor einem Jahrzehnt noch war von einer deutschen Märchenforschung nicht mehr die Rede. Die gesamte Initiative schien an die nordischen Länder und an die Vereinigten Staaten übergegangen zu sein. Erst allmählich regten sich bisher schon bewährte Kräfte, Auswirkungen der wieder aufgenommenen Tätigkeit von Walter Anderson wie von Gottfried Henssen und wenigen anderen wurden fühlbar. Die berichtenden, kritischen und herausgeberischen Leistungen von Will-Erich Peuckert schlugen Brücken von der Vergangenheit in die Gegenwart. In dieser Gegenwart traten allmählich immer deutlicher Vertreter jüngerer Generationen hervor, zunächst Kurt Ranke und nun Lutz Röhrich. Der Mainzer Forscher begann sich und uns durch allmählich immer umfassender werdende Literaturberichte, zunächst in den Hessischen Blättern für Volkskunde, dann im Deutschen Jahrbuch für Volkskunde (1955 und 1956) zu orientieren, wobei sich sein Interesse schon deutlich in die Richtung einer kulturhistorischen Märchenforschung aus dem Geiste der Volkskunde selbst, nicht etwa einer der fördernden Nachbardisziplinen heraus, wandte.

Aus diesem Geist heraus ist nun das vorliegende Buch entstanden, das die Wirklichkeitsbeziehungen des Märchens und der verwandten Gruppen der erzählenden Volksdichtung vielseitig untersucht. Es steht vor allem ideengeschichtlich und religionswissenschaftlich auf der Höhe der Zeit, sieht von diesen Blickpunkten her in der Welt des Zaubers und auf den Wegen der Rationalisierung, was hier heute zu sehen ist, läßt der Erzählung selbst ihren breiten Raum und vernachlässigt dennoch darüber den Erzähler nicht. Es werden also nicht bestimmte Lieblingsrichtungen der Forschung in den Vordergrund geschoben, es kommen vielmehr alle Gebiete in einer wohlthuenden Objektivität zur Geltung, wobei Objektivität hier nicht heißt, daß Röhrich nicht durchaus kritisch eingestellt wäre. Im Gegenteil, er gehört jener jungen Generation an, die kritisch denkt und ihre Bedenken auch offen ausspricht. Der literarhistorische Formalismus Max Lüthis beispielsweise wird hier und in den anderen Arbeiten Röhrichs durchaus in zutreffender Weise auf das ihm zukommende Maß restringiert, man möchte fast sagen, für eine breitere Öffentlichkeit gewinnt Röhrich gegenüber Lüthi das Märchen eigentlich der Volkskunde zurück.

Leopold Schmidt.

Josef Haltrich, **Deutsche Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen**. Jubiläumsausgabe. Herausgegeben vom Südostdeutschen Kulturwerk. Durchgesehen von Hans-Udo Dück. 260 Seiten. München 1956. Verlag Hans Meschendörfer. DM 8.80.

Die berühmte Märchensammlung der Siebenbürger Sachsen ist 1956 hundert Jahre alt geworden. Aus diesem Anlaß wurde diese schöne

Jubiläumsausgabe geschaffen, die außer den Märchen die Einleitungen zu den früheren Ausgaben und die Briefe Haltrichs an die Brüder Grimm und deren Antworten usw. enthält. Eine erfreuliche Erscheinung.
Leopold Schmidt.

Paul Nedo, **Sorbische Volksmärchen**, Systematische Quellenausgabe mit Einführung und Anmerkungen (= Schriftenreihe des Instituts für Volksforschung, Bd. 4). 467 Seiten. Bautzen 1956. Domowina-Verlag. DM 14,30.

Der Märchenschatz der Wenden in der Lausitz ist längst wohlbekannt. Seit mehr als einem Jahrhundert wird er gesammelt, Nedo gibt selbst ein gutes einführendes Kapitel „Zur Geschichte der Sammlung und Forschung“ (S. 16 ff.), das den Leistungen der deutschen Sammler Schmalzer, Schulenburg, Veckenstedt usw. gerecht wird. Dieses gedruckte Material hat Nedo nun gesammelt, geordnet, die sorbischen Fassungen den deutschen Übertragungen gegenüber gestellt und als geschlossene Märchensammlung herausgegeben, die er mit Recht eine „Quellenausgabe“ nennt, wie sie künftighin anstelle der anderen, fast durchwegs längst unzugänglich gewordenen Ausgaben dienen wird. Die Anordnung der 86 Stücke erfolgte nach dem Typenverzeichnis von Aarne-Thompson, so daß auch die internationale Forschung das Werk verwenden können. Ein stattlicher Anhang gibt die entsprechenden märchenkundlichen Hinweise, die besonders die Verbreitung der einzelnen Erzählungen in Ostdeutschland und bei den benachbarten Westslawen dartun.
Leopold Schmidt.

Harry Trommer, **Wo das Erz in Fülle blinkt**, Bergmannssagen. 439 Seiten. Leipzig 1956. VEB Friedrich Hofmeister. DM 8,50.

Bergmannsvolkskunde allerorten. Neben dem besonders von Gerhard Heilfurth so überaus verdienstvoll bearbeiteten Bergmannslied tritt nun auch die bergmännische Sage wieder deutlicher in den Vordergrund der Beachtung. Vor kurzem erst hat bei uns Franz Kirnbauer aus den alten Sagensammlungen entsprechendes Sagengut geschöpft, nun legt Trommer hier eine stattliche Auswahl aus der zuständigen Ausgabe von Friedrich Wrubel (Freiburg 1883) und mehreren landschaftlichen Sagensammlungen vor. Mit den hübschen Holzschnitten von Kurt Dietze zusammen ein gut gestaltetes Büchlein. Es wäre jetzt nur an der Zeit, dieses Material auch sagenkundlich richtig aufzuarbeiten.
Leopold Schmidt.

Rudolf Berliner, **Bemerkungen zu einigen Darstellungen des Erlösers als Schmerzensmann** (Das Münster. 9. Jahr, München 1956. Heft 3/4. Verlag Schnell und Steiner).

Der große Ikonograph Berliner besichert uns nach seiner Rückkehr eine wichtige Arbeit nach der anderen. Er hat sein Meisterwerk „Die Weihnachtskrippe“, also den Textband zu den bereits 1927 begonnenen „Denkmälern der Krippenkunst“, vorgelegt (München 1955, Verlag Prestel). Nun ist seine grundlegende Arbeit über die „Arma Christi“ erschienen (Münchner Jahrbuch der bildenden Kunst, III. Folge, Bd. VI, München 1955, S. 35—152), und hier legt er eine wichtige Ergänzung dazu vor, die auch für die volkskundliche Ikonographie sehr beachtenswert erscheint. Das genaue „Lesenkönnen“ der Bilder, wie es Berliner lehrt, ist für uns unentbehrliche methodische Grundlage.
Leopold Schmidt.

Barbara Helbling-Gloor, **Natur und Aberglaube im „Politicus“ des Johannes von Salisbury** (= Geist und Werk der Zeiten, Heft 1). 118 Seiten. Zürich 1956. Fretz & Wasmuth.

Johannes von Salisbury, Freund und Zeitgenosse des hl. Thomas von Canterbury, gest. 1180, hat in seinem enzyklopädischen Werk „Politicus“ verschiedene Gebiete der Magie und Zukunftserforschung behandelt, mit der polemischen Gläubigkeit seiner Zeit. Die vorliegende historische Züricher Doktorarbeit hat das Material äußerst sauber und fleißig aufgearbeitet. Die hauptsächlichen Stoffgruppen (Tieraberglaube, Magie und der Kampf gegen den Aberglauben, Traumdeutung und Prophetie, Astrologie) treten lebensvoll hervor, die Abhängigkeitsverhältnisse von der entsprechenden antiken und zeitgenössischen Literatur werden fruchtbar diskutiert. Ein wichtiger Beitrag zur Volkskunde des Mittelalters.
Leopold Schmidt.

Schweizer und Berner Heimatbücher. Verlag Paul Haupt, Bern.

In den beiden vorzüglichen Bildbuchreihen des Verlages Paul Haupt sind neuerlich mehrere Bände erschienen, die auch im Bereich der Fachvolkskunde bekannter zu werden verdienen.

Paul Zinsli, **Der Berner Totentanz des Niklaus Manuel.** 10 Farb- und 16 Schwarzweiß-Tafeln, 1953.

Der berühmte Berner Totentanz ist längst untergegangen. Es hat sich aber eine Miniatur-Kopie von Kauw erhalten, die nun hier erstmalig vollständig reproduziert wird, wozu Zinsli, der sich mit dem dichterischen und mit dem malerischen Werk des gewaltigen Kriegsmannes und Künstlers eingehend beschäftigt hat, einen instruktiven Text geschrieben hat. Das Buch ist auch ein wertvoller Beitrag zur Totentanzforschung.

Verena Trudel, **Schweizerische Leinenstickereien des Mittelalters und der Renaissance.** 32 Tiefdruck-Bildtafeln, 8 Textzeichnungen, 8 Stickmustertafeln und 64 Seiten Text, 1954.

Die erste Darstellung der alten Leinenstickerei in der Schweiz, ein für die Erforschung der textilen Volkskunst sehr wichtiges Buch, aus dem man auch über Vorbilder, Verbreitungsgebiete und Stickerinnen Wesentliches erfährt. Zu dem Buch gibt es einen umfangreichen „Katalogband“, der uns leider nicht zur Besprechung zugegangen ist.

W. U. Guyan, **Schaffhauser Kunst und Kultur im Museum zu Allerheiligen.** 16 Seiten Text, 32 Tiefdruck-Bildtafeln, 1955.

Ein ausgesprochen schöner Führer durch dieses intime Museum mit seinen oft ganz volksmäßigen Kunstwerken des Mittelalters. Bemerkenswert wie in so vielen Schweizer Museen die betonte Präsentation der alten Wohnkultur.

Josef Fanger, **Die Alpwirtschaft Obwaldens.** 20 Seiten Text, 32 Tiefdruck-Bildtafeln, 1956.

Dieser 71. Band der „Schweizer Heimatbücher“ ist wieder ganz der hirtentäuerlichen Kultur der Innerschweiz gewidmet. Das Alpwesen des kleinen Kantons Obwalden in Vergangenheit und Gegenwart kommt in den trefflichen Bildern sehr schön zum Ausdruck. Auch hauskundlich kann man seine Freude daran haben.

Man könnte sich übrigens bei diesen Bänden mitunter vorstellen, daß die beamteten Fach-Volkskundeforscher der Schweiz in ihnen als Autoren mehr zu Wort kommen könnten. Sie hätten vielleicht mehr an Anregungen zu bieten, als wir von außen vermuten können.

Leopold Schmidt.

Paul Scheuermeier, Bauernwerk in Italien, der italienischen und rätoromanischen Schweiz. Bd. II (= Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz, von K. Jaberg und J. Jud, Illustrationsband II). 530 Seiten, mit 495 Holzschnitten und Zeichnungen von Paul Boesch, 542 Photographien und 13 Sachkarten. Bern 1956, Verlag Stämpfli & Cie, SFr. 62,15.

Wenn es in unseren Jahren eine Überraschung auf dem Gebiet der Sachkunde geben konnte, dann am ehesten die, daß Scheuermeier einen zweiten Band seines „Bauernwerk“ vorlegte. Der I. Band, 1943 erschienen und daher der Fachwelt, insbesondere der mitteleuropäischen, verspätet bekannt geworden und dementsprechend noch lange nicht in dem Maße genützt, das möglich wäre, gilt seit seinem Erscheinen als eine Bibel der Geräteforschung; irgendeine vergleichende Arbeit auf diesem Gebiet ohne den Griff nach „dem Scheuermeier“ ist schon lange nicht mehr möglich. Man merkte wohl, daß manche Kapitel darin nicht enthalten waren, tröstete sich aber damit, daß ja niemand diese gewaltigen Gebiete ganz überschauen könne. Nun stellt sich heraus, daß Scheuermeier bei seinen zwischen 1919 und 1935 geleisteten Aufnahmearbeiten auch diese ausständigen Kapitel sehr bearbeitet hatte, daß sie nur noch nicht zum Druck gelangt waren. Aus den sechs Jahren intensiver Aufnahme und den zahlreichen späteren Geländefahrten, insbesondere aus der Zusammenarbeit mit dem wiederum ganz vortrefflich bewährten Zeichner Paul Boesch ist viel mehr Material zurückgeblieben als man ahnen konnte: Der vorliegende II. Band ist doppelt so stark als der I. geworden!

Der Band enthält, um das nur kurz anzudeuten, hauptsächlich Material über das Wohnen (Siedlungen, Bauten, Küche, Küchengeräte, Herd, Heizung, Beleuchtung), über den Transport (Tragen und Traggeräte, Schleifen und Schlitten, Wagen, Joch) und Häusliche Arbeiten (Brot, Wäsche, Hanf-Flachs-Wolle, Spinnen und Weben) und einen kurzen Anhang über Trachten. Wie im ersten Band ist auch hier festgehalten, was Scheuermeier als Explorator gesehen hat, mit Beschreibung und Bild, womöglich mehreren Bildern in Zeichnung und Photographie, und was er gehört hat. Die Terminologie ist von der ganzen strengen Sachlichkeit der romanistischen Sprachgeographie, mit der sich ja in weitem Umkreis eigentlich nichts vergleichen läßt. Man merkt sich vielleicht als Eigentümlichkeit der Schule an, die auch diesem Werk zugutekommt, daß nicht die einzelne Sache, sondern das tägliche Leben des Menschen mit dieser Sache in Beschreibung, Bild und Wortzeugnis festgehalten erscheint. Die Bildbeschriftungen sind nicht in trockenen Einzelausdrücken gehalten, es sind meist mehrere Sätze, die das Gerät in seiner Funktion aufweisen, ganz schlicht, wie es die Leute dem Aufzeichner erzählt haben. Das gilt übrigens auch für die stattliche Zahl von Bildern, die Gerhard Rohlf's beige stellt hat und durch die vor allem Unteritalien gut betont erscheint. Dabei fällt auf, daß die Bilder ihrerseits so durchaus naïv-natürlich wirken. Die Leute haben sich dem Photographen nicht zur Schau gestellt, sie werden größtenteils so gezeigt, wie sie sich ungezwungen benehmen. Eher schon sind die Geräte

manchmal in Gruppen zusammengeordnet, aber nur aus praktischen Gründen, es handelt sich ja um keine ästhetisch zu wertenden Großaufnahmen eines mondänen Schaubuches, sondern um schlichte dokumentarische Bilder, die das Material so deutlich wie möglich machen wollen, in vieler Hinsicht als Ersatz für ein Museum, das ja doch diese Stoffmengen niemals sammeln, unterbringen oder gar darbieten könnte.

Je schlichter die Photographien anmuten, desto mehr künstlerischen Reiz bieten die Holzschnitte von Paul Boesch. Sie sind das meiner Ansicht nach bisher von keinem anderen zu derartigen Illustrationszwecken herangezogenen Zeichner erreichte Vorbild, das Anschaulichkeit, ja dokumentarische Genauigkeit mit künstlerischem, graphischem Reiz verbindet. Eine Seite wie S. 249 mit den Figuren 451 bis 454, vier einfachen Flachskeheln mit Eisenzähnen, kann man sich nicht besser, sachlicher, schlichter und doch aussagekräftig vorstellen.

Das nun abgeschlossene Riesenwerk ist ein Zeugniswerk, eine Dokumentensammlung. Die beiden Bände „Bauernwerk“ zusammen sind weder aus der Geschichte unserer Forschung noch aus dem täglichen Handgebrauch jeder Art von Geräteforschung fortzudenken. Tiefen Dank daher allen, die sich darum bemüht haben, Paul Scheuermeier in Bern allen voran, der uns ein Werk europäischer Geltung geschenkt hat.

Leopold Schmidt.

René Meurant, Studien zu den westeuropäischen Riesenprozessionen.

Die Umzüge mit den verschieden benannten Riesen erfreuen sich schon seit langem einer recht beträchtlichen Erforschung. Seit zahlreiche belgische und nordfranzösische Prozessionsriesen nach dem zweiten Weltkrieg eine fröhliche Urstunde gefeiert haben, ist auch die wissenschaftliche Anteilnahme beträchtlich gestiegen, so sehr, daß sich sogar eine eigene Vereinigung, das „Comité d'Etude des Géants Processionels dans le Nord de la France, la Belgique et les Pays-Bas“ gebildet hat, dessen Seele René Meurant ist. Wir verdanken ihm bereits die schöne Studie:

Les Géants Processionels de Wallonie, Province de Luxembourg. 64 Seiten, mit 10 Zeichnungen im Text von Elisabeth Ivanovsky. Waatermael-Bruxelles, Dreve des Wegélias. 1953.

Nun hat er eine eigene Tagung veranstaltet, deren Ergebnisse in einem Heft gesammelt ebenfalls vorliegen:

Journées d'étude, organisées a Mons (Belgique), du 25 au 27 Mai 1956. (Extrait du „Guetteur Wallon“, Nr. 136, September 1956) 64 Seiten, mit mehreren Abbildungen und Karten.

Das Heft enthält den Tagungsbericht und die geographisch gegliederte Liste aller Riesen-Umzugs-Orte, ferner Studien und Mitteilungen von René Meurant, Paul Lefrancq (über den „Riesenkongreß“ von Valenciennes, 1910), Violet Alford (Riesenprozessionen in England), Felix Poussiau (Die Riesen von Namur), und schließlich einen Auszug aus der Dissertation meines Schülers Klaus Beitzl „Les Masques de Géants processionelles en Autriche“. Hoffentlich werden diese interessanten Spezialstudien in gleicher Art fortgesetzt¹⁾.

Leopold Schmidt.

¹⁾ Vgl. jetzt weiters Josef Vermeulen, Het Reuzenkongres te Rijsel 1956 (Oostvlaamsche Zanten, Bd. 32, Gent 1957, Nr. 1, S. 5 ff.).

Anzeigen / Einlauf 1956 / Volkserzählung

- Paul A l p e r s, Märchen, Sage und Volkslied in Niedersachsen (= Schriften des Niedersächsischen Heimatbundes, N. F. Bd. 28). Celle 1954. 111 Seiten. Schweiger & Pick.
- Bela B a l a z c, Kasachische Volkssagen und Märchen, Nachdichtung der Verse. Illustrationen von Gerhard Gossmann. Berlin 1956. 211 Seiten, 10 Farbtafeln. Kultur und Fortschritt.
- Jonas B a l y s, Lietuviu Mitologiskos Saknies. Lithuanian Mythological Legends. London 1956. 191 Seiten. Nida Book Club Nr. 13.
- Inger M. B o b e r g, Baumeistersagen (= FFC. Nr. 151). Helsinki 1955. 24 Seiten. Academia Scientiarum Fennica.
- Frank B r o m m e r, Die Königstochter und das Ungeheuer (= Marburger Winkelmann-Programm 1955). Marburg an der Lahn 1955. 15 Seiten, 4 Bildtafeln. Verlag des Kunstgeschichtlichen Seminars.
- Frank B r o m m e r, Vasenlisten zur griechischen Heldensage. Herakles, Theseus, Aigeus, Erechtheus, Erichthanos, Kekrops, Kodros, Perseus, Bellerophon, Meleager, Peleus. Marburg an der Lahn, 1956. XVI und 190 Seiten. N. G. Elvert.
- Joseph C a m p b e l l, Der Heros in tausend Gestalten. Frankfurt am Main 1953. 376 Seiten, XXIV Tafeln, 21 Abb. im Text. S. Fischer.
- Alberto M. C i r e s e, Saggi sulla cultura meridionale. I. Gli studi di tradizioni popolari nel Molise. Profilo storico e saggio di bibliografia. Roma 1955. 170 Seiten. Editore De Luca.
- Giuseppe C o c c h i a r a, Il paese di cuccagna (= Collezione di studi religiosi, etnologici e psicologici, 28). Torino 1956. X und 271 Seiten, 22 Abb. auf Tafeln. Edizioni Scientifiche Einaudi.
- Linda D e g h, Kakasdi Nepmesek (Volkserzählung in Kakasd). I. Palko Jozsetne mesi (Die Erzählungen der Frau Josef Palko). Budapest 1955. 509 Seiten. Akademiai Kiado.
- Linda D e g h, Utmutato a Munkacsosztaly Neprajzi vizgalatahoz (Wegweiser durch die Volksüberlieferungen von Munkacs). Budapest 1953. 64 Seiten. Művelt nép Könyvkiado.
- Linda D e g h, A Munkassag Neprajzi kutatasa (Volkskundliche Aufsammlungen in Munkacs). (Magyar Tudomanyos Akademia, 1952. S. 283—323.)
- Carl-Martin E d s m a n, The Story of the Bear Wife in Nordic Tradition (Ethnos, 1956, H. 1/2, S. 36—36).
- Mircea E l i a d e, Symbolisme du „vol magique“ (Numen, Bd. III, 1956, S. 1—13).
- Hans F e h r, Das Recht in den Sagen der Schweiz. Frauenfeld 1955. 149 Seiten. Huber & Co.
- F o l k e m i n d e r, Utgivet af Ferenigen „Danmarks Folkeminder“. Redaktion: H. P. H a n s e n und L. B ö d k e r. Kopenhagen 1956 ff.
- Adolf F r i e d r i c h und Georg B u d d r u s s, Schamanengeschichten aus Sibirien. Aus dem Russischen übersetzt und eingeleitet (= Weisheitsbücher der Menschheit). München-Planegg 1955. 327 Seiten, 24 Abb. im Text. Otto Wilhelm Barth.

- Friedmar Geißler, Brautwerbung in der Weltliteratur. Halle an der Saale 1955. XX und 260 Seiten. VEB Max Niemeyer.
- Tj. W. R. de Haan, De studi van het levende volksverhaal in de Noordelijke Nederlanden (Das Studium der lebenden Volkserzählungen in den nördlichen Niederlanden). (Handelingen van het Eenentwintigste Vlaams Philologencongres. Leuven, 12.—14. April 1953, S. 269—271.)
- Martti Haavio, Der Etanamythos in Finnland (= FFC Nr. 154). Helsinki 1955. 14 Seiten. Academia Scientiarum Fennica.
- Karl Häidling, Von der Gebärdensprache der Märchenerzähler (= FFC Nr. 155). Helsinki 1955. 16 Seiten mit 11 Abb. Academia Scientiarum Fennica.
- Gottfried Henßen, Zur Methodik der Erzählforschung. Eine Antwort an Werner Braun (Rheinisch-Westfälische Zeitschrift für Volkskunde, Bd. II, 1955, S. 183—189).
- Matthias Hermanns, Himmelsstier und Gletscherlöwe. Mythen, Sagen und Fabeln aus Tibet. Eisenach-Kassel 1955. 257 Seiten, 1 Abb. Erich Röth.
- Matthias Hermanns, Mythen und Mysterien, Magie und Religion der Tibeter. Köln 1956. 400 Seiten, 49 Bildtafeln, 1 Karte. Balduin Pick.
- Hans Himmlheber, Aura Poku. Mythen, Tiergeschichten und Sagen, Sprichwörter, Fabeln und Rätsel. Auf einer volkskundlichen Forschungsreise an der Elfenbeinküste aufgenommen und in Auswahl herausgegeben. 2. Aufl. Kassel 1951. 179 Seiten, 2 Abb. Erich Röth.
- Charles Joisten, Contes Folkloriques des Hautes-Alpes (Haute Vallee du Queyras). Introduction de Paul Delarue. (= Folklore des Alpes, Bd. 2) Paris 1955. 107 Seiten, 3 Abb. Edition Erasme.
- Andre Jolles, Einfache Formen. Legende, Sage, Mythe, Rätsel, Spruch. Kasus, Memorabile, Märchen, Witz. 2. Aufl., durchgesehen von A. Schossig. Halle an der Saale 1956. XVIII und 252 Seiten. VEB Max Niemeyer.
- Gerhard Kahlo, Die Wahrheit des Märchens. Grundsätzliche Betrachtung. Halle an der Saale 1954. 74 Seiten. VEB Max Niemeyer.
- Elsa Sophia von Kamphoevener, An Nachtfuern der Karawan-Serail. Märchen und Geschichten alttürkischer Nomaden. Hamburg 1965. 351 Seiten. Christian Wagner.
- Ludwig Kohl-Larsen, Das Zauberhorn. Märchen und Tiergeschichten der Tindiga. Eisenach-Kassel 1956. 162 Seiten, 1 Abb., 1 Karte. Erich Röth.
- Bernhard Koch, Zur Symbolik österreichischer Mittelaltermünzen (Mitteilungen der Österreichischen Numismatischen Gesellschaft, Bd. VIII, 1953, S. 10—12).
- Leopold Kretzenbacher, „Maitre Patelin“ in der Oststeiermark. Ein Schwank der Weltliteratur im lebendigen Volksmund (Blätter für Heimatkunde, Bd. XXX, Graz 1956, S. 2—11).
- Enno Littmann, Arabische Märchen und Schwänke aus Ägypten. Nach mündlicher Überlieferung gesammelt, übersetzt und erklärt (= Akademie der Wissenschaften und der Literatur in Mainz, Abhandlungen der Klasse der Literatur, 1955, Nr. 2). Wiesbaden 1955. 174 Seiten. Komm. Franz Steiner.
- Waldemar Liungman, Das wahrscheinliche Alter des Volksmärchens in Schweden (=FFC. Nr. 156). Helsinki 1955. 44 Seiten. Academia Scientiarum Fennica.

- Laszlo Ma á c z, Adatok a hiedelmek es az epikus mufajok össze-
függesehez (Babonas történetek). (Contributions to the Relation
between of Beliefs and the Epic Genres.) (Ethnographia, Bd. LXVII,
Budapest 1956, S. 279—293.)
- Georgios M e g a s, Der Barilose im neugriechischen Märchen (= FFC.
Nr. 157). Helsinki 1955. 16 Seiten. Academia Scientiarum Fennica.
- Georgios M e g a s, He peri Ptocholeontos diegesis kai ta schetika pros
auten paramythia (Die Reise nach Ptocholeon und die diesbezüg-
lichen Märchen). (Laographia Bd. 1956, 20 Seiten.)
- Hermann M e n h a r d t, Der Millstätter Physiologus und seine Ver-
wandten (= Kärntner Museumsschriften Bd. XIV). Klagenfurt 1956.
76 Seiten, 27 Abb. Landesmuseum für Kärnten.
- Heinrich M i c k o, Mundartproben aus dem Bezirk Landeck. Unter Bei-
hilfe von Gewährsleuten gesammelt und dargeboten (Landecker
Buch, Bd. I, = Schlernschriften Nr. 133, Innsbruck 1956. S. 151—157).
— Auch Sagen und Schwänke.
- Gyula O r t u t a y, Magyar Nepköltészet (Ungarische Volksdichtung).
Bd. I, Nepdalok (Volkslieder). 503 Seiten.
Bd. II, Nepballadak (Volksballaden). 352 Seiten.
Bd. III, Nepmesek (Volkserzählungen). 646 Seiten.
Budapest 1955. Szepirodalom Könyvkiado.
- Gyula O r t u t a y, Kossuth Lajos a magyar nep hagyomanyaiban
(Lajos Kossuth in Hungarian Popular Tradition). (Tanulmányok,
Bd. 1951, S. 263—307.)
- Michael O'R u a d h a i n, Birds in Irish Folklore (Acta XI Congressus
Internationalis Ornithologici, Basel 1954, S. 669—676).
- Gaetano P e r u s i n i, Fiabe e leggende friulane (Sot la nape, Bd. II,
Udine 1950, Nr. 5, September/Oktober. 4 Seiten).
- Will-Erich P e u c k e r t, Lenore (= FFC, Nr. 158). Helsinki 1955. 19 Seiten.
Academia Scientiarum Fennica.
- Kurt R a n k e, Der Schwank vom Schmaus der Einfältigkeit. Ein Bei-
spiel zur generatio aequivoca der Volkserzählungen (= FFC, Nr.
159). Helsinki 1955. 17 Seiten. Academia Scientiarum Fennica.
- Marianne R u m p f, Ursprung und Entstehung von Warn- und Schreck-
märchen (= FFC, Nr. 160). Helsinki 1955. 16 Seiten. Academia
Scientiarum Fennica.
- Wolfgang S c h a d e w a l d t, Griechische Sternsagen (= Fischer-Bücherei
Nr. 129). Frankfurt am Main 1956. 192 Seiten. S. Fischer.
- Herbert S c h ö f f l e r, Kleine Geographie des deutschen Witzes. Mit
einem Nachwort herausgegeben von Helmuth P l a s s n e r. Göttin-
gen 1955. 48 Seiten. Vandenhoeck & Ruprecht.
- Julius Franz S c h ü t z, Zur Stoffbibliographie der Steirischen Reim-
chronik des Ottokar. Die Herzogseinsetzung in Kärnten. Synoptische
Aufgliederung des Stoffes auf Grund der Heimchronik und nach der
Conversio Bagoariorum, dem Sermo ad Religiosos des Berthold
von Regensburg, dem Schwabenspiegel-Einschub, dem Liber cer-
tarum historiarum des Johannes Victorienis und der Osterreichi-
schen Chronik von den 95 Herrschaften, Graz 1954. 28 unpag. Seiten.
Akademische Druck- und Verlagsanstalt.
- Wilhelm S t r a u b, Sagen des Schwarzwaldes. Ausgewählt und bearbeitet.
Bühl-Baden 1956. 205 Seiten. Konkordia AG.
- Stith T h o m p s o n, Narrative Motif-Analysis as a Folklore Method
(= FFC, Nr. 161). Helsinki 1955. 9 Seiten. Academia Scientiarum
Fennica.

- Gregor von Tours, Zehn Bücher Geschichten. Bd. 1: Buch 1—5. Auf Grund der Übertragung W. Giesebrechts neubearbeitet von Rudolf Buchner (= Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters. Freiherr von Stein-Gedächtnisausgabe, Bd. I). Berlin o. J. L und 381 Seiten. Rütten & Loening.
- Imre Trencsenyi-Waldapfel, Bellerophontes (S. 491—533).
- Karoly Marot, Bellerophontes (S. 534—544).
- Gyula Ortutay, Bellerophontes (S. 545—552).
(Magyar Tudományos Akademia, Bd. 1952)
- Giuseppe Vidossi, Motti e Facezie del Piovano Arlotto. A cura de Gianfranco Folena (Giornale Storico della Letteratura Italiana, Vol. CXXXIII, Fasc. 401, 1956, S. 102—109).
- Giuseppe Vidossi, In margine ad alcune avventure di Münchhausen (= FFC, Nr. 162). Helsinki 1955. 9 Seiten. Academia Scientiarum Fennica.
- Ingeborg Weber-Kellermann, Berliner Sagenbildung 1952 (Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 52, Stuttgart 1955, S. 162—170).
- Edmund Wießner, Der Bauernhochzeitsschwank. Meier Betz und Metzen hochzit. Herausgegeben (= Altddeutsche Textbibliothek Nr. 48). Tübingen 1956. 64 Seiten. Max Niemeyer.
- Robert Wildhaber, Das Sündenregister auf der Kuhhaut (= FFC, Nr. 163). Helsinki 1955. 36 Seiten, 7 Abb. Academia Scientiarum Fennica.
- Hans Wolf, Das Grünhül und andere Sagen aus dem südöstlichen Niederösterreich. Nach den Vorschlägen einer Lehrerarbeitsgemeinschaft zusammengestellt (= Die goldene Leiter, Nr. 13). Wien, o. J. 30 Seiten. Osterreichischer Bundesverlag.
- Ella Young, Keltische Mythologie. Aus dem Gälischen nacherzählt. Aus dem Englischen übersetzt von Maria Christiane Benning. Ahrweiler im Rheinland 1955. 129 Seiten. Are-Verlag.

Wien 1957

Selbstverlag des Vereines für Volkskunde

Alle Rechte vorbehalten

Druck: Holzwarth & Berger, Wien I

Eine Krippenlegende aus Admont

Von Leopold Kretzenbacher

Zu den kostbarsten religiösen Kunstdenkmälern der steirischen Barockzeit gehört die liebliche Weihnachtskrippe von Josef Thaddäus Stammel († 1765) in der Stiftskirche zu Admont. Ein gütiges Geschick hat sie inmitten der Flammen, die 1865 den alten Bau des Blasiusmünsters niederbrannten, wie durch ein Wunder bewahrt. Seit mehr als zweihundert Jahren ist diese Stammel-Krippe der lichte Mittelpunkt der Admonter Stiftsweihnacht. Von Jahr zu Jahr wächst sie nun stärker in die symbolerfüllte neuzeitliche Weihnachtsliturgie der Admonter Benediktinermönche hinein¹⁾.

Viele Male ist diese kurz vor 1755 fertig geschnitzte Krippe, ein Nachfahre der großen süddeutschen Weihnachtsaltäre und doch wieder deutlich gestaltet vom Erlebnis der verstellbaren Vielfiguren-Krippen des Südens, insbesondere Italiens her, abgebildet, beschrieben und in ihren Sinnbezügen gedeutet worden²⁾. Es nimmt nicht wunder, daß sich um einen wirklichen Künstler und um sein erhabenes Werk manch eine Legende rankt³⁾. Das zeigt sich auch an J. Th. Stammel, dem größten Meister des Stiftes Admont, der in der Förderung seiner kunst sinnigen Äbte wachsen und reifen konnte bis zu jener Meisterschaft, der die „Vier Letzten Dinge“ in der weltberühmten Admonter Stiftsbibliothek gelungen sind und auch unsere Krippe.

Eine Fülle von köstlichen Figuren belebt die Admonter Stiftskrippe. Sind doch wie in ihrem Vorläufer, in der Stammel-Krippe von Kalwang drei Kirchenfeste in eine Simultanschau gefaßt: die Hirtenanbetung in der Heiligen Nacht, die Opferung

¹⁾ Adalbert Krause, Die Admonter Weihnachtskrippe (Der Krippenfreund, Nr. 150, Innsbruck 1955, S. 7 ff., bes. 10 f.).

²⁾ Vgl. Leopold Kretzenbacher, Weihnachtskrippen in Steiermark (= Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. III), Wien 1953, S. 50 ff.

³⁾ Vgl. Leopold Kretzenbacher, Der Admonter Schreiberteufel. Predigtmärlein, Kirchenkunst und barocke Klosterlegende. (Neue Chronik zur Geschichte und Volkskunde der innerösterreichischen Alpenländer. Beilage zur Südost-Tagespost, Graz, Nr. 52.) 1956.

der hl. Drei Könige und schließlich noch die Darstellung Jesu im Tempel zu Jerusalem. Zwischen der glanzvollen Stadt oben und dem Geschehen vor der Bethlehemgrotte unten tummelt sich eine Fülle von Schafen auf der Weide bei ihren Hirten gemäß Lukas 2, 8: „et pastores erant in regione eadem vigilantes et custodientes vigilias noctis super gregem suum.“

Ganz rechts auf halbem Hang, jedoch so, daß die kleine Sonderszene dem Beschauer auffallen muß, kämpfen eben zwei Böcke. Mit langen Hörnern springen sie einander an. „Das sind die beiden Grießenböcke!“ sagen die Admonter Schulkinder. Immer wieder hört und liest man die kleine Legende von diesen beiden kämpfenden Böcken. Am freundlichsten weiß sie der gelehrte Stiftsarchivar Oberstudienrat DDr. Adalbert Krause OSB zu erzählen. Drum lassen wir ihm auch hier das Wort⁴⁾: „Die rechte Seite der Krippe wird abgeschlossen von einer Gebirgsszenerie, in welcher man ganz deutlich die beiden Admonter Buchsteine erkennt. Auf einem Felsvorsprung steht eine Burg als Gegenstück zum antiken Tempel. Unter den Felsen, etwas abseits, erblickt man noch eine kleine Gruppe von zwei kämpfenden Ziegenböcken, ganz für sich, als wollten sie so gar nicht zum Frieden, der über dem ganzen weihnachtlichen Kunstwerk liegt, passen. Hoch aufgerichtet auf ihre zottigen Hinterbeine, stoßen sie mit den gehörnten Köpfen erbittert zusammen. Der Künstler Stammel soll nach der Überlieferung in diesen zwei Böcken die beiden Klosterbrüder P. Amand (* 1724, † 1795) und P. Willibald Grießenböck (* 1718, † 1792) verewigt haben. Beide waren zur Zeit Stammels Ordensmitglieder des Stiftes, die sich nach der Überlieferung öfters zankten und stritten, so daß Meister Stammel, der manchmal Zeuge ihrer Heftigkeit war, die beiden streitenden Patres Grießenböck als Admonter Krippenböcke darstellte. Doch noch mehr! Stammel wollte damit auch den ewigen Hader und immerwährenden Streit auf dieser Welt, trotz des Friedens, den die Engel Gottes in der Heiligen Nacht verkündeten, zum Ausdruck bringen.“

Das ist nun eine köstliche Geschichte. Aber ganz genau besehen mag sie doch nur eine lokale Klosterlegende sein, die sich an ein Motiv knüpft, das in der religiösen Ikonographie der Weihnachtsbilder in wesentlich frühere Zeiten hinauf reicht. Die eingehende Beschäftigung mit der Weihnachtskrippe als einem Element der Kulturgeschichte nicht nur des Volkes, sondern (vor allem seit dem Frühbarock und seinen mannigfachen Südländ-

⁴⁾ Adalbert Krause, a. e. O. 8 f. und Neudruck als Sonderheftchen: Die Admonter Weihnachtskrippe, Graz 1955. S. 8 ff.

einflüssen) auch der abendländischen Hochkultur, insbesondere in den Räumen des gegenreformierten Europa, brachte mancherlei neuere Erkenntnisse gerade in den letzten Jahren zu Tage⁵⁾. Dazu regten nicht zuletzt auch die großen Sonderausstellungen von Weihnachtskrippen an, in denen jeweils der gesamte ikonographische Bereich der weihnachtlichen Motive umschritten wurde: Christkindwiege, *agitatio cunarum* und *indorminatio infantis*, *Santi Bambini*, Jesuskinder als Gott-Kind-König, Christkindwallfahrten usw. Dabei zeigt es sich nun mehr und mehr, daß wir bei der ikonographischen Beschreibung und der kulturgeschichtlichen Interpretation der Krippe als Gegenstand der Hochkunst wie der volkstümlichen Devotion mit Motivbezügen, theologischem Wissen und Erlebnisschichten rechnen müssen, die sich innerhalb des Überlieferungskreises um das Weihnachtsfest oft schon um etliche Jahrhunderte früher dokumentierten, ehe wir überhaupt von der „Krippe“ im engeren Sinne reden können. In eine solche Schichte scheint auch das Motiv der „kämpfenden Griesenböcke“ von Admont hinab zu reichen.

Um es vorweg zu nehmen: die Ausdeutung des Motives der kämpfenden Böcke bei der Weihnachtskrippe von Admont dürfte eine lokale Sonderausprägung zu einer Klosterlegende erfahren haben, zu der man vielleicht schon zur Zeit des Künstlers, vielleicht sogar durch ihn selber kam, als man den eigentlichen Sinn des kleinen, abseitigen Motives nicht mehr erkannte, obwohl der Künstler es in der Gesamtkomposition nicht missen wollte. Der Urgrund scheint ein astrologischer Bezug zu sein. Nach uralter Überlieferung ist Christus nämlich im Tierkreiszeichen des Steinbockes (20. Dezember bis maximal 23. Jänner) geboren. Eine astrologische Konstellation, die heute noch Millionen von zivilisierten Menschen des Abendlandes immerhin so wesentlich erscheint, daß sogar die allermeisten Tageszeitungen, „Illustrierten“ und Wochenblätter aller weltanschaulichen Richtungen nicht umhin können, ihren Lesern allwöchentlich ein „Horoskop“ mitzuteilen, war für den mittelalterlichen Menschen noch etwas wesentlich Wichtigeres als heute. Der gesamte, hochentwickelte Sternglaube des Vorderen Orientes und des spätantiken Hellenismus war und blieb eine Realität, mit der auch das junge Christentum so oder so rechnen mußte. Das riesige Amulettwesen der Antike wie der mittelalterlichen Welt und ihre bis zur Gegenwart in der Kultur vieler Völker nachwirkenden Formen sind ohne diesen Sternglauben nicht erklärbar. Wie

⁵⁾ Vgl. das Standardwerk von Rudolf Berliner, *Die Weihnachtskrippe*. München 1955.

sollten sich die Menschen jener Zeit nicht darum gekümmert haben, unter welchem Sternzeichen der Erlöser geboren wurde! Natürlich abgesehen vom ohnedies seit 2000 Jahren fast umstrittenen „Stern der Weisen“ wollte man auch wissen, unter welchem Zeichen des Zodiacus dies geschah⁶⁾.

Tatsächlich finden wir nun das Motiv des Steinbockes (bzw. seiner Verdoppelung im Motiv der kämpfenden Steinböcke oder vielleicht in der Vermengung oder Verwechslung des ursprünglichen Sinnzeichens mit dem für die „Widder“) schon auf verhältnismäßig frühen Weihnachtsdarstellungen. In der Plastik ist es mir auf jenem wundervollen Steinportal des altkroatischen Meisters Radovan am Eingang der Kathedrale von Trogir in Mittel-dalmatien aus der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts am schönsten ausgeprägt begegnet⁷⁾. Im Bogenfelde des riesigen Portales ist die Geburt Christi dargestellt. Auf einem Bette zwischen Wandvorhängen hingestreckt ruht die Gottesgebärerin. Über ihr in der Bildanordnung das fest eingefatschte Jesukind, dem Ochs und Esel ihren warmen Atem zuhauchen. Darüber steht der Stern. Unter der Gottesmutter bereiten die helfenden Frauen das Bad für den schon ziemlich großen, lebhaft sich gebärdenden Knaben. Rechts im Bogenfelde reiten die drei Könige übereinander auf den einen Engel zu, der auf den Stern über der Krippe weist. Im linken Felde vernehmen eben die Hirten auf dem Felde die Verkündigung des Engels; Schafe, Böcke und Hunde füllen den unteren Teil. Mitten unter ihnen aber, groß hervorgehoben, kämpfen zwei Böcke mit langen, kräftigen, steil aufgereckten Hörnern; in der Komposition genau in der Mitte zwischen den Hirten oben und ihren Schafen unten.

Hier in der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts sind es kämpfende Böcke mit steil in die Höhe gewachsenen, langen Hörnern und zottigem Fell. Ob sie den Vorstellungen jener Zeit einmal in der Richtung naturwissenschaftlicher Erkenntnis der Steinböcke entsprechen und andererseits dem aus der hellenistisch-arabischen Astrologie entstammenden Zeichenwissen um den Tierkreis, ins-

⁶⁾ Vgl. zu Ursprung, Überlieferung und Umfang des Sternbildglaubens vom Tierkreis das Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens (HDA) IX (Nachträge), Berlin 1958/41, Sp. 596 ff., s. v. „Sternbilder I. Tierkreisbilder“.

⁷⁾ Vgl. Rudolf Eitelberger-Edelberg, Die mittelalterlichen Kunstdenkmale Dalmatiens in Arbe, Zara, Trau, Spalato und Ragusa. (Jahrbuch der Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale V, Wien 1861, S. 129 ff., bes. 200, Abb. 46.)

Cvito Fisković-Jela Tadijanović, Radovan. Portal katedrale u Trogiru. Agram 1951, Abb. 4 (Bogenfeld) und bes. Tafel 56 (Teilbild der kämpfenden Böcke).

besondere um das Signum für den „Steinbock“, wird sich heute kaum ausmachen lassen; ganz abgesehen davon, daß es auf dieser und auf fast jeder folgenden Stufe der Kunstentwicklung um den Symbolgehalt gegangen sein mochte und nicht um einen extremen Naturalismus.

Kampflustige, mit steil aufgereckten, kräftigen Hörnern bewehrte Böcke sind es auch auf der steirischen Stammel-Krippe aus der Mitte des 18. Jahrhunderts. Sie sehen genau so aus wie der Steinbock auf der Dezember-Vignette des steirischen Mandlkalenders noch heute⁸⁾. Auf einer spanischen Krippe ist über der Bethlehemgrotte eine ganze Herde von Schafen und Böcken, auf den beiden Seiten von je einem Hirten und einem Hunde bewacht, frontal zum Beschauer aufgestellt, wie eine Gruppe von Soldaten. Das mittlere Tier ist ein mächtiger Bock mit großen, gewundenen Hörnern⁹⁾. Das Motiv kehrt ähnlich auch auf einer anderen spanischen Weihnachtskrippe wieder¹⁰⁾.

In neuester Zeit hat der bekannte Bildhauer und Krippenschnitzer Professor Hans Mauracher auf seiner „Richard Mayr-Krippe“¹¹⁾ unser Motiv der springenden Böcke abgesehen von den übrigen Herdentieren und wie sinnbilderfüllt herausgestellt. Hier sind es allerdings eindeutig zwei auf einem Felsvorsprung kämpfende Widder mit ihren kennzeichnenden eingeringelten Hörnern. Professor Mauracher, der Wahlsteierer, mag dieses besondere Motiv noch aus der Erinnerung seiner Tiroler Kinderzeit bewahrt haben, aus der er ja überhaupt den neuen Krippengedanken wieder in die Steiermark getragen hat.

Im übrigen erscheint mir nicht dieser Darstellungsunterschied — ob Steinbockhörner oder solche, die mehr dem Widder gleichen — das Wesentliche. Das sind Fragen der Naturnähe einer Darstellung oder der stärkeren Betonung des Symbolischen. Das Wesentliche erscheint mir das klare Wissen oder dunkle Fühlen um die Sinnbildhaftigkeit eines besonders hervorgehobenen Zeichens, das eben ein astronomisch-kalendarisches ist, und um die Notwendigkeit, es auch irgendwie anzubringen. In unserem Falle

⁸⁾ Vgl. Rose Peinlich-Immenburg, Der steirische Mandlkalender. Seine Zeichen und Bilder. Graz 1948, S.51.

⁹⁾ Rudolf Berliner, Denkmäler der Krippenkunst. (Lieferungswerk. München 1926 ff.), Reihe XII, Tafel 1.

¹⁰⁾ Ebenda XII, 2.

¹¹⁾ Es handelt sich um jenes monumentale Schnitzwerk einer Vielfigurenkrippe, auf der der berühmte Kammersänger Richard Mayr sich in allen seinen großen Opernrollen dargestellt zum Christkind in der Salzburger Felsenreitschule als Bethlehemstall begibt. Vgl. Kretzenbacher, Weihnachtskrippen in Steiermark, S. 57 f. Die Krippe ist Eigentum des Mozarteums in Salzburg.

ist es das Tierkreiszeichen, unter dem sich das Hauptgeschehen des Bildes, die Krippenhandlung vollzieht. Darüber hinaus erscheint wichtig, daß hier Astrologisches sinnbildhaft bezogen vorgestellt wird, wie es aus jenem krausen, von Antike und Orient ausgehenden und in seltsamen Formen weitergetragenen Wissen stammt, das immer noch gegenwärtig ist.

Gerade durch die Überkreuzung des Tierkreiszeichens des „Steinbockes“ mit dem Motiv der übermütig kämpfenden Weidetiere wird das Neue, das Beginnen, der Jahresanfang, der auf einen neuen Frühling hinweist, für den solcher Bezüge kundigen Beschauer ganz klar gegeben. Das zeigt auch die interessante Illustration einer astrologisch-alchemistischen Handschrift der Universität Leiden aus dem Jahre 1520. Sie gehört zu einem berühmten Werke der mittelalterlichen Alchemie, zum „Tractatus, qui dicitur Thomae Aquinatis de Alchemia“. Ein Hirt in mittelalterlicher Tracht bewacht seine Herde, unter der sich auch ein Stier befindet. Über diesem Stier aber springen oben ein Widder und ein Steinbock, der eine mit den eingerollten, der andere mit den charakteristisch gewellten, langen Hörnern lustig aufeinander los, genau wie die Admonter Grießenböcke. Für 1520 ist diese Darstellung allerdings von dem bekannten Tiefenpsychologen C. G. Jung als „Initialtraum“ gedeutet: „Der Artifex (resp. Hermes) als Hirt von ‚aries‘ und ‚taurus‘, welche die Frühlingstriebe, den Beginn des ‚opus‘ darstellen¹²⁾.“

Daß es sich bei solchen Dingen nicht einfach um konstruierte Bezüge, um erklügelte Symbolismen u. ä. handelt, beweist ein eigenartiges „Krippen-Erlebnis“ meines Wiener Freundes Leopold Schmidt. Bei der Vorbereitung einer großen Krippe aus Rinn im Tiroler Mittelgebirge für eine Sonderausstellung zeigte sich folgendes:

Mitten in dem gestuften Krippenberge, der von hunderten winziger Figürchen belebt ist, befindet sich die Geburtsgrotte, geformt nach der bekannten Doppelüberlieferung: einerseits als „Grotte“, andererseits als „Stall“. Rundum sind die Städte Nazareth, Hebron und Jerusalem aufgebaut. Der Tempel ist als Welt-sinnbild auf den Hintergrund gemalt. Die kleine Grotte ist also in einen Kosmos gestellt. Alles rundum ist sinnhaft angeordnet: in der Horizontalen sind es die Könige, die Grotte, die Hirten; in der Vertikalen Gottvater und Engel, die die Leidenswerkzeuge Christi tragen, der eben geboren wird, dann der Gloria-Engel und darunter die Grotte. Das wäre also das „große Mysterium“.

¹²⁾ C. G. Jung, Psychologie und Alchemie. Zürich 1944. S. 95. Abb. 17.

Ihm stellt Professor L. Schmidt das kleine gegenüber: "Das Stallhäuschen deckt nämlich wohl den Eingang zur Geburtsgrotte, nicht aber ihren Felsenaufbau. Und das moderne, künstliche Licht fällt mit einem milden Strahl auf diese winzig kleinen Felsen und siehe da, sie sind nicht etwa künstlicher Stein, Kaschierung, Siegelwachs, und was man alles zunächst glauben möchte, die Felsen der Grotte sind aus echtem Malachit¹³⁾."

Gerade hierin liegt das Merkwürdige: Diesen kostbaren Halbedelstein hat der Krippenkünstler eben nicht zufällig und absichtslos verwendet, sondern nur deswegen, weil der Meister als barocker Mensch noch die geheime, die astrologisch „begründete“ Bedeutung des Malachits gekannt hat. Malachit ist nämlich von altersher der Stein der Geburtsamulette¹⁴⁾. Im Vorderen Orient halten ihn die Frauen als „Kreiß-Stein“ in ihrer schweren Stunde. Seit dem 16. Jahrhundert kennt man solche Amulette auch in den Alpenländern¹⁵⁾. Er ist der Stein, der die Geburt erleichtern soll. Auch von der des Heilandes will das Mittelalter wissen, daß sie leicht gewesen sei, weil der Gottsohn die Menschen eben erlösen wollte. Dieser Malachit ist aber auch unter den amulettwertigen Mineralien der „Geburtsstein des Steinbockes“¹⁶⁾; also jenes Mineral, das nach den astrologischen Systemen dem Tierkreiszeichen des „Steinbockes“ zugeordnet ist, unter dem Christus geboren wurde!

Das sind doch seltsame, nachdenklich stimmende Zusammenhänge! Sollten uns darum nicht auch so köstliche Einzelheiten wie die „kämpfenden Griesenböcke“ von Admont an tiefere Sinnbezüge denken lassen? Zu ihnen tritt ja die freundliche Klosterlegende keineswegs in einen Gegensatz. Sie hat sie vielmehr, da die alten Bezüge vergessen wurden, mit neuem Leben erfüllt.

Und ob es nicht auch noch mehr solcher beziehungsreicher Einzelmotive auch an unserer Admonter Krippe gibt, die mehr

¹³⁾ Leopold Schmidt, Die Grotte aus grünem Malachit. (Die Presse, Nr. vom 25. Dezember 1952, Wien, S. 18.)

¹⁴⁾ Elizabeth Villiers, Amulette und Talismane und andere geheime Dinge. Bearbeitet und erweitert von A. M. Pachinger, München 1927, S. 94.

¹⁵⁾ Vgl. HDA V, 1952/55, Sp. 1556 f.: „ein Wunderding ist es, was man von dem Malachiten schreibt, daß dieser Stein, um den Nabel getragen, das Kind im Mutterleibe stärken und ihm große Kraft verleihen soll; hernach, wenn das Weib gebären will, so binde man ihr den Stein auf den Leib (sonst kann sie nicht gebären) über das rechte Knie auf das dicke Bein; so folgt das Kind von Stund an dem Steine nach und wird geboren.“ (Nach Johannes Staricius, New-reformirt-vnd vermehrter Helden-Schatz, Leipzig 1706, 481.)

¹⁶⁾ Villiers-Pachinger, S. 156.

sind als ein bloßer „Einfall“ und ein ortsgebundenes Motiv? Ich dünkte schon. Die Palme z. B. rechts an der Krippenbegrenzung, genau über den „Grieffenböcken“, mit dem bunten Papagei und einem hohlen Wespennest daran („wahrscheinlich die Symbole der von leidenschaftlichem Haß erfüllten jüdischen Pharisäer und politisch in allen Farben schillernden Sadduzäer“) ¹⁷⁾! Hat sie neben der schon vorgebrachten Ausdeutung nur dekorativ-formalen Sinn als Gegenstück zum hoch aufragenden, eben niederbrechenden Bau der Ruinen des Heidentempels? Das Ruinenmotiv ist in der Krippenkunst alt. Besonders in Italien ist es sehr beliebt. Stammel läßt aus den fallenden Tempelmauern im Augenblick der Christgeburt das Standbild des überwundenen Heidentempels stürzen. Ob nun nicht der Palmaum doch auch eine Anspielung auf jene in den Apokryphen (Pseudo-Matthäus und später im Mittelalter bei Konrad von Fußesbrunn, aber auch in schlesischen Weihnachtsspielen) genannten Legende vom Palmaum ¹⁸⁾ sein soll, unter dem das Jesuskind mit den Eltern bei der Rückkehr aus Ägypten ruhte?

Oder der Hirte, der von rechts kommt und das rhombenförmige, mit einem Kreuz gezeichnete Brot, den „Admonter Wecken“ bringt. Sicher hat Stammel mit vollem Bewußtsein dieses Brot in der Form des Admonter Wappens geschnitzt, das ja diesen Rhombus verdoppelt und mit gegenständigen Farben zeigt. Daran knüpft sich ja ebenfalls eine Admonter Klosterlegende; jene von den gezeichneten Rhombenbroten, die die Admonter Mönche bald nach der Gründung des Klosters (anno 1074) reichlich unter das Volk verteilten, als eine Hungersnot über das Ennstal hereingebrochen war ¹⁹⁾. Die Form dieser Gabe ist jedenfalls die eines Gebildbrotens in Gestalt des „cuneus“. Brot in besonderer Form reichte und reicht man seit jeher bei vielen Völkern der Wöchnerin als „Weiset“. Ganz abgesehen davon, daß heute noch eine sehr bedeutende Anzahl unter den

¹⁷⁾ Adalbert Krause, Die Admonter Weihnachtsskrippe, Graz 1955, S. 10.

¹⁸⁾ Friedrich Vogt, Die schlesischen Weihnachtsspiele, Leipzig 1901, S. 298 f. — Kaspar Dörr, Die Kreuzensteiner Dramenbruchstücke (= Germanistische Abhandlungen, Bd. 50), 1919, S. 64 ff. Vgl. zur Palmaumlegende die neue Übersetzung aus dem Evangelium des Pseudo-Matthäus bei H. Daniel-Rops, Die apokryphen Evangelien des Neuen Testaments, deutsche Ausgabe, Zürich 1956, S. 60 ff. Dort auch S. 62, cap. XXIII der Sturz der heidnischen Götterbilder, allerdings nicht im Augenblick der Christgeburt, sondern wie Maria mit ihrem Kinde den Tempel betritt.

¹⁹⁾ Adalbert Krause, Admont und das Gesäuse in der Sage. Linz/D. 1948, S. 9.

vielen allein aus Österreich bekannten Gebildbrotten eine Form aufweist, die unverkennbar in die sexuelle Sphäre weist²⁰⁾. Man bringt eben das nährnde Brot in besonderer, magisch bedingter Form, so wie man schon der Braut bei Deutschen und Slawen ein anderes festliches Gebildbrot in den Schoß oder symbolisch auf den Schenkel gelegt hatte.

Doch hier wollen wir innehalten. Es geht nicht darum, eine oder mehrere schöne steirische Legenden sozusagen als späte Nachbildungen zu „entlarven“. Ganz im Gegenteil! Die Volkskunde als die „Wissenschaft vom Leben in überlieferten Ordnungen“²¹⁾ ist immer berufen, zu zeigen, wie tief jegliches Kulturgut, auch das individuell erscheinende Kunstwerk, dennoch in einen weiten Überlieferungszusammenhang von „Ordnungen“ verflochten ist; in Sinnbezüge, die wir Heutigen eben nicht mehr ohne mühsames Suchen gleichsam spontan erkennen wie die Vordenen. Die hohe Kunst, die Komposition und das Geschick der Hände: das ist des Meisters Eigen. Die Fülle der Motive, die sich als Legenden und Bildgedanken um das zentrale Geschehen des Weihnachtsmysteriums ranken, ist Erbe jahrhundertelanger Überlieferung des Werdens und Wachsens der Gesamtidee „Krippe“. Was der Meister aus dieser Fülle nimmt, bestimmt vielleicht schon der (ebenfalls überlieferungsgebundene) Auftraggeber; meist aber doch wohl des Künstlers Intention und ganz sicher jenes als verpflichtend empfundene Wissen um die Symbolwertigkeit des einzelnen, das jeder von uns klar oder dunkel als Erbe einer reichen Kultur trägt.

²⁰⁾ Vgl. die umfassende Sammlung alpenländischer Gebildbrote von Ernst Burgstaller im Stadtmuseum zu Wels, O.-Ö. Über die magisch bedingten Brotgaben bei Geburt, Taufe, Hochzeit usw. vgl. HDA I, 1927, Sp. 1590 ff.; vgl. neuerdings E. Burgstaller, Brauchtumsgebäcke und Weihnachtsspeisen. Ein volkskundlicher Beitrag zur österreichischen Kulturgeographie. (Veröffentlichungen der Kommission für den Volkskundeatlas in Österreich, Band 2.) Linz 1957.

²¹⁾ Zur Definition vgl. Leopold Schmidt, Geschichte der österreichischen Volkskunde. Wien 1951, S. 10. Gerade von solchen Fragestellungen wie der im vorstehenden Aufsätze behandelten zeigt sich die Berechtigung dieser gelegentlich als „zu weit gefaßt“ empfundenen Definition, da doch derlei Themen kaum je von der offiziellen Kunstwissenschaft oder Ikonologie und der Religionswissenschaft überhaupt als in ihr Fachgebiet gehörig behandelt werden. Das bleibt eben der Volkskunde als „Grundwissenschaft“.

Die Lichtputzschere und ihre Volkstümlichkeit

Mit Zugrundelegung zahlreicher Aufzeichnungen aus dem Nachlasse
E. K. Blümmel's

von Gustav Gugitz herausgegeben

In der guten alten Zeit gab es die so wohltuenden Errungenschaften der modernen Zivilisation und ihrer Technik auf dem Gebiete des Beleuchtungswesens noch nicht. In den bäuerlichen Wohnräumen flackerte und rußte noch vielfach der Kienspan, während sonst die Kerze auf allen Gebieten ihr ebenso unruhiges Licht spendete. Sie herrschte auf allen Gebieten, im Theater und in der Kirche, im engen Heim des Handwerkers wie in den großen Festsälen des Gebietenden, überall verbreitete sie ihr mattes zuckendes Licht und Unschlitt und Wachs, aus welchen Stoffen sie minder und besser hergestellt wurde, waren Materialien dazu. Freilich hatte die Kerze auch ihre Nachteile. Vor allem, je länger sie brannte, desto schwächer wurde das Licht, denn sobald ein größerer Teil des Dochtes verkohlt war, so begann sie zu flackern, unruhig zu brennen und zu rußen, wobei sie auch einen üblen Geruch verbreitete. Und so mußten denn die Menschen schon frühzeitig darauf bedacht sein, diesen Störer des zuckenden Lichtes, den verkohlten Docht zu entfernen und sie nannten diese Tätigkeit nach einem Vorgang bei sich selbst, das „Lichtschneuzen“. Die einfachste Art, dies zu besorgen, war, den verkohlten Docht mit zwei angenäßten Fingern zu beseitigen, was aber eine Beschmutzung, ja sogar eine Verbrennung herbeiführte und oft auch das Verlöschen des Lichtes bewirkte. Man ersann daher eine Vorrichtung, die an Stelle der Finger zu treten hatte und den angestrebten Zweck rasch geruch- und gefahrlos erfüllte. Es war dies die Lichtputzschere. Daß dieses, einst so lange Zeit unentbehrliche und nützliche Instrument freilich noch immer nicht die ideale Beleuchtung vermittelte, wird indessen aus einem Epigramm Goethes klar, der darin seufzte:

„Wüßte nicht, was sie Besser's erfinden könnten,
Als daß die Lichter ohne Putzen brennten.“

Wann die Lichtputzschere in deutschen Landen erstmalig zur Verwendung gelangte, ist unkund. Den Rittern und Bürgern des

Mittelalters war sie nicht bekannt, denn Sprachdenkmale und Dichtwerke jener fernen Zeit gedenken ihrer nicht und wissen auch keinerlei Benennung für sie¹⁾. Erst zu Ende des 15. Jahrhunderts findet sie in der Literatur Eingang, indem Glossare einen Namen zu überliefern beginnen²⁾, der einem mhd. „diu abebrêche“ entsprechen würde. Diese Bezeichnung hängt mit brechen zusammen und bedeutet den Docht abbrechen. Ob daher, — Lichtputzen jener ersten Zeit sind leider nicht erhalten —, das bezügliche Instrument die Gestalt der späteren Lichtputzschere hatte, ist nicht erweisbar, aber wahrscheinlich, nachdem im Elsaß die Bezeichnung „Abbreche“ für die Lichtputze im sogenannten Straßburger Gedichte vom Hausrat vorkommt³⁾, das um 1514, also zu einer Zeit gedruckt wurde, aus der uns bereits Lichtputzscheren erhalten sind. Während aber im Elsaß sich dieser Ausdruck nur bis ins 17. Jahrhundert erhielt, blieb er im übrigen alemannischen Sprachgebiet (Aargau, Appenzell, Basel, Thurgau, Schwyz, St. Gallen; Württemberg, Tuttlingen, Baar) bis ins 19. Jahrhundert gang und gäbe⁴⁾, wobei frühzeitig auch die männlich tätige Form „der Abbrêcher“ auftaucht⁵⁾, jedoch schon 1667, wie Inventare erweisen, die neue Bezeichnung „Lichtbutzer“ daneben eindringt.

Schon frühzeitig kommt der Name „Lichtschere“ auf, welcher keiner besonderen Identifizierung mit späteren Formen bedarf. Wieder sind es Glossare⁶⁾, Gedichte und Lieder vom Hausrat, die die entsprechenden Belege bieten, so der „Meistergesang von

¹⁾ Alwin Schultz, Das höfische Leben zur Zeit der Minnesänger. I. (Leipzig 1879), S. 75 ff. (Die Beleuchtung; Lichtputzscheren nicht erwähnt).

²⁾ Benecke-Müller-Zarncke, Mittelhochdeutsches Wörterbuch, I. (Leipzig 1854), S. 242 b (Beleg aus dem Elsaß, 1557); Matthias Lexer, Mittelhochdeutsch. Handwörterbuch, I. (Leipzig 1872), Sp. 7 unter Hinweis auf Lor. Diefenbach, Glossarium latinogermanicum etc. Frankfurt 1857. S. 201 c, 371 b (Belege aus den Jahren 1487, 1512).

³⁾ Th. Hampe, Gedichte vom Hausrat aus dem XV. u. XVI. Jahrh. Straßburg 1899, S. 21 ff., 55 s. v. abbrechen.

⁴⁾ Charles Schmidt, Hist. Wörterbuch der elsässischen Mundart. Straßburg 1901, S. 1 a (Belege aus 1517, 1521, 1537, 1620); Elsaß 1537; oben Anm. 2; E. Martin u. H. Lienhart, Wörterbuch der Elsäss. Mundarten, II. (Straßburg 1904), S. 178 (Beleg aus 1517); Titus Tobler, Appenzellischer Sprachschatz. Zürich 1857, S. 7 b; Herm. Fischer, Schwäbisches Wörterbuch, I. (Tübingen 1904), Sp. 6; G. A. Seiler, Die Basler Mundart. Basel 1879, S. 12 b; Friedr. Staub u. Ludw. Tobler, Schweizerisches Idiotikon, V. (Frauenfeld 1905), Sp. 526 (Belege ab 1551); Grimm, Deutsches Wörterbuch, I. (Leipzig 1854), Sp. 15 (Belege aus dem Elsaß 1517, 1537).

⁵⁾ Staub-Tobler, a. a. O. V, Sp. 526.

⁶⁾ Diefenbach, a. a. O. S. 201 c (Beleg aus 1515); Hampe, a. a. O. Sp. 10 ff., Anhang I, S. 2. Str. 2. Anhang III, Bl. 1 b.

allerlei Hausrat“ des Nürnberger Spruchdichters Hans Folz und dessen Spruch „Von allem Hawszrath“, der in die achtziger Jahre des 15. Jahrhunderts fällt, wohingegen Hans Sachs in seinem 1544 gedichteten Spruche „Der gantz Hawsrath“; der in vielen Einzelheiten auf Hans Folz beruht, bereits die Bezeichnung „putscher“ (= Putzschere) verwendet⁷⁾, die erstmalig 1518 auftaucht⁸⁾, 1575 bei dem Elsässer Joh. Fischart ebenfalls aufscheint⁹⁾, im bairischen Sprachgebiet fortlebt und in späteren Volksliedern über den Hausrat wiederkehrt¹⁰⁾. Spät, erst 1691 bei Kaspar Stieler, dem vielseitigen Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, kommt die Bezeichnung „die Lichtputze“ vor¹¹⁾, die als „Lichtputz, Lichtbutzer“ im Elsaß, in der Schweiz, aber auch in der Steiermark fortlebt¹²⁾. Ihr geht die einfachere Form „der Putzer“ voraus, die 1521 erstmalig erscheint und weite Verbreitung nahm¹³⁾, wohingegen die Zusammensetzung „Lichtputzschere“ als „Lichtputzschär“ nur dem Aargau eignet¹⁴⁾. Damit ist die Namenreihe für die Lichtputzschere, die aus Licht und Putzschere sich zusammenfügte, erschöpft.

So mannigfaltig wie die Namen dieses Instrumentes, die doch alle ein und dasselbe Ding bezeichnen, sind seine Formen nicht, die aber im Laufe der Jahrhunderte vielfache Verbesserungen erfuhren, bis mit dem Aufhören der Kerzenbeleuchtung um die Mitte des 19. Jahrhunderts ihr Ende kam. Und so hat denn auch kein Geringerer, als der geistvolle Gg. Chr. Lichtenberg (Vermischte Schriften, Wien 1817., 4. Bd., S. 385 ff.) es nicht unter seiner Würde gefunden, sich mit diesen Verbesserungen der

⁷⁾ Hampe, a. a. O. S. 16 ff. und Anhang II. S. 2; Grimm, D. Wb. VII, Sp. 2285.

⁸⁾ Diefenbach, a. a. O. S. 201 c (1518).

⁹⁾ Martin-Lienhart, a. a. O. II, S. 427 a, s. o. Lichtbutzschär (1575); Fischer, a. a. O. I, Sp. 1576, s. o. Putzschere (Beleg aus 1617).

¹⁰⁾ E. K. Blümmel, Archiv für das Studium der neueren Sprachen u. Literaturen, CXVIII (Braunschweig 1907), S. 277, Str. 4; Schmeller-Fromman, Bayrisch. Wörterbuch² I (München 1872), Sp. 418; J. B. Schöpf, Tirolisches Idiotikon. Innsbruck 1866, S. 71: butzschär.

¹¹⁾ K. Stieler, Teutscher Sprachschatz. Nürnberg 1691. Sp. 264, s. v. Butze; Grimm, D. Wb. VI (Leipzig 1885), Sp. 889.

¹²⁾ Martin Lienhart, a. a. O. II, S. 150 f.; Staub-Tobler, a. a. O. IV (Frauenfeld 1901), Sp. 2008; Theod. Unger u. Ferd. Khull, Steirischer Wortschatz, Graz 1905, S. 458 b.

¹³⁾ Diefenbach, a. a. O. S. 201 c (1521); Fischer, a. a. O. I, Sp. 1574 f. (Belege aus 1521, 1585, 1617); Unger-Khull, a. a. O. S. 127 a; Martin-Lienhart, a. a. O. II, S. 151 a; Schöpf, a. a. O. S. 72 (Grödenal); Matth. Lexer, Kärntisches Wörterbuch. Leipzig 1862, Sp. 48.

¹⁴⁾ J. Hunziker, Aargauer Wörterbuch usw. Aarau 1877, S. 166, s. v. liecht.

Lichtputzschere zu befassen, und er ist selbst erstaunt, wieviel Witz bei ihrer Einrichtung aufgewendet wurde, auf den er auch näher eingeht. Ladislaus Edler von Benesch, der allen Gegenständen, die mit dem Beleuchtungswesen in irgendeinem Zusammenhange stehen, seine Aufmerksamkeit widmete, hat eine Sammlung von 95 Dochtscheren im Laufe der Jahre zusammengebracht¹⁵⁾, die in bequemer und anschaulicher Weise einen Überblick über die Entwicklung dieses Hausgerätes bieten.

Aus Eisen, Messing und Bronze, seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts auch aus Stahl verfertigt, besteht dieses Gerät der Hauptsache nach aus einer Schere, die an einem Ende mit Griffen für die Finger ausgerüstet ist, während das andere Ende, beiderseits in Spitzen auslaufend, an einem Arm ein Gehäuse zeigt, in das der abgeschnittene Docht fällt, während der zweite Arm den entsprechenden Verschußdeckel trägt. Dessen Formen sind mannigfaltig, denn es gibt viereckige, birnförmige, rechteckige, segmentartige Deckel, die entweder kahl und glatt, vielfach aber auch rein ornamentiert oder mit Adlern geschmückt sind. Das älteste Stück der Sammlung Benesch stammt aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts¹⁶⁾.

Eine solch einfache, noch mit keinerlei Verbesserungen, wie sie das 19. Jahrhundert hervorbrachte, ausgestattete Lichtschere hat ein Volksrätsel im Auge, das E. L. Rodholz vor 1853 im Kanton Aargau aufschrieb¹⁷⁾ und das lautet:

Zwei ringeli,
Zwei stängeli,
es gänterli¹⁸⁾,
e Spiess.

Dieses Rätsel ist auch sonst im alemannischen Gebiet anzutreffen; so wurde es vor 1851 in der Umgebung von Tübingen (Württemberg)¹⁹⁾, vor 1859 in Rixheim (Kreis Mühlhausen,

¹⁵⁾ Jetzt im Österr. Museum f. Volkskunde in Wien aufgestellt. Vgl. darüber Ladislaus Edl. v. Benesch, Das Beleuchtungswesen vom Mittelalter bis zur Mitte des XIX. Jahrhunderts, aus Österreich-Ungarn, insbesondere aus den Alpenländern usw. Wien 1905, S. 15 f. (Dochtscheren u. zugehörige Tassen) mit Taf. 35—37.

¹⁶⁾ Abgebildet bei Benesch, a. a. O., Taf. 35, Fig. 1.

¹⁷⁾ Zeitschrift für deutsche Mythologie u. Sittenkunde, I (Göttingen 1855), S. 158, Nr. 101; Alemannisches Kinderlied u. Kinderspiel aus der Schweiz. Leipzig 1857, S. 259, Nr. 477; darnach: H. Herzog, Alemannisches Kinderbuch. Lohr 1885, S. 50, Nr. 25.

¹⁸⁾ Wandschrank; gemeint ist das Gehäuse des einen Armes.

¹⁹⁾ Ernst Meier, Deutsche Kinder-Reime u. Kinder-Spiele aus Schwaben. Tübingen 1851, S. 84, Nr. 340.

Elsaß)²⁰⁾ und 1895 in Nenzingen (Baden) aufgezeichnet²¹⁾, wobei an Stelle von „es gänterli“ das klarere „e Kästle“ steht. Dessen Verbreitung ist aber nicht nur auf Alemannien beschränkt, sondern selbst in Niederdeutschland tritt es den freudigen Rätsellösern als Knacknuß entgegen²²⁾, wobei wohl an Einwanderung und direkte Übertragung zu denken sein wird, da in den Zwischengebieten sein Vorkommen bisher nicht bezeugt wurde.

Wenn dieses Rätsel das Äußere der Lichtschere zum Ausgang der Frage nimmt, so lehnen sich zwei weitere an die Verwendungsart an, wobei sie die Schere nach dem Gebrauche beschreibend verwerthen. Das eine Rätsel gehört Mecklenburg (Wustrow bei Ribnitz) allein an und ist bisher aus keiner anderen Gegend nachgewiesen worden²³⁾:

Binnen Blank un buten blank.

Doch is fett und für mang.

Das zweite hingegen findet sich nicht nur in Mecklenburg (Dütschow, Blankenhagen)²⁴⁾, sondern auch in der Grafschaft Ruppin²⁵⁾, in Ost- und Westpreußen²⁶⁾ und anderswo²⁷⁾ mit folgendem Wortlaut²⁸⁾:

Des Tages hab ich nichts zu tun,

Man läßt mich in dem Winkel ruhn;

Des Abends bringt man mich herein,

Dann schluck ich Feuer und Flammen ein.

Wie aller Hausgeräte bemächtigten sich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, wo der Aufstieg der Technik einsetzt, die Erfinder und Verbesserer auch der Lichtputzschere und bald gab es zwei Arten solcher, wenigstens in Wien, die „grogen“ und die „feinen“ Lichtscheren²⁹⁾. Während erstere die alte Form des

²⁰⁾ August Stöber, Elsässisch. Volksliederbüchlein, 2 I (Mülhausen 1859), S. 91, Nr. 377.

²¹⁾ Oskar Haffner in: Friedr. Pfaff, Volkskunde im Breisgau. Freiburg i. B. 1906, S. 90, Nr. 221.

²²⁾ Rud. Eckart, Allg. Sammlung niederdeutscher Rätsel. Leipzig 1894, S. 45, Nr. 450.

²³⁾ Rich. Wossidlo, Mecklenburgische Volksüberlieferungen, I. Rätsel. Wismar 1897, S. 105, Nr. 258.

²⁴⁾ Wossidlo, a. a. O. I, S. 52, Nr. 95 und 285, Nr. 95 (Literatur).

²⁵⁾ K. Ed. Haase, Zeitschrift des Vereins für Volkskunde V (Berlin 1895), S. 405, Nr. 265.

²⁶⁾ H. Frischbier, Zeitschrift für deutsche Philologie, XXIII (Halle 1891), S. 250, Nr. 89 u. Varianten.

²⁷⁾ K. Simrock, Das deutsche Räthselbuch. Frankfurt a. M. (1855). S. 25, Nr. 100.

²⁸⁾ Fassung aus Dütschow, daneben zahlreiche kleine Varianten.

²⁹⁾ Laut frdl. Mittlg. des Hrn. Bürgerschuldirektors i. P. Joh. Walter in Baden b. Wien.

Gehäuses beibehielten, es daher bei ungeschickter Handhabung leicht geschehen konnte, daß der abgeschnittene Docht dem Gehäuse entfiel, so kamen letztere dieser Möglichkeit zuvor, indem sie eine bewegliche Schutzwand in dieses einführten. Zwei Entwicklungsstufen sind hier zu unterscheiden. Zunächst Handbetrieb, wobei die Wand vor dem Abschneiden des Dochtes mit der linken Hand herausgehoben und nach Beendigung des Vorganges wieder eingesetzt wurde³⁰⁾, dann Übernahme dieser Tätigkeit durch eine automatische Einrichtung, wobei eine gedeckte Hebelvorrichtung das Heben und Schließen der Schutzwand besorgte³¹⁾. Eine weitere Verbesserung bestand darin, daß zwei bewegliche Wände eingefügt wurden, von denen die eine obigen Zweck zu erfüllen, die zweite, an der rechten Außenseite angebrachte Wand aber die Aufgabe hatte, die leichte Entfernung des angesammelten Dochtes zu bewirken³²⁾. An sonstigen Verbesserungen wären noch hervorzuheben, daß das Schließen der Schere auch durch Federkraft hervorgerufen werden konnte³³⁾, daß sie mit und ohne Füße, auf Rädchen in den Handel kamen und daß der landesbefugte Zündrequisitenfabrikant und Hausinhaber Stephan Römer Edler von Kis-Enyitzke in Wien am 15. Juli 1837 ein einjähriges Privilegium auf die Erfindung einer verbesserten Lichtputzschere erhielt, durch welche das Auslöschen beim Putzen unmöglich gemacht wurde³⁴⁾. Er brachte am Fuße des Gehäuses einen Ansatz an, der aus zwei parallel gestellten und besonders gebogenen Blechstreifen bestand, wodurch die richtige Entfernung der Schneide vom Lichtfokus gegeben war, so daß die Schere wohl den verkohlten Docht abschneiden, aber nie in den Fokus selbst geraten konnte³⁴⁾. Gleichzeitig ersetzte er die bisher üblichen geschmiedeten Federn, welche das Schließen der Schere bewirkten, durch Uhrfedern. Dies dürfte wohl eine der letzten Erfindungen auf diesem Gebiete gewesen sein, denn die Stunden der Lichtputzscheren waren gezählt und die sie erzeugenden Betriebe, deren es viele gab, mußten eine Umstellung erfahren. So hatte in Wien bereits 1780 eine landesfürstliche

³⁰⁾ Benesch, a. a. O. S. 15 u. Taf. 37, Fig. 57.

³¹⁾ Benesch, a. a. O. S. 15 u. Taf. 37, Fig. 60.

³²⁾ Benesch, a. a. O. S. 15 u. Taf. 37, Fig. 59.

³³⁾ Benesch, a. a. O. S. 15 u. Taf. 37, Fig. 56; J. C. Schedel, Allg. Waaren-Lexikon für Kaufleute, Fabrikanten u. Geschäftsleute überhaupt. 6. verm. u. verb. Aufl. Hg. von Friedr. Georg Wierk, I. (Leipzig 1850), S. 509.

³⁴⁾ Beschreibung der Erfindungen u. Verbesserungen, für welche in den k. k. österr. Staaten Patente erteilt wurden u. deren Privilegierungsdauer nun erloschen ist. (Wien 1842), II, S. 79.

Fabrik für Lichtputzscheren bestanden³⁵⁾ und die Zirkelschmiede zu Waidhofen a. d. Ybbs in Niederösterreich beschäftigten sich seit dem 17. Jahrhundert hauptsächlich mit der Erzeugung verzinnter und unverzinnter Lichtputzen³⁶⁾, ebenso gab es in Görttschachhof in Kärnten, in Graz usw. Betriebe, die viel an stählerne Ware erzeugten und ausführten, woraus das große Bedürfnis nach solchen erhellt. Die Erfinder mußten mit deren Ende ihre Aufmerksamkeit anderen Gegenständen zuwenden. Schade, denn sonst wäre vielleicht ein Spaß, den 1805 Joh. Christian Mikan³⁷⁾ in einem humorvollen „Verzeichnis einer Sammlung von Gerätschaften, welche in dem Hause des Sir H. S. veräußert werden sollen“, vom Stapel ließ, zur Wahrheit geworden und es hätte gläserne Lichtscheren gegeben, von denen er eine mit den Worten vorstellte: „Eine Lichtschere und eine Tabakdose von Glas, damit man bei der ersten, ohne sie erst zu öffnen, sogleich sehen kann, ob schon genug darin sey, um sie auszuleeren, und bei der zweiten, ob noch etwas darin sey, um sie nöthigenfalls frisch zu füllen.“

Wenn die Alemannen und Niederdeutschen die Erinnerung an das heute längst abgekommene Hausgerät der Lichtputze in den bereits oben erörterten Rätseln festgehalten haben, so feierte der bairisch-österreichische Sprachstamm andererseits diesen Helfer in der Not in verschiedenen Liedern, die aber, wie es scheint, ihren Ursprung weniger ländlichen, als städtischen Kreisen verdanken. Da wäre allen voran ein bisher ungedrucktes Lied des Wiener Volkssängers Johann Bapt. Moser (1799—1863)³⁸⁾ auf eine Weise des Benedikt Randhartinger zu erwähnen³⁹⁾, das am 21. August 1842 entstand und die Gefühle eines Menschen schildert, dem das „Lichtschneuzen“ das allerunangenehmste auf der Welt ist, da es immer zur Unzeit für ihn einsetzte:

Das Allerz'widerste für mi.

1.

A jeder Mensch hat was, das weiß ich ganz g'wiß,
Was ihm auf der Welt 's Allerz'widerste is;

³⁵⁾ Sigm. Mayer in: Wiens Communal-Kalender. XXVII. (Wien 1889), S. 242.

³⁶⁾ Edmund Friess, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Eisenarbeiter in Waidhofen a. d. Ybbs. Waidhofen a. d. Ybbs 1913, S. 65 f.

³⁷⁾ Mikan, Kinder meiner Laune, ältere, jüngere u. scherzhafte. Prag 1833, S. 64 ff.

³⁸⁾ Kleines österr. Literaturlexikon. Wien 1953, S. 289.

³⁹⁾ Hds. 11635 der Stadtbibl. in Wien.

Bei ein'm sein's die Schulden, beim ander'n kein Geld,
Beim Dritten is's ⁴⁰⁾ das, wenn nix hilft, wann's wo fehlt.
Und mir gib'ts vor Z'widrigkeit wieder ein'n ⁴¹⁾ Stich,
Wann ich jetzt wo bin und wenn's Licht schneutzen sich ⁴²⁾.

2.

Ich hab' auch von jeher schon d'Lichtputzen dick ⁴³⁾
Und wenn ich nur eine von weitem erblick',
So kriegt mein G'sicht Falten als wie a Tyrann.
Weil's nöt auf der Welt uns ganz unnötig san,
Weil sich selbst der Himmel vor'n Lichtputzen spreitzt
Und sich jeder Stern ohne Lichtputzen schneuzt.

3.

Und nöt, daß der Himmel alani nur g'rad'
Und sich jeder Stern von sich selbst gsch'nitzen ⁴⁴⁾ hat.
Itzt hat d'Welt Apollo-Milly-Stearin ⁴⁵⁾,
Die lichtputzentbehrlichstn Kerzen in Wien,
Da braucht man, wann's brennen, kein'n Lichtputz im Haus',
Sie löschen sogar von sich selber gleich aus.

4.

Die Lichtschneutzerei hab' ich b'sonders auf'n Strich ⁴⁶⁾,
Wann ich so mit'm Spitz wem im Docht stieren sich
Und einer den Botzen ⁴⁷⁾ sein' stinkende Glut
Nöt, wie es ⁴⁸⁾ sich g'hört, ordlich ⁴⁹⁾ abtöten tut.
Es is a mein' Nasen kein Freund von ein'n Pris',
Wann's g'spürt, daß die Botz bloß a lichtg'schneutzter is.

d. i. zuwider.

⁴⁰⁾ Hds. is.

⁴¹⁾ Hds. ein'.

⁴²⁾ sche; Lichtschneutzen, den verkohlten Docht der Kerze mit der Lichtschere entfernen.

⁴³⁾ Dick haben = aufliegen, überdrüssig sein.

⁴⁴⁾ Eine Phantasieform des Zeitwortes „schneutzen“.

⁴⁵⁾ Die Apollokerzen wurden 1839 zuerst in Wien in der Apollokerzenfabrik am Neubau erzeugt, wo einst die beliebte Vergnügungsstätte der Wiener, der Apollosaal, sich befand, an den heute noch die Apollogasse erinnert. Vgl. Rich. Groner. Wien, wie es war, Wien 1919. S. 10; W. Kisch, Die alten Straßen und Plätze von Wiens Vorstädten, II. (Wien 1895), S. 439 u. 441 mit Abb.

⁴⁶⁾ Auf dem Strich haben = es ist einem etwas wider den Strich.

⁴⁷⁾ Der Lichtbutzen, der verbrannte Teil des Dochtes.

⁴⁸⁾ Hds. sic.

⁴⁹⁾ Ordentlich.

5.

Wann ich in a Wirtshaus, is's ⁴⁰⁾ dös oder dös,
 Auf d'Nacht g'schwind wo eingeh', Zeitungen les' ⁵⁰⁾,
 So kann sich der Kellner, so gut als der Bue,
 Der Wirt sogar selber nöt Lichtschneutzen gnuet.
 Und kaum bin ich froh, daß die Kerzen schön brennt,
 So kommt erst der Hausknecht als Lichtschneutzer g'rennt.

6.

Meiner Suserl ihr Mutter, die sieht etwas schlecht,
 D'rum traut sie beim anzund'nen ⁵¹⁾ Licht mir nöt recht,
 Denn wann ich beim Suserl auf'n Strohsessel sitz'
 Und fleißig, ob d'Mutter nöt herschaut, hinspitz' ⁵²⁾
 Und tu meiner Suserl ganz heimlich recht schön,
 So schreit d'Mutter gleich, sie soll's Licht schneutzen geh'n.

7.

Und wann ich mein' Suserl allein z'Haus erwisch'
 Und setz' mich vom Licht hübsch wegger vom Tisch ⁵³⁾
 Und nimm mir s' auf d'Schoß und denk', itzt hast es da,
 Itzt laßt es nöt aus und itzt busselt s' es a ⁵⁴⁾,
 So krallt s' ⁵⁵⁾ mich in's G'sicht, taucht mich weg mit'n Fuß
 Und schreit: „Siegst ⁵⁶⁾ denn nöt, daß ich's Licht schneutzen muß.“

8.

Auf d'Wochen wir ⁵⁷⁾ ich mit mein'm Suserl kopuliert
 Und weil mich das Lichtschneutzen gar so sekiert,
 So wirf ich, wann d'Suserl ein'n Schritt macht in's Haus,
 Die Lichtputzen g'wiß gleich zum Fenster hinaus.
 Und zünd' 14 Tag gar kein' Kerzen mehr an,
 Daß d'Suserl nöt aufsteh'n und's Licht schneutzen kann.

9. Repetition.

Das Lichtschneutzen is mir mein' bitterste Gall'
 Und ich schneutz' a jed's nur im nötigsten Fall,
 Doch weil Sie nicht gütigst herausapplaudiert
 Und mir Ihr Applaus für mein Recht garantiert,

50) Hds. lös'.

51) Angezündeten.

52) Gespannt, aufmerksam hinschauen.

53) Weg vom Tisch.

54) Küßt du sie ab.

55) Kratzt sie.

56) Siehst du.

57) Hds. wie; wir = werde.

So sieh ohne Kerzen ich g'nug mit mein'm G'hör
Und schneutz' von der Stund' an kein Licht nimmermehr.

Solche tragikomische Schicksale, wie sie dieses Lied schildert, bewirkten die Lichtputzschere und das „Lichtschneutzen“ für gewöhnlich nicht, daher andere Lieder auch einer besseren Stimmung Ausdruck verleihen. Da gab es in den Fünfzigerjahren des verflorbenen Jahrhunderts in dem berühmten Kurort Baden bei Wien ein Liedchen, leider ist nur die Weise und die erste Strophe überliefert⁵⁸⁾, welches, wie es scheint, als Arbeitslied (Arbeit des Lichtschneuzens) aufzufassen ist, denn es lautet:

Nannerl, putz's Licht!
Nannerl, putz's Licht!
Putz' es schön rein und fein,
Sollst meine schön Nannerl sein.
Nannerl, putz's Licht!
Nannerl, putz's Licht!

Was die weiteren Strophen zu sagen hatten, wissen wir vor-derhand nicht, aber daß auch dieses Lied in Wien seinen Ursprungsort hat, ist ziemlich sicher, denn das Bänkelhafte ist ihm anzusehen und es könnte auch ein Theatercouplet sein. Doch dürfte es auf eine alte Quelle zurückgehen, denn bereits in Quodlibeten des 16. und 17. Jahrhunderts begegnet die Stelle „Anna, putz das Licht“⁵⁹⁾ und man kennt ein Spiel vom „Lichtputzen“ mit den Versen⁵⁹⁾: „Hänschen, putz Licht! Putz es fein säuberlich. Sieh mich an und lache nicht.

Ganz im Gegensatze dazu steht ein im Kreise von Kindern beliebtes Lied, ein wirkliches und verbreitetes Volkslied, das die Bilderschrift mit dem Gesang verbindet und gewissermaßen eine Illustration des Textes durch den Sänger, der sich gleichzeitig als

⁵⁸⁾ Joh. Walter in: Das Badener Buch. Wien (1919), S. 82 f. Eine Anfrage bei Hrn. Bürgerschuldirektor i. R. Joh. Walter in Baden b. Wien ergab die Auskunft: „Meine Mutter, eine Wienerin, hat nur diese Strophe gesungen; womit natürlich nicht gesagt ist, daß keine weiteren Strophen existieren. Im Familienleben begnügt man sich gewöhnlich mit einer Strophe.“

⁵⁹⁾ F. M. Böhme, Deutsches Kinderlied und Kinderspiel. Leipzig 1897, S. 661, Nr. 600; wenn Böhme beim Spiel vom „Lichtputzen“ auf Fischarts Gargantua cap. 25 verweist, so ist dies irrig, denn Heinr. A. Rausch, Das Spielverzeichnis im 25. Kapitel von Fischarts „Geschichtsklitterung“ (Gargantua), Straßburg 1908, S. XXI ff. bietet keinen Beleg dafür, Böhme irrt daher; A. Lübben, Zeitschrift für deutsche Philologie (Halle 1885), S. 52, Nr. 7 (Sieben lächerliche Geschnälz, 1610): Enelein butz mirs Liecht.

Zeichner zu betätigen hat, gibt. In den Fünfzigerjahren des vorigen Jahrhunderts sang man es in Baden bei Wien (N.-Ö.) wie folgt ⁶⁰⁾:

1. Däs is krump und däs is gräd und däs is ein Wä-gen-räd.
 2. Däs geht hin und däs geht her und däs is a Licht-putz-scher. } krum u grad Wä-gen-räd
 3. Dem is wohl und dem is ü-bel und däs is ein But-ter-kü-bel.

hin und her, Licht-putz-scher, dem is wohl und dem is ü-bel und däs is ein But-ter-kü-bel.

Die zeichnerische Begleitung sieht aber so aus:

Däs is krump und däs is gräd und däs is ein Wägenräd; däs geht hin und däs geht her,
 und däs is a Lichtputz-scher; dem is wohl und dem is übel und däs is ein Butterkübel.

Man sieht, so einfach wie der Text waren auch die Zeichnungen. Das Lied steht nicht vereinzelt da, es gibt noch mehrere derartige gesungene Rebusse im Volke und bereits zur Zeit des dreißigjährigen Krieges liebte man solche Bilderlieder und Bildersprüche ⁶¹⁾. Indessen gehört es nicht allein dem Liederschatz der Kinder an, sondern auch dem der Erwachsenen, nur klingt es hier nicht mehr so harmlos, sondern neigt stark ins derbe Gebiet hinüber, wie eine Aufzeichnung aus dem Egerlande beweist, die weit über 100 Strophen zählt, von denen aber Jos. Hofmann nur drei brachte ⁶²⁾. Der Lichtputzschere gedenkt hier die dritte Strophe mit den Worten:

Was gäiht hin und was gäiht her?
 Ei, dös is a Löichtputz-scher!
 Hin und her, Löichtputz-scher usw.

Das Lied selbst wird „D'Schnitzelbank“ genannt und beginnt mit „Was ist kurz und was ist lang?“ In Lübecker Gesellen-

⁶⁰⁾ Überliefert von Hrn. Bürgerschuldirektor i. R. Joh. Walter in Baden b. Wien am 17. Mai 1919, den es seine Mutter in der Jugend lehrte.

⁶¹⁾ Rud. Wolkan, Deutsche Lieder auf den Winterkönig. Prag 1898, S. IV, 359, Nr. 102, 365, Nr. 121, 366, Nr. 125 u. 389, Nr. 184.

⁶²⁾ J. Hofmann, 28 Egerländer-Volkslieder. Karlsbad 1901, S. 6, Nr. 4.

herbergen ertönten ähnliche Fassungen⁶³), wobei die heute nicht mehr recht bekannte „Lichtputzschere“ später durch die „Schneiderschere“ ersetzt wurde⁶⁴). Am Rhein erklang beim Pfänderspiel das Lied von der „schönen Hobelbank“ ebenso wie in Königsberg⁶⁵). Und allüberall war der Gesang von Zeichnungen begleitet. Und wie in Österreichisch-Schlesien die Strophe von der Lichtputzschere in ähnlicher Fassung bekannt war, so wurde sie auch in der Provinz Brabant der Niederlande abgesungen⁶⁵). Und wie die Kinder und die Großen so fertigten auch die Fischer auf der Halbinsel Hela bei Danzig bei Absingung, beziehungsweise beim Herabsagen dieses Liedes, was bei Hochzeiten erfolgte, ihre Zeichnungen dazu, die gleichzeitig die Lichtputzschere als ein Symbol für den Phallus erscheinen lassen. Der Vorgang dabei war der⁶⁶): Ein Fischer setzte sich an den Tisch, den die bei der Hochzeit anwesenden Frauen und Jungfrauen umstanden, und begann mit Kreide Figuren auf den Tisch zu zeichnen. Zunächst einen kurzen und langen Strich, wozu er sprach: „Ist das nicht ein kurz und lang?“ Alle sagten nach: „Ja, da ist ein kurz und lang!“ Es folgten nun in der gleichen Art: eine Hobelbank; ein Storchenschnabel; Mistgabel; Hühnersteig; Harf und Geig'; Baum und Mist; Hofkeschiff; Vater und Sohn; Absalon; Jud im Haus; Kuckuck kackt zum Fenster raus; Reiter zu Pferd; Feuerherd; Finger und Ring; kleines Kind; Beil und Klotz; Bauernfotz. Und nun wurde schließlich ein Phallus gemalt, den der Zeichner mit beiden Händen bedeckte, wobei er ausrief:

Ein Hin und Her, eine Lichtputzscher!

Nun stürzten alle Weiber, ob Jungfrau oder Frau, mit dem Rufe:

Eine schöne, schöne Lichtputzscher!

auf den Tisch los und suchten die Hände des Zeichners vom Phallus abzuziehen. Je schneller dies gelang, ohne daß die Zeich-

⁶³) Colmar Schumann, Lübeckisches Spiel- u. Rätselbuch. Lübeck (1904), S. 114 ff., Nr. 259 f. Über Tirolische Schnitzelbankspiele vgl. Tiroler Heimatblätter, Kufstein 1955, S. 66 ff., 1956, S. 70 f. Weiteres in: Zeitschrift des Vereines f. Volkskunde, Berlin 1951, S. 178 ff., 1955, S. 217 ff.

⁶⁴) Schumann, a. a. O. S. 117, Nr. 261 f.; Böhme, a. a. O. S. 666, Nr. 610 (Rhein); H. Frischbier, Preußische Volksreime u. Volksspiele. Berlin 1867, S. 247 f.; Karl Simrock, Das deutsche Kinderbuch, 2. Aufl. Frankfurt a. M. 1857, S. 274 f., Nr. 952.

⁶⁵) Ant. Peter, Volkstümliches aus Österreichisch-Schlesien. I. (Troppau 1865), S. 58, Nr. 118; vgl. auch das „Hobelbanklied“ bei Ad. König, Heimatlieder aus Nordböhmen, S. 66 ff.; Fl. van Duyse, Hed oude nederlandsche lied. II (s' Gravenhage 1905), S. 1176 zu C).

⁶⁶) Wilh. Mannhardt, Zeitschrift für deutsche Mythologie u. Sittenkunde, III. (Göttingen 1855), S. 259 f.; Frischbier, a. a. O. S. 246 f., Nr. 860.

nung zerstört wurde, desto kinderreicher wurde die neugeschlossene Ehe.

Dies ist die älteste Form des Liedes. Die hier deutlich zu Tage tretende phallische Bedeutung der Lichtputzschere schimmert in dem Anhang, das eine Lübecker Fassung des Bilderliedes schließt, ebenfalls noch deutlich durch ⁶⁷⁾:

O du liebe, liebe Lichtputzscher',
Wenn dies Dings nur länger wär'!

Alle späteren Formen haben verallgemeinert und die ursprüngliche Bedeutung verblaßt beinahe gänzlich. Die phallische Beziehung der Lichtputzschere zum Geschlechtsleben, von der merkwürdigerweise J. A. Dulaure und seine Fortsetzer nichts zu melden wissen ⁶⁸⁾, ist eine uralte, denn bereits der elsässische Prediger Geiler von Kaysersberg berichtet 1517 in einem seiner Werke ⁶⁹⁾ von jungen Männern und jungen Frauen, „die kummen etwann vor den Kreuzen zusammen, und so muß er ir ein Blasbalk kaufen, so kromet sie im ein Abbrechen, die Ding machen sie dann uff den Ermel, und so verstonnd sie einander, was es bedüet.“ Jedenfalls waren es Miniaturausgaben dieser Gegenstände, die auf die Ärmel geheftet wurden. Ihre Beziehung zur Fruchtbarkeit und zum Geschlechtsverkehr ist völlig klar und so konnte Geiler von Kaysersberg noch an einer anderen Stelle ⁷⁰⁾ von den Krämern sagen, „sie haben leichtfertige ding feil, als Schurzen, rechen, blossbelg, abbrechen“.

Es braucht dabei in diesem Zusammenhang gar keiner weit-schweifigen Erläuterung, um zu wissen, was nachfolgendes, im Bänkeltone gehaltenes und wohl Wien entstammendes Lied, „Die Putzscher“ genannt, besagen will, das der um 1870 zusammengeschriebenen Liedersammlung ⁷¹⁾ des Anton Tux in Wullachen (Gb. Hohenfurt, Südböhmen) entnommen ist. Es setzt eine alte Überlieferung fort und ist stoffgeschichtlich dementsprechend zu werten:

⁶⁷⁾ Schumann, a. a. O. S. 115.

⁶⁸⁾ Jak. Ant. Dulaure, Die Zeugung in Glauben, Sitten u. Bräuchen der Völker. Verdeutschte u. ergänzt von Fr. S. Krauss u. K. Reiskel. Leipzig 1909, S. 89 ff. und 189 ff. (behandeln die Germanen).

⁶⁹⁾ Anggeführt bei Charl. Schmidt, a. a. O. S. 1 (nach: Die Brösamlein. Straßburg 1517, 1, 95 b).

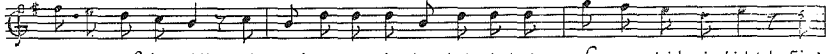
⁷⁰⁾ Martin-Lienhart, a. a. O. II, S. 178 s. v. Abbrèche (nach: Von dem Wannenkromer. Straßburg 1517, S. 95).

⁷¹⁾ Einstmals im Besitze des Volksliedforschers Prof. Dr. Gustav Jungbauer in Reichenberg (Tschechoslowakei).

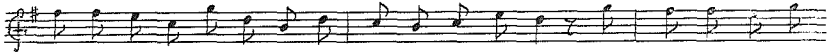
DIE PUTZSCHER'



1. Das Nächste was man nö-tig hat - das ist das lie - be Geld - das zwei - te gleich - das meine ich - die



Putzsch'er auf der Welt und wenn's ein we - nig dun - kel wird - da ruft man gleich - ein Licht! Ein'



Putzsch'er ghört da auch da - zu - das ist ein' al - te G'schicht - Ein' Putzsch'er ghört da,



auch da - zu - das ist ein' al - te G'schicht.

2. Wenn einer ein' einzge Putzsch'er hat,
 Da kann er, wann's ihn gfreut.
 Die Kerzen putzen, wann er will;
 O hörn s', das ist a Freud!
 Hat neulich einer putzen wolln
 Und hat das Ding net kennt,
 /: Der hat a fremde Putzsch'er ghabt
 Und hat sich sakrisch brennt. :/
3. Mich wundert's, daß die großen Herrn
 So Freund vom Putzen sein,
 Ja, das, was [sonst] die Armen tun,
 Das nennen s' ganz gemein.
 Ja, wenn so ein großer Herr
 Die Kerzen putzen möcht,
 /: Da ist ihm keine Putzsch'er
 Und kein Zanker ⁷²⁾ nicht zu schlecht. :/
4. Es putzt der Bürger und Soldat
 Und alle putzen gern,
 Es putzen auch, wenn's heimlich geht,
 Sogar die schwarzen Herrn.
 Und wenn die Putzsch'er brochen ist,
 Daß sie nicht mehr zwickt,
 /: Dann schickt man s' auf drei Monat fort,
 Da wird d' Putzsch'er wieder gricht. :/

Eine zweite Fassung ⁷³⁾, mannigfach abweichend und den Schluß noch mehr verdeutlichend, findet sich in einem hand-

⁷²⁾ Zangerl = kleine Zange.

⁷³⁾ War im Besitze von Dr. E. K. Blümmel.

schriftlichen Liederbuche des bayrischen Feldsoldaten Georg Kühnlein von der Nürnberger Vorstadt Gostenhof aus dem Jahre 1879 vor.

Hat in allen diesen Fällen die Putzschere Leben und Entwicklung zur Folge, so kommt ihr in dem in der Ausseer Gegend (Steiermark) am 21. Dezember oder in den Lößlnächten üblichen Gebrauche des „Hüatlhebens“ die Bedeutung des Todes, genommen von dem durch die Lichtputzschere unachtsam verursachten Verlöschen des Lichtes, zu. Auf einem Tische liegen mit Hüten überdeckt sieben Gegenstände, und zwar ein Ring (Ehe), eine Lichtputzschere (Tod), ein Binklerl (Wanderung), ein Zutzel (Kind), eine Briefftasche (Geld), ein Schlüssel (Erlangung eines Hauses) und ein Fingerhut (Näherin, Arbeit). Es sind dies die dunklen oder hellen Lose, die in der Zukunft Schoß ruhen und wer einen dieser Hüte hebt, weiß, was ihm bevorsteht ⁷⁴). Nach dem Volksglauben bedeutet auch eine erklirrende Lichtputzschere den Tod ⁷⁵).

Auf ganz anderem Hintergrunde hebt sich die literarische Satire von Johann Friedel ⁷⁶) „Die große Lichtputze im Lothringer Bierhaus, nicht Lust, nicht Trauerspiel man nenn es, wie man will“ ab. Sie hängt beim allgemeinen Eingang, ist frisch poliert, wird vom Wirte fleißig benützt, schließlich aber von Seiltänzern gestohlen, denen sie Kasperl abjagt und sie wieder an den alten Ort zurückbringt ⁷⁷). Sie gibt den Rahmen für zahlreiche gut geschaut Momentbilder mit verschiedenen Wienertypen ab. So treten ein hübsches Stubenmädchen mit ihrem reichen Liebhaber, in Wirklichkeit ein Kaufmannsdiener, ein Harfenist, der ein anzügliches Lied vom Dividieren vorbringt, ein Guckkastenmann, ein Hausiermädchen, ein über Österreich schimpfender Preuße u. a. auf, daneben gibt es gepfefferte Hiebe auf die italienische Oper, die Kastraten, die Müßiggänger, Projektenmacher, den „von“-Titel in Wien, die liederlichen Beamten usw. Man sieht, die Lichtputzschere hat hier mehr die Bedeutung der Hechel und dient im satirischen Sinne der allgemeinen Reinigung angreifswürdiger Gegenstände, womit die Ausdeutung der Lichtputzschere vorläufig wohl erschöpft ist.

⁷⁴) Ferd. v. Andrian, Die Altausseer. Ein Beitrag zur Volkskunde des Salzkammergutes. Wien 1905, S. 128.

⁷⁵) E. L. Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit. Berlin 1867, I, S. 168.

⁷⁶) Johann Friedel, Gesammelte kleine gedruckte u. ungedruckte Schriften. (Wien) 1884, S. 327 ff.

⁷⁷) Friedel, a. a. O. S. 55.

Bayerische und österreichische Amulette der Sammlung Hildburgh im Wellcome Historical Medical Museum

Mit 9 Abbildungen

Von Ellen Ettlinger

W. L. Hildburgh, der 1955 in London verstarb, hinterließ seine umfangreichen Amulettsammlungen dem Wellcome Historical Medical Museum, London. Zwei Jahre vor seinem Tode beauftragte er mich, einen beschreibenden Katalog der Amulette herzustellen, die er in Bayern und Österreich erworben hatte. Außer den einheimischen Amuletten enthält die Sammlung noch eine Anzahl von Amuletten, die irgendwie ihren Weg nach Bayern und Österreich gefunden hatten, und außerdem einige bäuerliche Schmuckstücke. Das Wellcome Historical Medical Museum hat den Auftrag nach dem Tode von Hildburgh erneuert. Da einige Zeit vergehen mag, bis der Katalog im Druck erscheint, dürfte ein kurzer Überblick über diesen Teil der Hildburgh'schen Sammlung und über ihre Bedeutung für den gegenwärtigen Stand der Forschung von Interesse sein.

Auf die vorbildliche Pionierarbeit auf dem Gebiet des Amulettwesens von Marie Andree-Eysn, A. M. Pachinger, O. v. Hovorka, A. Kronfeld und S. Seligmann in den Jahren 1908 bis 1927 folgten die zahlreichen Beiträge von A. Spamer, G. Gugitz, R. Kriss und H. O. Münsterer sowie das Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens und die Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien. Die jüngere Fachliteratur insbesondere ermöglichte eine systematische Anordnung des Kataloges. Trotzdem wäre es mir ohne die großzügige Hilfe von österreichischen und bayerischen Volkskundlern nie möglich gewesen, die Schwierigkeiten der räumlichen Entfernung von den Quellen zu überwinden. Ich möchte daher hier allen Beteiligten, die im Katalog namhaft gemacht werden sollen, schon jetzt meinen aufrichtigen Dank aussprechen.

Während der Jahre 1902—1915 besuchte Hildburgh, z. T. mehrmals, Wien, Salzburg, Linz, Hall, Wels, Innsbruck, München, Partenkirchen, Oberammergau, Traunstein, Augsburg und Nürn-

berg. In seiner humorvollen Art pflegte er sich mit einer Heuschrecke zu vergleichen, da er radikal alles aufkaufte, was ihm in das Gebiet des Amulettwesens hineinzupassen schien. Diese seine Sammler-Methode erklärt einerseits das Vorhandensein von Doubletten, welche Uneingeweihten vielleicht unnötig erscheinen, andererseits wirft sie ein interessantes Seitenlicht auf die Vielzahl der Möglichkeiten, die sich vor dem ersten Weltkrieg dem Sammler noch boten.

Die überaus sorgfältigen handschriftlichen Aufzeichnungen charakterisieren gut die verschiedenen Händler, die Hildburgh aufsuchte. Ein Partenkirchener Juwelier z. B. bestand trotz Dr. Hildburgh's Suggestivfragen darauf, daß die von ihm in Silber gefaßten Marderknochen und Schlangenschnäbel den bäuerlichen Käufern nur als Schmuck und nicht als Amulette dienten. Die beredsamen Auskünfte einer längst verstorbenen Traunsteiner Händlerin schildern diese auf das vortrefflichste als eine originelle Persönlichkeit. Der Leser möge selbst entscheiden, ob sie ihrer Gutgläubigkeit oder ihrem Hang zum Fabulieren zum Opfer fiel: über einen dreieckigen, silbergefaßten dunklen Stein, erzählte sie dem „englischen Lord“, von dem sie mir noch in den Dreißiger-Jahren vorschwärmte, er habe einer alten Frau gehört, die ihn stets dreimal zu küssen pflegte, wenn sie an Herzenskummer oder Liebesschmerz (!) litt. Ein kleiner Knochen stamme vom Finger einer Wöchnerin, die im ersten Kindbett verstarb. Früher habe man die Finger verstorbener Wöchnerinnen abgeschnitten und bei häuslichen Verrichtungen, z. B. beim Buttern, als magische Mittel verwandt. Ein anderer Knochen soll von einem hingerichteten Verbrecher stammen. Hildburgh fügte diesen Angaben zwar vorsorglich hinzu, daß es sich um Tierknochen handele, aber er durchschaute nicht die Geschäftstüchtigkeit der guten Frau, die sich ihm gegenüber als „Sammlerin“ ausgab und ihre Sammlung, die auch manches zweitrangige Stück enthielt, nur im Ganzen abzugeben bereit war. Nachdem es mir im Verein mit Rudolf Kriss und Josef Sollinger (Traunstein) gelungen war, Hildburgh zu überzeugen, daß er es nicht mit einer Sammlerin zu tun gehabt habe, bat er mich inständig, diese Tatsache im Katalog richtigzustellen.

Aus den chronologischen Aufzeichnungen geht auch sein wachsendes Verständnis für die alpenländischen Amulette hervor; es wurde besonders durch die Internationale Hygiene-Ausstellung gefördert, die im Jahre 1911 in Dresden stattfand. In seinen späteren zahlreichen Ausätzen über Amulette, welche den besten kontinentalen Arbeiten auf diesem Gebiet gleichkommen,

werden hin und wieder einzelne Stücke seiner Sammlung erwähnt. Die Vielseitigkeit der Sammlung, die doch nur auf kurzen Reisen entstanden war, verdanken wir seiner Absicht, reichliches Studienmaterial zu erwerben und seiner Erkenntnis, daß es nicht auf den äußeren, sondern den inneren Wert der Gegenstände ankommt.

Ich beginne das Résumé des Kataloges mit einem Überblick über die verschiedenen Gruppen und mit kurzen Hinweisen auf einzelne hier abgebildete Stücke; gleichzeitig werde ich versuchen, andeutungsweise eine Übersicht über den gegenwärtigen Stand der Amulett-Forschung in Österreich, Bayern und England zu geben.

Eine besonders umfangreiche Gruppe bilden die „magischen und kabbalistischen Schutzkreuze“¹⁾, deren systematische Anordnung ich den grundlegenden Arbeiten von Herrn Dr. Münsterer verdanke. Seinen Ausführungen gemäß werden zwei Kreuze, die Andree-Eysn im Kapitel „Das Tau und die Pestamulette“ erwähnt, als „Machabeikreuze“ (Gematrische Gottesnamenkreuze) aufgeführt²⁾.

Dank Münsterers Aufsatz über „Die doppelbalkigen Partikelkreuze von Scheyern usw.“ gelang es, die Inschrift eines seltenen Typus des „Scheyrer-Kreuzes“ zu erklären³⁾.

Über spanische Caravaca-Kreuze hat auch Hildburgh einen Aufsatz veröffentlicht⁴⁾. Es blieb aber Münsterer vorbehalten, den Beginn der deutschen Nachbildungen, von denen die Sammlung ein Exemplar besitzt (s. Abb. 1), festzulegen, wie auch ihre besondere Bedeutung als „Wetterkreuze“⁵⁾.

In der Sammlung befindet sich ein sorgfältig gegossenes bronzenes „Ulrichs-Kreuz“, das in den Zusammenhang von Rose

1) Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1955, Regensburg, S. 51 ff.

2) M. Andree-Eysn, Volkskundliches aus dem bayrisch-österreichischen Alpengebiet. Braunschweig 1910, Fig. 41; Münsterer, op. cit., S. 65 ff., 69, Abb. 17, 18.

3) Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1952, Regensburg, S. 50 ff., S. 55, Abb. 14.

4) „Caravaca Crosses and their Uses as Amulets in Spain“ (Folk-Lore, Bd. 51, London 1940, S. 241 ff.).

5) „Das Caravacakreuz und seine deutschen Nachbildungen“ (Festschrift für J. M. Ritz, Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1951, Regensburg, S. 52 ff., 57 f., 59, Abb. 19); „Form und Bedeutung der doppelbalkigen Kreuze“ (Deutsche Gaue, Kaufbeuren, 1953, S. 81—82); „Das Caravacakreuz, ein spanisch-bayerisches Amulett“ (Der Zwiebelturm, Bd. 7, Regensburg 1952, S. 249—250).

Graham's kurzem Beitrag „An Ulric Cross in the Guildhall Museum“⁶⁾ gehört.

Unter den „Zacharias-Kreuzen“ ist ein ungewöhnliches Exemplar. In seiner Abhandlung „St. Zacharias the Prophet and Martyr“⁷⁾ weist Barb die allgemein bekannte Erklärung der Buchstaben des „Zacharias-Segens“ kategorisch zurück. Er betrachtet die Deutung als eine Schöpfung des 17. Jahrhunderts, die bezweckte, den Segen vom kirchlichen Standpunkt aus statthaft zu machen. Barb ist der Ansicht, daß der Segen genau so gut mit Zacharias, dem Vater Johannes des Täufers, dessen Name häufig in „Blut-Segen“ und anderen magischen Formeln des christlichen Orients vorkommt, verbunden sein kann wie mit dem Papst Zacharias oder dem gleichnamigen Patriarchen von Jerusalem.

Münsterer, der sich ebenfalls eingehend mit der Herkunftsfrage des „Zacharias-Segens“ beschäftigt, zweifelt an dem sehr hohen Alter des Segens und hält die Lösung des 17. Jahrhunderts für möglich, wobei er auch auf Calderons Schauspiel „La exaltación de la cruz“ hinweist, in welchem der Patriarch Zacharias ähnliche Psalmverse betet. Sehr lange Folgen von Merkbuchstaben gibt es auch im Deutschen, wie die bekannte Hausinschrift ORRRGIHUBKGWDMWRMSWGADRD, deren einfache Ergänzung (O Richter richte recht. Gott ist Herr und du bist Knecht. Gleich wie du Mensch wirst richten mich, so wird Gott auch dort richten dich) sicher zu Recht besteht⁸⁾.

Zu dieser Gruppe gehören auch ein silbernes, in einem Kreis stehendes „Tau Kreuz“ und ein „Wehenkreuz“ aus Malachit. Die Mehrzahl dieser magischen Schutzkreuze dürfte aus dem 18. Jahrhundert stammen.

Über „Sebastianspfeile“ von Ebersberg und „Benediktus-Pfennige“ liegen leider noch keine grundlegenden Werke vor, welche eine zuverlässige chronologische Anordnung ermöglichen.

Unter den Wallfahrtsmedaillen befinden sich „Zwitterpfennige“ mit den Gnadenbildern von Mariazell und Innsbruck (oder Passau), St. Wolfgang und Lofer, Altötting (Abb. 2—3) und Maria Dorfen (Abb. 4), Neukirchen und Bogenberg.

⁶⁾ Journal British Archaeological Association, Serie 5, Bd. 9, London 1944, S. 50 ff.

⁷⁾ Journal Warburg and Courtauld Institutes, Bd. 11, London 1948, S. 55 ff.

⁸⁾ „Die süddeutschen Segens- und Heiligenkreuze“ (Jahrbuch für Bayerische Volkskunde 1954, Regensburg, S. 99, auch Anm. 142, S. 118); Brief vom 2. März 1957.

Fein ziselierte silberne Medaillen stellen u. a. die Krönung Mariens, den Hl. Antonius und das Martyrium des Hl. Kilian (s. Abb. 5) dar. Besonders sorgfältig ausgeführt ist eine vergoldete, mit schwarzen Email-Inschriften versehene Bronzemedaille mit Brustbildern der Jesuitenheiligen Ignatius und Franz Xaver.

Vier astrologische Medaillen sind angeblich aus den sieben klassischen Metallen präpariert worden und dienten, laut Inschrift, als Amulette gegen Fluß, Krampf und Rotlauf. Eine von ihnen zeigt eine Darstellung des Aristotelischen Universums, die Sonne (= Gold), umgeben von den Symbolen der sechs anderen Planeten und Metalle. Auf der Rückseite ist eine nicht identifizierte Wappen: ein Sparren zwischen drei Gegenständen, die vielleicht alchemistische Retorten sind⁹⁾.

Zwei magische Medaillen mit gemischt christlichen und jüdischen Symbolen mögen das Werk getaufter Juden sein. Die Bibliothèque Nationale, Paris, besitzt ein Gegenstück zu einer von diesen, welches von M. Schwab beschrieben wurde¹⁰⁾. Die andere zeigt auf der einen Seite Gottvater mit drei Gesichtern und die magischen Gottesnamen „TETRAGRAMMATON, JEHOVAH, ADONAY, EL(oy)“; auf der anderen Seite die Hl. Dreifaltigkeit und die Inschrift „BENEDICTA SEMPER SANCTA SIT TRINITAS“. Nach Ansicht von O. Lehmann, Oxford, entspricht die Darstellung Gottvaters einem Portrait des Rabbiners Elieser von Brodny, welcher in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Amsterdam lebte¹¹⁾. Dieser Umstand dürfte die Medaille ungefähr datieren.

Ein Amulett mit dem Hl. Georg und dem Rochuszeichen entspricht dem Exemplar, welches Münsterer abgebildet und ausführlich besprochen hat¹²⁾. Die magischen Symbole bedürfen noch der Aufklärung.

⁹⁾ Dank Information von Dr. C. H. Josten, Museum of the History of Science, Oxford. — S. Seligmann, Die magischen Heil- und Schutzmittel, Stuttgart 1927, S. 176, Fig. 50; A. Bauer, „Über einige alchemistische Medaillen“ (Numismatische Zeitschrift, Bd. 29, Wien 1898, S. 524—525, Abb. IV [2]); H. Brocatti, Talisman und Pentakel. Dissertation der Universität Berlin, 1944, S. 225 ff., 231.

¹⁰⁾ „Médailles à légendes hébraïques“ (Revue Numismatique, Ser. 5, Bd. 10, Paris 1892, S. 254—256 und Abb.).

¹¹⁾ Encyclopaedia Judaica, Berlin 1928, Bd. 2, S. 727.

¹²⁾ „Die magischen und kabbalistischen Schutzkreuze“, S. 61—62, Abb. 14.

Unter den Münzen befinden sich „Frauenbildtaler, Joachims-taler, Klippen und „Judas-Pfennige“¹³⁾.

Zu den Ringen gehören Hl.-Georgs-Ringe und Antoni-Ringe. Zwei der letzteren sind aus schwerem massiven Silber und mögen als „Raufringe“¹⁴⁾ gedient haben. Von drei silbernen Ringen, besetzt mit roten Steinchen und Zähnen, hängen winzige Herzen. Schlösser und Schlüssel herab. Wahrscheinlich waren sie bäuerliche Liebesangebinde. Ein zart lila, weiß und schwarz gefleckter Serpentinring und ein Karneolring wurden von den Salzburger und Wiener Händlern als „Blutringe“ bezeichnet, die gegen allerlei Arten von Bluterkrankungen Schutz gewähren sollten.

Andachtsbilder, Gebetszettel und „Heilige Längenmaße“ sind in verhältnismäßig geringer Anzahl vertreten. Ihre Bearbeitung war einfach dank der hervorragenden Arbeiten von G. Gugitz, A. Spamer und A. Jacoby¹⁵⁾. Darstellungen des Messewunders zu Walldürn, im Odenwald, scheinen sich auch in den Alpenländern rechter Beliebtheit erfreut zu haben.

Die bedeutsamen Ausführungen von Gugitz¹⁶⁾ veranlaßten mich, diejenigen Wallfahrtsandenken, von denen mehr als ein Typ vertreten ist, unter der Überschrift „Wallfahrtandenken“ zu katalogisieren und nicht nach den durch ihre Form bestimmten Gattungsnamen. Dies trifft zu für Altötting, Andechs, Einsiedeln (s. Abb. 6), Loreto, Maria Dorfen (s. Abb. 7), Maria Taferl, Maria Zell, St. Wolfgang, Sonntagsberg und Tann. Die verhältnismäßig zahlreichen und verschiedenartigen Wallfahrtsandenken von Loreto (eine Majolikaschüssel und ein Teller), „Fraisenhäubchen“ (s. Abb. 8), „Heilige Längenmaße“ und Medaillen) weisen auf den großen Einfluß hin, den Loreto auf die bayerische Volksfrömmigkeit ausgeübt hat, und den T. Gebhard schon nachgewiesen hat¹⁷⁾.

Verhältnismäßig bescheiden vertreten sind Opfergaben. Zehn Wachsmodele verschiedener Art wurden in Salzburg erworben. Drei eindrucksvolle eiserne Votivmänner, die Hände zum Gebet

¹³⁾ Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. 5, Berlin 1950, S. 1591; M. A. König, Weihegaben an Unsere Liebe Frau von Altötting, München 1940, Bd. 1, S. 79, 88; Internationale Hygiene-Ausstellung, Dresden, 1911, Nos. 15838—40.

¹⁴⁾ Dank Information von L. Kriss-Rettenbeck, München.

¹⁵⁾ G. Gugitz, Das kleine Andachtsbild in den österreichischen Gnadenstätten, Wien 1950; A. Spamer, Das kleine Andachtsbild, München 1930; A. Jacoby, Heilige Längenmasse (Schweizerisches Archiv für Volkskunde, Bd. 29, Basel 1929, S. 206, 191).

¹⁶⁾ op. cit., S. 2.

¹⁷⁾ „Die marianischen Gnadenbilder in Bayern“ (Kultur und Volk. Festschrift für G. Gugitz, Wien 1954, S. 106—107, 112, Anm. 5).

erhoben, bestätigen vollauf die Auffassung von R. Kriss und J. M. Ritz, daß Eisenopfer einen besonders individuellen und lokalen Charakter haben und der ausdrucksvollste Typus von ländlicher Volkskunst sind¹⁸⁾.

Den Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde habe ich wertvolle historische Angaben entnommen, wenn ich mich auch nicht immer den Ausführungen angeschlossen habe. Auf Anraten des Kunsthistorikers A. Scharf, London, behielt ich für das Innsbrucker „Mariahilfsbild“ von Lucas Cranach als Entstehungsdatum 1537 bei. Ich bin auch Jacoby gefolgt, welcher für den Kult der „Seitenwunde Christi“, die auf einem Gebetszettel dargestellt ist, das 14. Jahrhundert ansetzt¹⁹⁾. Der tiefgehende Einfluß der Gegenreformation auf Andachts- und Gnadenbilder, welchen Gugitz und H. Aurenhammer so überzeugend dargestellt haben²⁰⁾, hat sich auch auf dem Gebiet des Amulettwesens ausgewirkt.

In der Gegenreformation wurde die Jungfrau Maria vor allem als die gnadenreiche Muttergottes dargestellt. Das „Mariahilfsbild“ von Innsbruck (oder Passau) und die Landshuter Kopie der Wiener „Muttergottes mit dem geneigten Haupt“ erscheinen auf den Hüllen von „Breverln“. Der Kult der Hl. Anna und des Hl. Josef, der in der Gegenreformation propagiert wurde, ist durch ein „Fraisenhäubchen“, Andachtsbilder, Nachbildungen der „Mutter Anna Hand“ und Medaillen belegt. Die in der Gegenreformation kanonisierten Heiligen Ignatius, Franz Xaver und Johann Nepomuk sind wiederholt dargestellt auf Andachtsbildern, „Fraisenhäubchen“ und Medaillen. Der Ursprung der „Nepomukszungen“ ist die Prager Graböffnung im Jahre 1719, bei der die Zunge des Hl. Nepomuk zwar vertrocknet, aber noch gut erhalten vorgefunden wurde.

Unter den Symbolen der Gegenreformation steht an erster Stelle das „Jesuitenwappen“ (IHS zwischen einem Kreuz und drei Nägeln), an zweiter Stelle die „Herzen Jesu und Mariae“. Weniger häufig sind das „Mariagramm“ (MRA) und das „Auge Gottes“ anzutreffen.

Historisch aufschlußreich sind auch die verschiedenen Wallfahrten und Gnadenbilder. Die Verehrung der Madonna zu Andechs begann am Ende des Mittelalters und die der Altöttingin

¹⁸⁾ R. Kriss, Die Volkskunde der Altbayrischen Gnadenstätten, München 1956, Bd. 5, S. 129–50; J. M. Ritz, Eisenvotive als Volkskunst (Festschrift für Marie Andree-Eysn, München 1928, S. 46).

¹⁹⁾ op. cit., S. 207.

²⁰⁾ Gugitz, op. cit.; H. Aurenhammer, Marianische Gnadenbilder in Nieder-Österreich, Wien 1956.

ger „schwarzen Madonna“ um 1490. Im 17. Jahrhundert nahmen die Wallfahrten zu Maria Dorfen, Maria Taferl, Maria Zell, Oberburg und Sonntagsberg stark zu. Auf das 17. Jahrhundert gehen auch die „Schabmadonnen“ von Einsiedeln zurück. Im 18. Jahrhundert kam die Wallfahrt zur Wieskirche zur Blüte. Die voraufgegangenen Quell-, Stein- und Baumkulte spiegeln sich noch in den Wallfahrtsandenken.

Obleich die Sammlung Hildburgh sich nicht mit wesentlich größeren, langsam entstandenen und systematisch ausgebauten Sammlungen in Bayern und Österreich messen kann — fehlen doch z. B. die beliebten Bauernheiligen Erasmus, Kümmeris, Isidor, Koloman, Leonhard und Notburga —, so erscheint sie doch reich genug, um eine Analyse der Materialien, der lokalen Einflüsse und der verschiedenen Anliegen, welche die Amulette verraten, zu rechtfertigen.

Charakteristisch für die Alpenländer ist, wie dies Schmidt und Kriss nachgewiesen haben²¹⁾, die Verwendung von „Hirschkränln“ und Steinbockhorn, welche beide, wenn auch in geringerer Anzahl, in der Sammlung vertreten sind (s. Abb. 9). Als „einheimisch“ muß auch die Verwendung von Natterwirbeln („Natterbeten“), Achaten, Bergkristallen, Sternkorallen („Verschreierherzen“) und Serpentin („Schrecksteindln“) angesehen werden. Auf meine Anfrage bestätigte Herr Dr. Münsterer, „daß diese Mineralien in Bayern, besonders im Fichtelgebirge, vorkommen. Serpentin ist so häufig, daß er als Schotter verwendet wird, ja vor kurzem wurde beim Anlegen eines Forstweges sogar Achat dazu benützt. Große Lager von Sternkorallen finden sich in den alpinen Gosauschichten, und in Digne (Nieder-alpen) gab es eine förmliche Industrie, von der wahrscheinlich die ‚Verschreierherzen‘ herstammten²²⁾.“

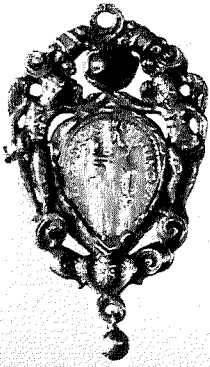
Großen lokalen Einfluß hatten, abgesehen von den Wallfahrten, die Klöster. Ich erwähnte schon die „Sebastianspfeile“ von Ebersberg, die Andachtsbilder der „Muttermgottes mit dem geneigten Haupt“ des Ursulinenklosters in Landshut und die „Benediktus-Pfennige“ von Kloster Metten, deren Beliebtheit sich auf den Prozeß gegen die Natterberger Hexen im Jahre 1647 zurückführen läßt. Hinzu kommen die „Walpurgisbüchlein“ von Eichstätt und die „Lorettohemdchen“ von Salzburg. Besonders liebevoll ausgestattete Reisealtärchen, deren Ursprung leider

²¹⁾ L. Schmidt, Zum Amulettcharakter der Hirschkränln (Blätter für Heimatkunde, Bd. 2, Graz 1948, S. 69—70); R. Kriss, Gemse und Steinbock im Amulettglauben der Alpenländer (Volk und Heimat, Festschrift für V. v. Geramb, Graz 1949, S. 1 ff.).

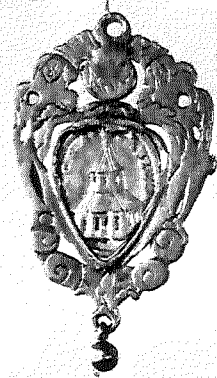
²²⁾ Mit Schreiben vom 21. Februar 1957.



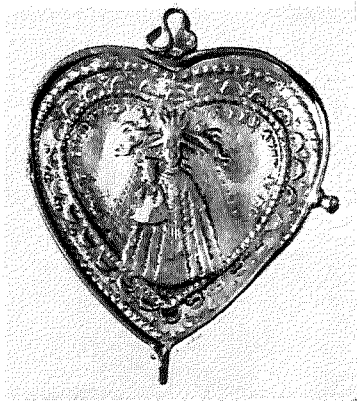
1



2



3



4



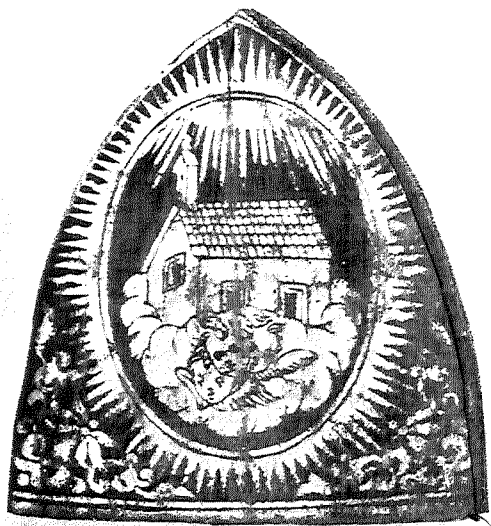
9



5



6



1 2 3 4 5
BODLEIAN LIBRARY 2

8



7

nicht festzustellen war, verraten fraglos die geschickten Hände geduldiger Klosterfrauen.

Die Unterscheidung zwischen ländlichen und städtischen Amuletten ist nicht einfach. Kostümstudien würden es ermöglichen festzustellen, wann sich bei den Bauern das Tragen der Uhrketten durchsetzte. Dies wäre sehr aufschlußreich für das Datieren vieler Uhrkettenanhänger. Heiltümer des bäuerlichen „Herrgottswinkels“ waren holzgeschnitzte Kruzifixe mit Reliquienkammern und die „Suppenbrunzer“. Über die letzteren teilte mir Herr Dr. Münsterer mit, daß „die Tauben ursprünglich an der Decke des Himmelbettes (Ehebettes) aufgehängt waren, wo sie empfängnisbefördernd wirken sollten. Nach Verschwinden des Himmelbettes aus der bäuerlichen Einrichtung wanderten die Tauben in den Herrgottswinkel“²³⁾.

Kostbare Rosenkranzperlen mit Perlmuttintarsien, aus geschnitztem Bein, Silberfiligran (von Schwäbisch-Gmünd) und aus lila Glas (von Kremsmünster oder Gablonz), welche einem seidenen Gewand angepaßt waren²⁴⁾, weisen auf städtischen Wohlstand hin. Malachite und „Natternzungen“ sind nachgewiesenermaßen „gesunkenes Kulturgut“²⁵⁾.

Mag die wohlhabende Bürgersfrau ein in Silber gefaßtes „Wehenkreuz“ aus Malachit besessen haben und die oberösterreichische Bäuerin ein mit grüner Ölfarbe bemaltes Stückchen Ton, die Dringlichkeit ihres Anliegens, Schutz bei der Entbindung, war dieselbe. Geburtsamulette stehen unter Frauenamuletten bei weitem an erster Stelle (Achate, Adlersteine, „Agnus Dei“, Benediktus-Pfennige, Blutsteine, „Breverln“, St.-Katherinen-Anhänger, „Fraisenhäubchen“, „Geburtsfläschchen“, „Heilige Längenmaße“, Malachite, Michaelsbriefe, Nachbildungen der „Mutter Anna Hand“, Scheyrerkreuze und Trudenmesser). Männer trugen vor allem Soldatenamulette (Blutsteine, Georgstaler, „Schabmadonnen“ von Einsiedeln, Skapuliere, Ulrichskreuze), Jägeramulette (Geweihenden, „Hirschkränln“ und St.-Hubertus-Medaillen) und Reiseamulette („Breverln“, Darstellungen der Hl. Drei Könige und Reisealtärchen). Die meisten Kinderamulette sollen das Zahnen befördern und gegen die dabei auftretenden Krämpfe schützen (Bernstein, Beißsteine, „Fraisen-

²³⁾ Mit Schreiben vom 5. Dezember 1956.

²⁴⁾ Informationen über Rosenkranzperlen verdanke ich FrI. Dr. GisIind Ritz, München.

²⁵⁾ Informationen über die Malachit-Anhänger aus der Fürstengruft zu Lauingen verdanke ich auch FrI. Dr. GisIind Ritz. Mit „Natternzungen“ befaßt sich ihr Aufsatz „Hochschichtliches Amulett“ (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1951, S. 47 ff.).

häubchen“, „Fraisketten“, „Fraisschlüssel“, Korallen, Malachite, „Natterbeten“, „Schergreberl“, Zahnamulette, „Zahnfeigen“). Knaben wurde ein Bocksbart in die Wiege gelegt, um die Zeugungskraft zu stärken.

Gegen die jahrhundertelange Geißel der Pest schützten eine große Anzahl von Amuletten („Agnus Dei“, Benediktusseggen, „Breverln“, Andachtsbilder mit dem Hl. Florian, Medaillen des Hl. Georg mit dem Rochuszeichen, „Machabeikreuze“, „Taukreuze“, Ulrichskreuze und „Zachariasseggen“). Heil- und Schutzmittel gegen „Fraisen“ wurden unter Kinderamuletten erwähnt. An dritter Stelle stehen Schutzmittel gegen „Fieber“ (Bernstein, „Breverln“, Eukalyptus, „Fraisenhäubchen“, „Fraisketten“, Korallen und „Verschreihetzen“). In gewissem Abstand folgen Heilmittel für Augenerkrankungen („Augensteine“ aus Achat und Bergkristall, „Breverln“, Andachtsbilder mit der Hl. Ottilie, „Krebsaugen“, Quellwasser von St. Wolfgang in besonders hergestellten Flaschen, „Wernsteine“ aus Serpentin mit einem winzigen gedrillten Loch zum Durchschauen). Schutzmittel gegen Gift sind verhältnismäßig selten (Benediktuspfeffnige, „Heilige Längenmaße“, Steinbockhornanhänger, „Krotensteindln“, Malachite und „Natternzungen“).

Die Schutzmittel des bäuerlichen Anwesens schließen natürlich die Familie und den Viehbestand ein (Benediktusseggen, Hl. Michaelsbriefe, „Schabemadonnen“ aus Einsiedeln und Ulrichskreuze gegen Ratten und Mäuse). Es gibt viel mehr Schutzmittel gegen Blitz, Donner (!) und Sturm („Agnus Dei“, Benediktusseggen, „Breverln“, Caravacakreuze, Andachtsbilder mit den Hl. Florian und Donatus, „Machabeikreuze“, Palmkätzchen, Scheyrerkreuze, Ulrichskreuze und Wetterkerzen), als gegen Überschwemmungen („Agnus Dei“, Benediktusseggen, Hl. Michaelsbriefe, „Nepomuksungen“) und Lawinen (Benediktusseggen). Erwartungsgemäß stehen die Schutzmittel für Wiesen, Acker und Gärten („Hl. Längenmaße“, Scheyrerkreuze und Ulrichskreuze) weit zurück hinter denen für das Vieh (Benediktusseggen, „Breverln“ von Tölz mit Anrufungen der Hll. Pirmin und Wendelin, Georgstaler, „Heilige Längenmaße“, Scheyrerkreuze, Trudenmesser, Trudensteine, Ulrichskreuze).

Amulette gegen den Teufel sind: „Agnus Dei“, Benediktusseggen und „Machabeikreuze“; gegen Dämonen: „Breverln“ und Scheyrerkreuze; gegen böse Geister: „Agnus Dei“, Antoniringe, die mit Glöckchen versehenen Beißsteine, „Fraisensteine“ von Sonntagsberg, Medaillen mit dem Haupt des Hl. Anastasius, Trudenmesser und Ulrichskreuze. Es gibt mehr Amulette

gegen Hexen (Benediktussegel, „Breverln“, „Heilige Längenmaße“, „Krotensteinln“, „Machabeikreuz“, Hl.-Drei-Könige-Anhänger, Skapuliere, Scheyrerkreuze, Muscheln, Trudenmesser und Trudensteine), als gegen den „bösen Blick“ („Fraisschlüssel“, Korallen, Muscheln, „Neidfeigen“ und „Verschreiherten“). Es fällt auch auf, daß im Gegensatz zu anderen Ländern, vor allem Italien, hornförmige Amulette eine unbedeutende Rolle spielen und nur ganz vag als glückbringend bezeichnet werden. In den Alpenländern sind fraglos „Neidfeigen“ und „Verschreiherten“ die beliebtesten Amulette gegen den „bösen Blick“. Eine gründliche Untersuchung dieses Problems, die von England aus leider nicht möglich ist, dürfte lohnend sein.

Abschließend seien noch die Ausführungen von C. Bonner über gnostische Amulette übersetzt:

„Obgleich Amulette im Grunde magisch sind, benutzen sie doch die Religion als Unterstützung und Verbündeten... Wo immer Amulette mit Hilfe der graphischen oder plastischen Kunst gemacht werden, tendieren sie dazu, durch ihre Form und Inschrift den Beistand lokaler Wesen anzurufen und religiösen lokalen Glauben oder zumindest religiöse Ausdrücke und Symbole zu absorbieren²⁶⁾.“

Die Amulette aus dem 17. bis 19. Jahrhundert bestätigen Bonners Aussage, aber darüber hinaus weisen sie auf eine Wechselwirkung hin: Auch die Kirche hat sich dieser oft unscheinbaren und an sich wertlosen Gegenstände bedient, um die wild wuchernde Volksfrömmigkeit in geordnetere Bahnen zu weisen. Diese Erkenntnis verdanken wir der jüngeren österreichischen und deutschen Fachliteratur. Es wäre von großem Interesse, den Einfluß der Kirche auf das Amulettwesen der vorhergegangenen Jahrhunderte festzustellen, aber hierfür bot die Sammlung Hildburgh keine Anregung.

²⁶⁾ „Magical amulets“ (Harvard Theological Review, Bd. 39, Cambridge [Mass.] 1946, S. 25).

Polarität volkstümlicher Denk- und Glaubensvorstellungen (an Hand von Karten des Atlas der Deutschen Volkskunde)

Von Barbara Pischel

Wenn Jean Gebser in seinem „Ursprung und Gegenwart“ die Aufmerksamkeit des Historikers und Kulturphilosophen auf das Phänomen der Sprachentwicklung hinlenkt, daß heute entgegengesetzte Begriffe, z. B. Hölle und Helle, auf eine ursprünglich einzige Wurzel zurückgehen, so will er damit zugleich einen Blick in die menschlichen Denk- und Vorstellungsprozesse schlechthin öffnen.

Ohne in die Vergangenheit zurückgreifen zu müssen, findet der Volkskundler bei seiner Übersicht über die volkstümlichen Denk- und Glaubensvorstellungen genügend Beispiele, welche ihn dazu berechtigen, von ihrer Polarität zu sprechen.

Unter den publizierten, zur Zeit leider vergriffenen Karten des Atlas der deutschen Volkskunde findet sich derartiges Anschauungsmaterial, welches den Ausgangspunkt unserer Betrachtung bildet. Es ist lediglich ein Teil desjenigen Atlasmaterials, welches in folgenden Karten volkstümliches Denken und Volksglauben zur Darstellung bringt:

Karte 64 ff. Gestalten der Weihnachtszeit.

Karte 37 „Wer bringt nach der Meinung der Kinder zu Weihnachten die Geschenke?“

Karte 32 ff. „Wer bringt nach der Meinung der Kinder die Oster-eier?“

Karte 18—21 „Wer bringt die kleinen Kinder?“

Karte 71—74 „Die Herkunft der kleinen Kinder.“

Karte 16—17 „Was für ein Wesen sitzt nach der Vorstellung des Volkes im Mond?“

Karte 110—113 „Der Name für das Besprechen von Krankheiten.“

Karte 107—109 „Vögel, deren Ruf nach der Meinung des Volkes den Tod eines Menschen ankündigt.“

Karte 1—9 „Die Wochentage als Glücks- und Unglückstage.“

Die Frage der Polarität volkstümlicher Denk- und Glaubensvorstellungen wird an Hand der Karten 18—21 „Wer bringt die

kleinen Kinder?“, den Karten vom Mann im Mond und denjenigen über die Totenvögel dargestellt werden. Absichtlich wurden natürliche Vorgänge (Geburt und Tod) und Erscheinungen (Vögel, Mond) ausgewählt, um ein Bild von der Art und Weise volkstümlicher Vorstellungen zu gewinnen. Denn nur an solchen kann eine Polarität einwandfrei nachgewiesen werden. Hingegen sind die von Menschen eingeführten Bräuche (Weihnachts- und Ostergeschenke), Gestalten (Weihnachtsmann, Osterhase) oder menschlichen Praktiken (Besprechen von Krankheiten) von vornherein von subjektiven Wünschen, menschlichen Absichten und psychologischen Momenten belastet, so daß sie für die Behandlung unserer Frage keine sachlichen Vergleichsobjekte abgäben. Auch die Vorstellungen über Glücks- und Unglückstage sind zu stark an frühere Gottheiten (Frigga, Zeus, Mondgottheiten, Mars, Sonne) gekettet, als daß aus den polaren Vorstellungen über einen glückverheißenden Freitag, der woanders gerade besonderes Unglück bringt, objektive Anhaltspunkte über den Charakter volkstümlichen Denkens gewonnen werden könnten.

Aus den angeführten Karten sind folgende Tatsachen ersichtlich:

I. Im Volke gelten als Kinderbringer:

Storch,
Eule,
Rabe,
Krähe,
Schwan.

II. Nach der Meinung des Volkes sind Todankündiger ebenfalls:

Storch,
Eule,
Rabe,
Krähe,
Schwan;

außerdem Hahn und Schwalbe.

III. Die Umriss der auf der Mondoberfläche sichtbaren Schatten werden vom Volk für einen Mann, aber auch für eine Frau gehalten. Man glaubt ferner, ein Hase, ein Lamm, ein Kalb, ein Pferd, ein Rind, ein Löwe, ein Widder, eine Taube lebe auf dem Mond.

Zu I. und II.: Der Storch als Kinderbringer ist eine gesamtdeutsche Erscheinung, wenngleich er von der aus Frank-

reich stammenden Hebamme von der westlichen Grenze des deutschen Gebietes her immer stärker überlagert wird. Er findet sich also auch in denjenigen Gebieten als Kinderbringer, wo er als Todankündiger bekannt ist. Dieses Beispiel zeigt, daß es sich nicht um ein räumliches Nebeneinander entgegengesetzter Vorstellungen handelt, sondern daß es eine tatsächliche Polarität im volkstümlichen Denken gibt.

Im einzelnen gilt der Storch als Todesvorzeichen in Westfalen (1 Beleg), an der Wesermündung (1 Beleg), in Schleswig (1 Beleg), in der Nähe von Osterode (1 Beleg), in den Vierlanden (2 Belege), eigenartigerweise also in Landschaften, wo der Storch heimisch ist und alltäglich. Dennoch wird er zum Vorboten eines nicht alltäglichen Erlebnisses, des Todes.

Wie der Storch gesamtdeutsch Kinderbringer ist, so gilt die Eule (Eulenvögel, strigidae) allgemein im gesamten deutschen Sprachgebiet als bekanntester Todankündiger. Innerhalb des Verbreitungsgebietes der Eule als Todankündiger treffen wir sie aber auch als Kinderbringer: inselartig in Mecklenburg und versprengt in Pommern, bei Stargard.

Während sich nun die Eulenvögel in Schlesien und dem Riesengebirge gemeinsam mit dem Raben in die Rolle des Todankündigers teilen, kommt dem Raben im Erzgebirge und Schwaben in Sonderheit die Rolle des Todankündigers zu. Auch er spielt die gleiche Doppelrolle wie die Eule. Denn an den Rändern der Inseln, wo vornehmlich er Todankündiger ist, sieht das Volk in ihm gleichzeitig auch den Kinderbringer. Dies trifft zu für das Sudetenland, die Iglauer Sprachinsel. Auch östlich von Olmütz und als einzelner, versprengter Beleg im Westen, bei Duisburg, ist der Rabe als Kinderbringer zu erwähnen.

Die Frage, ob der Krähe die gleichen Funktionen des Todankündigers und Kinderbringers nebeneinander zukommen, kann deshalb nicht genau beantwortet werden, weil der Atlas keinen Nachweis bringt, wieweit die Bezeichnung Rabe und Krähe volkstümlich für die gleichen Vögel angewendet werden.

Jedenfalls ist die Krähe in Mecklenburg, an der Odermündung, in Pommern, in Ostpreußen, in Schlesien, ja im siebenbürgischen Kronstadt als Kinderbringer bekannt.

Einige Belege finden sich ferner für die Vorstellung, daß der Schwan sowohl Todankündiger wie Kinderbringer ist, als welcher er auf Rügen, an der pommerschen Ostseeküste und bei Leba hervortritt. Die landläufig glückverheißende Schwalbe, welche vor Blitz schützt und Segen sowie Kinder bringt, tritt uns auf den Karten des Atlas der deutschen Volkskunde ebenfalls

als Todankündiger entgegen, und zwar im Raum von Osnabrück und Bielefeld, an der Ems und in Pommern.

Aus diesen Belegen des Atlas der deutschen Volkskunde ergibt sich, daß es sich bei den entgegengesetzten Vorstellungen von Storch, Eule, Rabe, Krähe und Schwan als Kinderbringer und Todankündiger nicht um ein räumliches Nebeneinander unterschiedlicher Meinungen handelt. Vielmehr liegt hier eine Polarität volkstümlicher Vorstellungen vor. Den gleichen Vögeln wird in der volkstümlichen Gedanken- und Glaubenswelt unterschiedliche Bedeutung zugemessen. Ihre Funktion als Gegenstand volkstümlichen Glaubens und Meinens ist polar. Die gleichen Vögel, so glaubt man, kündeten dem gleichen Volk, zur gleichen Zeit und am gleichen Ort entgegengesetzte Ereignisse im Lebenslauf an. Die Polarität des Lebensablaufes selbst ist in diesen volkstümlichen Denk- und Vorstellungsgrößen eingefangen und diese spiegelt sich in ihnen gleichsam wieder. Ihnen kommt polare Bedeutung zu, welche je nach dem Erlebniszusammenhang bestimmbar und einzusetzen ist.

Als weiteres Objekt volkstümlicher Denkvorstellungen, welches aus dem Tierreich genommen ist, sei der Hahn erwähnt. Er ist Todankündiger, gleichzeitig aber auch Symbol der Ernte und Fruchtbarkeit. (Vgl. hierzu die Karten 79, 80, 92, 95 des Atlas der Deutschen Volkskunde.)

Im gesamten deutschen Sprachraum außerhalb des südwestdeutschen, vom Limes begrenzten Gebietes sind Hahn, Henne, Hühner, einschließlich des Erdhühnchens, als Totenvogel bekannt. Innerhalb dieses Raumes aber liegen auch die Inseln, in welchen der Hahn Ernte- und Fruchtbarkeitssymbol ist. Somit nimmt auch der Hahn im volkstümlichen Denken und Meinens eine Stellung ein, welcher polare Funktion eigen ist.

Schließlich läßt sich die Polarität volkstümlicher Denk- und Glaubensvorstellungen am Beispiel der Atlaskarte zu der Frage „Was für ein Wesen sitzt nach der Vorstellung des Volkes im Mond?“ nachweisen.

Sowohl über die Gestalt dieses Wesens, welches sich das Volk im Mond sitzend vorstellt, wie über die Begründung seines dortigen Aufenthaltes hat der volkstümliche Mensch widersprechende Vorstellungen.

Es wurde schon erwähnt, daß man im Mond einerseits eine Frau, andererseits einen Mann zu sehen vermeint. Im Dillkreis, um Eisenach, Meiningen, Bamberg, Wittenberg, um Swinemünde wie in der nördlichen Steiermark sieht man im Mond einen Hasen. Gestalten aus der Volkserzählung sind ebenso nachzuweisen wie

christliche Gestalten (Steiermark — Nordkärnten — um Wiener Neustadt und Znaim), während man an anderen Orten der menschlichen Gestalt im Mond heimatliche Namen wie August, Wilhelm, Michel, Hannes, Dieterle, Seppel, Albert oder Anton gibt.

Macht hier das volkstümliche Denken die Vorstellung einer Gestalt zu seinem Mittelpunkt und zeigt sich schon an den wenigen, hier aufgezeigten Beispielen die Phantasiefülle, so sagen die Begründungen des Aufenthaltes dieser Gestalt im Mond Wesentliches über die volkstümlichen Denkwegen aus.

Es heißt nach der Karte 25 a) des Atlas der Deutschen Volkskunde: „Der Mann sitzt im Mond, weil er am Feiertag Holz geholt oder gestohlen, Reben, Kohl, Rüben, Erbsenstroh geholt oder gestohlen hat.“ Er hat Heuarbeit gemacht, Dung gestreut, Häkkel geschnitten. In der Karte 22 a) wird der Frau die gleiche Tat zugesprochen, dazu noch weibliche Hantierungen wie Spinnen, Buttern, Waschen, Hemd nähen, Wasserholen. (In Pommern, in Norddeutschland bis zur Weser verbreitet; westlich der Weser nur wenige Belege.)

Tätigkeiten und Dinge also, welche im wirtschaftlichen Bereich der jeweiligen Landschaft von besonderer Bedeutung sind, bilden hier Elemente des Volksglaubens und der denkerischen Tätigkeit des volkstümlichen Menschen. Die Deutungen der Naturerscheinungen, in diesem vorliegenden Falle solche außerhalb des irdischen Bereiches, werden anthropozentrischen, ja landschaftsgebundenen Gesichtspunkten unterworfen. Die Verknüpfung beider Pole dieses Denkprozesses, nämlich der volkstümlichen Arbeits- und Wirtschaftsform einerseits und der Naturerscheinung auf der anderen Seite wird mittels volkstümlichen Glaubens vollzogen. Der volkstümliche Wirtschaftsbereich bildet zugleich den Ausgangspunkt transzendentaler Vorstellungen. Auch volkstümliche religiöse Sitten und Vorstellungen werden im volkstümlichen Denkprozeß aus dem heimatlichen Bereich auf außerirdische Bereiche übertragen: der Begriff der Feiertagschändung wird zu Hilfe genommen, um die vermeintliche Anwesenheit der Gestalt im Mond zu begründen.

Die Polarität volkstümlicher Denk- und Glaubensvorstellungen zeigt sich auf Grund der betreffenden Karten des Atlas der Deutschen Volkskunde in zweifacher Weise:

Einmal bildet ein tierisches Wesen, in unserem Beispiel Storch, Hahn, Krähe, Eule, Schwan, Gegenstand und Objekt des Denkens. Dieses wird zum volkstümlichen Denkbegriff, mit dem die Lebenszusammenhänge geordnet werden, und zwar so, daß

das gleiche Objekt denkerisch oder glaubensmäßig verschieden gedeutet wird.

Zum anderen geht das volkstümliche Denken assoziativ in der Weise vor, daß volkstümliche Arbeitssitten und -unsitten (Stehlen von Erbsenstroh) vermittels volkstümlicher Glaubensvorstellung zu außerirdischen Naturerscheinungen in kausale Beziehung gebracht werden.

Verlaufen im ersten Fall die Denkprozesse von einem Erkenntnismittelpunkt aus (als welchen ich die Vögel, welche in den Glauben von der Herkunft der Kinder und der Todesankündigung verknüpft sind, bezeichnen möchte), so werden im zweiten Falle getrennte Bereiche mittels volkstümlicher Glaubensvorstellungen wie zwei zusammengehörige Pole ein- und desselben Denkprozesses verbunden.

Volkstümliches Denken ist demnach nicht nur ein solches in Analogien: es ist auch als polares, bilaterales Denken zu finden. Es unterscheidet sich nicht strukturell vom philosophischen Denken. Denn auch volkstümliches Denken geschieht in dessen beiden Formen der Empirie und Spekulation, insofern volkstümliches Denken in Analogien empirisch, volkstümliches Denken nach Art der hier dargelegten Polarität spekulativ vorgeht. Die aus den Bereichen von Brauch und Volkskunst bekannte Fülle volkstümlicher Phantasie und reicher Gestaltungskraft zeigt sich auch im volkstümlichen Denken, soweit dies in den Atlas der Deutschen Volkskunde einbezogen worden ist. Ihm gilt es an weiteren Beispielen nachzuspüren, ist doch auch das Denken für die Erkenntnis des Volkscharakters von Bedeutung.

Quellen, Methoden und Ergebnisse der ungarischen Arbeitsgerätforschung

Von Iván Balassa

Die ungarische Volkskunde schätzt die anerkennenden Zeilen von Leopold Schmidt, welche er kürzlich, in erster Linie über die, sich mit der Sachkultur befassenden ungarischen Publikationen schrieb, sehr hoch.

Die Landesgrenzen öffnen sich heute immer mehr und mehr, und wir haben immer öfter Gelegenheit unsere Arbeit gegenseitig kennenzulernen. Leopold Schmidt hatte zwar, anschließend an die Landesgrenzenversperrung, folgendes festgestellt: „Das soll aber nicht verhindern, mit der ungarischen Volkskunde in Kontakt zu bleiben, die uns dauernd viel zu geben hätte. Soweit sich die Veröffentlichungen von Wien aus verfolgen lassen, bewahrt die ungarische Volkskunde, wie sie vor allem am Néprajzi Muzeum in Budapest betrieben wird, ihre große ethnographische Linie. Ausgezeichnete Arbeiten zur Sachkultur erscheinen dort wie schon vor Jahrzehnten, Arbeiten, denen wir auf weiten Strecken nichts wirklich Gleichwertiges entgegenzustellen haben ¹⁾.“

Diese Feststellung ist für uns sehr günstig, doch kann ich mit ihr in zwei Punkten nicht übereinstimmen. Erstens entfaltet sich die Arbeitsmethode der ungarischen Volkskunde auf dem Gebiet der Gerätforschung nur jetzt; und wenn sich auch gewisse Erfolge ergeben, so sind diese Erfolge noch sehr entfernt davon, daß sie in jeder Hinsicht als Beispiel dienen könnten. Die beinahe nur junge Kräfte zählende ungarische Forschergarde wird sich mit ihren wichtigen Ergebnissen nach zehnjähriger ernster Arbeit erst in der nächsten Zukunft melden. Ferner kann ich mit dieser Behauptung nicht einverstanden sein, daß die Volkskunde Österreichs keine, mit den ungarischen wenigstens gleichstehende Erfolge aufweisen kann. Ich glaube es genügt, wenn ich hier auf die Arbeiten von Leopold Schmidt, Hanns Koren, Oskar

¹⁾ Leopold Schmidt. Burgenländische Volkskunde 1951—1955. Eisenstadt 1956, 11.

Moser etc. weise, die auch für uns beispielgebend sind und in welchen die ungarischen Ethnographen nicht nur häufig blättern, sondern auch sehr viel daraus lernen. Wenn ich nun die Quellen, Methoden und Ergebnisse der Gerätforschung des ungarischen Bauerntums bekanntmache, werden wir uns sicherlich mit solchen Gedanken begegnen, deren Quelle eben die österreichische Volkskunde ist. Meiner Überzeugung nach ist es so richtig, die nebeneinander lebenden Völker müssen aus ihren wissenschaftlichen Ergebnissen gegenseitig alles lernen, was sie für ihre eigene Wissenschaft gut und wertvoll finden.

Zweifellos ist das Gebiet der bäuerlichen Gerätforschung in der ungarischen Volkskunde am besten und tiefsten bearbeitet. Und das geschah nicht zufällig. Die ganze bäuerliche Wirtschaft je einer Epoche wird in erster Linie durch die angewendeten Geräte bestimmt. Um mit einem Vergleich zu dienen, diese Arbeitsgeräte bilden das Gerippe der Produktion. Und eben deshalb, wenn wir die Arbeitsgeräte einer Epoche kennen, so können wir schon einen Begriff von der ganzen Produktion und deren gesellschaftlicher Beziehung bilden. Das alles begründet, warum die ungarische Volkskunde sich mit besonderem Interesse der Erforschung dieses Gebietes der Volkskunde widmete.

Es ist zweifellos, daß die Wandlung der Arbeitsgeräte — sei es nur die kleinste Vervollkommnung — auf die damit verrichtete Arbeit einen wichtigen Einfluß ausübt. Die Arbeit kann leichter verrichtet werden, es können neue und andere Methoden eingeführt werden. Darum, wenn wir in der Produktionsmethode eine Wandlung finden, so können wir daraus auf eine mit dem Arbeitsgerät schon früher in Verbindung stehende Wandlung schließen. Hier nur ein einziges Beispiel. Seit Mitte des XIX. Jahrhunderts verbreitete sich in Ungarn die Bestellung des Maises mit dem Hackpflug. Dieser Umstand brachte in der ganzen Produktion grundlegende Änderungen mit sich. Das frühere breitwürfige Säen des Maises wurde durch die Reihensaat verdrängt. Dementsprechend entfalteten sich neue Säemethoden. Da ein bedeutender Teil des Hackens mit Tierkraft verrichtet wurde, so wurde auch der Anteil der Maisarbeiter beträchtlich reduziert. Die auf Halbbanteil bestellten Maisfelder verschwanden und später konnte man nur für Dritt- oder Viertel Maisfelder pachten. Also das Erscheinen eines einzigen Gerätes hatte in produktions- und gesellschaftlichen Beziehungen so große und besonders bedeutende Folgen. Selbstverständlich kann die Wirkung der Änderung nicht bei einem jeden Gerät so nachgewiesen werden, in gewissem Maß ist es aber überall auffindbar.

Damit möchte ich nur unterstreichen, daß die Erforschung der Arbeitsgeräte — welche die kleinsten Details der Geräteumwandlung im Laufe der Geschichte aufklärt — uns zu der Erkenntnis der großen ethnographischen Wandlungen näher führt, welche sich im wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben melden.

Unsere Arbeit wird aber nur dann wirkliche Erfolge bringen, wenn sie sich auf breite Gründe stützend, auch die Erfolge anderer Fachwissenschaften einschließen wird. Wenn wir uns aber auf die Erfolge anderer Wissenschaften stützen, dürfen wir nie vergessen, daß für uns dieses Material das wichtigste ist, welches wir mit den speziellen Methoden der Volkskunde auf dem Lande sammeln. In der sich bei uns jetzt entfaltenden komplexen Forschungsmethode ist das Gewicht immer auf das ethnographische Material gelegt, und die Ergebnisse anderer Wissenschaften wenden wir nur mit volkskundlicher Anschauungsmethode an. Die komplexe Forschungsmethode ermöglicht uns die Entwicklung der Arbeitsgeräte in ihrem historischen Vorgang zu untersuchen.

Darum ist das Material der *Archaeologie* für uns unentbehrlich. Obzwar wir die Bearbeitung ähnlichen Materials aus früheren Zeiten schon aufweisen können, so sind wir z. B. den Forschungen der Skandinavier gegenüber noch weit im Hintertreffen geblieben und ebenso neben der Arbeit von Branimir Bratanić, die auf dem Gebiet der Pflugforschung beispielgebend ist. Neuerdings haben die *Archaeologen* anregende Schritte getan; so diente uns die *Archaeologie* der Urzeit z. B. bei den Geräten der Fischerei, die römische *Archaeologie* bei dem Gerätmaterial der ungarischen — besonders pannonischen — Weinkultur mit vielen Ausgangspunkten. In der letzten Zeit verstärkte sich bei uns die *archaeologische* Erforschung der Landnahmezeit und des Mittelalters mit einem bedeutenden volkskundlichen Charakter. Die Veröffentlichung der Erfolge beginnt jetzt und diese haben für uns, besonders auf dem Gebiet der Geräteforschung eine unübersehbare Bedeutung. So wurde z. B. vor kurzem eine Studie über mittelalterliche Schmiedeerzeugnisse veröffentlicht; dieser Arbeit schließen sich schon mehr kleinere und größere Aufsätze an, welche von dem Mittelalter an die Entwicklung der Schmiedeerzeugnisse untersuchen. Die Ausgrabungen der vernichteten mittelalterlichen Dörfer bringen immer mehr solche Arbeitsgeräte zum Vorschein (z. B. Pflugbestandteile, Hacken, Spaten usw.), welche die Geschichte der einzelnen Geräte scharf beleuchten.

Das in unseren Archiven in großer Zahl vertretene Urkundenmaterial ergänzt besonders das von der *Archaeologie* auf-

gedeckte mittelalterliche Gerätmaterial. Eine Arbeitsgemeinschaft hat von dem Standpunkt der Volkskunde das Exzerpieren der Urkunden vom 14.—16. Jahrhundert begonnen und schon beinahe beendet. Einige bedeutende Veröffentlichungen dieses Materials beweisen, daß die materielle Kultur, der Gerätbestand des Ungartums vor dem 16. Jahrhundert mit dem allgemein europäischen gleichstand und später, infolge der langsameren wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklung stockte. Dieses Material steht — vorläufig nur in Handschrift — den Forschern zur Verfügung, die Veröffentlichung ist für die allernächste Zukunft geplant.

Die systematische, ethnographische Eröffnung der Urkunden des 16.—18. Jahrhunderts wurde in diesem Jahr begonnen. Die Arbeit erwies sich als eine sehr langdauernde und ernste Unternehmung, da die Quellen von sehr hoher Zahl sind. Diese Unternehmung ermöglicht uns, daß wir das ethnographische Material mit dem des Mittelalters verbinden können.

Ein für uns sehr bedeutendes volkswundliches Quellenmaterial ist der Nachlaß Mátyás B é l ' s aus dem 18. Jahrhundert. Die Veröffentlichung der meist lateinischen Handschrift befindet sich im Gange. Eine ganz spezielle Bedeutung hat hier aus dem Standpunkt der Gerätforschung die Handschrift „Tractatus de re rustica Hungarorum“, welche von einer Arbeitsgemeinschaft aufgearbeitet wird. Hinsichtlich des Arbeitsgerätbestandes des Ungartums und der mit ihm zusammenlebenden Nationalitäten ist dieses Material ganz besonders wichtig. Ein beträchtlicher Teil des Materials ist bereits zugänglich und in den nächsten Jahren werden die wichtigsten Bände, mit Anmerkungen versehen, veröffentlicht.

Die Wirtschaftsliteratur des 18.—19. Jahrhunderts ist schon lange eine wichtige Quelle der ungarischen Volkskunde, und dient auch bei der Gerätforschung mit sehr wichtigen und begründeten Angaben. In der Wirtschaftsliteratur finden wir die Beschreibung der neueren und älteren Geräte, welche bei je einer Arbeitsmethode angewendet wurden. Sie argumentieren über die Vorteile der neuen und die Nachteile der älteren Geräte, veröffentlichen Stiche von den Geräten und liefern damit unseren Forschungen unentbehrliche Angaben. Wir können das Material leicht lokalisieren, da wir in den meisten Fällen wissen, wo die einzelnen Verfasser tätig waren, wo ihr Leben verlief. Die landwirtschaftlichen Zeitschriften des 19. Jahrhunderts enthalten im allgemeinen ortsgebundene Angaben, welcher Umstand ihren wissenschaftlichen Wert beträchtlich erhöht. Zur Ausbeu-

tung der landwirtschaftlichen Literatur stehen uns schon Bibliographien mit historischen Aspekten zur Verfügung, die Zusammenstellung volkskundlicher Bibliographien ist aber auch im Gange, welche dieses Quellenmaterial systematisch aufarbeiten.

Das Ethnographische Museum in Budapest hat auch die Sammlung der Andenken der volkskundlichen Ikonographie aus dem Mittelalter und der Neuzeit begonnen. Diese Arbeit wird nach Beendigung ergeben, daß die Forscher das ganze Material — welches augenblicklich sehr verstreut ist — an einem Orte durchsehen können. Das ikonographische Material befindet sich jetzt zum größten Teil in dem historischen Bildarchiv des Ungarischen Nationalmuseums und wird von den wissenschaftlichen Forschern sehr häufig benützt.

Die ungarische Gerätforschung stand von jeher in engster Verbindung mit der Sprachwissenschaft. Diese engen Beziehungen erklären uns, warum eine ziemlich bedeutende Zahl der Ethnographen eben von dem Gebiete der Sprachwissenschaft zur Volkskunde übertrat. Der Grundsatz der „Wörter und Sachen“ ist und war in der ungarischen Volkskunde vertreten. Darum stützen wir uns bei der Forschung der Arbeitsgeräte in bedeutendem Maße auf die Ergebnisse der Sprachwissenschaft, auf alte Wörterbücher, Etymologien und auf das Material des jetzt in Vorbereitung stehenden Sprachatlasses. Diesen Sprachatlas konnte ich vor kurzem bei meinen ethnographischen Forschungen über den Maisbau in Ungarn sehr gut gebrauchen. Bei unseren Untersuchungen sammeln wir selbstverständlich sorgfältig die Benennungen der Geräte und der Einzelteile.

Neben all diesem halten wir doch für das Wichtigste die gründliche Untersuchung des volkskundlichen Materials. In bezug auf die Arbeitsgeräte stützen wir uns in erster Linie auf die Ergebnisse der lokalen Forschungen. In einigen Gegenden Ungarns — besonders dort, wo die landwirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung aus verschiedenen Gründen langsamer war — finden wir noch die Geräte älterer Zeiten, oft schon außer Gebrauch, und die Alten erinnern sich noch genau, wie mit diesen Geräten gearbeitet wurde. In gewisser Hinsicht müssen wir das als Rekonstruktion ansehen. Es ist jedoch eine Rekonstruktion, bei welcher der Arbeitsvorgang mit originellen Geräten von solchen Leuten verrichtet wird, die Jahrzehnte hindurch diese Geräte gebrauchten. Oft müssen wir uns an solche Rekonstruktionen halten, wo die Geräte schon wiederhergestellt sind, doch lebt der Gebrauch dieser Gegenstände in dem Gedächtnis der Alten noch intensiv. Unserer Ansicht nach ist auch diese Methode

nützlich, denn mit dem Aussterben älterer Generationen verschwindet auch diese Möglichkeit der Rekonstruktion.

Wir verwenden bei unserer Arbeit natürlich in erster Linie das ethnographische Material der ungarischen Museen. Das Ethnographische Museum in Budapest, aber auch die verschiedenen Landesmuseen haben sehr anschauliche Arbeitsgerätsammlungen und eine gleiche Sammlung des Landwirtschaftlichen Museums in Budapest steht uns zur Verfügung. Da die verschiedenen Museen in Ungarn unter einheitlicher Direktion stehen, ist es den Forschern sehr leicht, die an verschiedenen Orten befindlichen Geräte zu überblicken und die bezüglichen Angaben zu verschaffen. Wir haben die Zusammenstellung eines solchen Kataloges begonnen, mit dessen Hilfe der Forscher im Ethnographischen Museum in Budapest feststellen kann, in welchem Landesmuseum das ihn interessierende Gerät zu finden ist. Ich glaube, wenn wir diese Anregung wenigstens auf die Nachbarländer ausbreiten könnten, wären unsere Arbeiten gegenseitig erleichtert.

In den Archiven der ungarischen Museen, besonders aber in dem Photoarchiv des Ethnographischen Museums von Budapest, befindet sich eine bedeutende Zahl von Photoaufnahmen, deren großer Teil Arbeitsgeräte und Arbeitsvorgänge verewigt. Die Sammlung der Aufnahmen wurde im Jahre 1890 begonnen. Allein im Ethnographischen Museum von Budapest befinden sich ca. 125.000 ethnographische Aufnahmen und ungefähr ebensoviele in den verschiedenen Landesmuseen. Bedeutend ist auch das Archiv volkskundlicher Zeichnungen, welches sich ebenfalls im Ethnographischen Museum von Budapest befindet (ca. 40.000 Zeichnungen). Neuerdings haben auch die Landesmuseen ihre ähnlichen Sammlungen geordnet.

In diesem Jahr wurden die Arbeiten des Volkskunde-Atlas begonnen. Dieser Atlas wird die Geräteforschung um ein beträchtliches fördern, da die Fragebogen viele solche Fragen aufweisen. Die Sammlung des Materials wird in ca. 4—5 Jahren beendet, und dann beginnt die Veröffentlichung der Ergebnisse.

Selbstverständlich verwenden wir bei unseren Forschungen — wo es sich nötig zeigt — die Erfolge der Statistik, Mechanik, Geographie und Naturwissenschaft, soweit es die Lösung je eines Problems erfordert.

Die vergleichende Untersuchung ist für uns von bedeutender Wichtigkeit, da das in seiner historischen Entwicklung erschlossene Material seinen vollkommenden Wert nur dann erreicht, wenn

wir es in eine größere Einheit eingliedern können. Nur auf diese Weise können wir jene Arbeitsgeräte bestimmen, welche einen speziell ungarischen Charakter haben und die vielleicht von den Nachbarvölkern infolge des jahrhundertealten Verkehrs übernommen wurden. So können wir auch diese Arbeitsgeräte bestimmen, welche wir von den Nachbarvölkern übernahmen und unter welchen historischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Umständen diese Übernahme von statten ging. Ich glaube, daß die vergleichende Untersuchung bei der Erkenntnis unserer gemeinsamen Kulturschätze eine sehr große Bedeutung hat, und wenn diese auf strengsten wissenschaftlichen Gründen stehen, so fördern sie die gemeinsame Forschungsarbeit um ein beträchtliches. Der vergleichenden Forschung stehen aber ernste Hindernisse im Wege. So z. B. der Mangel der Sprachkenntnisse. Eben darum werden in Ungarn neue wissenschaftliche Grade nur denen zuerteilt, die wenigstens eine slawische und eine andere europäische Sprache vollkommen beherrschen. Diese nützliche Anordnung brachte bereits fühlbare Wirkungen mit sich. Das zweite Hindernis bedeutet, daß wir uns das entsprechende Material der Nachbarvölker nur sehr schwer verschaffen können, besonders dann, wenn die Ergebnisse nicht veröffentlicht worden sind. Ich muß aber feststellen, daß diese zweite Schwierigkeit leicht zu bekämpfen ist, da wir durch persönlichen Kontakt auch das schwer erreichbare Material erlangen können. Ich selbst erhielt oft vergleichende Angaben von den Kollegen der Sowjetunion, Jugoslawiens, der Schweiz, Österreichs, Polens etc., und bin zu Gegendiensten immer sehr gerne bereit.

Das ist alles, was ich in großen Zügen von den Quellen berichten kann, aus denen die ungarische Geräteforschung schöpft. Das Gesagte berichtet im allgemeinen auch von den Methoden, welcher sich die ungarischen Forscher bedienen. Eben darum will ich unsere Methoden nur kurz zusammenfassen.

1. Unsere Arbeitsmethode ist eine komplexe Methode, deren Schlußfolgerungen um so beständiger sind, je mehr andere Wissenschaften wir in unsere Untersuchungen einziehen. Da eine jede Wissenschaft ihre Ergebnisse nach eigenen Gesichtspunkten gruppiert und bewertet, muß der Ethnograph — wenn er zu einheitlichen Resultaten gelangen will, — die Ergebnisse anderer Wissenschaften nach speziellen volkskundlichen Forderungen bewerten und systematisieren.

2. Unsere Forschungen sind in allen Fälle historisch, d. h. wir trachten die Entstehung und Entwicklung je eines Gerätes historisch bis in die ältesten Zeiten zu verfolgen. Das Historische

bedeutet für uns gleichzeitig, daß wir unsere Untersuchungen — wo es möglich ist — bis in die Gegenwart führen.

3. Unsere Untersuchungen sind immer vergleichend, aber ein Vergleich kann nur dort gezogen werden, wo der wirtschaftliche und gesellschaftliche Kontakt anzunehmen ist. Das Übereinstimmen der Formen, insofern es von historischen Faktoren nicht begründet wird, kann zur Vergleichung nicht als genügendes Kriterium dienen.

4. Die Methode unserer Untersuchung wird auch von dieser Zielsetzung beeinflusst, daß wir durch die historische Entwicklung der Arbeitsgeräte die Bewegungskraft je einer wirtschaftlichen Epoche erkennen wollen. Einen starken Einfluß bedeutet weiter der Umstand, daß wir danach trachten, die Bedeutung des untersuchten Gebietes zu beweisen.

Es erhebt sich Frage, ob wir die besprochenen Gesichtspunkte auf dem Gebiet der ungarischen Geräteforschung alle realisiert haben? Unsere Antwort muß selbstverständlich verneinend lauten! Schon bei der Besprechung der Quellen sahen wir, daß die systematische Aufklärung, welche deren Gebrauch später ermöglichen wird, jetzt im Gange ist. Das eben Besprochene ist eine Forderung, welche zu erfüllen als Ziel vor der ungarischen Volkskunde und den Geräteforschern schwebt.

Sind aber diese Forderungen nur für die ungarische Ethnographie charakteristisch? Die Antwort ist auch in diesem Falle verneinend! Bei der Ausbildung unserer Untersuchungsmethoden stützen wir uns in erster Linie auf die Erfolge und Überlieferungen der berühmten ungarischen Ethnographen. Wir stützen uns auch auf die Methode der sowjetischen Volkskunde, welche konsequent auf dem Boden der komplexen Untersuchung steht. Die komplexe Forschungsmethode ist in der ganzen Welt bekannt. Wir trachten danach, uns von der Untersuchungsmethode der verschiedenen Länder all dieses anzueignen, was den eigenen ungarischen Verhältnissen entspricht und was die Forschungen fördert. So lernten wir sehr viel von der Methode der nordischen Völker, in erster Linie von der Methode der mit uns verwandten Finnen, welche auf die ungarische Volkskunde von jeher einen großen Einfluß ausübte. Besonders viel lernten wir von der Arbeitsmethode Bratanić, welche uns auf dem Gebiete der Pflugforschung als spezielles Beispiel dient, ebenso wie die auch bei uns sehr viel gebrauchte Studie von Hanns Koren. Der größte Teil der ungarischen Ethnographen besteht heute beinahe nur aus jungen Kräften, die sehr gerne alles Gute von der volks-

kundlichen Literatur der Nachbarvölker lernen, was ihrer Arbeit nützlich ist.

Meiner Ansicht nach müßte ich noch einiges von unseren Erfolgen berichten. Drei hervorragende Ethnographen der Epoche vor dem zweiten Weltkriege waren: Zsigmond Bátky, István Györfly und Károly Viski, alle drei arbeiteten in erster Linie auf dem Gebiete der Geräteforschung. Ihre größeren und kleineren Publikationen wurden in den Zeitschriften *Ethnographia* und *Néprajzi Ertesítő* (Ethnographische Mitteilungen) veröffentlicht. Die Ergebnisse ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit wurde in den ersten zwei Bänden der *Magyarság Néprajza* (Volkskunde des Ungartums) zusammengefaßt. In diesen Bänden geben sie die Ergebnisse der materiellen Kultur bekannt und anknüpfend daran die der Geräteforschung. Somit bestimmten sie auch den Weg der künftigen Forschung.

Es ist eine ziemlich schwere Aufgabe, diese Erfolge zusammenzustellen, welche die ungarische Volkskunde auf dem Gebiet der Arbeitsgeräteforschung in den letzten zehn Jahren erreichte. Einen sehr nützlichen Überblick bietet uns diesbezüglich der Aufsatz von István Tálasi, *Die ethnographischen Untersuchungen der materiellen Kultur in den letzten zehn Jahren (1945—1955)*; der Aufsatz wurde im LXVI. Jg. der *Ethnographia* veröffentlicht. Wenn wir die drei ethnographischen Zeitschriften, bzw. Jahrbücher *Ethnographia*, *Acta Ethnographica* (in fremden Sprachen) und *Néprajzi Ertesítő* (Ethnographische Mitteilungen) durchblättern, so begegnen wir zahlreichen solchen Artikeln und Studien, welche mit den Problemen der Geräteforschung sich befassen. Zur Veranschaulichung des allgemeinen Interesses möchte ich nur einige anführen: die Frage der Pflüge wurde bis jetzt in verhältnismäßig wenigen Arbeiten besprochen. Márta Belényi und Gyula László befaßten sich mit den ungarischen Pflügen des Mittelalters (*Ethn.* LXV. und LXIII.). Die Typen der Pflügemethoden der Holzpflüge Transdanubiens wurde von Sándor Dömötör bearbeitet (*Ethn. Mitt.* XXXVI.). Neue Erfolge der Pflugforschung können wir erst in den folgenden Jahren erwarten. Eine Studie von István Tálasi, leider nur in Handschrift, erörtert das Verhältnis der Sichel und Sense zu einander. Sehr bedeutend ist die Tätigkeit von László K. Kovács, der von dem Gebrauch der verschiedenen Arbeitsgeräte Filmaufnahmen macht. Eine diesbezügliche Arbeit von László K. Kovács ist in deutscher Sprache in der Zeitschrift *Acta Ethnographica* (Jg. I) vorgelegt worden: „Die ungarischen Dreschflegel und Dreschmethoden.“ Ebenfalls deutsch erschien von István

Balassa: Der Maisbau in Ungarn, wo der Verfasser das Gerätematerial des ungarischen Maisbaues besprach (Acta Ethn. IV). Ebenfalls von ihm: Die Holzgabelsammlung des Ethnographischen Museums, wobei das ganze ungarische Gabelmaterial besprochen wurde. Lajos Takács gibt von einem Gerät zur Herstellung von Strohseilen Kunde und beleuchtet gleichzeitig auch dessen Verbreitungsumstände (Ethn. Mitt. XXXVI.). — Selbstverständlich könnten wir ähnliche Studien aus dem Gebiet der ungarischen Landwirtschaft weiter aufzählen, — dies kann aber augenblicklich nicht unsere Aufgabe sein.

Mit einigen Bemerkungen müssen wir noch darauf hinweisen, daß die Aufarbeitung und Aufklärung auf dem Gebiete der Fischerei, Viehzucht, Bodenbewirtschaftung, Weinbau, Kleingewerbe — hier in erster Linie das Gerätematerial der Flachs- und Hanfweberei — fortgesetzt wird. Unsere jungen Forscher beginnen jetzt ihre Ergebnisse zu entfalten und die nächsten Jahre werden uns zeigen, welche Erfolge die oben bezeichnete Arbeitsmethode aufweisen wird.

Zweifellos würde sich die ziemlich zahlreiche ungarische Forschergruppe — wenigstens vierzig Ethnographen befassen sich mit der Geräteforschung — sehr gerne in eine große, internationale Unternehmung einschließen. Das wäre uns sehr nützlich, erstens würde so das wenig bekannte ungarische Material allgemein bekannt, zweitens könnten wir durch den ständigen Kontakt unsere Arbeitsmethoden vervollständigen.

Zur Verbreitung des Rauchstubenhauses in Nordtirol

Von Richard Pittioni

1937 berichtete A. Haberlandt in unserer Zeitschrift über ein Rauchstubenhaus in der Gemeinde Kitzbühel-Land¹⁾. Seine Mitteilung war für V. Geramb der Anlaß, der Verbreitung dieser Hausform im Lande Salzburg nähere Aufmerksamkeit zu widmen, ohne aber Nordtirol in die Begehungen miteinbeziehen zu können²⁾. In Ergänzung zu den Ausführungen der beiden Autoren kann ich nun aus Jochberg bei Kitzbühel zwei weitere Belege bringen, deren Kenntnis ich Herrn Anton Mayr, Scherler, in Jochberg verdanke; ihm bin ich auch für andere Informationen verbunden.

1. Rauchstubenhaus „Veiten“, Jochberg Nr. 51, Besitzer Matthias Landmann.

Linker Hand vom Vorhaus liegt die derzeit als Abstellraum verwendete Rauchstube mit offenem Herd und angeschlossenem Backofen. Quergebteilte Eingangstür (wie auf Almhütten), zwei Stufen zum vertieften Boden der Rauchstube, knapp neben dem Herd Eingang zum Keller. Ursprüngliche Inneneinrichtung (Bank, Tellerrem, „Gack“ für die Muspfannen) noch teilweise erhalten.

Rechter Hand vom Vorhaus befindet sich die als Werkstatt dienende Stube mit gewölbtem Kachelofen, der vom Vorhaus geheizt wird.

Wegen Fehlens einer Jahreszahl an der Firstpfette ist das Baujahr des Veiten-Hauses nicht unmittelbar festzustellen. Das nebenan liegende Gehöft „Schrادل“ (Jochberg Nr. 52, Besitzer gleichfalls Matthias Landmann) trägt das Baujahr 1612, woraus sich ein Hinweis auf die Bauzeit für „Veiten“ um 1600 ergeben dürfte.

2. Rauchstubenhaus „Talern“, Jochberg Nr. 15, Besitzer Mattias Markl.

Linker Hand vom Vorhaus die bis jetzt als Selchküche verwendete Rauchstube mit offenem Herd und anschließendem Backofen. Ungeteilte Eingangstür, zwei Stufen zum vertieften Boden der Rauchstube, jedoch kein Kellerabgang. Ursprüngliche Inneneinrichtung (Bank, Tellerrem, „Gack“ für die Muspfannen) noch teilweise erhalten. Die kleinen Fenster in typischer Stufenanordnung.

Rechter Hand vom Vorhaus ein heute als Küche verwendeter Raum, der wahrscheinlich gleichfalls einmal mit einem Ofen ausgestattet war.

Wegen Fehlens einer Bauzahl auf der Firstpfette ist eine genaue Bauzeitbestimmung nicht möglich, doch liegt es nahe, sie etwa gleichzeitig mit „Schrادل“ und „Veiten“ anzusetzen.

¹⁾ A. Haberlandt, Die Rauchstube eines alten Einheitshauses im Kitzbüheler Lande (Wiener Zschr. f. Volkskunde, 42., 1937, S. 89 ff.).

²⁾ V. Geramb, Die Rauchstuben im Lande Salzburg, Salzburg 1950.

Neben diesen beiden noch erhaltenen Belegen für die mindestens dreihundertjährige Verwendung des Rauchstubenhauses in Nordtirol ist aus weiteren Hinweisen meines genannten Gewährsmannes zu entnehmen, daß diese Bauform für Jochberg als kennzeichnend anzunehmen ist. Herr Anton Mayr konnte bei Umbauten im eigenen sowie in anderen Häusern die Spuren der Rauchstubenanlage in Form rußgeschwärzter Decken feststellen. Ein weiterer Hinweis auf ein früheres Vorhandensein einer Rauchstubenanlage ergibt sich aus dem bis heute gern beibehaltenen abgestuften Eingang zur Küche, wie dies z. B. im Hause „Scherl“ des genannten Gewährsmannes oder in anderen Häusern der Fall ist. Solche Küchen befinden sich linker Hand vom Vorhaus, während ihnen gegenüber rechter Hand eine Stube oder ein anderer Raum zu finden ist. Man kann also aus einer heutigen Raumeinteilung auf eine einmal vorhandene Rauchstube schließen und damit eine für Jochberg einmal kennzeichnende Bauform feststellen. In diesem Zusammenhang scheint es mir wichtig zu sein, auch auf die den Rauchstuben gegenüberliegenden Stuben mit Kachelofen hinzuweisen, die nach dem Beispiel „Veiten“ als ein kennzeichnendes Element der gesamten Hausanlage anzusprechen ist. Entgegen V. Geramb sehe ich daher in der archivalischen Nennung der „Kachelstube“ keine auf die Rauchstube folgende, also jüngere Einrichtung, sondern ein zum Rauchstubenhaus gehöriges typisches Bauglied, das ebenso wie die Rauchstube seine Bezeichnung nach der kennzeichnenden Ofenart erhalten hat. Demgemäß sind auch die von ihm zusammengestellten 120 Kachelstuben als Belege für Rauchstubenhäuser zu werten, wodurch sich auch eine wesentlich größere Dichte für diese Bauform im Lande Salzburg ergibt, als sie V. Geramb anzunehmen geneigt ist. Die für das Kitzbüheler Gebiet als dem Zentrum des tirolischen Anteiles am Erzbistums Salzburg genannten Belege und Hinweise sind mir eine wesentliche Bestätigung für diese Auffassung.

Da mir neben der rein sachlichen Feststellung im Sommer 1957 die Möglichkeit für eine genaue planmäßige Aufnahme der Rauchstubenhäuser „Veiten“ und „Talern“ fehlte, habe ich Herrn Kollegen J. Ringler-Innsbruck auf das Problem der Nordtiroler Rauchstubenhäuser aufmerksam gemacht. So ist zu hoffen, daß die Fachforschung von den Jochberger Beispielen ausgehend noch weitere Belege für eine so altartige Bauform erbringen wird.

Die angebliche Ranggelurkunde von 1518

Von Erwin Mehl

Karl Adrians Buch „Von Salzburger Sitt' und Brauch“ (1924) enthält auch einen Abschnitt über die Salzburger Hauptform des alpenländischen Kleiderringens, das Ranggeln, freilich mehr eine volkstümliche Einführung als eine fachlich erschöpfende Darstellung. Zum Alter des Ranggelns bringt Adrian ein angebliches Schreiben des Erzbischofs von Salzburg an den Grafen Schemberg zu Taxenbach aus dem Jahre 1518. Er leitet sie mit folgenden Worten ein (S. 296):

„Daß man sich auch an höchster Stelle für dieses Kraftspiel interessierte, davon bringt Steub in seinen ‚Gasteiner Novellen‘ einen Beweis, indem er eine Urkunde des Erzbischofs Leonhard von Keutschach (1495—1519) hierüber in eine seiner Erzählungen verflocht. Dieselbe lautet:

Leonhard von Gottes Gnaden, Erzbischof von Salzburg, Legat des hl. Stuhles zu Rom! Unseren Gruß zuvor, Getreuer, Lieber!

Wie im nächsthin abgewichenen Jahr an St. Jakoben des hl. Zwölften Tag, das Hosenrecken auf dem Berg Hundsstein Deines anvertrauten Gerichtes gelegen, mit Ruhe und Ordnung geschehen und fürgegangen ist, so ist an Dich unser ernstlicher Befehl, daß im heurigen Jahr das Hosenrecken auf dem Berge Hundsstein am besagten Jakobertag wie vor (von) Alters her gehalten werden darf, daß auch ein Preis geben wird von einem Pfund schwarzer Pfenning. Fürder aber, wann bei diesem Hosenrecken zu Trotz unseres Befehles ein Zank und Schlägerei entstände, dieses Hosenrecken gar abzustellen wäre. Also hast Du daher nach unserem Willen und Befehl in Deinem anvertrauten Gerichte männiglich berufen zu lassen, damit die Untertanen und ledige Bursch sich danach achten, an dem geschieht unser Will und Befehl. Gegeben in unserer Stadt Salzburg am Montag Invocavit (im Jahr) 1518. Unserem edlen und festen, auch lieben und getreuen Hauptmann und Pfleger Sigmunden Grafen zu Schernberg und (in) Taxenbach.“

Diese Urkunde wäre natürlich von größter Wichtigkeit, wenn sie —echt wäre. Ich suchte darum zunächst die von Adrian angegebenen „Gasteiner Novellen“ von Steub. Als ich sie nicht finden konnte, schrieb ich am 26. Juli 1949 an Adrian: „Ich wäre Ihnen für einen genauen Quellennachweis dankbar. Noch mehr aber dafür, wenn Sie etwas über den Verbleib dieses angeblichen Briefes feststellen könnten. Jetzt ist das Zeugnis leider wissenschaftlich nicht verwertbar. Zumindest müßte man den echten Text kennen; denn der von Ihnen nach Steub gegebene ist modernisiert.“

Der damals schon 88jährige Verfasser (er ist kurz nachher am 16. Oktober 1949 gestorben) setzte sich mit dem Direktor des Salzburger Archives, Hofrat Dr. Herbert Klein, in Verbindung und schrieb mir schon am 5. August 1949:

„Vorerst bemerke ich, daß das Buch ‚Gasteiner Novellen‘ nicht von Steub, sondern von Heinrich Noe ist (Wien, 1875, S. 123). Es ist mir unerklärlich, wie sich dieser Irrtum einschleichen konnte.

Sie haben recht: die Urkunde Leonhards von Keutschach ist sehr gut stilisiert, aber nicht echt; denn vor der Mitte des 17. Jahrhunderts sind solche Mandate nicht nachweisbar.

Ich werde dies bei einer Neuauflage meines Buches richtigstellen.“

Die „Urkunde“ ist somit eine freie dichterische Erfindung Noes (in Klammern die Abweichungen von Adrian). Adrian hat sie irrtümlich für echt gehalten und andere sind ihm darin gefolgt, bis in die neueste Zeit. Sie sollte nunmehr aus den geschichtlichen Darstellungen endgültig verschwinden.

Freilich ist dieser „Verlust“ leicht zu verschmerzen; denn der Fund der beiden bronzenen Hosenringer von Khafadje im Zweistromland bei den amerikanischen Ausgrabungen durch Delougaz im Jahre 1938 rückt das Alter des „Hosenstreckens“ nicht um vier Jahrhunderte, sondern gleich um vier Jahrtausende zurück: der Fund wird um 2600 v. Chr. angesetzt und zeigt die äußerst kennzeichnende Ausgangsstellung des Hosenringens mit Griff beider Hände an den gegnerischen Hosen (hier an den zusammengerollten Lententüchern). Genau so fassen noch heute die Schweizer „Schwinger“ Griff an ihren Schwinghosen, genau so die Isländer an ihren Bauch- und Schenkelriemen (Ersatz für die Ringhosen) und ebenso die japanischen Sumotori an ihren Gürteln, die (vor kurzem noch menschenfressenden) Dajaks auf Borneo, die persisch-türkischen Ringer an ihren eingöhlten Lederhosen, die Burjäten und Kalmücken und vor allem die nach Dominik Wölfel den Cro-Magnon-Leuten zuzurechnenden Alt-Kanarier. Kurz, es tut sich ein weltweiter Zusammenhang beim Rangeln auf. Ich habe ihn in J. B. Masügers „Schweizer Buch der alten Bewegungsspiele“ (Zürich, 1955, S. 422 ff.) kurz umrissen. Er verdient einmal eine genauere Ausführung und Begründung. In ihr wird das Salzburger Rangeln wegen seiner Altertümlichkeit eine wichtige Stelle zugewiesen bekommen.

Nachrichten aus dem Archiv der österreichischen Volkskunde

Erfahrungen und Beobachtungen bei den Geräteumfragen des Archivs

Von Leopold Schmidt

In den letzten Jahren hat die Geräteforschung in Österreich einen beträchtlichen Aufschwung genommen. Das Archiv beteiligt sich seit 1951 in steigendem Umfang daran, so daß sich aus seinen Geräteumfragen der letzten sechs Jahre schon einige Erfahrungen ablesen lassen.

Vor dem Archiv haben bereits andere Institute derartige Umfragen veranstaltet. Das meiste Material hat zweifellos die langjährige Befragung durch die Bayerisch-Österreichische Wörterbuch-Kanzlei ergeben. Das sudetendeutsche Wortmaterial hat Herbert Weinel schon 1938 sprachlich im Sinn einer „landwirtschaftlichen Wortgeographie“ ausgewertet¹⁾. Eberhard Kranzmayer hat sein reiches alpenländisches Material leider noch wenig veröffentlicht, jedoch in Vorlesungen dargeboten²⁾. Die Benutzung des Materials der Wörterbuchkanzlei für die mehr sachkundlichen Zwecke ist durch die Lemmatisierung der Bestände einigermaßen erschwert. An sich ist dieses zum Teil schon über ein halbes Jahrhundert alte Material aber immer mit heranzuziehen, neuere Verbreitungsarbeiten dürfen jedenfalls an dieser älteren Belegsschicht nicht vorübergehen. Neben der Wörterbuchkanzlei haben sich selbstverständlich vor allem die Museen mit der Gerätesammlung beschäftigt. Außer dem Zentralmuseum in Wien ist hier besonders das Steirische Volkskundemuseum in Graz zu nennen, für das Geramb den Grundstock des Gerätebestandes geschaffen hat³⁾. Geramb hat auch vorzügliche Inventare angelegt, die einzelnen Kartotheckkarten weisen neben einer genauen Herkunftsangabe und einer ausführlichen Beschreibung stets auch den erfragten Mundartausdruck auf. Aufbauend auf diesen sehr genauen landschaftlichen Vorarbeiten konnte Hanns Koren gerade die Gerätearbeit dieses Museums fortführen und hinsichtlich der Ackergeräte stark erweitern. Koren hat sich dabei schon einfacher Fragebogen bedient, welche die Grundlage von Verbreitungsnachweisen

¹⁾ Herbert Weinel, Untersuchungen zur landwirtschaftlichen Wortgeographie in den Sudetenländern (= Arbeiten zur sprachlichen Volksforschung in den Sudetenländern, Bd. 2). Brünn 1938.

²⁾ Kranzmayer, Die landwirtschaftlichen Geräte, ihre Namen und ihre Geschichte (Universität Wien, Wintersemester 1951/52).

³⁾ Die sammlerische Vorarbeit auf diesem Gebiet stammt von Leopold Bein: Beitrag zur Kenntnis des obersteirischen Haus- und Ackergerätes und zum steirischen Wortschatz (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. XLIV, 1914, S. 165—221, mit 68 Abb.).

bilden. Für eine Reihe von Geräten, vor allem also Pflug und Arl⁴⁾, aber auch der Eggen⁵⁾, der Schlitten⁶⁾, des Joches⁷⁾ und der Dreschgeräte⁸⁾ hat Koren seine Ergebnisse auch publiziert, freilich zum Teil erst in vorläufiger Form. Etwas später und durch diese Vorarbeiten angeregt hat Ernst Burgstaller für Oberösterreich Gerätebefragungen unternommen, die nun dem Atlas von Oberösterreich zugute kommen sollen⁹⁾. Burgstaller hat über die Gruppe der Erntegeräte im Lande ob der Enns an Hand dieser Umfrageergebnisse bereits ausführlich berichtet¹⁰⁾. Der verhältnismäßig lockeren Befragung Korens in Steiermark steht die ziemlich straff gehandhabte durch Burgstaller in Oberösterreich gegenüber. Beide Methoden haben zweifellos ihre Vorteile.

Das Archiv der österreichischen Volkskunde hat verschiedene Befragungsmethoden angewendet, und daher auch jeweils wechselnde Erfolge erzielen können. Zunächst einmal kann wohl gesagt werden, daß die Gerätebefragung zu den dankbaren Befragungen gehört. Das bäuerliche Arbeitsgerät ist den Gewährsleuten ein Begriff, es kann auch von Ungeschulten leicht richtig beobachtet werden. Eine kleine Anleitung, im Kopf der Umfrage enthalten, genügt für gewöhnlich, um die Beobachtung auf den richtigen Weg zu lenken. Die Gewährsleute nun sind, über den Kreis der Vereinsmitglieder und der Museumspfleger hinaus, in erster Linie die Volksschullehrer. Ihre Mitarbeit ist rein freiwillig, die Schulleitungen werden angeschrieben, ob sie antworten wollen, steht durchaus bei ihnen. Nur für die Umfragen des Atlas der burgenländischen Volkskunde mußte da eine Ausnahme gemacht werden¹¹⁾. Es kam hier auf die Gleichmäßigkeit in der Beantwortung an, daher wurden ab dem vierten Fragebogen die Einsendungen über die Bezirksschulinspektoren geleitet, was zur genaueren und pünktlicheren Beantwortung entschieden beigetragen hat. Aber eine derartige amtliche Belastung ist zweifellos nur in Ausnahmefällen zu-

4) Koren, Pflug und Arl. Ein Beitrag zur Volkskunde der Ackergeräte. Salzburg 1950.

5) Koren, Früh- und Altformen der Egge (Neue Chronik zur Geschichte und Volkskunde der innerösterreichischen Alpenländer, Nr. 15, Graz 1953, S. 1 f.).

derselbe, Strauch- und Balkeneggen in Steiermark (Blätter für Heimatkunde, Bd. 28, Graz 1954, S. 18 ff.).

6) Koren, Altertümliche Schlitten in Steiermark (Zeitschrift des Historischen Vereins für Steiermark, Bd. 39, Graz 1948, S. 126 ff.).

7) Koren, Jochformen und Jochnamen in Innerösterreich (mit 3 Abb. und 1 Karte) (Bericht über den 4. Österreichischen Historikertag in Klagenfurt 1956, Wien 1957, S. 160 ff.).

8) Koren, Drescharbeit mit Tieren in Steiermark (Neue Chronik zur Geschichte und Volkskunde der innerösterreichischen Alpenländer, Nr. 39, Graz 1956, S. 1 f.).

9) Ernst Burgstaller, Erntegeräte und -Arbeitsmethoden in Oberösterreich (Jahrbuch des Musealvereines Wels 1956, S. 90 ff.).

10) Ernst Burgstaller, Das Fragewerk zu den volkskundlichen Karten. Durchführungsbericht zum ersten Fragebogen (Veröffentlichungen zum Oberösterreichischen Heimatatlas, Bd. 1), Linz 1952.

11) Schmidt, Der Atlas der burgenländischen Volkskunde (Volk und Heimat, Bd. 5, Eisenstadt 1952, Nr. 5, S. 3 f.).

lässig. Bei der Fülle von Befragungen, die üblich geworden sind, ergibt sich doch eine Belastung für die einzelnen Lehrkräfte, die sicherlich die Antwortfreudigkeit nicht heben kann. Es hat sich ja ergeben, daß unser System der freiwilligen Mitarbeit durchaus gute Ergebnisse zeitigt hat. Die meisten Befragungen werden von mindestens zwei Dritteln der Angedriebenen wieder eingesandt, in manchen Fällen steigert sich die Beteiligung bis zu vier Fünfteln. Wenn sich Unklarheiten ergeben, sind ja immer Nachbefragungen möglich. Besonders bei Verbreitungsfragen, wo sich Probleme der Begrenzung ergeben, sind wir zu solchen Nachbefragungen genötigt, und haben damit ebenfalls sehr gute Erfolge erzielt¹²⁾.

Überblickt man die Möglichkeiten der Beantwortung, inwieweit die Einsender also rein sachlich ansprechen, so ergeben sich schon einige ganz charakteristische Beobachtungen. Die Einsender lassen sich im großen in drei Gruppen gliedern: In die frühen, in die mittleren und in die späten Einsender. Die frühen pflegen nicht die besten zu sein, sie wollen meist den Bogen möglichst rasch wieder weghaben. Die mittleren, und sie bilden das Gros der Antworten, sind die besten. Sie überlegen die Fragen, sprechen sie offenbar mit örtlichen Kennern durch, ja lassen sich ihre Aufzeichnungen unter Umständen sogar bestätigen. Wir kennen Schulleiter von Bergbauergemeinden, die sich ihre Mitteilungen von allen Hofbesitzern ihrer Gemeinde unterschreiben lassen! Den Rest bilden die Spätbeantworter, die Nachzügler, die meist nicht gut sind. Nicht zu ihnen kann man jene wackeren Gewährleute zählen, die noch nach Monaten auf die Umfrage zurückkommen, weil sie erst jetzt eingesehen haben, wovon eigentlich die Rede war, und was sie nun noch dazu beibringen können. Ein volles Jahr nach unserer zweiten Spatenbefragung beispielsweise sandte ein Lehrer einen guten randbeschlagenen Holzspaten ein, er hatte ihn erst jetzt erwerben können, weil der Besitzer ihn nur gegen das Versprechen eines neuen Gerätes hergeben wollte. Das Versprechen mußten wir dann einlösen.

Die Beantworter lassen sich auch anders in Gruppen einteilen. Wir sprechen von den normalen, und den übernormalen. Die „normalen“ antworten routinemäßig, sie geben einfach eine lokale Kenntnis kund; wenn sie keine haben, antworten sie recht einsilbig, schreiben in militärischer Kürze „Fehlanzeige“ u. dgl. mehr. Die „übernormalen“ dagegen werden durch die Umfrage auf das Problem aufmerksam. In zahlreichen Fällen werden die Lehrer durch unsere Fragen dazu angeregt, Schülerbefragungen zu veranstalten. Handelt es sich doch meist um Geräte, die der bäuerliche Schüler in seinem Hof unbedingt kennen muß, wenn sie eben überhaupt vorhanden sind. Manche Lehrer verbinden die Schülerbefragung mit dem Zeichenunterricht, wenn sich das Gerät nur einigermaßen eignet, lassen sie Handzeichnungen davon herstellen, und senden diese, oder wenigstens eine Auswahl aus den besten Klassenantworten dann mit ein. Wir wollen gern erklären, daß es sich für unser Archiv dabei um das wertvollste Quellenmaterial handelt. Die eingesandten Zeichnungen zu den Säekörben etwa, oder zu den einbeinigen Melkstühlen bleiben von dauerndem Wert. Gleich-

¹²⁾ Beispiel einer solchen Nachbefragung:

Schmidt, Der weihnachtliche Schlehdorn im Burgenland. Aus der Arbeit des Atlas der burgenländischen Volkskunde (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde, 1955, S. 180 ff.).

zeitig muß man wohl betonen, daß wir uns darüber freuen, eine offenbar wertvolle pädagogische Anregung geboten zu haben. Auf diese bescheidene Weise ist durch unsere Archiv-Umfragen offensichtlich der heimatkundliche Unterricht mit angeregt worden, und auf Gebiete gelenkt, die vorher doch weniger beachtet wurden. Übrigens zeichnen manche Lehrer, wenn um die Beifügung einer Skizze gebeten wird, selbst sehr gut. In vielen Fällen, bei den „Normaleinsendern“, ergibt sich freilich nur eine einfache Strichzeichnung. Die „übernormalen“ Gewährsleute bieten dagegen oft überraschend mehr. Bei der Umfrage nach den Säeschaffen haben die Salzburger Lehrer oft ausgezeichnete Skizzen mit Maßangaben geliefert.

Zur wertvollen Leistung der „übernormalen“ Einsender gehört schließlich das gar nicht so seltene Angebot, Exemplare der gefragten Geräte selbst für das Museum zu beschaffen. Damit ist der unmittelbare Zusammenhang mit unserer musealen Objektsammlung gegeben, eine ganz organische Bereicherung unserer Gerätesammlung. So ungefähr sollte unserer Ansicht nach das weitere Wachstum der Museums-sammlungen überhaupt vor sich gehen. Nicht das wahllose Erwerben aus Privatbesitz und Antiquitätenhandel, das vom Angebot getrieben wurde, hat in der Gegenwart mehr zu herrschen, sondern die zentral von der Forschung gelenkte Beschaffung. Dafür sammeln die Museums-beamten selbst, dafür schicken sie ihre Gewährsleute und Mitarbeiter hinaus, und dafür liefern die Archiv-Umfragen-Beantworter ihre so schätzenswerten Beiträge. Im direkten Zusammenhang damit steht das Photographieren der jeweils gefragten Objekte. Es können ja an sich gerade von den Arbeitsgeräten immer nur Proben erworben werden. Die im Gelände befindlichen Stücke können und sollen dagegen photographiert werden, und auch das besorgen die Beamten selbst und ihre engeren Mitarbeiter, soweit es eben möglich ist. Die Gewährsleute, die durch unsere Archiv-Umfragen angeregten Lehrer beispielsweise, können diese Aufnahmen in viel weiterem Umfang betreiben. Sie sind auch dazu nur selten bisher angeregt worden, und daher wird nunmehr darauf in steigendem Ausmaße Gewicht gelegt. Für den Atlas der burgenländischen Volkskunde haben wir, als Ergänzungsunternehmen, einen volkskundlichen Photo-Wettbewerb ausschreiben lassen¹³⁾. In unsere letzten Umfragen haben wir direkt die Anregung aufgenommen. Die Geräte, zuletzt den einbeinigen Melkstuhl, einfach selbst aufzunehmen. Eine gar nicht so kleine Anzahl von Lehrpersonen hat die Anregung aufgenommen, wir sind dadurch bereits zu einer stattlichen Zahl guter Gerätebilder gekommen. Diese Bilder werden einstweilen bei den ortsweise geordneten Einsendungen aufbewahrt und kommen nach Aufarbeitung des Themas in die Photothek des Museums. Alle weitere Bearbeitung kann sich dann der Hin- und Herverweise auf die jeweiligen Einlauf- und Inventarnummern bedienen. Das vor zwanzig Jahren ausgearbeitete „Verweiskatalogsystem“ beginnt auch in dieser Hinsicht seinen Dienst zu tun¹⁴⁾.

¹³⁾ Vgl. Schmidt, Burgenländische Volkskunde 1951—1955. Bericht über ein halbes Jahrzehnt Sammlung und Forschung (= Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, Bd. 11). Eisenstadt 1956, S. 69 f.

¹⁴⁾ Schmidt, Forschungsaufgaben der volkskundlichen Sammlungen (Hessische Blätter für Volkskunde, Bd. 38. Gießen 1940, S. 36 ff.).

Seit einiger Zeit hat die Archivleitung auch begonnen, die Einsendeleistungen der erwähnten „übernormalen“ fleißigen Beantworter zu belohnen. So wenig man dafür übrig haben wird, Sammler direkt zu bezahlen, so gern wird man sich ihnen für eine freiwillige Mehrleistung erkenntlich zeigen. Schon ein Anerkennungsschreiben pflegt die Leistung zu fördern und den einmal bezeugten guten Willen für die Zukunft wach zu erhalten. Wir haben aber auch angefangen, darüber hinaus Buchspenden zu verteilen, wie dies übrigens auf dem Gebiete der Volksliedsammlung Raimund Zoder schon seit Jahrzehnten mit Erfolg getan hat. Das von ihm geleitete Volksliedarchiv für Wien und Niederösterreich hat großen Nutzen davon gehabt. Es ist für solche Zwecke nützlich einen gewissen Bestand an Veröffentlichungen zu besitzen, bzw. zu erwerben, die dann gleichmäßig gerecht verteilt werden können. Ältere Publikationen aus dem Gebiet der Volkskunde selbst wie aus ihren Randgebieten, die sich unter Umständen verhältnismäßig billig erwerben lassen, tun da gute Dienste. Man muß ja immer bedenken, daß auch die dem Forscher wohlbekannte Literatur für das größere Publikum, also auch für den weiteren Kreis der Mitarbeiter und Einsender völlig fremd ist. Volkslied- und Sagensammlungen, landschaftliche Volkskunden, Museumsführer sind dafür ausgezeichnet, weil sie diese interessierten, aber nicht fachlich geschulten Kräfte an die Volkskunde als Fach näher heranzuziehen vermögen. Das Interesse der Einsender kann auf diese einfache Weise wesentlich gesteigert werden, ihr Verständnis für die von uns aufgeworfenen Fragen erweitert und vertieft. Museale Veröffentlichungen haben den Vorteil, daß das Verständnis der Einsender für die Museen als Sammlungs- und Forschungseinrichtungen geweckt oder vertieft werden kann. Wir haben nach unserer Umfrage über den einbeinigen Melkschemel, die eine sehr große Anzahl von Schulen erfassen mußte und weitgehend sehr gut beantwortet wurde, nicht weniger als 32 Schulleitern, die sich besonders bemüht hatten, auf diese Weise unseren Dank ausdrücken können, und haben dafür vielfach herzlichen Dank geerntet. Wir sind also bestrebt, auf diese Weise auch ein klein wenig volkskundliche Bildung zu verbreiten, was ja immer noch sehr notwendig erscheint. Nur sie kann ja auch wieder zu den so erwünschten Mehrleistungen führen.

Bei allen diesen besonderen Beantwortungsmöglichkeiten spürt man aus Sondernotizen, Zusätzen, beigegebenen Photos und Zeichnungen usw., wie wenig oder wie sehr die Gewährsleute, insbesondere die Lehrpersonen die Arbeit der Volkskunde kennen. Die besten erklären sich mitunter direkt zur dauernden weiteren Mitarbeit bereit, sie rücken also in die Klasse der eigentlichen Gewährsleute auf. Wir möchten meinen, daß auf diese Weise ein Stock neuer Anteilnehmer an unserer Volkskunde heranwächst. Es gibt selbstverständlich auch andere Einsender. Manche davon glauben merkwürdigerweise die Archivleitung für recht kenntnisarm halten zu müssen. Wir sind vielleicht in ihren Augen so richtige „Stadtfrack“. So findet es ein Vertreter dieser Gattung beispielsweise für richtig, uns einen Melkstuhl voll originale Stallmist einzusenden. Daß auch das mistigste Objekt von den Museumsaufsehern leicht gewaschen werden kann, kommt ihm offenbar nicht in den Sinn. Es gibt aber erfreulicherweise weit mehr Gegenstücke, es treffen solche gutwillig zur Verfügung gestellte Objekte auch in tadellosem Zustand ein. Man denkt dabei ein bißchen an die von den Museen zu leistende Erziehungsarbeit: Die Museen, nicht zuletzt ihr Personal, sind ja auch erst allmählich „erzogen“ worden. Es hat, gerade auf unserem Gebiet,

früher immerhin Museumsbeamte gegeben, die den Originalschmutz als „Patina“ erklärten, und jahrzehntelang nichts reinigen ließen. Es soll auch heute noch Museen geben, die erstmals eingelangte oder erworbene Objekte so aufbewahren, ja ausstellen, wie sie eben eingeliefert wurden. Nun denke man noch daran, daß solche eventuell sogar hauptstädtische Museen schließlich ja das Vorbild für so manche Heimatmuseen wurden und blieben. Da wundert man sich vielleicht nicht mehr so sehr, daß der eine oder andere Lehrer heute noch meint, bei den Museen müsse das eben so sein. Wir haben all die Jahre hindurch gerade in der Richtung zu wirken versucht, daß die Museen sauber sein sollen, daß ihre eigene Ordnung für die Anschauung der Besucher und Benützer vorbildlich sein müsse. Das soll nun auch durch das jüngste Glied unseres Museums, durch das Archiv so gut wie nur möglich vermittelt werden.

Unter der Sauberkeit verstehen wir übrigens nicht nur die äußere Gewaschenheit der Objekte. Es geht schon auch darum, daß unsere Mitarbeiter daran teilhaben müssen. Es gibt heute noch einige, welche die Geschäftstüchtigkeit ihrer eigenen Gewährleute ein bißchen teilen. Nun ist gegen die käufliche Erwerbung von Objekten an sich nichts einzuwenden, solange jene Marktpreise verlangen. Wir wollen nicht betteln oder Altwaren absammeln. Gegen einen guten alten Spaten haben wir gern einen neuen aus der landwirtschaftlichen Gerätefirma gegeben. Aber Überpreise zahlen wir nicht. Es gibt, anscheinend vor allem in Westösterreich, Leute, die Überpreise zu zahlen gewillt sind. Mitunter wird uns vorgehalten, daß man dort für die Objekte Preise in DM bekäme, denen gegenüber unsere Schillingpreise eben viel zu niedrig seien. Nun haben wir noch nicht bemerkt, daß solche Angebote von seiten reichsdeutscher Museen gemacht wurden. Eine so ausgedehnte und systematische Gerätesammlung wie bei uns wird ja beispielsweise auf bayerischer Seite gar nicht betrieben. Es kann sich also nur um Privatsammler oder deren Agenten, Händler aus der Antiquitätenbranche handeln. Damit wollen und brauchen wir uns in keine Konkurrenz einzulassen. Wenn etwa eine Lehrperson im Grenzgebiet glaubt, Säekörbe oder Melkstühle um DM-Beträge verkaufen zu sollen, dann wird sie von uns aus nicht behindert, aber freilich auch nicht unterstützt werden. Unsere Archiv-Umfragen werden hoffentlich diese Art des Altertumshandels nicht auf breiterer Front anregen. Kleinere Abverkäufe werden sich ja niemals verhindern lassen, sind aber auch belanglos. Vielleicht können die Landes- und Heimatmuseen noch etwas denkmalpflegerisch eingreifen, und wenigstens das Überhandnehmen solcher Ausverkäufe etwas hintanhalten.

Die meisten Erfahrungen bei unseren bisherigen Geräte-Umfragen lassen sich jedenfalls auf der Haben-Seite buchen. Unsere Kenntnisse vor allem der Verbreitung von verschiedenen wichtigen Geräten haben sich in den letzten Jahren durch diese Umfragen bedeutend vergrößert. Bisher kaum bekannte Erscheinungen sind uns jetzt schon zu wohlbekanntem Begriffen geworden. Es wird sich daher lohnen, mit diesen Erfahrungen nun an die nächsten derartigen Umfragen zu gehen, um das große und lohnende Kapitel der Erforschung des alten bäuerlichen Arbeitsgerätes in einigermaßen abschbarer Zeit zu einem gut bebauten regulären Feld der Volkskunde zu machen.

Chronik der Volkskunde

Die 8. Österreichische Volkskundetagung in Bregenz

vom 14. bis 20. Juni 1957

Anläßlich der Hundertjahrfeier des Vorarlberger Landesmuseumsvereines lud der Vorstand des Institutes für Volkskunde an der Universität Innsbruck, Univ.-Prof. Dr. Karl Ilg, die Vertreter der Volkskunde in Österreich wie in den Nachbarländern zur 8. Österreichischen Volkskundetagung nach Bregenz. Zeit und Ort der Veranstaltung waren glücklich gewählt. Vorarlberg empfing seine Gäste bei herrlichem Wetter, und der Veranstalter der Tagung machte es sich zur Ehrenpflicht, Land und Leute seiner engeren Heimat nicht nur tiefgründig, sondern auch im besten Lichte zu zeigen.

Freitag, den 14. Juni abends trafen die Tagungsteilnehmer im Kloster Mehrerau am Bodensee unweit Bregenz ein, um in den folgenden drei Tagen unter dem gastlichen Dach der landwirtschaftlichen Schule der Zisterzienserabtei den unterrichtenden, beratenden und offiziellen Teil der Tagung mitzuerleben. Außer akademischen Vertretern der österreichischen Volkskunde, wie den Professoren Haberlandt, Helbok, Kranzmayer, Kretzenbacher, Spieß und Wolfram, Museumsfachleuten, wie Colleselli, Haiding, Kollreider, Lipp und Riedl, Mitarbeitern am Österr. Volkskundeatlas, wie Burgstaller, Commenda, Conrad, Schlederer, Zimmermann und dessen Kuratoriumsmitgliedern, wie Prof. Hollensteiner, konnten zahlreiche Auslandsgäste begrüßt werden: Dr. Pischel mit ihren Hörnern aus Westberlin, Dr. Weber und Dr. W. Jacobeit aus Ostberlin, Prof. Künzig mit Dr. Werner aus Freiburg i. Br., Prof. Hanika aus München, Prof. Gusić aus Agram, Dr. Ribarić, Agram.

Erfreulich war die rege Teilnahme der Jugend: zahlreiche Studenten der Universitäten Graz und Innsbruck sowie deutscher Universitäten waren anwesend.

Die Begrüßung am Samstagmorgen durch Herrn Landesstatthalter Min. a. D. Dr. Kolb war nicht nur sehr herzlich, sondern führte sogleich in die Thematik der Tagung, die Erfassung der volksmäßigen Gegebenheiten unseres durch seine alemannische Eigenart etwas eigenständigen und doch so anziehenden und wertvollen Bundeslandes jenseits des Arlberges.

Prof. Ilg machte sodann in einem überaus anschaulichen Vortrag mit den vorarlbergischen Hausformen und ihrer Entwicklung aus dem einräumigen Grundtypus vertraut. Kurzvorträge von Mitgliedern des volkskundlichen Ausschusses im Vorarlberger Landesmuseumsverein, wie der von Prof. Rusch über die Stube und ihre Einrichtung, vermittelten einen Querschnitt durch das Stoffgebiet der Vorarlberger Volkskunde. Besonders hervorgehoben werden muß der Vortrag des Dornbirner Stadtrates Dr. Hämmerle, der als Vertreter der Industrie sich eingehend mit der Mentalität des Vorarlberger Industriearbeiters auseinandersetzte. Humorvoll und treffend brachte er den sparsamen Sinn des Volkes in dem Sprüchlein zum Ausdruck:

Schaffa, spära, husa —
Kchatz verkchoufa, selbr musa!

Am Abend des 15. Juni wurden die Mitglieder des Kuratoriums sowie der Kommission und der Zentralstelle für den Österreichischen Volkskundeatlas durch die Regierung empfangen. Bei diesem Anlaß konnten die ersten Probedrucke für die erste Lieferung des Volkskundeatlasses vorgelegt werden. Anschließend versammelte ein großangelegter Vorarlberger Heimatabend im Landestheater in Bregenz Trachten-, Tanz- und Volksmusikgruppen aus allen Landesteilen. Dem Betrachter dieses vielfältigen, bunten Bildes wurde klar, daß der Vorarlberger mehr Augenschmuck als der Innerösterreicher, daß sein volkskünstlerisches Schaffen den optischen Eindruck dem akustischen vorzieht. Am Sonntagvormittag vereinigte eine Festakademie wieder alle Teilnehmer im Bregenzer Landestheater.

Die erste Tageshälfte des 17. Juni war einem brennenden Problem der österreichischen Hausforschung gewidmet, der Vereinheitlichung ihrer wissenschaftlichen Nomenklatur. In einem eingehenden Vortrag erarbeitete Prof. Haberlandt die Grundtypen der Hausforschung und teilte seine nach reiflicher Überlegung gewählten Benennungsvorschläge mit. Sonach wäre 1. unter Einheitshaus die in Nordosttirol und im Pinzgau gebräuchliche Form der hintereinandergeschalteten und baulich innig verbundenen Wohn- und Wirtschaftsgebäude zu verstehen. Die Abkürzungen Einhaus oder Einbau seien weniger günstig, Einhof abzulehnen. Die 2. Grundtype ist der Paarhof mit seinen zwei beherrschenden Bauten des Feuer- und Futterhauses. Als 3. Form sieht Haberlandt den Regelhof an, dessen Gebäude immer in einer bestimmten Abfolge angeordnet sind. Der Regelhof hat vier Untergruppen: Streck- oder Einseithof, Haken- oder Zweiseithof, Dreiseit- und Vierseithof. Zu den drei Grundtypen des österreichischen Hauses tritt noch die landschaftlich eng begrenzte Form des Kärntner Ringhofes sowie der innerösterreichische Hausen Hof, dem meist der Paarhofgedanke zugrunde liegt. Eine an Haberlandts Vortrag anschließende lebhaft Diskussions zeigte die Schwierigkeiten auf, die sich einerseits durch die literarische Verankerung anderer Benennungen und andererseits durch die Anwendung dieser Begriffe auf bestimmte Einzelfälle ergeben. Kann man z. B. noch von einem Paarhof sprechen wenn die beiden Gebäude nicht parallel, sondern in unregelmäßigem Verhältnis zueinander angeordnet sind? Nach dem Vorschlag Ilgs wären die Ausdrücke Haus und Hof auf verschiedene Begriffe anzuwenden, und zwar Haus bloß auf die Behausung des Menschen, während Hof für den „Bauernhof“ als solchen Geltung haben sollte. Um diese Schwierigkeiten zu überbrücken und eine allseits annehmbare Nomenklatur zu schaffen, wurde die Bildung eines Sonderausschusses beschlossen, der sich speziell mit diesen Fragen zu befassen hat. Ein weiterer Tagungsbeschluss, nämlich die Bildung einer Fachschaft der Volkskundler, fand am selben Nachmittag die Zustimmung der anwesenden engeren Fachgenossen. Die Vorbereitungsarbeiten wurden einer Kommission mit den Herren Professoren Koren, Kranzmayer und Kretzenbacher unter Leitung Prof. Ilgs übertragen.

Schließlich legte Prof. Adolf Helbok den Arbeitsbericht der Kommission für den Österreichischen Volkskundeatlas vor. Das Atlasunternehmen, vor vier Jahren bei der Volkskundetagung in Graz angeregt, kann bereits auf stolze Aufbau- und rege Arbeitstätigkeit zurückblicken. Letzere geschieht von der Zentralstelle des Österreichischen Volkskundeatlasses in Linz aus, die von Dr. Ernst Burgstaller geleitet wird und außerdem über eine Assistentin und eine Schreibkraft verfügt. Der Zentralstelle übergeordnet ist die aus Fachleuten zusammengesetzte Kom-

mission sowie das Kuratorium, dem bedeutende Persönlichkeiten des politischen und wirtschaftlichen Lebens angehören. Von besonderer Bedeutung erscheint die Verankerung des gesamten Unternehmens bei der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. In den einzelnen Bundesländern sind Landesleiter mit der Lenkung der wissenschaftlichen Sammlarbeit betraut. Zu den zahlreichen bereits in Probedruckten vorliegenden Karten gehören z. B. die von Helbok über die Verbreitung der „Genialen“, wie Musiker, Maler usw. in bestimmten Gegenden, die Mundartkarten Kranzmayers, die einerseits die großen sprachlichen Bewegungen innerhalb unseres Raumes, andererseits eigenständige Entwicklungen in den einzelnen Bundesländern darstellen, ferner die „Dienstbotentermine“ Burgstallers sowie Karten über Adventkranz, Christbaum usw. Noch in diesem Jahre darf mit dem Erscheinen der 1. Lieferung gerechnet werden.

Der zweite Teil der Tagung war einer dreitägigen volkskundlichen Fahrt durch Vorarlberg gewidmet, die in prachtvoll aufgebauter Steigerung den Teilnehmern das Wesen des gesamten Landes vom Bodensee bis zur Silvretta erschloß. In drei komfortablen Autobussen gelangten die Tagungsgäste durch mehrere Dörfer des Rheintales nach Dornbirn, wo sie die gewaltigen Industriebetriebe, insbesondere der ältesten und größten Firmen Rhomberg, Hämmerle sowie Herburger und Rhomberg, kennenlernten. Moderne Arbeiterwohnungen gaben Einblick in die Lebenswelt der Vorarlberger Industriearbeiter, die die im Lande uralte Tradition des Webens und Spinnens im Gefüge moderner Großbetriebe fortführen. Ein Empfang durch den Dornbirner Stadtmagistrat und die Industriellen-gesellschaft im „Roten Haus“ vermittelte neben freundlicher Geselligkeit die Bekanntschaft mit einem charakteristischen rotgestrichenen Alt-Dornbirner Kreuzgiebelhaus, das auch in seinem Inneren noch über kostbaren altertümlichen Hausrat verfügt. Die anschließende Fahrt aufs „Bödele“ vermittelte einen weiten Rundblick über den Bregenzerwald; der Besuch der Orte Schwarzenberg, Bezau und Mellau gab Einblick in die Siedlungsformen des Waldes, von denen die zur Zeit der Fahrt bewohnten Maiensäße besonders bemerkenswert sind, und machte mit dem schindelverkleideten Wäldlerhaus gut bekannt. So zeigte das alte Goldschmiedhäusel in Bezau die charakteristische Form des Schopfes und machte die zwar schon verbaute alte Form des Flurküchenhauses ersichtlich. Immer wieder, unter anderem auch bei der Trachtenschöpferin Therese Metzler in Schwarzenberg, gab es Gelegenheit, die Wäldlertracht zu bewundern und auch die weniger geläufige Trauerform mit schwarzem, gefältelem Umhang und weißer Haube zu sehen. Seinen Höhepunkt und Abschluß fand der erste Exkursionstag in der 1451 m hoch gelegenen Walser Gemeinde Damüls. Sie ist nicht nur von besonderer landschaftlicher Schönheit und siedlungsgeschichtlich interessant, sondern besitzt auch ein sehenswertes gotisches Kirchlein mit Bauinschrift von 1484, gotischen Fresken, einer holzgeschnitzten Figur des Walser Heiligen St. Theodul und einem schwärenbedeckten Pestkruzifixus.

Am nächsten Morgen führte eine kurze Fußwanderung über das Faschinajoch in das große Walsertal, das nicht nur durch den Besuch der Orte Blons, St. Gerold und Raggal, sondern auch durch die tiefstehenden Ausführungen des Walserforschers Prof. Ilg allen Beteiligten ein fester Begriff wurde. Wieder gab es alte Häuser zu besehen und Trachten zu bestaunen, die sich durch die über der Brust geschnürten Mieder und die glockenartig weit fallenden Kittel wie durch die Farbgebung auffallend von den Wäldlertrachten unterschieden. In Bludenz konnte sodann das neu eingerichtete Heimatmuseum besucht werden, das über einige gute

Stücke verfügt, aber noch gründlicher Bearbeitung bedarf. Nach einem anschließenden Stadtrundgang begann die Fahrt ins hochalpine Montafontal. St. Gallenkirch empfing mit einem Heimatabend, der vielleicht natürlicher wirkte als die Bregenzer Vorführungen, dennoch aber die Zügel spüren ließ, die durch die heimatpflegenden Institutionen allenthalben dem Volksleben auferlegt werden. Leider wäre aber ohne diese Lenkung die Erhaltung der überlieferten Formen von Brauch, Lied und Tanz vielerorts nicht gesichert. Dem Eindringen kitschiger Radiosongs unter dem Deckmantel der Volkspflege wäre noch energischer entgegenzutreten.

Am nächsten Morgen bot die von den Tagungsteilnehmern nur allzu reichlich photographierte Fronleichnamsprozession durch das Gepränge der mit Recht gerühmten Montafoner Frauentracht ein ländlich festliches Bild. Über Gaschurn und Parthenen, an malerischen Montafoner Häusern vorüber, ging die Exkursion ihrem überwältigenden Höhepunkt entgegen, der Auffahrt über die neueröffnete Silvretta-Straße zu den beiden Stauseen der Ill-Kraftwerke. Hier, von der 2031 m hoch gelegenen Bielerhöhe aus, genießt man einen einzigartigen Rundblick auf den Piz Buin und seine mächtigen Nachbarn in der Silvretta-Gruppe. Durch das Kleinvermunt ging die Fahrt dann in das siedlungsarme Hochtal des Paznaun und über Wiesberg und das Stanzertal nach St. Anton am Arlberg, wo die Tagungsgäste dankbaren Herzens für all das Schöne, Wertvolle und Interessante, das ihnen in diesen Tagen geboten worden war, vom Ländle und seinen gastlichen Interpreten Abschied nahmen.

Maria Hornung

Karl Spieß †

Am 1. Juli 1957 ist Karl Spieß im Alter von 77 Jahren gestorben (geboren 20. April 1880). Ein plötzlicher Tod auf der Reise hat in Innsbruck den großen Wiener Forscher gefällt. Ein gewaltiger Anreger unserer Forschung, ein charaktvoller, ritterlicher Mensch ist nicht mehr.

Karl Spieß, der die ganzen letzten Jahrzehnte als Privatgelehrter lebte, hat beruflich als Gymnasialprofessor begonnen, und zwar lehrte er Naturgeschichte. Seine Liebe wandte sich aber frühzeitig der Volkskunstforschung zu, wie er sie ganz persönlich auf einem eigenen fruchtbaren Weg zwischen Kunstwissenschaft, Urgeschichte und Völkerkunde entwickelte. Es waren die Wiener Verhältnisse um und nach 1900, die geistigen Auseinandersetzungen in der Wiener Anthropologischen Gesellschaft und im Kreis des Indologen Leopold von Schroeder, welche das geistige Weltbild von Spieß formten. Die großen Anregungen aus der II. Unzeitgemäßen Betrachtung Nietzsches wie aus der Gralsmystik Richard Wagners wurden damals besonders maßgebend, die aufblühende Neuromantik ebnete den Weg zu Spieß' erster Grunderkenntnis, die er 1910 in seiner Programmschrift „Prähistorie und Mythos“ niederlegte¹⁾. Die Anschauung, daß die Volksüberlieferung ungeschichtlich sei,

¹⁾ Zu den Zitaten vergleiche die von mir zusammengestellte Karl-Spieß-Bibliographie. Verzeichnis der wissenschaftlichen Veröffentlichungen von 1910—1955 (Spieß, Neue Marksteine = Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. VII, Wien 1955, S. 117 ff.).

Gedichte: Karl von Spieß, Von den Ufern des Lebens. Wien und Leipzig (1906).

Kurze Selbstdarstellung: Karl v. Spieß, Das Werden eines Werkes (Forschungsfragen unserer Zeit. Blätter des Wissens. Lieferung 1/2, Zeven 1957, 10 Seiten). (Erst nach dem Tode erschienen.)

daß es eine ungeschichtliche Volkswelt gegeben habe, bleibt in seinem Werk lebendig, auch wenn allmählich die Zuordnung so mancher Erscheinungen dieser eigenartigen Welt an bestimmte geschichtliche Gestaltungen recht klar wurde. Der erste Weltkrieg sieht Spieß als Artilleriehauptmann an der Front. In dieser Zeit verfolgt er das Werden des Volkskundemuseums in Wien, die Volkskunstveröffentlichungen Michael Haberlandts mit immer stärkerem Interesse. Während er vorher seine Beispiele für den Zusammenhang von mündlicher und bildkünstlerischer Überlieferung hauptsächlich der urgeschichtlichen Kunst entnimmt, beginnt er nunmehr seine mythischen „Leitgestalten“ in der Volkskunst zu suchen und zu finden. Neben den berühmt gewordenen „Behältern des Unsterblichkeitstrankes“ von 1914 steht also im gleichen Jahr die Abhandlung „Trinitätsdarstellungen mit dem Dreigesicht“. Wesentlich ist schon in diesen frühen Abhandlungen die Grundansicht, daß nicht nur die schriftlich niedergelegte Meinung, die womöglich kirchenoffizielle Deutung von Darstellungen maßgebend sein könne, sondern daß der größere Kreis aller zusammengehörigen Bildzeugnisse ausgeschrieben werden müsse, weil das Volk in den Motiven mehr sehe als die Obrigkeit, weil halb bewußte oder halb vergessene Überlieferungen dauernd mitgestaltend tätig seien. Spieß nennt diese Überlieferungswelt dann nach dem ersten Weltkrieg bald nur mehr „Bauernkunst“. Sein berühmtes, 1925 zuerst erschienenes Werk, das diesen Titel trägt, hat der Volkskunstforschung eine neue Richtung gegeben. Während Robert Forrer 1906 (Von alter und ältester Bauernkunst) nur das Zerfallen der Formen in der bäuerlichen Kunstübung gesehen hatte, in Vorwegnahme alles dessen, was Hans Naumann dann beim Prozeß des „Gesunkenen Kulturgutes“ feststellen sollte, betonte Spieß mutig das Positive der Inhalte dieser Kunst. Immer mehr vertieft er sich, unter dem Einfluß der Wiener Mythologenschule (Georg Hüsing, Wolfgang Schultz), in ganz bestimmte zentrale Inhalte, deren glaubensmäßige Bedeutsamkeit er herauszuarbeiten versteht. „Der Brunnen der ewigen Jugend“ (1916), „Monatsbaum, Jahresbaum, Weltenbaum“ (1925), das sind Grundthemen auch aller späteren Arbeiten. Durch die Zusammenarbeit mit Orientalisten wie Hüsing und Bleichsteiner, mit Kunsthistorikern wie Strzygowski gelangt Spieß zu bedeutsamen Einsichten in die Zusammenhänge der von ihm postulierten Überlieferungskunst mit den glaubensmäßig bedingten Kunstströmungen des Iran, des Hellenismus, des Altchristentums. Er bleibt aber, seinem ursprünglichen Konzept getreu, nicht bei solchen historischen Zusammenhängen stehen, sondern sucht Gemeinsamkeiten, die noch dahinter, in mythischer Frühzeit wurzeln müssen. Das „Frühindogermanische“ hat er es später genannt; Leopold von Schroeder hatte noch „Arisch“ dazu gesagt. Aber das Anregende der Arbeiten von Spieß lag nicht in dieser letzten Endes weltanschaulich bedingten Einordnung, sondern in der Fülle der Anschauung. Spieß war ein Mensch der „Anschauung“ im eigentlichen Wortsinn, er hat es am Ende seines Lebens selbst noch einmal betont: „Der Hauptsache nach sind meine Untersuchungen, da meine Veranlagung im ‚Erschauen‘ liegt, kunstwissenschaftliche Arbeiten...“ Die Kunstwissenschaft hat das außerhalb der Schule Strzygowskis kaum zur Kenntnis genommen, den Gewinn hat die Volkskunde gehabt. Spieß hat sich ihr auch immer gern gewidmet, hat jahrzehntelang dem Ausschuß des Vereines für Volkskunde in Wien angehört, war einige Zeit sogar Vizepräsident, und einer der fruchtbarsten Mitarbeiter und Rezensenten der Wiener Zeitschrift für Volkskunde. Freilich war ihm auch hier der Raum zu eng. Die Nachfahren der Wiener Mythologischen Schule bildeten deshalb einen eigenen Ar-

beitskreis für „Germanische Volkskunde“, sie schufen sich eine eigene Zeitschrift, die „Bausteine zur Geschichte, Völker- und Mythenkunde“, die nur leider fast gar nicht gelesen wurden. Sehr schade, daß dort erschienene Abhandlungen wie „Das arische Fest“ nicht rascher und weiterhin bekannt wurden (1933). Ob man Spieß zustimmte oder ob man sich mit seinen Ansichten kritisch auseinandersetzte; Die Beschäftigung mit seinen Abhandlungen hat jeden gefördert, und seine erstaunliche Kenntnis der Bildquellen vor allem hat sicherlich auch jeden Gegner bereichert.

Zweifellos war sein Werk in manchen Jahren politisch gefährdet. Was Spieß wollte und konnte, das schien sich zeitweilig mit zeitbedingter Wissenschaftsgestaltung zu decken. Die komprimierte Darstellung seiner Anschauungen in dem Büchlein „Deutsche Volkskunde als Erschließerin deutscher Kultur“ (1934) konnte Außenstehenden den tatsächlichen Reichtum der Erkenntnisse des Forschers nicht erschließen. Die Beweise für seine Arbeitskraft und die Eigenart seiner Gedankengänge legte er vielmehr in den zwei Bänden „Marksteine der Volkskunst“ (1937 und 1942) vor, ein Hauptwerk, das aber von einer Fülle verwandter Arbeiten begleitet war. Es sei nur an die „Grundlinien einer Formen- und Gestaltenkunde der Gebildbrote“ (1934), „Die heilige Kümmerin“ (1937), „Die schwarze Maria“ (1937), „Die Krötenfrau“ (1940), „Die Sage von der Fisch- oder Schlangenjungfrau“ (1941), „Das Mahl im Hochzeitsbrauch“ (1944) und viele andere kleinere Arbeiten erinnert. Spieß griff gern auf Themen zurück, die er schon in der Jugend gestreift hatte und stattete ihre Behandlung nunmehr mit der ganzen Kenntnis der Bildzeugnisse aus, die er in vielen Museumsbereisungen erworben hatte. Allein schon seine ikonographischen Streifzüge werden seine Arbeiten in der Volkskunsthochforschung stets lebendig bleiben lassen. Daß Spieß zentral eigentlich Märchenforscher war, kam daneben oft gar nicht richtig zur Geltung. Freilich erschwerte er es dem Leser auf diesem Gebiet wohl am meisten, da er häufig über die Prämissen, die ihn zu seinen Schlüssen führten, nicht so deutlich Auskunft gab, wie es notwendig gewesen wäre. Für ihn waren freilich seit seiner Mitarbeit am „Mitra“ diese Dinge längst festgelegt, er sah die der Wiener Mythologenschule nach „richtigen“ frühindogermanischen Fassungen vor sich, und beurteilte die Varianten nicht nach Finnischer Schule. So ist seine zusammen mit Edmund Mudrak herausgegebene Sammlung „Deutsche Märchen — deutsche Welt“ (1939) denn auch für den Normalgebrauch für Forscher und Lernende nicht zu verwenden, aber ein wichtiges Zeugnis dafür, was dieser letzten Endes künstlerische Mensch in seinen Stoffen eigentlich suchte. Denn Spieß war der Anlage nach ein Künstler, die Gedichte seiner Jugendzeit bezeugen es.

Von seiner sehr großen Märchenkenntnis geben aber immerhin die wenigen Artikel in dem von Lutz Mackensen herausgegebenen „Handwörterbuch des deutschen Märchens“ Kenntnis, das leider mit dem zweiten Band abgebrochen wurde. Spieß hat da umfangreiche Artikel wie „Baum bewacht“ oder „Abschlagen der Ferse“ oder „Geschlechtswechsel“ beigesteuert, die zum Besten und Aufschlußreichsten gehören, was er selbst und seine Mitarbeiter und Schüler von ihren Anschauungen bekanntgegeben haben. Diese und einige andere kleinere Abhandlungen zum Märchen sollten, da sie für die Allgemeinheit doch kaum ersatzbar erschienen sind, in einem eigenen Nachlaßband herausgegeben werden.

Als mit dem Ende des zweiten Weltkrieges für Spieß eine Welt zerbrach — er hatte inzwischen in Wien ein Institut für Mythenforschung mit einer sehr bemerkenswerten Bibliothek geschaffen, das nun wieder

aufgelöst wurde —, da zog er sich wieder auf seine Arbeit in der alten Art zurück. Die Volkskunde im engeren Sinn wurde ihm wieder vertrauter, in der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, im Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes und in der Reihe der „Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde“ hat er seine letzten größeren Arbeiten veröffentlicht, die sich inhaltlich durchaus mit seinen früheren Motivuntersuchungen messen können, geistig aber vielleicht noch tiefer und freier geworden sind. Sein „Jedermann“ (1954) ist ein tiefbedeutsamer Aufsatz, der noch lange mit Staunen über die innere Anteilnahme des großen Mythologen an diesem Thema gelesen werden wird. In seinen „Neuen Marksteinen“ (1955) konnte Spieß auch noch zum letzten Mal ausführlich das Leitthema seines Lebens, die Lebensbaumforschung behandeln, woraus doch die ganze neuere Forschung, in Zustimmung und Kritik, ihren Gewinn gehabt hat und noch haben wird.

Spieß hat im Lauf seines langen, arbeitsreichen Lebens über hundert Arbeiten veröffentlicht. Einige seiner Bücher, vor allem die „Bauernkunst“, sind Marksteine der Entfaltung der Volkskunstforschung geworden. Auch Ablehnung und Kritik haben bekundet, daß mit der Zusammenschau der mündlichen und der volkskünstlerischen Überlieferung durch Spieß ein neues Zeitalter der Volkskunstforschung begann. Spieß ist nicht nur innerhalb Österreichs der größte Vertreter der Neuromanik in der Volkskunde gewesen, er hat unsere Forschung allenthalben neu angeregt, hat ihr vielfach erst einen Sinn gegeben; aus dilettantischen Kuriositätensammlungen sind die Volkskundemuseen durch seinen Blick zu kulturhistorischen Forschungsinstituten geworden. Ohne daß er persönlich daran hätte mitwirken können, ohne daß ihn die beamtliche Tätigkeit daran auch nur gereizt hätte, ist das vor sich gegangen. Bei Lebzeiten ist es ihm nicht gedankt worden, im Gegenteil, da dünkten sich viele diesem stolzen einsamen Forscher gegenüber als eigentliche Fachvertreter, im engstirnigen Sinn der kleinen Spezialisten, für die nun freilich Spieß ganz persönlich nichts übrig haben konnte. Denn er war eine wirkliche Persönlichkeit, dieser Sproß eines alten hessischen Geschlechtes, war ein altösterreichischer Edelmann, der innerlich bei aller zornigen Ablehnung oder auch mit gutmütigem Lachen über jenen stand, die ihn nicht verstehen konnten oder wollten. Diese gewaltige Persönlichkeit haben wir verloren, um sie trauern wir. Sein Werk wird in Zustimmung und Ablehnung in der künftigen Geschichte der Volkskunde weiterwirken, morgen vielleicht noch stärker als heute.

Leopold Schmidt

Georg Graber †

Kaum zwei Monate nach Karl Spieß, dem Wiener Mythologen, ist Georg Graber gestorben, den man wohl den Kärntner Mythologen nennen konnte. Der am 15. April 1882 geborene Kärntner starb am 27. August 1957, mit 76 Jahren also gleichfalls Spieß sehr nahegerückt. Graber war in vieler Hinsicht unter den in den österreichischen Ländern wirkenden Forschern eine Persönlichkeit von ganz eigenem Rang. Er war geschulter Germanist, hatte sich in Leipzig bei Eugen Mogk eigens das mythologisch-volkskundliche Rüstzeug geholt, und begann neben seiner dienstlichen Laufbahn, die ihn zum Landesschulinspektor und Hofrat werden ließ, ein Volkskundler für Kärnten zu werden. Das gesamte Gebiet zumal der geistigen Volksüberlieferung ist durch ihn immer erneut aufgepflügt worden. Was vor ihm einfache landschaftliche Sagen- und Legendensammlung war, wurde durch ihn zum religionswissenschaftlich aufbereiteten Stoff für eine sehr vielseitige Betrachtung

tungsweise, der aber die Freude am germanischen Altertum ihre besondere Eigenart verlieh. Graber hat für Kärnten große veröffentlichte Sammlungen geschaffen, vor allem sein mehrmals aufgelegtes Sagenbuch, das immer zu den besten Sagenwerken Österreichs gezählt werden wird¹⁾. Er hat aber auch das Kärntner Volksschauspiel durch seine Textausgaben erarbeitet²⁾, man darf wohl sagen, daß seine Ausgabe des Köstenberger Spieles mit den Aufnahmen nach der Aufführung von 1936 zu den eindrucksvollsten Volksschauspielausgaben der Alpenländer zählt³⁾. Zahlreiche wichtige Arbeiten zum Brauchtum in seinen verschiedensten Lebensbereichen führen aber wohl in das Zentrum von Grabers Interessenkreis. Von den „Alten Gebräuchen bei der Flachsernte in Kärnten und ihr religionsgeschichtlicher Hintergrund“, 1911 in der ersten Folge unserer Zeitschrift erschienen⁴⁾, über die vielleicht am bekanntesten gewordenen „Vierberger“ von 1912⁵⁾, den „Heiligen Mann in der Niklai“ von 1915⁶⁾, die „Hildegard von Stein“ von 1924⁷⁾ (die vervollständigte Neuausgabe erschien 1952)⁸⁾ bis zum „Briccius in Heiligenblut“ von 1950⁹⁾, kleinere verwandte Arbeiten hier ungerechnet, versuchte Graber immer wieder die historischen Schichtungen im Kärntner Volksglauben und Brauchtum zu erhellen. Mogks Anregungen, den germanischen, besonders den völkerwanderungszeitlichen und frühdeutschen Schichten hier auf die Spur zu kommen, sind in Graber allezeit lebendig geblieben. Man hat seine diesbezüglichen Arbeiten mit steigender Kritik verfolgt, und zweifellos lassen sich viele seiner Annahmen nicht halten. Wesentlicher als diese mehr oder minder zeitbedingten Leistungen bleibt aber die Gesamteinstellung Grabers, das Brauchtum nicht flüchtig, sondern seiner historischen Tiefe nach zu sehen, und seine eventuell erkennbaren Schichten entsprechenden geschichtlichen Perioden und ihren Trägern zuzuschreiben. Hier ist also die genau gegenteilige Richtung als in der Wiener Mythologenschule eingeschlagen. Die in Kärnten allenthalben noch in Steinzeugnissen greifbare historische Vergangenheit mußte eine positiv geschichtliche Einstellung wecken und fördern. Graber stand hier am Wege der historischen Volkskunde von der Seite der Religionsgeschichte und der Rechtsarchäologie her, und man wird die Bedeutung seiner Wirkung in dieser Richtung, also der Wirkung auch hinsichtlich der Anerkennung der Volkskunde durch die Geschichtswissenschaft, insbesondere die Landesgeschichte nicht verkennen dürfen.

Diese lebendige Vielfalt der Erkenntnis, diese Freude am historisch vertieften Stoff, sie haben Graber auch dazu befähigt, die bekanntesten

1) Graber, Sagen aus Kärnten. Leipzig 1914. 6. Auflage, Graz 1944. — Derselbe, Sagen und Märchen aus Kärnten. Graz 1955.

2) Graber, Kärntner Volksschauspiele. 1. Weihnachtsspiel. Wien 1922. — 2. Das Kärntner Paradeisspiel. Wien 1925. — 3. Passionsspiel. Wien 1925. — 4. Der Kärntner Totentanz. Wien 1924.

3) Graber, Passionsspiel aus Köstenberg. Das Leiden Christi, ein Trauerspiel in drei Aufzügen samt dem Kreuzzug und der Kreuzigung. Graz 1957.

4) Zeitschrift für österreichische Volkskunde, Bd. XVII, Wien 1911, S. 148 ff., 185 ff.

5) Carinthia I, Klagenfurt 1912, S. 1—87.

6) Zeitschrift für österreichische Volkskunde, Bd. 19, Wien 1915, S. 157 ff., 217 ff.

7) Festschrift für Eugen Mogk, Leipzig 1924, S. 525 ff.

8) Klagenfurt 1952, 80 Seiten.

9) Carinthia I, Klagenfurt 1950, S. 504 ff.

und lesbarsten Bücher aus diesem Bereich zu schreiben. Grabers „Volksleben in Kärnten“ ist mit seinen drei Auflagen sicherlich eines der bekanntesten Werke geworden, die sich bei uns zulande auf die Volkskunde berufen¹⁰⁾.

Grabers Wirken ist seit Jahrzehnten immer geschätzt und gewürdigt worden. In der „Festnummer“ zu seinem 70. Geburtstag¹¹⁾ haben Arthur Haberlandt¹²⁾, Anton Anderluh¹³⁾, Hermann Braumüller¹⁴⁾, Oskar Moser¹⁵⁾, Franz Pichler¹⁶⁾, Franz Koschier¹⁷⁾ und Matthias Maierbrugger¹⁸⁾ anschauliche Beiträge ihm gewidmet. Gleichzeitig erschien damals die Neuausgabe seiner Arbeit über „Hildegard von Stein und ihre Stiftung“, in deren Anhang eine Bibliographie „Auswahl der wichtigsten Arbeiten Georg Grabers zur Kärntner Volkskunde“ veröffentlicht wurde¹⁹⁾. Es handelt sich wirklich nur um eine Auswahl, und eine komplette Bibliographie, welche auch die Arbeiten des letzten Lebensjahrhundertes umfaßte müßte, wird ja nun zweifellos in Kärnten vorgelegt werden. Die Graber zum 75. Geburtstag gewidmete Festschrift „Aus Kärntens Volksüberlieferung“ hat den erfreulich großen Anteil erwiesen, den auch die offizielle Kärntner Wissenschaftsförderung an seinem Schaffen genommen hat²⁰⁾. Man kann ehrlich den in der Widmung dieser Festschrift ausgesprochenen Worten Gotbert Moros über Georg Graber zustimmen: „Sein Name gilt.“ Er wird noch lange weitergelten.

Leopold Schmidt

Raimund Zoder 75 Jahre

Der seit fast sechs Jahrzehnten tätige Volkslied- und Volkstanzforscher Prof. Raimund Zoder ist am 20. August 1957 fünfundsiebzig Jahre alt geworden. Der Herr Bundespräsident hat ihm anlässlich dieses Geburtstages im Hinblick auf seine wissenschaftlichen Leistungen das Goldene Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich verliehen¹⁾, eine hohe Auszeichnung, die gleichzeitig eine Anerkennung für die ganze Volksliedforschung Österreichs im letzten halben Jahrhundert darstellt.

Das von Zoder mitneubegründete Österreichische Volksliedwerk hat den 75. Geburtstag Zoders durch eine Festschrift gefeiert²⁾. Da

¹⁰⁾ Graz 1954, 455 Seiten. — 5. Aufl., Graz 1949, 445 Seiten.

¹¹⁾ Kärntner Landsmannschaft, Nr. 1, März 1952, 14 Seiten.

¹²⁾ Haberlandt, Georg Gruber 70 Jahre! (wie Anm. 11, S. 2 f.).

¹³⁾ Anderluh, Das Liad vom Spät'n Abnd (ebendort, S. 3 f.).

¹⁴⁾ Braumüller, Dr. Georg Graber, der Lehrer, der Lehrer ebendort, S. 5).

¹⁵⁾ Moser, Über ein unbekanntes Kärntner Passionsspiel (ebendort, S. 6 f.).

¹⁶⁾ Pichler, Bodenständiges Schaffen an den Gestaden des Wörthersees (ebendort, S. 7 f.).

¹⁷⁾ Koschier, Der Steinfelder „Maschkeratanz“ (ebendort, S. 8).

¹⁸⁾ Maierbrugger, Die Barentreiber (ebendort, S. 9 f.).

¹⁹⁾ Wie Anmerkung 8, S. 75 ff.

²⁰⁾ Aus Kärntens Volksüberlieferung (= Kärntner Museumsschriften, Bd. XVII). Klagenfurt 1957, 176 Seiten.

¹⁾ Wiener Zeitung Nr. 204 vom 5. September 1957, S. 4.

²⁾ Erschienen als Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes, Bd. VI, Wien 1957, Selbstverlag des Bundesministeriums für Unterricht, 227 Seiten, 1 Porträt, 16 Bildtafeln. Zahlreiche Notenbeispiele im Text.

sich in dieser von Karl M. Klier, Leopold Nowak und mir geleiteten Festschrift weitgehend die heutige Volkslied- und Volkstanzforschung in Österreich und darüber hinaus auch in Süddeutschland spiegelt, sei hier ihr Inhaltsverzeichnis wiedergegeben:

Karl L u g m a y e r, Kleiner Dank an Raimund Zoder.

Max B ö h m (München-Pasing), Volksmusikalische Erinnerungen an ein oberfränkisches Dorf im Fichtelgebirge.

Hans C o m m e n d a (Linz), Aus dem Notenbüchl vom Urähnl. Volksmusik aus Bad Ischl.

Anton D ö r r e r (Innsbruck), Johann Strolz (1780—1835). zum 150-Jahr-Gedenken seiner Mundart- und Volksliedarbeiten.

Helmut F e d e r h o f e r (Graz), Alte Liederdrucke in der Universitätsbibliothek Graz.

Viktor G e r a m b (Graz), Vm Tanzen. Gekürzter Auszug aus seiner Vorlesung „Der homo ludes im Volksleben“.

Gundl H o l a u b e k - L a w a t s c h und Ernst Ludwig U r a y (Graz), Hochzeitslieder aus der Weststeiermark.

Karl H o r a k (Schwaz), Volkstänze aus Unken im Lande Salzburg.

Karl M. K l i e r (Wien), Eine Volksliedlehrstunde in Eisenstadt (Burgenland).

Franz K o s c h i e r (Klagenfurt), Die Gailtaler Burschenschaft und ihr Lindentanz.

Georg K o t e k (Wien), Das Bäuerliche Volksliedsingen der Ravag in Payerbach 1935.

Leopold K r e t z e n b a c h e r (Graz), Zur „Rabenmutter“-Ballade bei Deutschen und Slowenen in Innerösterreich.

Oskar M o s e r (Klagenfurt), Das Gailtaler Dreikönigssingen (Kärnten).

Leopold N o w a k (Wien), Ländler, Walzer und Wienerlieder im Klavierbuche einer preußischen Prinzessin.

Hans R o b i t s c h (Bruck a. d. Mur), Neues von den Brucker Almpfeiferln.

Walter S a l m e n (Freiburg i. Br.), Zur Verbreitung von Einhandflöte und Trommel im europäischen Mittelalter.

Erich S c h e n k (Wien), Österreichisches im Klavierbuch der Regina Clara Imhoff, 1629.

Leopold S c h m i d t (Wien), Das Elmkorn-Singen in Lichtenfels. Ein angebliches Zeugnis für das mittelalterliche Brauchtumslied in Niederösterreich.

Erich S e e m a n n (Freiburg i. Br.), Entführung unterm Tanze. Eine unveröffentlichte Gottscheer Ballade.

Walter W i o r a (Freiburg i. Br.), Über den Volkston bei Mozart.

Richard W o l f r a m (Wien), Vom Singen in der Gottschee.

Maria K u n d e g r a b e r, Raimund-Zoder-Bibliographie 1950—1956.

Die umfangreiche Festschrift wurde dem Jubilar in einer Geburtstagsfeier überreicht, die von der Arbeitsgemeinschaft der Wiener Volkstanzgruppen am 21. September 1957 im Kasino Zögernitz in Wien veranstaltet wurde.

S c h d t.

Ernennung

Der Bundespräsident hat mit Entschließung vom 25. Juli 1957 den ordentlichen Univ.-Prof. Dr. phil. Otto H ö f l e r zum ordentlichen Univ.-Prof. für ältere deutsche Sprache und Literatur an der Universität Wien ernannt.

(Wiener Zeitung Nr. 185 vom 8. August 1957, S. 1.)

Eine Bleichsteiner-Straße in Wien

Der Gemeinderatsausschuß für Kultur, Volksbildung und Schulverwaltung der Stadt Wien genehmigte Mittwoch, 5. Juni 1957, die Neubenennung einer bisher unbenannten Verkehrsfläche als „Bleichsteinerstraße“ nach dem 1954 verstorbenen Wiener Gelehrten, der auch für die Volkskunde viel bedeutet hat.

(Wiener Zeitung Nr. 152 vom 7. Juni 1957, S. 4.)

Die Heimatsammlung Mairhofer, Zell am Moos

Am 4. August d. J. wurden in Zell am Moos am Irrsee (Oberösterreich) die Sammlungen des Bildschnitzers Hans Mairhofer eröffnet und gleichzeitig in die Obhut des O.-Ö. Landesmuseums genommen.

Der Schöpfer dieses „Bauernmuseums“, wie es im Volksmund bereits heißt, selbst bäuerlicher Herkunft, war schon als junger Mann um die künstlerische Gestaltung bemüht und obwohl ihn heute die Holzbildhauerei ernährt, vertauscht er doch immer wieder ganz gern den Geißfuß mit der Feder. Er ist einer jener so selten gewordenen Volkspersönlichkeiten, die das Kulturelle ihres Dorfes prägen, sei es, indem er einen Heiligen für einen Bildstock oder Larven für die „Maschkera“ des Ortes schnitzt, sei es, daß er Volksschauspiele schreibt, die im Orte oder in den Nachbargemeinden aufgeführt werden, oder daß er für Fest und Feiern Gelegenheitsgedichte verfaßt. Es ist dem glücklichen Umstand zuzuschreiben, daß dem Sammeleifer des Heranwachsenden durch seinen Lehrer und Mentor, Schuldirektor i. R. Karl Brandstötter, eine heimatkundliche Zielrichtung gegeben wurde. Dadurch wurde aus einem anfänglichen Kuriositätenkabinett, in dem seltsame Steinformen und bunte Glasscherben neben Heiligenbildchen und Pfeifenköpfen sich ein Stelldichein gaben, der Grundstock für ein Ortsmuseum.

Dem Berichterstatter, der seit mehr als einem Jahrzehnt mit Zell am Moos und seinen Menschen eng verbunden ist, war es möglich, den Sammeleifer auf die volkskundlichen Erscheinungen und hier im Besonderen auf das Arbeitsgerät hinzulenken. Allmählich wuchs die Gerätesammlung des Hans Mairhofer so sehr an, daß sie sein Holzhäuschen an der Seestraße nach Oberhofen nicht mehr bergen konnte. So faßte er den Entschluß, ein großes Haus für sein Museum zu bauen und er führte ihn ohne ein anderes Kapital als seine Arbeitskraft und das Vertrauen seiner Landsleute, ohne irgendwelche Förderungen oder öffentliche Hilfe, aber auch ohne Baumeister und Architekt durch. Das Ergebnis ist ein im bodenständigen Stil gebautes Haus, in dem der Flur, die Stube und das durchgängige Obergeschoß zur Gänze den Sammlungen gewidmet sind. Decken, Türstöcke, Türen, Säulen, Beleuchtungskörper etc. sind durchwegs originelle Stücke vom 16. bis zum 19. Jahrhundert. Das heute schon sehr große (und bereits wieder überfüllte) Depot ist im Dachboden untergebracht, so daß schon jetzt an eine bauliche Erweiterung gedacht wird. Die Gesamtzahl der Sammlungsgegenstände beträgt schätzungsweise 2000 Nummern.

Die Sammlung gliedert sich in mehrere Abteilungen, worunter natürlich die des bäuerlichen Arbeitsgerätes die größte ist. Sondergruppen sind die Sammlung von Rinderjochen und von Schwingstöcken zum Brecheln des Flachses. Diese Abteilung enthält u. a. einen sehr gut erhaltenen eisenbeschlagenen Holzspaten.

Weitere Gebiete sind: „Der Wald“, mit den Werkzeugen der Holzknechte und der Köhler. Insbesondere ist die Köhlerei vollständig vertreten. Hierher gehören die alten Jagdwaffen und Fangeisen. „Der

See“, mit dem Gerät der Fischer und Schiffsleute, wozu die Relikte der einst den Irrsee befahrenden Einbäume zählen, ferner die dörflichen Handwerker, soweit sie auf die „Stehr“ gingen, wie der Zimmermann, der Tischler, der Sattler und der Wagner.

Einen großen Raum nehmen die Küchengeräte ein. Hier wird eindringlich das lange Verharren beim offenen Feuer ersichtlich. Auch diese Gruppe, die von den schmiedeeisernen Pfannenrasten und Schmarrenpfannen, deren größte für 40 Personen berechnet ist, bis zum irdenen und glasierten Geschirr alle Formtypen enthält, dürfte den Anspruch auf Vollständigkeit erheben können.

Entsprechend dem soziologischen Charakter der Landschaft als eines „unterentwickelten“ Beharrungsgebietes ist die Volkskunst verhältnismäßig ärmer als im benachbarten Salzkammergut und dem Innviertel oder nördlichen Hausruckviertel. Eigenartig sind die aufgemalten Soldatenfiguren aus der Zeit der Franzosenkriege und die Holzkunst der Zimmerleute am Bauernhaus. Verzierte Pfetten, Söller, Hirnbretter und Türköpfe lassen das Irrseebecken als Ausläufer des Innviertels erkennen. Andererseits weist die Anwendung von Jagd- und Almmotiven bei Löffelreihm und Eßbestecken auf die Volkskunst des Salzkammergutes und der Obersteiermark hin.

In der Gruppe der religiösen Volkskunst ist ein „gotischer“ Krippenberg hervorzuheben, bei dem die Figuren in Nischen unterzubringen sind. Zahlreich sind natürlich auch die Dokumente des Volksglaubens, darunter jene häufigen „Firstopfer“, die immer wieder bei den Umbauten zutage treten. Unter den sehr interessanten Trachtenstücken fallen die bis vor kurzem getragenen Brustflecke („Vorleib“) besonders auf.

Die im Sinne einer stubenmäßigen Einrichtung gedachte Aufstellung verrät das künstlerische Geschick des Sammlers, dem es dadurch gelungen ist, selbst die so spröde Materie des Arbeitsgerätes ansprechend darzustellen.

Die Bedeutung der Sammlung Mairhofer in Zell am Moos liegt aber vor allem darin, daß es sich um die vollständige Erfassung bäuerlicher Geräte aus einer eng umschriebenen Landschaft handelt und daß bei jedem Stück die standortgenaue Herkunft, die mundartliche Bezeichnung sowie Handhabung und Verwendung angegeben werden können.

Die volkskundliche Abteilung des Oberösterreichischen Landesmuseums hat mit der wissenschaftlichen Bestandsaufnahme und Lichtbildaufnahme der Sammlung Mairhofer bereits begonnen. Es ist geplant, diese Bestandsaufnahme in Form eines Kataloges der Fachwelt zur Verfügung zu stellen.

Franz Lipp

Ausstellungen

Ischler Heimatverein

Der Ischler Heimatverein veranstaltete in der Knaben-Hauptschule in Bad Ischl, Oberösterreich, in der Zeit vom 14. Juli bis 4. August 1957 eine umfangreiche Ausstellung unter dem Titel „Tracht und Brauch im Ischlland. Eine volkskundliche Ausstellung“ (= Mitteilungen des Ischler Heimatvereines, Folge 5, August 1957), hektografiert, 23 Seiten. Darin behandeln die historische Entwicklung der Tracht Fachlehrerin Maria Zierler, das Brauchtum um Geburt, Hochzeit und Tog, die Volksmedizin usw. Kustos Franz Dusch. Im Anhang werden quellenmäßig gute Texte und Beschreibungen gegeben, so S. 21 f. ein Abschiedslied, das bei den Totenwachen gesungen wurde.

Vorarlberger Landesmuseum

Im Rahmen der Feier des hundertjährigen Bestandes des Vorarlberger Landesmuseumsvereines wurde im Kongreßsaal des Theaters am Kornmarkt in Bregenz vom 16. bis 17. Juni 1957 eine kleine Ausstellung „Vorarlberger Trachtenstücke und Gebildbrote“ gezeigt.

Kunsthistorisches Museum, Wien

Das Münzkabinett des Kunsthistorischen Museums hat anlässlich des Jubiläums von Mariazell im ersten Saal seiner Ausstellung eine Sonder- vitrine von Münzen und Medaillen eingerichtet, die sich mit dem öster- reichischen Gnadenort beschäftigt. Die Thematik der ausgestellten Objekte umfaßt die Gnadenkirche, das Gnadenbild, das Schatzkammer- bild, die Säkularjubiläen von 1757 bis 1957, die Münzen der Schilling- währung von 1958 mit der Mariazeller Muttergottes und schließlich das neue 25-Schilling-Stück. Diese kleine Schau ist bis Ende 1957 zu sehen.

Museum für deutsche Volkskunst

In Berlin ist am 25. Juni 1957 ein Museum eröffnet worden, das die Nachfolge des ehemaligen Staatlichen Museums für deutsche Volkskunde anzutreten bestimmt ist. Bekanntlich hat dieses Museum durch Kriegs- einwirkungen den größten Teil seiner seit 1889 zusammengetragenen Bestände verloren. Das jetzt aufgestellte Museum (Eingang: Pergamon- Museum, Am Kupfergraben, Nordflügel, Anschrift: Berlin C2, Bode- straße 1—3) umfaßt zur Zeit 14 Räume. Von besonderem Interesse für uns ist Raum 4 „Aus Süddeutschland, Österreich und der Schweiz“. Die Leitung des neuen Museums hat Dr. Ulrich Steinmann.

Volkskunde an den österreichischen Hochschulen

Universität Wien

Dissertation

Ilse Ellmerich, Studien zu Kalenderterminen an Hand des öster- reichischen Dialektatlases. Ein entwicklungsgeschichtlicher Beitrag, XXIX und 226 Seiten Maschinschrift, 8 Karten. 1957 (Kranzmayer-Rupprich).

Universität Graz

Dissertation

Elfriede Windisch, Die steirischen Votivsäulen. 140 Seiten Ma- schinschrift, 8 Karten. 1956.

Literatur der Volkskunde

Volkskundliche Biographie für die Jahre 1937 und 1938, unter Mitarbeit des Instituts für deutsche Volkskunde herausgegeben von Robert Wildhaber (= Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Volkskunde, Bd. 8). XXXII und 543 Seiten. Berlin 1957, Akademie-Verlag. DM 38,—.

Zwei Jahre nach dem Bibliographie-Band für 1950/1951 (erschieden 1955) ist nun endlich der Nachtragsband für 1937/38 herausgekommen. Ein Spätling in jeder Beziehung, und schon fast von wissenschaftsgeschichtlicher Bedeutung. Wir sind sehr froh, daß er überhaupt erschienen, daß die Serie der Bibliographiebände nunmehr ohne Lücke geschlossen ist. Bibliothekarisch ist er etwas schwierig, da ihn jede Fachbibliothek eigentlich zweimal besitzen müßte, einmal in der Serie der Bibliographie, das zweite Mal in der Reihe der „Veröffentlichungen“ des Berliner Institutes, die so ungemein rasch und rüstig vorwärtsschreiten.

Man wird die Herausgabe gerade dieses Bandes, der ja zum Teil auch längst Geschichte gewordene, stark zeitgebundene Literatur verzeichnet, dem Berliner Institut besonders danken. Rechnet man manches, ja vieles ab, so bedeutet der Band aber doch ein Ehrenmal für die deutsche Volkskunde von damals, die sich sehr respektabel präsentierte. Unter den Autoren fehlten damals noch viele Namen, die heute einen guten Klang haben, sogar der des jetzigen Herausgebers. Umgekehrt finden sich viele Namen noch gut vertreten, die heute fast oder ganz verstummt sind. Der Band ist also beinahe zum Zeichen eines Generationswechsels geworden. Schade nur, daß sich das nicht auch an der Mitarbeiterliste feststellen läßt. Der Band enthält keine. Wildhaber sagt dazu (S. IV), daß sie nicht mehr vorhanden und auch nicht mehr zuverlässig zu rekonstruieren gewesen sei. Vielleicht hätte eine Umfrage doch Klarheit geschaffen. Ich beispielsweise hätte mich gern zur Mitarbeit bekannt.

Nur zum Zeichen dafür, daß ich den also in so mancher Hinsicht historisch gewordenen Band aufmerksam durchgenommen habe, einige Hinweise. Einige Nummern stehen doppelt, so 48 = 324 und 3919 = 6712. Manche Autorennamen stimmen nicht ganz, so soll es 1882 Andorfer, nicht Audorfer heißen, 6830 Friedo, nicht Frieda, 3481 und 3482 ist -bahn, nicht -bahe zu lesen, 3879 handelt es sich um keinen „kleinen“, sondern um einen „heiligen“ Christophorus, und 3217 ist von „sudetendeutsch“, nicht von „süddeutsch“ die Rede. Da haben offenbar Abkürzungen auf den Zetteln einiges Unheil gestiftet. Im ganzen freilich ist der Band vorzüglich betreut.

Leopold Schmidt

Leopold Schmidt, *Volksschauspiel der Bergleute*. Wien 1957
(= Leobener Grüne Hefte, hg. von Franz Kirnbauer, Heft 27). 73 S.,
9 Abbildungen.

Am Barbaratag 1955 wurde im Bochumer Bergbaumuseum ein „St. Barbara-Spiel“ uraufgeführt, das von der „Vereinigung der Freunde von Kunst und Kultur im Bergbau“ in Auftrag gegeben und von dem Redakteur Erwin Sylvanus verfaßt wurde. Man neigt dazu, ein solches Datum symbolisch zu nehmen für die organisatorische Überwucherung der heutigen Volkskultur; und doch wird man auch derartigen Aufführungen nur gerecht werden, wenn man sie in die lange Überlieferungskette bergmännischen Schauspiels stellt, wie sie Leopold Schmidt jetzt in seinem Aufriß „Volksschauspiel der Bergleute“ sichtbar gemacht hat. Es ist interessant zu verfolgen, wie nur vereinzelt in der Geschichte des bergmännischen Schauspiels — in der Renaissance und in der Zeit des ausgeprägten Rationalismus — eine ähnliche Neigung zur berufsstolzen Darstellung wie heute auftritt, wie dagegen über lange Zeiträume hinweg der Bergmann stellvertretend Träger allgemeiner Bräuche und ganz verschiedenartiger Bindungen ist. Deshalb gibt das kleine Büchlein auch immer wieder den Blick frei über das engere Thema hinaus auf die Geschichte des Volksschauspiels überhaupt. Es vermittelt einen ähnlich lebendigen Eindruck von der historischen Entwicklung des Spielbrauchs und seiner gesellschaftlichen Grundlagen wie Schmidts vor kurzem erschienener Band „Das deutsche Volksschauspiel in zeitgenössischen Zeugnissen“. Daß man nebenbei auch einiges über die Entwicklung des Bergwesens lernen kann, sei am Rande erwähnt.

Schmidt gliedert sein Buch nach geistesgeschichtlichen Epochen. In der „Gotik“ sind, in Tirol und im Harz, zum erstenmal bergmännische Schauspiele nachweisbar. Die „Renaissance“ bringt einen Aufschwung nicht nur des Bergbaus, sondern auch des Spiels der Bergleute. Schmidt stellt hier besonders die Hans Sachs-Spiele heraus, die bis ins 19. Jahrhundert in Oberungarn fortlebten. Seine Epocheneinteilung zielt also nicht auf Aufführungsdaten, sondern auf die Herkunft und die geistesgeschichtliche Heimat der Stücke, die ja nach der Kraft des Anstoßes oft jahrhundertlang sich fortbewegen. Im Jahrhundert der Reformation und der Renaissance erobern die Knappen aber nicht nur das Spiel der Meistersinger; sie eignen sich daneben Schuldramen an und werden immer stärker auch Träger weltlicher Spiele und Spielbräuche.

Leopold Schmidt kann zeigen, wie vieles von den auf Grund des Befundes im 19. Jahrhundert als „bäuerlich“ bezeichneten Spielen und Bräuchen ursprünglich bergmännisch war, wie der Bergmann auch immer wieder allgemeineren Erscheinungen besondere Akzente gab. So war etwa eine standeseigene Beziehung zu den Dreikönigs-Spielen gegeben durch die Goldspende der Könige; unter den geistlichen Spielen werden die um ausgesprochene Bergmannsheilige wie Daniel und später Barbara betont, aber auch der Wilde Mann, der in verschiedenen Spielen auftritt, kann als „Schicksalsgestalt der Bergleute“ gelten. Selbst den Schwerttänzen, als deren alleinige Träger die Bergleute vielfach nachgewiesen werden können, scheinen sie mitunter eine eigene Note gegeben zu haben, tritt eine solche Aufführung doch mindestens einmal ausdrücklich als „Schlögel- und Eisentanz“ auf.

Dieser Beleg gehört in die Zeit des „Barock“, das dem bergmännischen Schauspiel weniger neue Anstöße gegeben hat als die Renaissance. Doch verweist Schmidt auf den Anteil der Bergleute an der Entwick-

lung des „Automatischen Theaters“ und aller verwandten Basteleien, die auch wieder besonderen Spielbrauch hervorbrachten. „R o k o k o“ meint nicht etwa eine Verzärtelung der bisherigen Stoffe: auch ist im Bereich des bergmännischen Schauspiels der Einfluß des höfisch-schäferlichen Vergnügens, den man in anderen Volksschauspielen findet, kaum nachzuweisen. Selbst wo vor hohen Herrschaften gespielt wird, handelt es sich um eine kraftvolle, sehr männliche und jetzt auch sehr standesbewußte Repräsentation. In jene Zeit fällt auch das Ilmenauer Streitgesprächspiel, das Goethe in seinem Wilhelm Meister beschreibt und das Leopold Schmidt abdruckt. Zwei weitere Kapitel „Biedermeier“ und „Ausklang“ führen bis in die Gegenwart. Die Aufführung von Weihnachtspielen im 19. Jahrhundert, die Bedeutung der Salinenarbeiter für den Spielbrauch, die neuen Barbaraspiele und -feiern sowie die neuen Ständespiele, dann aber auch das Vereinstheater und im Gegensatz dazu das Spiel der Laienbühnen bis hin zu den Spielen von K. L. Schubert werden ebenso knapp wie treffend charakterisiert.

Neun Abbildungen und ein Ortsregister sind dem kleinen, konzentriert und doch umsichtig geschriebenen Bändchen beigegeben, das dem führenden Schweizer Volkskundler Richard Weiß gewidmet ist.

Hermann Bausinger

Josef Huber, Das Brauchtum der Totenbretter. Ergebnisse der Orts- zu Ort Forschung über dieses Brauchtum. 1. Auflage. Herausgegeben im Eigenverlag (München) 1956. 96 S., 7 Karten, 2 Tafeln Abbildungen. (Auslieferung durch die Münchner Orts- und Flurnamenbücherei, München 2, Arcisstraße 14.)

Der Verfasser hat sich die Grundlage für seine Arbeit sowohl durch Begehung von 3585 Orten in den in Frage stehenden Landschaften, als auch durch eine gründliche Auswertung der bisher vorhandenen zahlreichen Literatur geschaffen und außerdem reiches Archivmaterial eingesehen. Anscheinend sind dem Verfasser trotz aller Sorgfalt einige Arbeiten über den Gegenstand entgangen oder er führt sie in dem leider nicht sehr genau gearbeiteten Literaturverzeichnis nicht an. So etwa:

Josef Blau, Geschichte der künischen Freibauern im Böhmerwalde. Ein Beitrag zur heimischen Rechts-, Wirtschafts-, Familien- und Besiedlungsgeschichte. Pilsen, 1934 (S. 15, S. 229, S. 616—618).

Johann Brunner, Heimatbuch des bayerischen Bezirksamtes Cham. Sonderbeigabe II zu den Bayerischen Heften für Volkskunde, München, 1922 (S. 239—259).

Peter Grassl, Geschichte der deutschböhmisches Ansiedlungen im Banat. Prag, Calve, 1904 (= Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde, Band 5, Heft 2). (S. 122)

Karl Haiding, Totenbretter an Bächen und Bäumen. Aufzeichnungen aus dem Böhmerwald (Deutsche Volkskunde III, 1941, S. 157—170: 30 Abb.).

Ernst Hamza, Totenbretter im Salzburger Tennengau (Deutsches Vaterland III, 1921, S. 88—92).

Eduard Hawelka, Leichenbretter im Braunauer Ländchen (Globus 1892, S. 157).

Wilhelm Hein, Die Todtenbretter im Böhmerwalde (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft XX—XXI [N. F. XI]. 1891, S. 85—100. Mit zwei Tafeln und 6 Text-Illustrationen).

Max Höfler, Das Sterben in Oberbayern (Am Urquell II, 1902, S. 102).

Franz Kondziella, Die Totenbretter (Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde XII, 1910, S. 149—158).

Künzel, Über Totenbretter im Braunauer Ländchen (Das Riesengebirge in Wort und Bild, VII, 1887, S. 123—124).

Elard Hugo Meyer, Badisches Volksleben im neunzehnten Jahrhundert. Straßburg, 1900. (S. 587)

J. Polek, Aus dem Volksleben der Zipser in der Bukowina (Zeitschrift für Österreichische Volkskunde VIII, 1902, S. 25—34).

Friedrich Heinz Schmidt, Die Totenbretter im Gau Bayreuth (Germanenerbe 1942, S. 114—121; 11 Abb.).

Berthold Schulze, Ursprung und ursprünglicher Sinn der bayerischen Totenbretter (Volkswerk, Berlin 1943, S. 89—98).

An der Spitze der Arbeit steht ein Rückblick auf die bisherige Forschung, der ein Bericht über die Art der eigenen Forschungen folgt. Der Verfasser gibt eine Zusammenstellung des Wortes Sarg mit dem Totenbrett und die gegenseitige Beeinflussung, wobei sich zeigt, daß einzelne Worte sowohl für Sarg als auch für das Brett stehen können. Der Abschnitt über die Bretttaufahrung bestätigt den größeren Bereich der Bretttaufahrung gegenüber dem der Bretttaufstellung. Im Zusammenhang mit den Arten der Aufstellung wird auch eingehend über die Reihengräberforschung berichtet, die gegenüber den früheren Berichten Belege über Holzfunde unter den Leichen geben kann.

Von größtem Interesse erscheinen die historischen Nennungen, die der Verfasser aus bisher nicht beachteter Literatur zum Thema beisteuern konnte: So auf S. 30 ein Zitat aus G. L. Kriegk, Deutsches Bürgerthum im Mittelalter. Nach urkundlichen Forschungen. Neue Folge. Frankfurt a. M., 1871. S. 369 „Den dotengrebern sagen, die dotenbreder vom kirchhoff, sobald sie die heryß tun, heym zu tragen vnd nit do stehen lassen;“ tiefer unten setzt Kriegk fort: „Was hier unter den Todtenbrettern zu verstehen sein mag, ist ebenso wenig klar, als der — 1482 vorkommende Ausdruck: Die Totenbreite verhynigen.“

Unser Zitat bezieht sich auf ein Bürgermeisterbuch vom Jahre 1519, vermutlich der Stadt Frankfurt am Main. Nach meinem Dafürhalten darf man den Beleg von 1519 ebenso wie jenen von 1482 wohl nur als Wortbeleg nehmen, nicht als Beweis dafür, daß man Totenbretter aufstellte. Bei den geringen Möglichkeiten, das Totenbrett historisch nachzuweisen, ist dieser Beleg trotzdem von großem Wert, ebenso die Nachricht aus dem Braunauer Ländchen in Nordböhmen, derzufolge dort ein Totenbrett von 1631 zur Ausbesserung der alten Friedhofskirche, einer Holzkirche, verwendet wurde und so erhalten blieb. Die Inschrift besagt, daß auf ihm ein Söhnlein des Hans Klemt lag (S. 43).

Im Kapitel VII stellt Huber die Frage nach den verwendeten Holzarten und kommt zu dem Schluß, daß allgemein weiches Holz verwendet wurde, was auf den Glauben zurückzuführen sei, daß die Seele des Verstorbenen erlöst ist, wenn das Totenbrett vermorscht ist. Im gleichen Kapitel handelt der Verfasser über die Form der Totenbretter, während von der Farbe im Kapitel VIII die Rede ist. Im Zusammenhang mit den Glaubensvorstellungen um das Totenbrett wird auch auf totkündende Tiere eingegangen. Das umfangreiche Kapitel X bringt nach geographischer Ordnung über 200 gereimte Inschriften.

An den 7 anhängenden Karten muß man leider ihr sehr kleines Format bemängeln. Es ist bedauerlich, daß sich keine zuständige Stelle fand, die das Erscheinen dieser Karten in einem größeren Maßstab ermöglichte. So ist man gezwungen mit einer Lupe die vielen kleinen Punkte zu identifizieren, was angesichts der Tatsache, daß Huber eine große Zahl von neuen Belegen bringt, sehr mühsam ist. So kann man

aus der Karte „Aufstellung des Totenbrettes“ lesen, daß vor allem im österreichischen Bereich die Totenbrettaufstellung viel weiter verbreitet war; diese Belege sind offenbar Ergebnisse der Kundfahrten. Für Niederösterreich können wir die frühere Aufstellung von Totenbrettern in den Gemeinden St. Ägyd a. N., Hohenburg, Rohr i. G. und Schwarzau i. G. ablesen; für Oberösterreich eine einmalige Verbreitung vom Salzkammergut bis gegen Schwanenstadt; in Salzburg ein geringes Hereinreichen vom Pinzgau in den Pongau; in Kärnten im Mölltal von Ober-Vellach aufwärts; in Tirol außer den bisher gekannten Gegenden um Reutte und im ehemals salzburgischen Teil auch im gesamten Inntal mit allen Seitentälern, in Osttirol und in Südtirol außer dem von O. Menghin veröffentlichten Vorkommen im Nonsberg auch bei Meran. Gerade bei diesen Nennungen wäre ein näherer Hinweis auf die Quellen sehr interessant gewesen. Die Orte sind durchwegs als Orte früherer Aufstellung gekennzeichnet. Ebenso ist das Vorkommen im fränkischen Bereich durch Hubers Aufzeichnungen erweitert, bei Nürnberg offenbar sogar in die protestantischen oder vorwiegend protestantischen Landstriche hinein.

Sechs weitere Karten: Sinngleichen für Sarg, Aufbahrung auf dem Brett, Volkstümliche Redensarten, Holzarten zum Totenbrett, Farbe der Totenbretter und Sinngleichen für Totenvogel ergänzen das in den dazugehörigen Abschnitten Gesagte. Auf den zwei Bildtafeln im Anhang werden uns die verschiedenen Formen des Totenbrettes, vor allem aus Böhmen und der Oberpfalz gezeigt.

Alles in allem kann gesagt werden, daß man dem Verfasser, der sich mit so viel Liebe und Ausdauer, verbunden mit manchen Opfern, der Erforschung des Totenbrettes gewidmet hat, für seine Arbeit dankbar sein muß und daß man über dem reichen Material, das er gesammelt hat, die Mängel der Arbeit, die vor allem in der Ausstattung des Buches liegen, vergessen kann.

Maria Kundgraber

Leopold Schmidt, **St. Radegundis in Groß-Höflein**. Zur frühmittelalterlichen Verehrung der heiligen Frankenkönigin im Burgenland und in Ostniederösterreich (= Burgenländische Forschungen, herausgegeben vom Landesarchiv und Landesmuseum, H. 32). 67 Seiten, 1 Abb., 1 Karte. Eisenstadt 1956.

In stauenswert rascher Folge konnte das Burgenland den 32. Band seiner „Forschungen“ erreichen. Die Untersuchung, deren sich Schmidt hier unterwindet, führt in ein sehr quellenarmes Zeitalter der ostalpin-pannonischen Historie, Volkskunde und Religionsgeschichte zurück. Es steht also von vornherein fest, daß die Ergebnisse in manchem problematisch bleiben müssen. Es bedarf der ganzen Breite dialektischer Methoden, deren sich die moderne kulturhistorische Volkskunde von heute bedienen kann, um sich hier über eine rein positivistisch eingestellte Wissenschaft hinaus überhaupt heranwagen zu können.

Zu Groß-Höflein steht eine Radegundiskapelle, in der heutigen Gestalt dem 18. Jahrhundert angehörig. Als „sacellum S. Radegundis“ mochte sie aber schon um 1000 bestanden haben. An ihr blühte im 15. Jahrhundert die „Radegundis-Zöch, anders Gotts-Leichnamszöch oder Radigunde“ als Trägerin religiösen Volksbrauchs und damit der Verehrungskontinuität für eine Heilige, deren Andenken dann mit der Reformation fast erlosch. Wohl aber liegen rundum im Gebiete der Leitha noch andere Kultstätten (Matzendorf, Mannersdorf, Katzelsdorf, Habich, Unterloisdorf), die zusammen eine kleine Radegundis-Kultlandschaft

bilden. Ihren zum Teil schwer entwirrbaren Besiedlungs- und Besitzverhältnissen geht Schmidt nach. Parallel dazu aber läuft eine Sonderuntersuchung über Leben und Legende der thüringischen Königstochter, die 587 zu Poitiers, nach einem schweren Leben in der Sippe jener Merowinger, starb, deren meist gewalttätige Persönlichkeiten immerhin das Antlitz des frühmittelalterlichen Abendlandes mitgeformt haben. Die Legende der Heiligen zeigt viele volkstümliche Elemente, die sie mit jener einer zweiten Radegundis, der volksheiligen Dienstmagd (Augsbug, 14. Jahrhundert) verschmelzen ließ, ganz abgesehen davon, daß es noch weitere Heilige dieses nachmals so beliebten und sozusagen modisch gewordenen Namens gibt.

Im burgenländisch-niederösterreichischen Raum (Habich) scheint sich die Radegundis-Verehrung an einen alten Steinkult (Spurstein) angeschlossen zu haben. Als ganzes aber gehört die Gruppe von Heiligtümern gleichen Patroziniums einer karolingischen Weiheung einer Grenzlandschaft an, hinter der eine bestimmte Absicht gestanden sein muß, die vielleicht auch aus den mancher anderer Radegundisorte in der Steiermark, in Oberösterreich, Osttirol und Bayern durchschimmert. Sie gehören (mit den Martins- und Agydiusorten) einer Gruppe karolingischer Patrozinien in den Ostalpen an, also in die verhältnismäßig kurze Zeitspanne zwischen Markengründungen und Ungarnstürmen (805—907), wo in unserem Raum wirklich europäische Geschichte erlitten wurde.

Von hier weg durchmißt Schmidt in weiten Schritten das dunkle Kapitel der Kulturverhältnisse vor dieser Zeitspanne, als im westungarischen Raum die Langobarden mit ihren verwandtschaftlichen und Handelsbeziehungen zu jenen Thüringern saßen, deren eine auch Radegundis war. Vermutlich hatte sie ein Merowinger auch um der mystischen Heilswirksamkeit ihres Namens willen, der „Kampftraterin“ bedeutet, in seine schuldbeladene Familie gezogen, deren dynastisches Erbe und mithin auch Heiligenkult vom Frankenlande aus auch hier im pannonischen Grenzgebiet vielleicht auf dem Wege über Bayern (Radegundiskult im Chorherrenstift Gars am Inn) im dunklen Frühmittelalter wirksam werden sollte. Hier müssen Archäologie und Kulturgeschichte der Völkerwanderungszeit das weitere Wort zu den anregenden Thesen sprechen, die nun die kulturhistorische Volkskunde der „Wiener Schule“ in weiter

Leopold K r e t z e n b a c h e r

Schriftenreihe des Institutes für Landeskunde von Oberösterreich. Herausgegeben von Franz Pfeffer. Linz, Oberösterreichischer Landesverlag.

Die stättliche Schriftenreihe, über die Oberösterreich hier gewissermaßen im Anschluß an die „Oberösterreichischen Heimatblätter“ verfügt, gestaltet sich auch weiterhin für die Volkskunde sehr wertvoll.

Bd. 5 und 6: **Ernst Neweklowsky, Die Schifffahrt und Flößerei im Raume der oberen Donau.** Bd. I 1952. 623 Seiten, 140 Abb., XVII Tafeln. S 121,50. Bd. II 1954. 516 Seiten, 209 Abb., XVIII Tafeln.

Dies ist das Standardwerk über die alte Donauschifffahrt, das wir viele Jahre lang schon erwartet und erhofft haben. Die Kunde von der alten Schifffahrt auf der Donau und ihren Nebenflüssen vor der Zeit der Dampfer ist eine Spezialforschung, und zwar eine Forschung von hohem Reiz. Kultur- und Wirtschaftsgeschichte haben daran ebenso Anteil wie die Geschichte der Technik im Sinn der „Volkstechnik“ Ludwig Erhards. Besonders aber ist eben die Volkskunde selbst daran interessiert, die sich zwar verhältnismäßig spät, dann aber doch energisch

mit der „Schiffervolkskunde“ zu beschäftigen begonnen hat. Den Forschungsstand vor der Beschäftigung der Volkskunde mit dem Gegenstand kann man an dem Werk von Hanns Heimann, Die Neckarschiffer (I. Teil: Beiträge zur Geschichte des Neckarschiffergewerbes und der Neckarschiffahrt. Heidelberg 1907) ablesen, den Stand der Forschung mitten im Neuaufbau des Faches an Heinrich Becker, Schiffervolkskunde. Grundlegung der Volkskunde eines nichtbäuerlichen Standes (= Volk, Bd. 3 der Ergänzungsreihe. Halle 1937), die freilich ihr Beispielmaterial nahezu ausschließlich von der Elbschiffahrt bezieht. Für die Donauschiffahrt lagen bis dahin schon manche Einzelarbeiten vor, doch fehlte es an einer wirklich überschauenden Darstellung. Es gibt ja auch in Österreich kaum ein halbes Dutzend Männer, die sich mit dem Gebiet eingehender beschäftigen, und von ihnen ist der Verfasser des nunmehr vorliegenden mächtigen Werkes der absolut Berufenste, dieses Standardwerk, gleichzeitig die Zusammenfassung seiner Lebensarbeit, zu schaffen. Neweklowsky, der vom Verein für Volkskunde dafür auch zum Korrespondierenden Mitglied gewählt wurde, hat in etwa vier Jahrzehnten alle Gebiete dieses Buches in genauen Spezialstudien erarbeitet, und in erweiterter Form sind diese Studien nun auch hier enthalten, zusammengefaßt und mit einem hervorragenden Bildermaterial versehen, dessen Auswahl allein schon die Kenntnis eines lebenslangen Sammelns verrät, da die alten Donauschiffe samt ihren Rossen und Schiffsknechten wohl oft gemalt worden sind, nicht alle derartigen Darstellungen aber auch quellenmäßig verwertbar erscheinen.

Der erste Band legt in seinen sechs Hauptstücken die Geschichte der Donauschiffahrt, den Weg der Fahrzeuge (also Wasser, Wetter und Wind), die Ruderschiffe nach Typen, Bau und Ausrüstung, die Fahrt der Schiffe, die Schifffahrt auf den Nebenflüssen und schließlich die Flößerei dar. Besonders wesentlich ist das 4. Hauptstück mit der genauen Darstellung der „Naufahrt“, der „Gegenfahrt“, den Schiffszügen, Salzzügen, Treiberzügen und den übrigen Fahrten und Reisen auf dem Wasser. Da erhält man die prächtigen Kleinplastiken des bayerischen Salzfahrges (im Bayerischen Nationalmuseum) oder ihre graphischen Gegenstücke in den Museen von Salzburg und München so richtig verlebendigt. All die Marterln und Votivtafeln der Schiffer, von denen auch eine stattliche Zahl abgebildet ist, finden sich in den Abschnitten „Schiffsunfälle“ und „Auf dem Schiff gestorben“ behandelt mit den Darlegungen aus den Akten und Mirakelbüchern usw. dazu. Auch als guter Kenner dieser Quellen kann man nur immer feststellen, daß Neweklowsky sie alle meisterhaft benützt hat. Selbst die sonst zu wenig berücksichtigte Schifffahrt auf Inn, Salzach, Traun usw. ist reichlich bedacht, die dem Salztransport dienende Traunschiffahrt (im Anschluß an Schraml, Geschichte des Salinenwesens.) in besonderem Ausmaß. Bei der Behandlung der Flößerei konnte sich Neweklowsky schon weitgehend auf bayerische Vorarbeiten stützen, auch für Ybbs und Mur (Ferdinand Tremel) gibt es gute Darstellungen, wogegen die Wildwasserflößerei, zum Beispiel auf der Salza, meist nur etwas romantisch gefärbte Berichte erfahren hat.

Der 2. Band bringt nach dem Kapitel über die „Kraftschiffahrt“ das volkskundliche Kernstück „Die Menschen“. Hier wird das Kulturleben der Schiffleute, der Schiffmeister, Fertiger usw. behandelt, Brauch und Glaube kommen recht ausgiebig zur Geltung, die Sagen werden wenigstens nach den Sagensammlungen wiedergegeben. Auch das Laufener Schiffertheater ist nicht vergessen. Schiffmannssprache und Sondernamengebung runden den Abschnitt begrüßenswert ab, dessen Kern-

teile sich zum Teil an das halten, was ich 1939 darüber zusammengestellt habe (Schmidt, Schifferbrauch und Schifferglaube auf der deutschen Donau: Wissenschaftlicher Donauführer, Wien 1939. S. 198 ff.). Meine Zusammenstellung über das Volksliedleben auf der Donau (Schmidt, Der Volksgesang an und auf der Donau in älterer Zeit: Wissenschaftlicher Donauführer, Wien 1939. S. 211 ff.) ist dagegen in dem Abschnitt „Die Dichtung. 1. Volksdichtung“ genützt und durch wertvolle Aufzeichnungen vermehrt. Neweklowsky kann auch hier wie in seinem ganzen Buch weitgehend aus der eigenen Anschauung und Aufzeichnung schöpfen, so daß diese große zusammenfassende Darstellung auf weiten Strecken auch als Quellenwerk zu betrachten ist. Für diese Abschnitte werden sich daher auch manche Erweiterungen und Erläuterungen ergeben, denn ebenso wie zu den Sagen lassen sich auch zu den Liedern vielfach weitere Aufzeichnungen, Vergleichsfassungen usw. stellen. Von hervorragendem Wert ist schließlich der Abschnitt „Die Bildwerke“, der in seinem sehr umfangreichen ersten Teil „Die nicht der Hochkunst anzurechnenden Bildwerke“ einen ersten, wirklich erstaunlichen Überblick über all jene Volkskunstwerke gibt, die Motive aus dem Donauschifferleben bieten. Der reiche Abbildungsteil gibt auch hier wieder das erwünschte Anschauungsmaterial zu diesem Bildkatalog, der u. a. Keramik, Mobiliar (Zunfttruhen), Votivbilder, Fahnen, Prozessionsstangenaufsätze usw. enthält.

Das große Werk füllt also wirklich eine Lücke, die jeder Fachmann kannte, die aber nur von dem einen wirklich dazu Berufenen gefüllt werden durfte. Hier ist tatsächlich das Material für die „Volkskunde eines nichtbäuerlichen Standes“ erarbeitet worden, eine beispielhafte, sicherlich lange nachwirkende Leistung.

Bd. 7: **Gustav Gugitz, Die Wallfahrten Oberösterreichs.** Versuch einer Bestandaufnahme mit besonderer Hinsicht auf Volksglauben und Brauchtum. 1954. 130 Seiten, 56 Abb. auf XXI Tafeln.

Ähnlich wie vor einigen Jahren für Kärnten hat Gugitz hier für Oberösterreich einen vollständigen Überblick über das alte volkstümliche Wallfahrtswesen vorgelegt, der selbständig neben seiner großen fünfbindigen Wallfahrtstopographie Österreichs besteht. Während die Wallfahrtstopographie ortsweise vorgeht, ist hier der Stoff in historisch-volkskundlicher Weise aufgegliedert. Ausgehend vom mittelalterlichen Marienkult werden die verschiedenen christlich-kultischen Wallfahrtsmotive erörtert, dann die seit der bayerischen Wallfahrtsforschungsschule besonders geläufige Naturverehrung (Baum, Stein, Quelle). Der wallfahrende Mensch wird mit Krankheiten und Heiratsanliegen, agrarischen Belangen, Elementarschäden usw. als Wallfahrtsgründen behandelt. Besondere Obsorge gilt den Legenden, wobei sich die Legendenforschung der Dreißigerjahre in ihrer ganzen anregenden Kraft bemerkbar macht. Nach den „Ursprungsbildern“ wird den Votivgaben besonderes Augenmerk geschenkt, sie waren ja in Oberösterreich in ähnlichem Maße wie in Niederbayern etwa geläufig, die Erforschung der „seltenen“ Opfergaben hat ja zum Teil im Innviertel durch Hugo von Preen ihren Ursprung. Sicherlich könnte diese Übersicht durch manches Museumsmaterial noch bereichert werden. Besonders der Abschnitt über das Votivbild zeigt, daß hier noch viel zu tun ist. Auch der wichtige Abschnitt über das Wallfahrtsbrauchtum (Umritte, Hebebrauch, Heiratsanliegen, Wallfahrtsvollzug; Amulette und Talismane aus den Wallfahrtsorten, Erinnerungszeichen, Mirakelbücher) ist den bayerischen Vorarbeiten ver-

pflichtet. Sicherlich könnte wieder das Museumsmaterial noch manche weitere Aufschlüsse geben. Vergleiche auch in diesem Heft die Darstellung von Ellen Ettlinger über die bayerischen und österreichischen Amulette in der Sammlung Hildburgh.

Erfreulicherweise ist dem wichtigen Buch auch ein recht stattlicher Bildanhang beigegeben, der die Typen der Gnadenstätten, der Gnadenbilder, die Weihegaben, die Wallfahrtsbräuche usw. wenigstens stichprobenweise illustriert. Auch hier würde man wieder eine bei weitem umfangreichere Erfassung und Darbietung der Votivbilder dankbar begrüßen.

Leopold Schmidt

Othmar Wonisch. Die Theaterkultur des Stiftes St. Lambrecht

(= Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark, Sonderband 2).

75 Seiten. Graz 1957, Selbstverlag des Historischen Vereines für Steiermark.

Der verehrte Herausgeber des St. Lambrechter Passionsspieler von 1606 (= Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. XI) legt hier die sorgfältig gearbeitete Geschichte des Theaterwesens in seinem steirischen Stift vor. St. Lambrecht hat keine so reiche Theatergeschichte wie etwa Kremsmünster. Es hat aber doch seit dem Mittelalter Osterspiele, dann Passionsspiele, später Passionsprozessionen aufzuweisen, und einige Schauspiele zu Abtfeiern, zu Stifts- und Schulfeiern und schließlich die recht aufschlußreichen Faschingsspiele. Unter den Singspielen des 18. Jahrhunderts fällt besonders das Märtyrerdrama über den Stiftsheiligen Bischof Lambrecht auf, aus dem Wonisch ausführliche Proben bietet. Die Mundartstrophen des „Faunus Myrsias“ sind besonders bemerkenswert. Nach den eigentlichen St. Lambrechter Aufführungen behandelt Wonisch noch die Schauspiele in dem jahrhundertelangen von St. Lambrecht aus betreuten Mariazell. Die stoffreiche Abhandlung aus dem meist etwas stiefmütterlich behandeltem Gebiet des österreichischen Ordensdramas, das sehr volkstümlich war, füllt eine längst bekannte und immer schmerzlich empfundene Lücke.

Leopold Schmidt

Max Mell. Alpenländisches Märchenbuch. Volksmärchen aus Österreich. Ausgewählt und mit einem Nachwort versehen. 272 Seiten. 2. Auflage. Wien 1957. Amandus-Verlag.

Dieses schöne österreichische Märchenbuch ist bei seinem ersten Erscheinen 1946 in unserer ÖHZ (II, 51, 1948, S. 93 ff.) von Karl Spieß ausführlich begrüßt worden. Die erfreulicherweise notwendig gewordene Neuauflage präsentiert sich hübsch und stattlich, im Inneren aber wenig verändert. Nur einige Schwänke hat Mell gestrichen, so daß die Sammlung jetzt nur 68 Nummern aufweist.

Leopold Schmidt

Kufsteiner Buch. Beiträge zur Heimatkunde von Kufstein und Umgebung.

I. Band. Zusammengestellt von Franz Biasi (= Schlern-Schriften, Bd. 156). 304 Seiten, 82 Bilder. Innsbruck 1957, Universitätsverlag Wagner. S 216,—.

In der Reihe der schönen, aber sehr teuren Bände der Schlern-Schriften erscheinen immer wieder Städte-Bücher. Nun soll Kufstein ein zweibändiges Sammelwerk gewidmet werden, und der 1. Band zeigt berufene Heimatforscher am Werk. Obgleich die Volkskunde an sich in dem Band kaum vertreten ist, muß doch auf einige Aufsätze besonders aufmerksam gemacht werden: K. Moeser, Die ältesten Geschlechter unseres Gebietes in ihren Siegeln; E. Widmoser, Die „Neusekter“

in Kufstein; M. Mayer und K. Deutscher, Die Auracher in Kufstein; H. Hochenegg, Die Kufsteiner Künstlerfamilie Waginger-Defregger (quellenmäßig besonders wichtig, man lernt hier sogar einen Motivtafelmalers, nämlich Sebastian Anton Defregger kennen, der um 1820 für die Wallfahrten Mariastein und Thierberg gearbeitet hat); Ludwig Weinold, Bräuche der Zugewanderten in Kufstein (gemeint sind die Flüchtlinge des letzten Krieges; Südtiroler, Donauschwaben, Siebenbürger Sachsen, Sudetendeutsche, Ungarn, Slowaken, Ukrainer, — also ein unerwarteter Beitrag zur Heimatvertriebenen-Volkskunde).

Leopold Schmidt

Karl Heinrich Waggenerl, **Das ist die stillste Zeit im Jahr.** Salzburg 1956, Otto Müller. 52 Seiten, mit Noten und 1 Bild.

Ein bibliophil schönes Büchlein, das die Lieder und Schauspielchen des „Salzburger Adventsingens“ darbietet, wie es von der Singgruppe Tobi Reiser alljährlich seit 1948 aufgeführt wird. Die Quellen der aus den verschiedensten Beständen stammenden Lieder und Texte werden leider nicht immer angegeben. Die Zwischentexte sind der „Fröhlichen Armut“ des Herausgebers entnommen.

Leopold Schmidt

Aus Kärntens Volksüberlieferung (= Kärntner Museumsschriften, Bd. XVII). 176 Seiten, mehrere Abb. Klagenfurt 1957, Verlag des Landesmuseums für Kärnten.

Hinter dem etwas allgemein gehaltenen Titel verbirgt sich ein Sammelband, der als Festschrift für Georg Graber, und zwar zu dessen 75. Geburtstag, gemeint ist. Der weitaus größte Teil des Bandes ist, einem Hauptarbeitsgebiet Grabers entsprechend, einer Sagenarbeit gewidmet, und zwar den „Sagen aus dem Glödnitztal“, die Matthias Maierbrugger gesammelt und Oskar Moser herausgegeben und erläutert hat. Die 69 Volkserzählungen sind auf neunzig Seiten sehr ausführlich kommentiert. Besonders weit greift Moser bei der märchenhaften Geschichte Nr. 50, „Der Schatz in der Pfeife“ aus, freilich auch zu Motiven, die in der Kärntner Sage gar nicht vorkommen. Das geht also ebenso ein bißchen zu weit wie Mosers Einleitung, z. B. in seiner Anm. 2 auf S. 42. Andere Einzelhinweise Mosers in seiner ausführlichen Kommentierung sind jedenfalls wesentlich nützlicher. — Die anderen, kleineren Arbeiten des Bandes seien hier nur kurz genannt: Franz Koschier behandelt S. 7 ff. „Die Rosentaler Tracht, alt und neu“, Bertl Petrei schildert „Flößer und Überführer“, S. 24 ff., hauptsächlich für die Drau. Walter Medweth versucht eine „soziologische Studie“ über die Kärntner Sage, S. 31 ff., und Anton Anderluh geht S. 169 ff. den „Wegen eines Volksliedes“ (nämlich „An Sprung übers Gasserl“) nach.

Leopold Schmidt

Hilwig Hornung, **Verzeichnis der Schriften von Eberhard Kranzmayer.** Als Festgabe zu seinem 60. Geburtstag dargebracht von seinen Wiener Freunden und Mitarbeitern. 16 Seiten. Wien 1957. Wörterbuchkanzlei der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.

Dieses Werkverzeichnis Kranzmayers, des volkskundlich interessierten Mundartforschers an der Wiener Universität, der auch als Auschußmitglied unseres Vereines an unseren Bestrebungen teilnimmt, ist auch von seiten der Volkskunde aus sehr willkommen zu heißen. Den von Dietrich Kralik in seiner Einleitung ausgesprochenen Glückwünschen schließen wir uns herzlich gern an.

Leopold Schmidt

Franz Huter, **Südtirol**. Tausendjährige Heimat. 94 Seiten, 48 Bildtafeln. Innsbruck 1957. Tyrolia.

Unter den vielen Bilderbüchern über Südtirol ein wissenschaftlich gut fundiertes. Die historischen Einzellandschaften des Landes an Eisack und Etsch werden mit liebevoller geschichtlicher Begründung vorgestellt, ihre jeweils auch in den Bildern zum Ausdruck gebrachte Eigenart tritt hier sehr deutlich zutage. Manche Kapitel, wie „Ladinien — letzte Heimat der Urbevölkerung Tirols“, wird man besonders berechtigt und aufschlußreich finden. Die durchwegs sehr schönen Lichtbilder geben genügenden Einblick in Siedlung, Haus und Hof, Tracht und Brauch. Die Bildbeschriftung hätte eventuell hier und da einen im Bild hervortretenden Sonderzug (Hausbau, Gerät) gesondert betonen können.

Leopold Schmidt

Franz Gebhard Metzler, **Sitte und Brauch im Bauernleben**. 106 Seiten. Bregenz 1956. Eugen Ruß Verlag. S 10,—.

Die Bücher von Metzler — es liegen schon frühere Bände mit den Titeln „Vorarlberger Sitte und Brauch im Jahreslauf“ 1953, und „Von der Wiege bis zur Bahre, Sitte und Brauch im Menschenleben“ vor —, sind vor allem für den ländlichen Volksbildner gedacht. Wie die Bücher seiner geistlichen Kollegen Joseph Schlicht und Joseph Weigert bemüht sich auch Metzler, das bauerliche Leben im Sinn der christlichen Sittenlehre zu sehen und zu formen. Da in Metzlers Niederschriften viele Beobachtungen aus dem vorarlbergischen Bauernleben stecken, sind sie auch von der Seite der wissenschaftlichen Volkskunde her beachtenswert.

Leopold Schmidt

Erich Meyer-Heisig, **Weberei / Nadelwerk / Zeugdruck**. Zur deutschen volkstümlichen Textilkunst. 160 Seiten mit 80 einfarbigen und 6 farbigen Tafeln. München 1956, Prestel-Verlag.

Wieder eines der erfreulichen Ergebnisse der systematischen Ausstellungen Meyer-Heisigs im Germanischen National-Museum zu Nürnberg. Der Text bringt eine ganze wohlgegliederte Einführung in das alte Textilwesen, wobei die Weberei mit Leinen- und Köpergeweben, Damasten, Beiderwand und den Defreggerdecken, den Noppengeweben, den Knüpf- und Bildteppichen im Vordergrund steht. Bei den Nadelarbeiten ist dem Kreuz- und Fladstich ebenso Aufmerksamkeit zugewendet wie den Netznadelarbeiten und der Klöppelspitze. Sogar die Metall- und Federkielstickerei wird gestreift. Bei der Strickerei werden besonders die eigenartigen gestrickten schlesischen Teppiche behandelt, deren eigentlicher Herstellungsvorgang freilich unerklärt bleibt. Unter Zeugdruck wird Buntdruck und Blaudruck kurz abgehandelt. Wie bei allen bisherigen Veröffentlichungen, die diese schönen Ausstellungen gewissermaßen im lebendigen literarischen Gedächtnis erhalten sollen, ist auf ein genaues Literaturverzeichnis und einen vorzüglichen Abbildungsteil Wert gelegt. Von den abgebildeten Stücken stammen übrigens sechs aus dem hiesigen Museum (Nr. 21, 39, 57, 60, 61, 67, bei letzterer Nummer wäre zu verbessern, daß Harkau nicht in Niederösterreich, sondern in Westungarn liegt) und vier aus dem Tiroler Volkskundemuseum (Nr. 40, 41, 58, 59). Dadurch ist also der österreichische Anteil an dieser Textilkunst auch beachtenswert betont.

Leopold Schmidt

Lexikon der Marienkunde. Herausgegeben von Konrad Algermissen, Ludwig Böer, Karl Feckes, Julius Tyciak. Regensburg 1957, Verlag Friedrich Pustet. Einzellieferung DM 9,50.

Dieses in Lieferungen erscheinende Spezial-Lexikon verdient einen Hinweis, weil es offensichtlich bestrebt ist, sich die volkscundliche Forschung, insbesondere also die Wallfahrtsforschung, nutzbar zu machen und daher zur Eingliederung unserer Spezialdisziplinen in größere Zusammenhänge nutzbringend sein wird. Zudem wird es ja auch von volkscundlicher Seite gefördert. Unter den Fachleuten finden sich Karl Meisen (Bonn) für Brauchtum und Josef Dünninger (Würzburg) für germanische Literaturgeschichte sowie Josef Matl (Graz) für slawische Literaturgeschichte. Unter den Mitarbeitern müssen die Österreicher Gustav Gugitz, Hans Aurenhammer und Leopold Kretzenbacher genannt werden. Gugitz ist schon in der vorliegenden ersten Lieferung mit mehreren Artikeln über einzelne österreichische Wallfahrtsorte vertreten, die also zu seiner großen fünfbandigen Topographie der österreichischen Wallfahrten parallel gehen, aber dem Sinn dieses Lexikons nach für die Marienwallfahrten spezialisiert sind. Erfreulicherweise zeigen auch die ikonographischen Artikel die rege Benutzung der neueren österreichischen Literatur auf diesem Gebiete, also besonders der in der Reihe unserer „Veröffentlichungen“ erschienenen Publikationen von Karl Spieß und Hans Aurenhammer. Das Werk ist offenbar sehr genau gearbeitet, mit ausführlichen Literaturangaben ausgestattet und vorzüglich bebildert. Man kann ihm also wohl einen guten Fortgang wünschen.

Leopold Schmidt

Karl Hillenbrand, **Bemalte Bauernmöbel aus württembergisch Franken.** Ein Höhepunkt deutscher Bauernmalerei. Mit einem Vorwort von Archivrat Karl Schumm. 48 Seiten, 24 Photos, 5 Farbtafeln. Stuttgart 1956, Verlag Silberburg. DM 4,80.

Im ehemaligen Fürstentum Hohenlohe gab es im frühen 19. Jahrhundert eine blühende Möbelmalerei, deren Höhepunkt die Kunst des Johann Michael Rößler aus Untermünkheim darstellt. Der 1791 geborene, 1849 gestorbene Tischlermeister bemalte seine Kästen nicht nur, er signierte sie auch sehr häufig, so daß sich die Zuweisung vieler bemalter Möbel der Gegend an ihn sehr leicht gestaltet. Zahlreiche Stücke davon stehen in örtlichen Museen, viele auch in der Privatsammlung des Verfassers, und daher konnte hier ein sehr aufschlußreicher Bericht über Mann und Werk vorgelegt werden, der quellenmäßig zum besten gehört, was in den letzten Jahren über Möbelmalerei veröffentlicht wurde.

Leopold Schmidt

Großauheim 806 bis 1956. Heimatbuch zum 1150jährigen Bestehen im Auftrage der Gemeinde und unter Mitarbeit zahlreicher Fachleute herausgegeben von Mathilde Hain. Frankfurt am Main 1956, Kommissionsverlag Dr. Waldemar Kremser, 306 Seiten mit zahlreichen Abbildungen.

Ein seltener Fall, daß ein Heimatbuch von so kundiger Hand gemacht wird. Mathilde Hain hat ihrem Heimatort ein sehr schönes, ausgezeichnet ausgestattetes Buch geschenkt, das dementsprechend auch volkscundlich orientiert ist. Außer den vor- und frühgeschichtlichen Artikeln interessieren uns die guten Arbeiten von K. und H. Kurz-

schenkel „Der bäuerliche Alltag um 1900“ und „Brauch und Sitte im alten Auheim“, sowie die kürzere Zusammenstellung „Flurprozessionen und Feldkreuze“ und die kleine Sagensammlung „Was unsere Großeltern erzählten“. Daneben ist auch der „Alt-Auheimer Anekdoten“ gedadit. Der wirtschaftliche Wandel der aus Karolingerzeit herübertragenden Siedlung wird durch den Beitrag von A. Hombach „Vom Bauerndorf zur Industriegemeinde“ interessant dargelegt. M. Hain selbst hat „Mainzer Rad und Pilgermuschel im Großauheimer Wappen“ kulturgeschichtlich erläutert. Alles in allem also auch ein wertvoller Beitrag zur mainhessischen Volkskunde. Leopold Schmidt

Hans B. Meyer, **Das Danziger Volksleben** (= Marburger Ostforschungen, Bd. 7). 224 Seiten, Abb. auf 6 Tafeln, 4 Karten. Würzburg 1956, Holzner-Verlag, DM 18,60.

Vor zwanzig Jahren hat H. B. Meyer den schönen Band „Danzig“ der Redslob-Reihe „Deutsche Volkskunst“ (Neue Folge Bd. 1) vorgelegt. In jenen Jahren bis 1939, wurde unter der Leitung von Erich Keyser und Meyer und zwei weiteren Mitarbeitern die „Volkskundliche Landesaufnahme im Gebiet der Freien Stadt Danzig“ durchgeführt, die mit Exploratorenmethode eine sehr lebensvolle Aufnahme vor allem des Volksbrauches anstrebte und durchführte, die in vieler Hinsicht die Aufnahmen des Atlas der deutschen Volkskunde zu ergänzen und zu korrigieren imstande war. Das erfreulicherweise gerettete Material hat Meyer nuamehr in diesem Werk zusammengestellt, das einen quellenmäßigen, aber durchaus nicht trockenen Überblick über das Brauchtum des täglichen Lebens, des Jahreslaufes, des Lebenslaufes, den Volksglauben und die Volksheilkunde des Danziger Landes darstellt. Die Brauchgüter sind genau aufgeschlüsselt, die Schilderungen aus den einzelnen Orten werden so gut wie nur möglich abgewogen und ergänzt, und aus dem ganzen sehr beträchtlichen Material ergibt sich so tatsächlich ein Bild des „Danziger Volkslebens“, wie es uns bisher gefehlt hat. Es wäre zweifellos eine reizvolle Aufgabe, in einem Kommentarband nun das Verhältnis der einzelnen Brauchkomplexe zu den verwandten in West- und Ostpreußen darzutun, beispielsweise die gutsherrschaftliche Komponente, die ja sehr stark spürbar ist, herauszuarbeiten, usw. Auf diese Weise würde die besondere Eigenart dieses norddeutschen Brauchtums erst so ganz fühlbar werden, die aber auch schon in dieser verdienstlichen Stoffdarbietung gut zum Ausdruck kommt.

Leopold Schmidt

Walter Salmen, **Das Erbe des ostdeutschen Volksgesanges**. Geschichte und Verzeichnis seiner Quellen und Sammlungen (= Marburger Ostforschungen, Bd. 6). XIV und 124 Seiten mit zahlreichen Notenbeispielen. Würzburg 1956, Holzner-Verlag, DM 12,90.

Auch auf diesem Gebiet ist nach Jahrzehnten verstreuter Sammlung die Zeit der überschauenden Betrachtung gekommen. Salmen hat dies schon in seinem früheren Buch „Die Schichtung der mittelalterlichen Musikkultur in der ostdeutschen Grenzlage“ (Kassel 1954) gezeigt, seine neue Arbeit, eine sehr gute, objektive Darstellung, erweist es aufs neue. Es handelt sich hier um eine nüchterne Geschichte der ostdeutschen Volksliedsammlungen vom 10. Jahrhundert an bis zur Gegenwart. Salmen bemüht sich dabei, die mittelalterlichen Grundlagen, so spärlich sie mitunter sind, herauszuarbeiten. Die wirkliche Sammlerarbeit des 19. und frühen 20. Jahrhunderts tritt aber selbstverständlich so hervor,

wie man es erwarten muß, und Salmen versucht auch all den Strömungen und Persönlichkeiten, die dabei beteiligt waren, gerecht zu werden. Die gewaltigen Unterschiede der einzelnen Kulturlandschaften treten dabei vielleicht nicht ganz so stark hervor, wie sie doch bestanden. Immerhin versucht Salmen die speziellen Leistungen auch der ehemals österreichischen Länder — außerhalb des heutigen Österreich selbstverständlich, das er natürlich nicht einbezieht — gerecht zu würdigen. Vorzüglich die genaue Verwertung auch abgelegener Literatur, die auch in einem sehr sauberen Verzeichnis dargeboten wird. Leopold Schmidt

Walter Blachetta, **Das Sinnzeichenbuch**. 132 Seiten, mit ca. 400 Zeichen. Frankfurt am Main (1957), Hugo Hartmann-Verlag. DM 15,80.

Während wir auf die Fortsetzung des von Ferdinand Herrmann herausgegebenen „Handbuches der Symbolforschung“ immer noch warten müssen, entsteht inzwischen, nach einer mehr als zehnjährigen Pause, wieder eine mehr oder minder volkstümliche Symbol-Literatur. Blachettas Buch, einfach textiert und mit klar gezeichneten Zeichen bebildert, stellt sich als einfachster Führer dar, der die „Sinnzeichen“ im allgemeinen, dann die Runen, die Stabzahlen, die Haus- und Hofmarken, die Steinmetzzeichen und die „Zeichen der Familienkunde“ behandelt. Das Literaturverzeichnis verweist leider auch auf ganz veraltete und unbrauchbare Veröffentlichungen wie die von Hans Strobel, Herman Wirth usw. Längst Vergessene wie Gorsleben oder Kükelhaus werden hier noch herangezogen, man merkt es den vielfach einseitigen Texten auch an. Übrigens müßte das Buch seinem Hauptinhalt nach doch wohl als „germanisches Sinnzeichenbuch“ betitelt sein¹⁾, denn „die in diesem Buch erörterten Sinnzeichen bzw. deren Wesensinhalte sind vornehmlich aus den Gegebenheiten uns noch bekannter indogermanischer und germanischer Erkenntnisse, Anwendungen und Lehren sowie schließlich aus den Gebräuchen der deutschen Volkskunde erklärt und gedeutet“ (S. 12). Ich wüßte nur gern, was wohl die „Gebräuche der deutschen Volkskunde“ sein mögen? Leopold Schmidt

Gerhard Zwerenz, **Magie, Sternenglaube, Spiritismus**. Streifzüge durch den Aberglauben. 231 Seiten, 18 Abb. Leipzig/Jena, Urania-Verlag (1956).

Ein populäres Aufklärungs- und Abschreckbuch gegen den Aberglauben, mit ausführlichen Kapiteln über den Spiritismus und die Astrologie. Als besonders instruktiv ist das Kapitel „Der Naturforscher in der Geisterwelt“ von Friedrich Engels aus dem Jahre 1878 abgedruckt. Leopold Schmidt

Albert Lutz, **Jünglings- und Gesellenverbände im alten Zürich und im alten Winterthur**. Affoltern am Albis 1957. Buchdruckerei W. Weiß. IV und 154 Seiten.

In den letzten Jahren sind mehrere der bei Richard Weiß gearbeiteten Dissertationen im Druck erschienen, so die von Escher, von Burckhardt, von Niederer (Gemeinwerk im Wallis, = Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, Bd. 37). Diesen gesellt sich nun die vorliegende Arbeit zu, die man ihrem Thema nach freilich eher bei

¹⁾ Die erste Auflage des Buches hieß tatsächlich „Das Buch der deutschen Sinnzeichen“ und ist 1941 im Widukind-Verlag in Berlin erschienen.

Meuli und Wackernagel in Basel angesiedelt vermuten würde. Es ist eine sehr gute, sehr stoffreiche Arbeit, die alle bekannten Züge der Knabenschaftlichen Vereinigung mit ihren stark schützensmäßig-militärischen Tendenzen aufschlußreich behandelt. Von den Knabenschaften werden die Handwerker-gesellenverbände getrennt, deren Zürcher Verhältnisse ebenfalls quellenmäßig bearbeitet erscheinen. Leopold Schmidt

Hans Georg Wackernagel, *Altes Volkstum der Schweiz*. Gesammelte Schriften zur historischen Volkskunde (= Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, Bd. 38). 328 Seiten mit 4 Tafeln. Basel 1956. Verlag G. Krebs AG. sFr. 18,50.

Der Name Wackernagels als eines bedeutenden Vertreters der historischen Volkskunde ist außerhalb Basels nicht sehr bekannt, jedenfalls nicht in dem Ausmaß bekannt, wie er es von den verschiedensten Gesichtspunkten her sein sollte. Das ist mindestens zum Teil dadurch begründet, daß Wackernagels Arbeiten zur schweizerischen Geschichte ganz verstreut erschienen sind, zum Teil in fast unerreichbaren Privatdrucken, wie beispielsweise die wichtigen „Kriegsbräuche in der mittelalterlichen Eidgenossenschaft“, die 1934 in der Buchdruckerei Karl Werner in Basel erschienen und seither wohl weit öfter gesucht als gefunden wurden. Wackernagels Gesamtwerk, wenn man so sagen darf, ist seit gut einem Vierteljahrhundert der volkskundlichen Durchdringung der mittelalterlichen Geschichte der Schweiz gewidmet, mit besonderer Berücksichtigung des männerbündischen Elementes darin. Was Caduff 1933 für die „Knabenschaften“ in Graubünden ausgeführt hatte, das wurde von Wackernagel nun für die verschiedensten Epochen der schweizerischen Geschichte nachgeprüft, für die Schlacht bei St. Jakob an der Birs von 1444 ebenso wie für den „Trinkeltierkrieg“ von 1530, und Themen wie „Maskenkrieger und Knaben im Schwabenkrieg von 1499“ oder „Die Pfeiferknaben von Boersch im Jahre 1525“ kehren bei ihm ebenso häufig wieder wie jene des Burschenbrauchtums nächstverwandter Art, als „Heimsuchung“, „Dachabdecken“, „Heischezug“, „Schwerttanz“, kurz alles, was eben in diesen speziellen Bereich männerbündischen Forschung fällt. Mit Karl Meuli zusammen ist Wackernagel zum tragenden Eckpfeiler der mitteleuropäischen Männerbundforschung geworden, wie sie von Basel aus weithin stark gewirkt hat.

Dies alles ist, wie gesagt, bisher nicht so recht hervorgetreten. Nun aber hat die Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde eine Sammlung dieser zahlreichen, verstreuten Arbeiten Wackernagels angeregt, die ungefähr zu seinem 60. Geburtstag fertig wurde und mit Meulis einführenden Worten begleitet ein schönes Zeugnis der Leistungsfähigkeit dieser Basler Gruppe der schweizerischen Volkskunde darstellt. Es ist klar, daß die Beiträge, die hier nun, zum Teil durch Anmerkungen etwas ergänzt und durch ein Register erschlossen, brauchbar beisammenstehen, heute auch schon einigermaßen Geschichte geworden sind. Diese thematisch so deutlich betonte Knabenschafts-Forschung ist ihrer Entstehungszeit verpflichtet. Nicht umsonst gemahnt mancher Beitrag, beispielsweise der S. 81 f. („Vom Hakenkreuz im Mittelalter“) von 1939 an manche Zeitschriftenbände jener Zeit, etwa an den Bd. 48 der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins (Karlsruhe 1935) mit dem kleinen Beitrag von Rudolf Sillib. „Das Hakenkreuz in der Manessischen Liederhandschrift“ (S. 426 f.). Aber gerade diese wissenschaftsgeschichtliche signatura temporis wird man nicht missen wollen. Leopold Schmidt

Eduard Kolb, Alemannisch-nordgermanisches Wortgut (= Beiträge zur schweizerdeutschen Mundartforschung, Bd. VI). XXV und 155 Seiten. Frauenfeld 1957. Verlag Huber u. Co. DM 12.—.

Die schweizerdeutsche Mundartforschung will auch von der Volkskunde dauernd aufmerksam verfolgt werden. Zumindest ein Hinweis auf dieses wichtige Buch soll daher auch hier gegeben werden, wenngleich uns keine sprachwissenschaftliche Kritik zusteht. Aber das im Titel angegebene Problem ist auch der Volkskunde zumindest seit Friedrich Maurers bahnbrechendem Werk „Nordgermanen und Alemannen“ (zuerst 1942, nun 1952 schon in 3. Auflage) wohlbekannt, und jeder neue Beitrag dazu verdient daher unsere Aufmerksamkeit. Diese 1952 abgeschlossene Dissertation versucht wieder von Wortparallelen zwischen den Germanen des äußersten Nordens und des äußersten Südens auszugehen. Eine stattliche Zahl von solchen Wortgleichungen wird genau durchgearbeitet. Freilich ergeben sich da recht fragliche Beziehungen. Man vergleiche nur die Schwierigkeiten bei „Helm“, dem weißen Fleck auf der Stirn des Rindviehs, das dem gleichbedeutenden schwed. „hjälm“ gegenübergestellt wird. „Helm“, besonders adjektivisch gebraucht sowie zur Rindernamengebung herangezogen, greift aber weit über das Alemannische hinaus, vor allem im ganzen österreichischen Teil des bairisch-österreichischen Sprachgebietes. Solche Gleichungen besagen also wenig. Es ist aber dennoch gut, daß sie wieder, und zwar aus den verschiedensten Sachgebieten gerade der bäuerlichen Sprache, vorgelegt werden, man lernt da für die verschiedensten Zwecke daraus.

Leopold Schmidt.

Walter Starkie, Auf Zigeunerspuen. Von Magie und Musik, Spiel und Kult der Zigeuner in Geschichte und Gegenwart. Mit einem Beitrag von Walter Dostal. 318 Seiten, mit 69 Bildern im Text und auf Tafeln und 14 Notenbeispielen. München 1957, Carl Hanser Verlag.

Die Zigeunerforschung ist nach dem zweiten Weltkrieg wieder aufgelebt. Österreich hat mit den Arbeiten von Johann Knobloch und Walter Dostal wichtige Beiträge dazu geliefert. Aber nach wie vor sind die Angelsachsen besonders interessiert an dem Thema, dem sie ja auch eine eigene Gesellschaft, die „Gipsy Lore Society“ gewidmet haben, von der auch ein eigenes „Journal“ herausgegeben wird. Aus Großbritannien stammt denn auch Starkie, dem das etwas feuilletonistische, aber eindruckstarke Buch „In Sarah's Tents“ (London 1953) zu verdanken ist. Ein deutscher Verlag hat dieses Buch nun sehr schön übersetzen lassen und eine wirklich nette Ausstattung darauf verwendet. Von besonderem Wert scheint uns, daß dem Wiener Zigeunerforscher Dostal Gelegenheit zu einem Beitrag „Zigeunerleben und Gegenwart“ (S. 275—297) gegeben wurde, der sich weitgehend auf persönliche Aufzeichnungen Dostals in den letzten Jahren in Österreich wie in Ungarn stützt. Der Beitrag ist im Gegensatz zu Starkies etwas romantischen Aufzeichnungen recht nüchtern, also wohl bezeichnend für die Zigeuner-Auffassung einer neuen Generation.

Leopold Schmidt

Europäische Lieder in den Ursprachen. Im Auftrage der Deutschen Unesco-Kommission herausgegeben von Josef Gregor, Friedrich Klausmeier und Egon Kraus. 1. Bd.: Romanische und germanische Sprachen. — Verlag Merseburger, Berlin o. J. (1956).

146 Lieder mit einstimmigen Melodien nebst deutschen Übersetzungen, sozusagen moderne „Stimmen der Völker in Liedern“, Nachfahren

der alten Herder'schen Textsammlung. Kleine Mängel der schönen Ausgabe mit ihren sangbaren Weisen sind gelegentlich fragwürdige Quellen, wie bei Nr. 38 für ein schwedisches Weihnachtslied ein in New York erschienenenes Liederbuch der Familie Trapp, oder für Nrn. 127 und 136 die kleinen Schulausgaben des Österr. Bundesverlages, die ihrerseits auch fast nur kompilatorischer Art sind.

Karl M. Klier

Jahrbuch für Volkskunde der Heimatvertriebenen. Im Auftrag der Kommission für Volkskunde der Heimatvertriebenen im Verband der Vereine für Volkskunde herausgegeben von Alfons Perlick. Bd. II. 263 Seiten. Salzburg 1956 (1957), Otto Müller Verlag.

Die ehemaligen deutschen Sprachinselforscher und ihr Freundeskreis haben sich seit drei Jahren ein eigenes Organ geschaffen. Ihre ungemein rege, betriebsame Tätigkeit hat zunächst versucht, das mitgebrachte Volkskulturgut der Rückwanderer aufzufangen, und dann begonnen, den Prozeß der Eingliederung dieser Menschen in die westdeutschen Lebensverhältnisse von heute zu studieren. So stehen in diesen Bänden Aufzeichnungen noch aus der alten Sprachinselzeit und Neuaufschreibungen, vielfach nach Tonbandgerät-Aufnahmen, nebeneinander, und Beobachtungen und Überlegungen, die sich mit diesen vielfältigen Lebensprozessen beschäftigen. Den Hauptanteil bestreiten die Forscher in Bayern und Baden-Württemberg, wo sich sogar ein eigener „Arbeitskreis heimatvertriebener Volkskundler im Schwäbischen Heimatbund“ gebildet hat.

Der vorliegende II. Band dieses Jahrbuches bringt wertvolle Aufzeichnungen wie die von Johannes Künzig (Urheimat und Kolonistendorf. Ein methodisches Beispiel der gegenseitigen volkskundlichen Aufhellung) und Karl Horak (Das Volkslied in der Bielitzer Sprachinsel): zu Horaks hier vorgelegten Lied-Katalog muß auf seine größere Veröffentlichung „Alte Balladen aus der Bielitzer Sprachinsel“ (Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes, Bd. V, Wien 1956, S. 29 ff.) hingewiesen werden.

Fragen der Eingliederung erörtert vor allem der umfangreiche anspruchsvolle Beitrag von Alfred Karasek „Neusiedlung in Bayern nach 1945“. Was hier an den Heimatvertriebenen beobachtet wird, konnte längst in der Großstadtvolkskunde festgestellt werden, ohne daß wir deshalb einen „Einschnitt in unserer Volksgeschichte“ postuliert hätten. So verständlich es ist, diesen Erscheinungen ein gewisses geschichtliches Gewicht zuzuschreiben, so wenig scheint es mir berechtigt, daraus eine Neuorientierung der Volkskunde selbst abzuleiten. Solche historisch-soziologische Gegenwartsbetrachtungen sind an sich nicht Volkskunde. Es hat keinen Sinn, vom Rande her den Kern einer Disziplin bestimmen zu wollen. Die sozusagen klassische deutsche Volkskunde wird sich auf die Dauer zweifellos als stärker erweisen. Das soll übrigens nicht heißen, daß Karasek als Anreger nicht Dank gebührt. Er sieht die von ihm geschilderten Vorgänge aus nächster Nähe, und hat daher durchaus das Recht zu seiner Art der Formulierung. — Von den übrigen Beiträgen des Bandes gehört „Beharrung und Einfügung. Zur Typik des Einlebens der Flüchtlinge“ von Hermann Bausinger in diesem Zusammenhang erwähnt. Eine Spezialfrage aus dem gleichen Problemkreis schneidet Franz Krins mit „Die neuere Barbaraverehrung in Nordrhein-Westfalen. Ein Beitrag des Ostens zur Volkskunde Westdeutschlands“ an. Aus den verschiedenen Berichten seien die von Künzig (Freiburg), Charlotte Ziegler (Niedersachsen), Perlick (Nordrhein-Westfalen)

und Alfred Cammann (Bremen) hervorgehoben. Barbara Pischel berichtet wie schon im I. Band dieses Jahrbuches so auch hier über ihre spezielle Arbeit in Berlin, wo Großstadtvolkskunde und Heimatvertriebenenforschung Hand in Hand gehen. — Von den Literaturberichter ist diesmal nur einer erschienen, nämlich die sehr umfangreiche referierende Bibliographie von Johannes Künzig „Volkslied, Reim- und Spielgut der Kinder, Brauchtumsspiele, Volkstanz und Volksmusik im schlesischen Stammesbereich“ (S. 199—263).
Leopold Schmidt

Karel Šmirous und Blazena Šotkova, **Volkstrachten in der Tschechoslowakei**. Prag 1956. 76 Seiten und 138 Abb. Verlag Artia.

Wenn man den grauen Alltag erwägt, der auch in den ostmitteleuropäischen Trachten herrscht, wird man verwundert sein, hier eine Sammlung von bunten Farbphotographien vorzufinden, die ein blühendes Trachtenleben von auffallender Farbigkeit vorweisen. Liest man sich dann in die Bemerkungen des Photographen, Šmirous, etwas ein und versucht man aus dem vielseitigen, weiblich temperamentvollen Text von Šotkova den Wirklichkeitsgehalt zu erheben, dann ergibt sich freilich, daß wir es hier fast durchwegs mit zusageplanmäßig erneuerten Trachten zu tun haben. Staatssozialistisch gelenkte Gegenstücke zu unseren „Heimatwerken“ waren und sind hier am Werk, um in besonderen Schongebieten, aber auch in größerer Allgemeinheit für die Erhaltung und bewußte Vorführung der landschaftlich gebundenen älteren Bekleidungsart zu sorgen, etwa unter dem S. 71 angeführten Motto: „Die traditionelle Volkskunst ist heute Gegenstand öffentlicher Fürsorge“. Das wäre also im wesentlichen ein Ergebnis der bisherigen wissenschaftlichen Trachtenforschung, ein Nebenprodukt, das innerhalb des Faches nicht weiter zu berücksichtigen wäre, wenn das Buch nicht doch auch eine Art von Leitfaden der tschechoslowakischen Trachtenkunde wäre, der einzige in deutscher Sprache, der heute in diesem Umfang vorliegt. Šotkova hat nämlich in ihrem Text eine recht ausführliche Darstellung der Erscheinungsfülle und der Geschichte der Trachten in Böhmen, Mähren, Schlesien und der Slowakei gegeben. Gewiß unter einem sehr überheblichen Motto: „Von allen Volkstrachten sind die der slawischen Völker am schönsten“ (S. 5). Gewiß mit mancher gewaltsamen Verbiegung der Geschichte und der vermutlich dortzulande geläufigen Portion antiösterreichischer Einstellung. Gewiß auch mit Vernachlässigung der historischen Tatsache, daß ein volles Drittel der Bevölkerung dieser Länder bis vor kurzem noch Deutsche waren, deren Nachwirkung selbst die zurechtstilisierten Trachten dieser Aufnahmen noch mehr als deutlich erkennen lassen. Gewiß schließlich auch mit einer völlig einseitigen Einschätzung der Sozialgeschichte des Landes, ungefähr von der Tendenz „Das leibeigene Volk aber litt weiter, bedrückt von der Last des Frondienstes. Doch seine Begabung und sein Wille, Schönheit zu schaffen, siegte schließlich über die Unterdrücker“ (S. 52). Wenn man die ungemein weitgehende Förderung der Volkstrachten gerade in der Barock- und Rokokozeit durch die festlichen Trachtenhochzeiten, die „hannakischen Hochzeiten“ am kaiserlichen Hof und ähnliche Dinge, die Šotkova selbst erwähnt, ins Auge faßt, dann wird man sich der Tatsache bewußt, daß dieser Text dauernd zwei verschiedene Sprachen spricht. Für den fachlichen Gebrauch wird man sich diejenigen Teile herausuchen müssen, die objektiv klingen, und die anderen auf das Konto der überstarken Zeitgebundenheit buchen. Die halbwegs objektiven Teile beruhen offenbar auf der jahrzehntelang betriebenen tschechischen Volks-

kunde, nicht zuletzt der Arbeit in den Museen, die ihrerseits für die Photographien zwar nicht ihre Originalbestände zur Verfügung gestellt haben (S. 75), aber doch an der Auswahl der Bilder Anteil nahmen (S. 76). Sehr schade, daß die wohlgegliederten 117 Einzelkapitelchen von Šotkova nicht verraten, auf welche Literatur sie sich stützen. Dafür ist dem wohlausgestatteten Werk eine große Faltkarte als „Orientierungskarte der Trachtengebiete in Böhmen, Mähren und in der Slowakei“ beigegeben, die durch eigens beigezeichnete Ziffern lobenswerterweise gleich auf die Abbildungen im Buch verweist.

Leopold Schmidt

Csete Balázs, **Jászakiséri gyermekjátékok / Kinderspiele aus Jászakisér**. 39 Seiten. Szolnok, 1957.

Das kleine Buch führt uns die reichen Abarten jener Kinderspiele vor, die die Kinder einer charakteristischen ungarischen Gegend, Jazygiens (Jászság), aus Holz, Knochen, Maisstengel usw. herstellen. Bemerkenswerterweise übt neben diesen Spielen vorgeschichtlichen Charakters (Spielzeugtiere aus Knochen) auch das moderne Leben auf die Kinderspiele einen großen Einfluß aus. Die Kinder stellen Flugmaschinen, Kraftwagen, Segelschiffe, Traktoren her. Vom Gesichtspunkt der Geräteforschung sollen auch jene Kinderspiele betrachtet werden, die eine primitive Abart einiger Wirtschaftsgeräte darstellen (Pflug, Egge, Gabel, Schlitten). Das Buch wünscht auch die Aufmerksamkeit der Provinziallehrer und Mittelschullehrer auf die Wichtigkeit und Methode des Sammelns der Kinderspielzeuge zu lenken. Darum orientiert uns das Buch auch über die beim Sammeln der Kinderspielzeuge entstehenden Fragen.

Béla Gunda

Alexander Tietz, **Sagen und Märchen aus den Banater Bergen**. 122 Seiten. Bukarest 1956, Jugendverlag.

Rumänien hat als einziger der Südoststaaten nach dem zweiten Weltkrieg einen Teil seiner deutschen Volksgruppe bewahrt. Es mehren sich die Anzeichen, daß deren wissenschaftliche Betreuung wieder im Ansteigen begriffen ist. Ein sympathisches Zeichen dafür ist das vorliegende, zu Weihnachten 1956 erschienene Bändchen, das Sagen und Märchen aus dem Banater Industriegebiet mit dem Zentrum Reschitz enthält. Es handelt sich größtenteils um gut altösterreichische Geschichten, zum Teil in Mundart wiedergegeben, Geschichten aus der Türkenzeit, von den Heiden, vom Kaiser, von der Ansiedlung der Deutschböhmern, von der Revolution 1848 u. a. m. Der stark bairisch-österreichische Einschlag von den Steirern (in Steierdorf) her macht die Ortsneckereien und Schwänke vertraut. Stofflich sind besonders die zahlreichen Bergmannssagen hervorzuheben, ebenso die Geschichten der aus der Zips eingewanderten Kohlenbrenner. Die Unmittelbarkeit der Formulierung läßt auch sehr geläufige Märchen wie das vom Drachentöter (Die drei Riesen, S. 97 ff.) besonders wertvoll erscheinen, ebenso das Bärenhäuter-märchen (Die Verwunschenen, S. 104 ff.) mit den eingestreuten Versen.

Der Herausgeber hat in den Anmerkungen seine Gewährsmänner angegeben, unter denen die Angehörigen der Märchenerzählerfamilie Wirz in Franzdorf stark hervortreten. Die schöne Sammlung würde zweifellos eine Fortsetzung verdienen, und eine erzählkundliche Kommentierung wäre gleichfalls von großem Nutzen.

Leopold Schmidt

Veera Vallinheim o. Das Spinnen in Finnland. Unter besonderer Berücksichtigung schwedischer Tradition (= Kansatieteellinen Arkisto Bd. 11). 287 Seiten, mit 115 Abb. und Karten. Helsinki 1956. Suomen Muinaismuistoyhistys.

Wieder eine jener vorzüglichen Dissertationen aus der Schule von Kustaa Vilkkuna, die allmählich den ganzen Bestand der Sachkultur Finnlands monographisch aufarbeiten, und erfreulicherweise ihre Ergebnisse in deutscher Sprache darbieten. Die sprachliche Fassung ist selbstverständlich manchmal etwas schwierig, und es ergeben sich ab und zu auch kleine Ungereimtheiten, beispielsweise wenn S. 146, Anm. 1 ein Catull-Zitat in schwedischer Sprache geboten wird! Aber solche Kleinigkeiten, die man eher als Scherz betrachten möchte, hindern in gar keiner Weise, die gut gegliederte Arbeit durchaus positiv zu werten. Sie behandelt zunächst die Garnherstellung, dann speziell die vorbereitende Behandlung des Spinnmaterials (Waschen und Kämmen der Wolle, Zupfen und Auflockern usw., mit den entsprechenden Geräten), ferner die Bearbeitung des Flachses. Daran schließt die ausführliche Besprechung des Wockenstandes und der Befestigung des Spinn gutes zum Spinnen an. Die Verfasserin hat sich insbesondere mit dem Blattrocken beschäftigt und gibt hier wichtige Ergebnisse über die Ornamentik dieser Geräte kund. Einen ausführlichen deskriptiven Teil darüber hat sie aus dieser Arbeit ausgeschieden, wir hoffen diese Studie aber doch bald erscheinen zu sehen. Dann folgt das Kapitel über die Spindel und das Spinnen mit ihr (mit ausführlicher Behandlung auch der vorgeschichtlichen Spinnwirtel) und schließlich der Abschnitt über das Spinnrad und die Arbeit mit ihm, mit einer klaren Gliederung der Spinnradtypen usw. Nicht zu übersehen schließlich die historische Darstellung der Ausbreitung des Spinnrades in Finnland, Nachrichten über Spinnraddrechsler und Spinn schulen, mit den Angaben aus Nachlaßinventaren des 18. Jahrhunderts. Die starken schwedischen Einflüsse sind da allenthalben spürbar. Die Verfasserin hat aber auch besonders in der schwedischen Volkskunde der Gegenwart viel gelernt, ihre Verbreitungskarten entsprechen ganz den Darstellungen von Sigurd Erixon und seiner Schule. Wie nicht anders zu erwarten, hat Erixon und haben die, anderen schwedischen Kollegen die Arbeit auch großzügig gefördert, man merkt dem Buch die vernünftige und friedliche Zusammenarbeit der skandinavischen Volkskunde stark an.

Leopold Schmidt

Anzeigen / Einlauf 1956-57 / Volksschauspiel und Maskenwesen

- Hermann Bausinger, Volkstheater und Theaterspielen (Schwäbische Heimat, Bd. VI, 1955, S. 183—184).
- Hermann Bausinger, Vom geistlichen Schauspiel im alten Ellwangen. Wertvolle Stücke heimatgeschichtlicher Literatur (mit 4 Abb.) (Schwäbische Post, Glückwunscheilage Neujahr 1957, S. 7 und 10).
- Hermann Bausinger, Volkssage und Geschichte (Die Waldenburger Fastnacht) (Württembergisch Franken, Bd. 41, 1957, SA., 24 S.).
- Friedrich Behn, Vorgeschichtliches Maskenbrauchtum (= Berichte über die Verhandlungen der sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig), Berlin 1955. 25 S., 16 Bildtafeln.
- Klaus Beitzl, Les masques de géants processionnels en Autriche (mit 1 Karte) (SA. aus Guetteur Wallon, Nr. 156, September 1956. 9 Seiten).
- Anton Dörrer, Vom Bewegungsspiel zum Standortdrama. Ein Pustertaler Passionsspiel aus den Verbotsjahren (Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, Bd. IV = Karl-Jax-Festschrift, Bd. II, Innsbruck 1955. S. 59—65).
- Anton Dörrer, Weihnachten in Nord- und Osttirol (Tiroler Nachrichten, Weihnachten 1956, S. 1—5).
- Anton Dörrer, Axams, Zähes Festhalten am Passionsspiel (Tiroler Nachrichten, 29. Dezember 1956, Nr. 500, S. 10).
- Anton Dörrer, Heiliggräber, Grabandachten, Karwodspiele. Beispiele aus Tirol (Ostern in Tirol. Herausgegeben von Nikolaus Graf = Schlern-Schriften, Bd. 169. Innsbruck 1957, S. 181—220).
- Hans Galli und A. Senti, Aus Rheinfeldens Theaterleben (Rheinfelder Neujahrsblätter, 1948, S. 29—56).
- Marie Grass-Cornet, Von Palmeseln und tanzenden Engeln (Ostern in Tirol, hg. Nikolaus Grass = Schlern-Schriften Bd. 169. Innsbruck 1957, S. 155—180).
- Ernst Grube, Die abendländisch-christliche Kunst des Mittelalters und das geistliche Schauspiel der Kirche. Eine kritische Untersuchung der theaterwissenschaftlichen Quellenforschung (mit 6 Abb.) (Maske und Kothurn, Vierteljahrsschrift für Theaterwissenschaft, Bd. III, Wien 1957, S. 22—59).
- Gustav Gugitz, Die Marionettenspielerfamilie Hofmann. Ein Beitrag zur Wiener Theatergeschichte des 18. Jahrhunderts (Jahrbuch der Gesellschaft für Wiener Theaterforschung, Bd. 1951/52, S. 118—151).
- Gustav Gugitz, Die Familie Hilverding und ihre theatralische Sendung. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters in Wien (Jahrbuch des Vereins für Geschichte der Stadt Wien, Bd. XI, 1954, S. 71—105).
- Karl Ilg, Zur Pracht der Maskenkostüme in Tirol (mit 10 Abb.) (Tyrol. Natur - Kunst - Volk - Leben, Nr. 11, Herbst 1956, S. 29—54).

- Ludwig Kaff, Mittelalterliche Oster- und Passionsspiele aus Oberösterreich im Spiegel musikwissenschaftlicher Betrachtung (= Schriftenreihe des Instituts für Landeskunde von Oberösterreich, H. 9), Linz 1956. 68 Seiten, Noten im Text, 9 Abb.
- Alfred Karasek-Langer, Kronen und Kopfschmuck im donauschwäbischen Volksschauspiel (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde, München 1956, S. 27—38) (mit Abb.).
- Leopold Kretzenbacher, Palmesel-Umfahrten in Steiermark (Blätter für Heimatkunde, Bd. 27, Graz 1953, S. 85—90).
- Leopold Kretzenbacher, Der Graf von Backenweil. Ein Heimkehrerschauspiel auf dem steirischen Barocktheater (Festschrift für Julius Franz Schütz, herausgegeben von Berthold Sutter, Graz 1954, S. 101—118).
- Leopold Kretzenbacher, Legende und Spiel vom Traumgesicht des Sünders auf der Jenseitswaage. Zum Fortleben und Gehaltwandel einer frühchristlichen Legende um einen „sozialen“ Heiligen (Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde, Bd. VII, Bonn 1956, S. 145—172) (mit 2 Abb.).
- Niko Kuret, Harlekin v Bohinju (slov. mit franz. Resumé) (Slovenski Etnograf, Bd. IX, Laibach 1956, S. 257—252).
- Karl Langosch, Geistliche Spiele. Lateinische Dramen des Mittelalters mit deutschen Versen. Berlin (1957). 284 Seiten.
- Franz Lipp, Lebendiges Ischler Krippenspiel 1654—1954. Zum Altersproblem des letzten großen Volksschauspiels in Oberösterreich (Oberösterreichische Heimatblätter, Bd. IX, Linz 1955, S. 307—313) (mit 5 Abb.).
- Franz Maschek, Salzburg — die wahre Heimat des Klosterneuburger Osterspiels (Unsere Heimat N.-Ö., Bd. XXVII, Wien 1956, S. 53—57).
- René Meurant, Journées d'étude organisées a Mons (Belgique) du 25 au 27 mai 1956. Herausgegeben vom Comité d'Étude des Géants Processionnels dans le Nord de la France, la Belgique et les Pays-Bas. (SA. aus: Guetteur Wallon, Nr. 156, Sept. 1956. 64 Seiten, 1 Karte, 1 Abb.).
- René Meurant, Les géants d'Ath en voyage (L'Écho de la Dendre, Ath, 4. August 1956, SA.).
- René Meurant, Heurs et malheurs des géants luxembourgeois (Arena, Bd. IV, Nr. 4, Brüssel, April 1957, S. 27—32).
- Victor Mezger, Narro und Hänsele. Schwäbisch-Alemannische Volksfasnacht. Fotos: Siegfried Lauterwasser und Toni Schneiders. Lindau 1956. 24 Seiten und 52 Abb.
- Franz Karl Mohr, Winter und Sommer. Ein unbekanntes Streitgedicht (aus Kuttelberg, ehem. Österr. Schlesien) (Der Wächter, Zeitschrift für alle Zweige der Kultur, Bd. 57, Klagenfurt 1956, S. 41—46).
- Hans Moser, Zwei Notburga-Spiele aus dem bayerischen Inntal (Beiträge zur Heimatkunde des nordöstlichen Tirol. Festschrift für Pfarrer Dr. Matthias Mayer = Schlern-Schriften Bd. 158. Innsbruck 1955, S. 151—160).
- Hans Moser, Ein Volksschauspiel von der getreuen Frau Ansberta (Blätter für Heimatkunde, Bd. 28, Graz 1954, S. 39—48).
- Hans Moser, Altes Volkstheater an der Salzach (An Inn und Salzach. Sonderausgabe der Zeitschrift „Bayerland“. Weihnachten 1956, S. 23—26).

- Oskar Moser, Die Kärntner Sternsingbräuche. Beiträge zur Erforschung ihrer Vergangenheit und Gegenwart (Anderluh-Festschrift Lied und Brauch. Aus der Kärntner Volksliedarbeit und Brauchforschung = Kärntner Museumsschriften. Bd. VIII. Klagenfurt 1956. S. 126—164).
- Oskar Moser, Theatergeschichtliches zum Gmünder Hirtenspiel (Carinthia I. Bd. 148. Klagenfurt 1958. S. 417—457).
- Oskar Moser, Das Gailtaler Dreikönigssingen (Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes. Bd. VI. Wien 1957. S. 115—132) (mit 8 Abb.).
- Helmut Nemeec, „I siach von der Weif'n a Liacht'n.“ Das Steyrer Kripperl (Bildreportage) (Große Österreich-Illustrierte, Nr. 51. 20. Dezember 1955. S. 20/21).
- Max Peinkofer, Von niederbayerischen Palmeseln (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde. München 1950. S. 79—85, 10 Abb. auf S. 127—151).
- Erwin Richter, Jedermann und die jüngste-Gericht-Mühle. Von oberbayerischen Jedermann tafeln in Frauenneuharting und Frauenreuth (mit 4 Abb.) (Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes. Bd. IV. Wien 1955. S. 111—121).
- Erwin Richter, Archivalien im Dienste der volkskundlichen Forschung (Mitteilungen für die Archivpflege in Bayern. II. Jg. München 1956. H. 5/4 S. 55—59) (mit Mitteilungen über das Wasserburger Passionsspiel von 1757).
- Hans Rupprich, Die Beschreibungen niederländischer Prozessionsspiele durch Albrecht Dürer und Hieronymus Köler d. Ä. (Maske und Kothurn. Vierteljahrschrift für Theaterwissenschaft. Bd. I. Wien 1955. S. 88—102).
- Friedrich Heinz Schmidt-Ebhausen, Zwei ungarndeutsche Weihnachtsspiele in der neuen Heimat (mit 6 Abb. und Noten) (Zeitschrift für Volkskunde. Bd. 50. Stuttgart 1954. S. 271—289).
- Leopold Schmidt, Karte: Volksglaube, Volksbrauch und Volksschauspiel in Niederösterreich. Teilkarte c) Volksschauspiele der Weihnachtszeit (Atlas von Niederösterreich. Wien 1956).
- Leopold Schmidt, Burgenländisches Maskenbrauchtum des 16. Jahrhunderts (Burgenländische Heimatblätter. Bd. 18. Eisenstadt 1956. S. 108—115).
- Leopold Schmidt, Das steirische Schwankspiel vom Bauern und seinem Weib im Rahmen der Volksüberlieferungen vom Meister Hildebrand (Festschrift für Eduard Castle. Wien 1955. S. 15—52).
- Leopold Schmidt, Volksschauspiel (Deutsche Philologie im Aufriß. Herausgegeben von Wolfgang Stammer. Bd. VIII. Berlin 1956. Sp. 1881—1902).
- Leopold Schmidt, Oskar Eberle † (Maske und Kothurn. Vierteljahrschrift für Theaterwissenschaft. Bd. II. Wien 1956. S. 555—558).
- Leopold Schmidt, Volksschauspiel der Bergleute (= Leobener Grüne Hefte. II. 27). Wien 1957. 75 Seiten. 9 Abb.
- Friedrich Sieber, Glück und Ende einer weihnachtlichen Spielschar (Wunderweiße Nacht. Ein Weihnachtsbuch. Leipzig 1955. S. 55—62).
- F. Smekens, Ommegangen en blijde inkomsten te Antwerpen. Katalog der gleichnamigen Ausstellung im Museum voor Folklore. Eröffnet am 18. Mai 1957. 58 (unpaginierte) Seiten und 9 Abb.
- Karl Spieß, Jedermann. Überlieferungsmäßige Grundlagen des Spiels Vom Kampf um die Seele des Sterbenden (Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes. Bd. III. Wien 1954. S. 120—149).

- Franz Türk. Radenthein. Eine Chronik. Klagenfurt 1957. — Darin S. 192—196: Ein „Hirtenspiel“ in Radenthein. (Aus der handschriftlichen Aufzeichnung durch Edmund Rauter um 1950.)
- Ingeborg Weber-Kellermann. Volkstheater und Nationalfestspiel bei Gottfried Keller (Deutsches Jahrbuch für Volkskunde, Bd. III. Berlin 1957, S. 145—168).
- Geo Widengren. Harlekintracht und Mönchskutte. Clownhut und Derwischmütze. Eine gesellschafts-, religions- und trachtengeschichtliche Studie (Orientalia Suecana, Bd. II, Heft 2—4. Uppsala 1955, S. 41—111. Mit 18 Abb. und 1 Farbtafel).
- (J. Wilms. Frans M. Olbrechts und Adr. G. Claerhout). Het Masker. Alle volken — Alle tijden. Die Maske. Alle Völker — Alle Zeiten. Antwerpen. Koninklijk Museum voor Schone Kunsten. 1956. 72 Seiten. 70 Abb. im Anhang. 6 Kartenskizzen. Deutsche Textbeilage.
- Othmar Wonisch. Das St. Lambrecht Passionsspiel von 1606. Passio Domini und Dialogus in Epiphania Domini des Johannes Geiger (= Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. XI). Wien 1957. VIII und 96 Seiten.
- Othmar Wonisch. Die Theaterkultur des Stiftes St. Lambrecht (= Zeitschrift des Historischen Vereins für Steiermark. Sonderband 2). Graz 1957. 75 Seiten.
- Rudolf Zejko. Príspevky k štúdiu slovenských betlehemských hier (Beiträge zum Studium slowakischer Weihnachtsspiele) (Slovensky Narodopis, Bd. IV, Bratislava 1956, S. 17—44, 117—156).
- Elli Zenker. Wie das Christkindl auch zur alten Reslmah kam (Christkindlspiel aus dem Bakonyerwald) (Junges Volk. Schul- und Jugendrotkreuz-Zeitschrift, Bd. VIII, Wien 1952, H. 4, S. 11—15).
- Heinrich Zillich. Weihnachtsbräuche in Siebenbürgen (Südostdeutsche Heimatblätter, Bd. V, 1956, S. 154—159) (Beschreibung des siebenbürgischen Herodesspieles nach Erwin Wittstock. abends Gäste Gestalten und Geschichten. Berlin 1958, S. 84 ff.).

Gedruckt mit Unterstützung der Stadt Wien aus Mitteln des Kultur-
groschens 1957 auf Antrag des Notringes der wissenschaftlichen Ver-
bände Österreichs.

Wien 1957

Selbstverlag des Vereines für Volkskunde

Alle Rechte vorbehalten

Druck: Holzwarth & Berger, Wien I